JULES MICHELET
GESCHICHTE DER FRANZOESISCHEN REVOLUTION



Geschichte der französischen Revolution

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BEARBEITET
UND HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH M. KIRCHEISEN
NACH DER ÜBERSETZUNG VON
RICHARD KÜHN

BAND 3—4

GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 3

DIE FLUCHT DES KÖNIGS
NACH VARENNES UND IHRE FOLGEN



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Erstes Kapitel

Auftakt zur Schreckenszeit

Marats Wut und Leichtsinn. — Welche Ideen wollte er verwirklichen? — War er Kommunist? — Welche Gesichtspunkte enthalten seine Blätter? — Marats Vorleben. — Geburt und Erziehung. — Seine ersten politischen und philosophischen Werke. — Marat beim Grafen Artois. — Seine Physik, seine Angriffe gegen Newton und Franklin. — Er gründet den „Ami du Peuple“. — Seine Vorbilder. — Sein zurückgezogenes, arbeitsames Leben. — Seine Prophezeihungen. — Marat geht gegen seine Feinde vor. — Die Gerichte wagen nicht, Marat zu verurteilen (Januar 1791). — Warum die gesamte Presse sich an Marat anschloß.

Das Jahr 1791, das der Vorgang vom 4. Januar traurig eröffnet, bringt anfänglich einen verhängnisvollen Umschwung, eine Verleugnung des Grundgesetzes der Revolution: die Freiheit, der Freiheit Rechte mit Füßen tretend, den Aufruf an die offene Gewalt.

Von wem geht der Appell an die Gewalt aus? Überraschenderweise von den gebildetsten Männern. Juristen, Ärzte, Gelehrte, Schriftsteller, die Männer des Geistes treiben die blinde Menge und wollen die Dinge des Geistes durch die physische Tat entscheiden.

Marat war es gelungen, in Paris gleichsam einen Krieg zwischen den Siegern der Bastille zu entzünden. Hullin und andere, die in die besoldete Nationalgarde eingetreten waren, wurden durch ihn der Rache des Volkes bezeichnet als „Spione Lafayettes“. Marat begnügte sich nicht damit, ihre Namen zu nennen, er fügte ihre Adresse hinzu, Straße und Nummer, damit man sie nicht lange zu suchen brauchte, um sie zu erwürgen. Seine Blätter waren eigentliche Listen, auf die er leichtsinnig, ohne Untersuchung und Nachprüfung, die Namen setzte, die man ihm angab. Namen, die der Menschheit seit dem 14. Juli teuer waren: der tapfere Elie zum Beispiel und Herr de la Salle, den die Undankbarkeit der neuen Regierung vergessen hatte, standen darauf, mitten unter den anderen. Marat gesteht selbst, er habe in der Eile La Salle mit dem Ungeheuer von Sade verwechselt, dem verruchten, blutrünstigen Autor. Ein anderes Mal nannte er unter den Gemäßigten, den Anhängern Lafayettes, Maillard, den Mann vom 5. Oktober, den Richter vom 2. September.

Trotz all dieser Gewaltsamkeiten und trotz des verbrecherischen Leichtsinns fesselt mich offen gestanden Marats sichtlich aufrichtige

Empörung gegen die Mißbräuche an ihn. Auch gebietet der große Name „Freund des Volkes" der Geschichte eine strenge Prüfung. Ich bin also mit größter Sorgfalt dem Prozeß dieses sonderbaren Menschen nachgegangen, habe mit der Feder in der Hand seine Blätter, seine Flugschriften, alle seine Werke gelesen [1]). Ich wußte aus vielen Beispielen, wie leicht das Gefühl des Rechtes, Unwille und Mitleid für den Unterdrückten, zu heftigen und bisweilen grausamen Leidenschaften werden können. Wer hat nicht hundertmal gesehen, wie Frauen beim Anblick eines geprügelten Kindes oder eines grausam mißhandelten Tieres sich zur äußersten Wut fortreißen ließen? Ist Marat, wie manche zu glauben scheinen, nur aus Mitgefühl so wütend gewesen? Das ist die erste Frage.

Wenn es so ist, dann muß man gestehen, daß das Mitgefühl seltsame, wunderliche Wirkungen hervorbringt. Marat verlangt nicht nur ein strenges Urteil, eine harte Bestrafung derer, die er anklagt; der Tod allein genügt ihm nicht. Seine Einbildungskraft begehrt Foltern: er möchte Scheiterhaufen sehen, Feuer [2]), greuliche Verstümmelungen: „Zeichnet sie mit glühendem Eisen, schneidet ihnen die Daumen ab; spaltet ihnen die Zunge [3]) usw. usw."

Wer auch der Gegenstand dieser Ausbrüche sein mag, ob man ihn für schuldig hält oder nicht: sie erniedrigen in jedem Falle den, der sich ihnen überläßt. Das ist nicht der schwere, der heilige Zorn eines von der Liebe zur Gerechtigkeit wahrhaft durchdrungenen Herzens. Eher könnte man das Rasen eines außer sich geratenen Weibes darin erblicken, eines Weibes, das hysterische Wutausbrüche hat und der Fallsucht nahe ist.

Noch erstaunlicher ist, daß diese wahnsinnige Wut, die man aus übertriebenem Fanatismus erklären möchte, durchaus nicht einer festumrissenen, darstellbaren Anschauung entspringt. Soviel Unentschiedenheit bei soviel leidenschaftlicher Erregung, das ist ein sonderbares Schauspiel. Wütend rennt er daher . . . wohin rennt er? Das weiß er selbst nicht.

Wenn wir Marats Prinzipien suchen wollen, dann dürfen wir uns offenbar nicht an die Werke seiner Jugend wenden (ich werde so-

[1]) Man begreift, daß ich mich in diesem Prozeß auf keinen der Feinde Marats beziehen zu können geglaubt habe; in der Hauptsache habe ich meine Angaben aus seinen Werken selbst geschöpft; auf sein eigenes Zeugnis hin will ich ihn verurteilen oder freisprechen.

[2]) Ami du Peuple, Nr. 327, S. 3, 1. Januar 1791; — Nr. 351, S. 8, 25. Januar 1791.

[3]) Ebenda, Nr. 305, S. 7, 9. Dezember 1790; — Nr. 325, S. 4, 30. Dezember 1790 usw.

gleich davon sprechen), sondern an die seiner vollen Reife, aus den Jahren 1789 und 1790, als die Größe des Augenblicks seine Kraft mehren und ihn über sich selbst hinausheben mußte. Von dem „Ami du Peuple“, der damals begonnen wurde, abgesehen, veröffentlichte Marat im Jahre 1789: „La Constitution, ou projet de déclaration des droits, suivi d'un plan de constitution juste, sage et libre“ („Die Verfassung oder Projekt einer Erklärung der Rechte, gefolgt von dem Entwurf einer gerechten, weisen und freien Verfassung“); — außerdem im Jahre 1790: „Plan de législation criminelle“ („Strafgesetzentwurf“), von dem er schon 1780 eine Probe gegeben hatte. Das letztere Werk bot er der Nationalversammlung an.

Vom politischen Gesichtspunkte aus unterscheiden sich diese äußerst schwachen Werke in nichts von den zahllosen Schriften, die damals erschienen. Marat erweist sich darin als Royalist und kommt zu dem Schluß, in jedem großen Staate müsse die Form der Regierung monarchisch sein, einzig die Monarchie sei für Frankreich geeignet („Constitution“, S. 17). Der Fürst darf nur in seinen Ministern zur Rechenschaft gezogen werden, seine Person ist heilig (S. 43). Noch im Februar 1791 ist Marat Royalist.

Untersucht man den sozialen Gesichtspunkt, so findet man ebensowenig etwas, was dem Verfasser eigentümlich wäre. Immerhin weiß man ihm Dank für die besondere Aufmerksamkeit, die er dem Schicksal der Frauen widmet, und für seine Sorge, die Zügellosigkeit zu unterdrücken. Dieser Teil seines „Plan de législation criminelle“ ist sehr ausführlich geworden. Er enthält nützliche Bemerkungen und Gedanken, um deretwillen man ihm unschickliche und wenig angebrachte Einzelheiten verzeiht (z. B. die Schilderung des alten Wüstlings usw. „Législation“, S. 101).

Die Heilmittel, die der Verfasser gegen die Krankheiten der Gesellschaft anwenden will, sind wenig ernsthaft, und man sollte nicht erwarten, sie von einem Manne seines Alters und seiner Erfahrung, von einem fünfundvierzig Jahre alten Arzte vorgeschlagen zu sehen. In der „Législation criminelle“ verlangt er mittelalterliche Strafbestimmungen gegen Gotteslästerung und Heiligtumsschändung (öffentliche Abbitte an den Kirchentüren usw., S. 119—120), und in der „Constitution“ spricht er nichtsdestoweniger leichtfertig über das Christentum und die Religionen im allgemeinen (S. 57).

Diese beiden Werke hätten sicher keinerlei Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, wenn der Verfasser nicht von einem Gedanken ausgegangen wäre, der immer gut aufgenommen wird, und der damals

in der äußersten Notlage der mit der Sorge um hunderttausend Arme überbürdeten Hauptstadt ganz besonders Anklang finden mußte: die Schwäche und Ungewißheit des Eigentumsrechtes, das Recht des Armen auf Teilung usw.

In seinem Verfassungsentwurf (S. 7) spricht Marat von den Rechten des Menschen und sagt wörtlich: „Wenn ein Mensch an allem Mangel leidet, dann hat er das Recht, einem anderen den Überfluß zu entreißen, von dem dieser strotzt. Was sage ich? Er hat das Recht, ihm das Notwendige zu entreißen, und ehe er selbst Hungers stirbt, hat er das Recht, jenen zu erwürgen und sein zuckendes Fleisch zu verschlingen." — In einer Anmerkung fügt er hinzu (S. 6): „Mag ein Mensch noch so schlimme Attentate begehen und noch so große Verheerungen unter seinesgleichen anrichten, er stört die Ordnung der Natur nicht mehr, als ein Wolf, der ein Lamm erwürgt." — In seinem Buche über den Menschen (erschienen 1775) hatte er schon gesagt: „Das Mitleid ist ein künstliches, in der Gesellschaft erworbenes Gefühl . . . Sprecht den Menschen niemals von den Ideen der Güte, der Milde, des Wohltuns, und er wird sein ganzes Leben lang nicht einmal den Namen Mitleid kennen." (I, 165.)

Das ist nach Marat der Naturzustand. Ein furchtbarer Zustand! Das Recht, seinesgleichen nicht nur den etwaigen Überfluß zu nehmen, sondern auch das ihm selbst Notwendige, sogar sein Fleisch — und es zu verzehren!

Danach müßte man annehmen, daß Marat noch viel weiter geht als Morelly, Babeuf usw., daß er entweder die vollkommene Gütergemeinschaft begründen will oder die strenge Gleichheit des Eigentums. Man würde sich täuschen. Er sagt („Constitution", S. 12): „Eine solche Gleichheit könnte in der Gesellschaft nicht bestehen, sie besteht nicht einmal in der Natur." Man darf lediglich den Wunsch haben, ihr möglichst nahe zu kommen. Er gesteht („Législation criminelle", S. 19), daß die Teilung des Bodens, wenn sie gerecht sein soll, unmöglich und undurchführbar ist.

Marat verlegt das fürchterliche Recht, dem Nachbar selbst das Notwendige zu nehmen, in den Naturzustand, der der Gesellschaft vorangeht. Erkennt er im Gesellschaftszustande das Eigentum an? Im allgemeinen ja. Indessen beschränkt er es auf Seite 18 seiner „Législation criminelle" auf die Frucht der Arbeit, ohne es auf den Boden auszudehnen, dem diese Frucht entstammt.

Im ganzen ist er als Sozialist, wenn man ihm diesen Namen geben will, ein wankelmütiger, sehr wenig konsequenter Eklektiker. Man müßte — was ich hier nicht tun kann —, um ihn zu würdigen,

die Geschichte des alten Paradoxons schreiben, dem Marat sich immer näherte, ohne ihm ganz zu verfallen, die Geschichte jener Lehre, die einer unserer Zeitgenossen[*]) in drei Worten formuliert hat: „Eigentum ist Diebstahl." Eine verneinende Lehre, die mehreren, im übrigen sehr verschiedenen Sekten gemeinsam ist.

Nichts ist leichter, als eine in Gerechtigkeit und Liebe vollkommene, außerdem reine und enthaltsame (eine wesentliche Bedingung!) Gesellschaft anzunehmen, die eine absolute Gütergemeinschaft gründen und aufrecht erhalten würde. Die Gütergemeinschaft ist sehr leicht, wenn man die Gemeinschaft der Herzen besitzt. Und wer ist nicht Kommunist in der Liebe, in der Freundschaft? Man kann hier das Beispiel zweier Männer aus dem letzten Jahrhundert nennen, Pechméja und Dubreuil, die zusammen lebten und starben. Pechméja versuchte in einer Prosadichtung (dem „Télèphe", unglücklicherweise ein schwaches und wenig interessantes Werk), die anderen an der rührend-sanften Freude teilnehmen zu lassen, die er in dem Gedanken empfand, nichts sein eigen zu nennen, als seinen Freund.

Der „Télèphe" des Pechméja lehrte den Kommunismus nicht wirksamer, als es die „Basiliade" von Morelly und dessen „Code de la nature" getan hatten. Alle Dichtungen und Systeme, die über diese Lehre entstehen, setzen das als Ausgangspunkt voraus, was von allem am schwersten ist, und was das höchste Ziel sein müßte: die Einheit des Willens.

Um auf Marat zurückzukommen, so scheint er von der Tragweite dieser Fragen keine Ahnung zu haben. Er stellt sie an den Anfang seiner Bücher, wie um die Menge anzulocken, die Trommel zu schlagen, sich Gehör zu verschaffen. Dann aber kommt er nicht weiter damit. Klar wird nur, daß er eine umfangreiche soziale Wohltätigkeit will, besonders auf Kosten der Reichen: dagegen ist nichts zu sagen, nur müßte er besser erklären, wie er sich die Ausführung denkt. Zweifellos ist es traurig, wenn man sieht, wie eine Steuer auf dem Armen lastet und den Reichen verschont; die Steuer darf nur die treffen, die bezahlen können. Aber der Politiker soll sich nicht, wie Marat, mit Klagen, mit Geschrei, mit Wünschen begnügen, sondern Hilfsmittel vorschlagen. Das heißt nicht der Schwierigkeiten Herr werden, sich, wie alle Schwärmer dieser Art, auf die mutmaßliche Vortrefflichkeit der Beamten der Zukunft verlassen und zum Beispiel zu sagen: „Man gebe einem Ehrenmann die Leitung der Sache und einem unbescholtenen Beamten die Aufsicht." (Marat, Législation criminelle; Seite 26.)

[*]) Proudhon.

Beweist er in seinem Blatt, angesichts der Forderungen der Zeit, mehr praktische Einsicht? Nicht mehr. Man findet nur sehr unzusammenhängende und nichtssagende Dinge darin, keine neuen Auswege, nichts, was den Namen Theorie verdiente.

Als die Gemeinde in den Besitz der Klöster und anderer der Geistlichkeit gehörender Gebäude gelangte, machte er den Vorschlag, Werkstätten darin einzurichten für die Armen, bedürftige Familien in den Zellen unterzubringen, in den Betten der Mönche und Nonnen. (11. und 14. Juni 1790.) Doch stellte er keinerlei allgemeine Formel auf für die vom Staate zu leistende Arbeit.

Als das Gewerbesteuergesetz, die Not in Paris, die Forderungen einer Erhöhung der Löhne seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, wußte er zur Abhilfe nichts anderes vorzuschlagen als die Wiedereinführung von langen, strengen Lehrzeiten, von Befähigungsnachweisen, als „anständige Preise für die Leistungen von Lohnarbeitern, Überweisung von Mitteln zur Gründung eigener Geschäfte an solche Arbeiter, die sich drei Jahre lang gut führen". — Wer unverheiratet blieb, sollte die Beträge nach zehn Jahren zurückzahlen.

Welche Fonds waren reich genug, um eine so große Bevölkerungsklasse auszustatten? Die Frage beantwortet Marat nicht; nur gibt er bei einer anderen Gelegenheit den Armen den Rat, sich mit den Soldaten zu verbinden, sich für ihren Lebensunterhalt eine Anweisung auf die Nationalgüter geben zu lassen, die Ländereien und die Reichtümer der Verbrecher zu teilen, die ihr Gold vergraben haben, um sie durch den Hunger zu zwingen, sich wieder unter das Joch zu beugen usw.

Ich wollte vor allem prüfen, ob Marat im Jahre 1790, als er ein so ungeheures Ansehen beim Volk gewann, eine allgemeine Theorie aufgestellt hat, ein Prinzip, auf dem sich seine Autorität gründet. Die Prüfung hat ein negatives Ergebnis. Es gibt keine Theorie von Marat.

Ich kann mich jetzt seinem Vorleben wieder zuwenden und seine Jugendwerke daraufhin durchsehen, ob sich nicht zufällig in ihnen jenes Prinzip findet, aus dem er vielleicht nur die Schlußfolgerungen ziehen zu brauchen geglaubt hat.

Marat oder Mara, ein Sardinier von Geburt, kam aus der Umgegend von Neufchâtel, wie Rousseau aus Genf [4*]). Er war zehn Jahre

[4*]) Nicht Jean-Paul Marat, der Revolutionär, sondern sein Vater Jean-Baptiste Mara(t) stammte aus Cagliari in Sardinien. Dieser hatte sich um 1740 als Maler und Zeichner in Genf niedergelassen, wo er am 21. Dezember desselben Jahres Louise Cabrol heiratete, die Tochter eines protestantischen

alt, als sein berühmter Landsmann 1754 die Rede über die Ungleichheit in die Welt schickte, zwanzig Jahre alt, als Rousseau das Königtum der öffentlichen Meinung gewann, zugleich aber auch Verfolgung und Verbannung erfuhr, in die Schweiz zurückkehrte, um eine Zuflucht zu suchen und in das Fürstentum Neufchâtel flüchtete. Das glühende Interesse, dessen Gegenstand Rousseau war, da sich die Augen der Welt auf ihn richteten; das Phänomen eines Schriftstellers, vor dem man alle Könige vergaß — Voltaire nicht ausgenommen —, die tränenreiche Zärtlichkeit der Frauen für ihn (man könnte es Verliebtheit nennen), all das wirkte auf Marat. Er hatte, wie er selbst erzählt, eine sehr empfindsame, sehr leidenschaftliche Mutter, die, einsam in ihrem Schweizerdorf, tugendhaft und phantastisch, ihren brennenden Eifer daran wandte, einen großen Mann, einen Rousseau aus ihm zu machen. Darin wurde sie von ihrem Gatten sehr gut unterstützt; der war ein würdiger, weiser und arbeitsamer Prediger, der dem Kinde frühzeitig von seiner Weisheit eintrichterte, soviel er konnte. Das natürliche Ergebnis dieser vereinten Bemühungen war eine Überheizung des jungen Kopfes. Die Krankheit Rousseaus, der Hochmut, wurde bei Marat zur Eitelkeit, aber zur Eitelkeit in der zehnten Stufe. Er wurde der Affe Rousseaus.

Man muß ihn selbst hören (im „Ami du peuple“ von 1793): „Mit fünf Jahren wollte ich Schulmeister werden, mit fünfzehn Professor, mit achtzehn Schriftsteller, mit zwanzig schöpferisches Genie.“ — Nachdem er weiter von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten ge-

Perückenmachers aus Castres in Languedoc, der gleichfalls in Genf lebte. Auch Mara war Protestant, doch soll die Familie von spanischen Juden abstammen, was indes nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen ist. Jean Mara, der sich auch Maza schrieb, starb 1783 in bescheidenen Verhältnissen. In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich als Sprachlehrer betätigt, um seine zahlreiche Familie (4 Söhne, 2 Töchter) zu ernähren. Der Verkauf seines gesamten Nachlasses — darunter auch eine Bibliothek, die 134 Pfund wog und nach Gewicht verkauft wurde — ergab 638 Gulden. Jean-Paul Marat, der Revolutionär (geb. 24. Mai 1743 in Boudry) verließ als junger Mann die Heimat, um in Bordeaux und später in England Sprachen, Philosophie, Medizin und Naturwissenschaften zu studieren; er selbst nannte sich Etudiant en humanité. Sein Bruder Henri (geb. 1745) wurde Professor für französische Sprache und Literatur am kaiserlichen Lyzeum in Zarskoje-Selo, das von den Söhnen des russischen Hochadels besucht wurde. David, der dritte Bruder (geb. 1756) studierte in Genf Theologie — seine weiteren Schicksale sind nicht bekannt. Jean-Pierre, der jüngste (geb. 1767), lernte als Uhrmacher; 1791 heiratete er die Tochter eines Juweliers aus Vandoeuvres bei Genf und starb 1846 im Alter von 79 Jahren in Karlsruhe. Seine Nachkommen führen seit 1843 wieder den spanisch-sardinischen Namen Mara. Vergl. Dr. Cabanès, Marat inconnu, 3. éd. Paris, s. a.
Anmerkung des Herausgebers.

sprochen hat (zwanzig Bände physikalischer Entdeckungen, sagt er), fährt er kaltblütig fort: „Ich glaube, alle Kombinationen des menschlichen Geistes in bezug auf Moral, Philosophie und Politik erschöpft zu haben.“

Wie Rousseau und wie die meisten seiner Landsleute zog er frühzeitig in die Welt, um Geld zu verdienen; nützlicher, als die ziemlich ungeordneten Bestandteile seiner geistigen Ausrüstung war ihm das Talent, von einfachen Leuten erprobte Arzneimittel zu erfahren; all diese Schweizer aus dem Gebirge sind ein wenig Botaniker usw. Marat nennt sich gewöhnlich Doktor der Medizin. Ich habe nicht feststellen können, ob er den Titel wirklich besaß.

Diese unsichere Hilfsquelle war nicht ergiebig genug, als daß er nicht nach dem Beispiele Rousseaus und des Helden der „Nouvelle Héloïse“ bisweilen Erzieher- und Sprachlehrerstellen hätte annehmen müssen. Als solcher und als Arzt hatte er Gelegenheit, sich bei Frauen einzuschmeicheln; er war eine Zeitlang der Saint-Preux einer Julie, die er geheilt hatte. Diese Julie, eine von ihrem Gatten krank gewordene und verlassene Gräfin, war mehr für den Eifer des jungen Arztes empfänglich als für sein Äußeres. Marat war sehr klein, er hatte ein breites, knochiges Gesicht und eine platte Nase. Außerdem besaß er aber unbestreitbare Vorzüge, Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, unermüdlichen Fleiß, viel, viel zu viel Feuer; doch verdarb die Selbstgefälligkeit alles in ihm.

Immer hat die Schweiz England mit Sprachlehrern und Gouvernanten versorgt. 1772 gab Marat in Edinburg französischen Unterricht. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt, hatte viel gelernt, gelesen, geschrieben, aber noch nichts veröffentlicht. Gerade in diesem Jahre ging die Veröffentlichung der „Lettres de Junius“ zu Ende, dieser aufsehenerregenden und doch so geheimnisvollen Flugschriften, deren Verfasser man niemals erfahren hat, und die dem damaligen Ministerium einen furchtbaren Schlag versetzten. Neuwahlen standen bevor, England war in lebhafter Bewegung. Marat, der Augenzeuge des furchtbaren Aufstandes zugunsten Wilkes gewesen war (er spricht noch zwanzig Jahre später davon), Marat, der diesen so plötzlich zum Sheriff und Lordmayor von London gewordenen Schriftsteller bewunderte und ihm zweifellos seinen Triumph neidete, schrieb ein englisches Pamphlet, dem er (wie Junius) durch die Anonymität einen besonderen Reiz gab: „Les chaînes de l'esclavage“ (Die Ketten der Sklaverei) 1774. Dies Buch ist nach den Worten des Verfassers rasch hingeworfen, oft spürt man den Einfluß Raynals, der gerade erschienen war; es ist voller Tatsachen, voller verschiedenster Untersuchungen; die Anlage ist nicht schlecht,

unglücklicherweise ist die Ausführung sehr schwach, der Stil abgeschmackt und hochtrabend. Wenig Gesichtspunkte, geringes Schwergewicht, ein ganz unrichtiges Gefühl für England; der Verfasser glaubt, daß alle Gefahr von der Krone her droht; er weiß durchaus nicht, daß England vor allem eine Aristokratie ist.

1772 erschien in London ein französisches Buch und erregte Aufsehen, ein nachgelassenes Werk des Helvetius, gleichsam eine Fortsetzung des Buches „De l'Esprit"; es trug den Titel: „L'Homme". Marat verlor keine Zeit. 1773 veröffentlichte er in englischer Sprache den ersten Band einer Gegenschrift, die in weitschweifiger Breite auf drei Bände anschwoll und 1775 unter folgendem Titel von ihm herausgegeben wurde: „De l'Homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme." („Über den Menschen, oder von den Prinzipien und Gesetzen des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele.")

Dieses Hin- und Herschwanken, das wir in Marats politischen Büchern und Blättern beobachtet haben, wird in diesem Werke über Physiologie und Psychologie besonders deutlich. Er ist scheinbar Spiritualist, denn er erklärt, Seele und Körper seien zwei verschiedene Substanzen; aber die Seele hat keinen Vorteil davon. Marat macht sie völlig vom Körper abhängig und erklärt, das, was wir moralische und intellektuelle Eigenschaften nennen: Mut, Offenheit, Zärtlichkeit, Weisheit, Vernunft, Einbildungskraft, Scharfsinn usw. seien nicht etwa dem Geist oder dem Herzen anhaftende Eigenschaften, sondern Existenzformen der Seele, die von dem Zustand der Körperorgane abhängen (Bd. II, S. 377). Im Gegensatz zu den Spiritualisten glaubt er an einen bestimmten Sitz der Seele: er verlegt sie in die Hirnhaut. Er hat eine tiefe Verachtung gegen das Haupt des modernen Spiritualismus, Descartes. In der Psychologie folgt er Locke, den er abschreibt, ohne ihn zu zitieren (Bd. II und III, passim). In moralischen Dingen achtet und lobt er La Rochefoucauld (Vorrede, S. VII, XII). Mitleid und Gerechtigkeit sind nach seiner Ansicht keine natürlichen Gefühle, sondern erworbene, künstliche (Bd. I, S. 165 und 224, Anm.). Er versichert, im Naturzustand sei der Mensch notwendigerweise ein feiges Wesen. Er vermeint zu beweisen, „daß es keine starken Seelen gibt, denn jeder Mensch ist wehrlos dem Gefühl unterworfen und der Sklave der Leidenschaften" (Bd. II, S. 187).

Was die Verbindung der beiden Substanzen anlangt, so verspricht er neue und entscheidende Feststellungen. Tatsächlich gibt er keine, er bringt nichts, als die triviale Hypothese eines gewissen Nervenfluidums. Nur belehrt er uns, dieses Fluidum sei nicht durchaus

gallertartig, und der Beweis: Spirituosen, die das Nervenfluidum bekanntlich mächtig beleben, enthalten kein Gallert (Bd. I, S. 56).

Alles andere ist gleichen Ranges. Man erfährt, daß der traurige Mensch die Traurigkeit liebt und andere, ebenso neue Dinge. Anderseits versichert der Verfasser, eine Wunde sei keine Sensation; Zurückhaltung sei die Tugend solcher Seelen, die mit Organen aus zu lockeren oder zu festen Fasern verbunden seien, usw.

Wenn das Werk eine Kritik wert wäre, so könnte man ihm besonders seine Unentschiedenheit vorwerfen. Marat nimmt hier keineswegs die Haltung eines mutigen Schülers Rousseaus gegen die Philosophen an. Er wagt ein paar schwache Angriffe gegen deren alten Führer Voltaire, den er in einer Anmerkung unter die Verfasser zählt, die aus dem Menschen ein Rätsel machen: „Hume, Voltaire, Bousset, Racine (!), Pascal." Auf diesen Angriff antwortete der boshafte Greis mit einem geistreichen, witzigen, scharfsinnigen Artikel, worin er, ohne sich auf die Sache selbst einzulassen, nur den Verfasser zeigt, wie er ist: ein lächerlicher Mensch; das ist heute Mode, sagt er: „Überall sieht man Harlekin, wie er zur Belustigung der Leute Purzelbäume schlägt." („Mélanges littéraires", Bd. XLVIII, S. 234; Oktavausgabe 1784.)

Obgleich Marat viel von dem wunderbaren Erfolg seiner Bücher in England spricht und von den goldenen Tabaksdosen, die man ihm schickte, kehrte er sehr arm zurück. Damals, erzählt man, war er bisweilen genötigt, seine Arzneimittel auf den öffentlichen Plätzen in Paris zu verkaufen. Indessen konnte sein letztes Buch ihn empfehlen; ein sogenannt-spiritualistischer Arzt mußte dem Hof gefallen: ein Buch über galante Medizin (ich habe vergessen, diese Seite des Buches „De l'Homme" zu erwähnen) mußte Anklang finden bei den jungen Leuten am Hof des Grafen Artois. Tatsächlich bekommt die Darstellung oft eine galante Färbung, zweideutige oder sentimentale Szenen sind darin, erlauschte Geständnisse und Freuden usw., ganz abgesehen von den nützlichen Bemerkungen über die Wirkung der Erschöpfung. Marat bekam eine Stelle im Haushalt des jungen Prinzen, versah zuerst den niedrigen Dienst eines Arztes in den Ställen und bekam dann den höheren Titel eines Arztes in der prinzlichen Leibwache.

Es gehört zu den traurigen Kapiteln des ancien régime, daß wenig, sehr wenig Schriftsteller und Gelehrte, die später Politiker wurden, hoher Protektion hatten entbehren können; alle waren schutzbedürftig. Beaumarchais war zuerst bei den Prinzessinnen, dann bei Duverney; Mably bei dem Kardinal von Teucin; Chamfort beim Prinzen Condé, Rulhière bei Monsieur; Malouet bei Madame Adé-

laïde; Laclos bei Madame de Genlis; Brissot bei dem Herzog von Orleans usw., Vergniaud wurde durch die Fürsprache Turgots und Dupatys erzogen, Robespierre durch den Abt von Saint-Waast, Desmoulins durch das Domstift von Laon usw. Marat suchte erst spät und notgedrungen die Protektion des Grafen Artois zu erlangen; er war zwölf Jahre in dessen Hause.

In seiner neuen Stellung versagte er sich jede politische oder philosophische Publikation und kehrte ganz zu seiner wissenschaftlichen Arbeit zurück. Sein streitbarer Geist, der gegen Voltaire und die Philosophen keinen Erfolg gehabt hatte, band nun mit Newton an. Er versuchte nichts weniger, als diesen Gott vom Altar zu stürzen, und unternahm eine Reihe hastiger, leidenschaftlicher, leichtsinniger Versuche, um die „Optik" Newtons zu vernichten, die er nicht einmal verstand[5]). Da er den französischen Gelehrten wenig traute, so lud er Franklin ein, seine Versuche anzusehen. Franklin bewunderte seine Geschicklichkeit, gab aber kein Urteil ab über die eigentliche Frage, und Marat, damit wenig zufrieden, machte sich sofort daran, gegen Franklin zu arbeiten. Er wollte dessen Theorie über die Elektrizität zunichte machen, und um sich auf ein erlauchtes Zeugnis stützen zu können, hatte er Volta zur Begutachtung eingeladen. Doch bekam er Voltas Zustimmung nicht.

Der Physiker Charles, der durch die Verbesserung des Luftballons berühmt wurde, hat einem meiner Freunde, einem sehr bekannten Gelehrten, oft erzählt, er habe Marat eines Tages in flagranti ertappt. Marat behauptete, Harz gefunden zu haben, das einen vollkommenen Elektrizitätsleiter darstelle. Charles betastete das Harz und fand eine Nadel darin verborgen, das war das ganze Geheimnis.

Beim Anbruch der Revolution war Marat im Hause des Grafen

---

[5]) Wenn man sich auf den Fortsetzer des Montucla berufen wollte (Bd. III, S. 595), so könnte man glauben, Marat habe in der Optik selbst das nicht gekannt, was man schon vor Newton wußte, und was Descartes vorzüglich gesagt hatte. — Aber dieser Fortsetzer ist Lalande, der von Marat verfolgt wurde, und dessen Zeugnis über jenen man folglich nicht trauen darf. Ich habe mich danach erkundigt, was die berühmtesten Physiker unserer Zeit über diesen Gegenstand denken, die an dieser allen historischen Frage ganz uninteressiert sind; sie haben mir versichert, Marat habe tatsächlich Newtons Versuche schlecht verstanden, es verrate sein schiefes Urteil, daß er sie unter ganz verschiedenen Bedingungen wiederholte; von alten Versuchen Marats verdiene ein einziger Beachtung, nämlich der der farbigen Ringe, die das diffuse Licht um den Berührungspunkt einer Linse und eines Metalls wirft.

Artois *), im Zentrum der Mißbräuche und der Verschwendung, inmitten eines jungen, unverschämten Adels, das heißt an dem Ort, wo er das ancien régime am besten kennen und hassen lernen konnte. Ganz im Anfang und ohne Übergang geriet er in die Bewegung. Er kehrte von einer Reise nach England zurück, als die Explosion vom 14. Juli erfolgte. Das einzigartige Schauspiel ergriff seine Einbildungskraft; die Trunkenheit stieg ihm zu Kopf und verließ ihn nicht wieder. Es traf sich, daß ein Zufall ihn an dem großen Tage eine Rolle spielen ließ, die seiner Eitelkeit schmeichelte. Wenn man einer Notiz glauben will, die er drei Monate nach dem 14. Juli an die Journalisten schickte, befand sich Marat an diesem Tage unter der Menge, die sich auf dem Pont-Neuf drängte; eine Abteilung Husaren wäre bis zur Brücke vorgedrungen, Marat hätte der Menge als Organ gedient und die Soldaten aufgefordert, die Waffen niederzulegen, was jene indessen nicht für tunlich hielten. Nichtsdestoweniger verglich sich Marat bescheiden mit Horatius Cocles, der allein auf einer Brücke eine Armee zum Stillstand brachte.

Aus Unzufriedenheit mit den Journalisten, die ihn nicht genügend gelobt hatten, verkaufte Marat (versichert er selbst) seine Bettücher, um ein Blatt gründen zu können. Er versuchte es mit mehreren Titeln und fand dann einen sehr guten: „L'Ami du peuple“ oder „Le Publiciste parisien, Journal politique et impartial“. Trotz seines bekanntlich bisweilen sonderbaren, immer aber schwachen und hochtrabenden Stiles hatte Marat Erfolg. Sein Rezept war, sich frei zu machen von dem gewohnten Ton der französischen Flugschriften und Zeitungen und sich an die Blätter zu halten, die unsere flüchtigen Schmähschriftschreiber in England und Holland machten, an den „Gazetier cuirassé“ von Morande und andere zügellose Veröffentlichungen. Wie sie brachte Marat Nachrichten aller Art, Skandale, Personalien; von hohen Theorien, die das Volk nicht verstand, und mit denen alle anderen Journalisten es zu Unrecht plagten, hielt er sich frei; er sprach selten über die äußere Lage, selten über die Departements, von denen damals das Blatt der Jakobiner ausschließlich erfüllt war. Er beschränkte sich auf Paris, auf die Bewegung in Paris, besonders auf die Anklage von Persönlichkeiten, die er mit der furchtbaren Leichtfertigkeit seiner schreibenden Vor-

*) Mehrere, 1847 noch lebende Leute, glauben, er habe zu Herrn de Calonne gehört; sie versichern, gegenrevolutionäre Broschüren von Marat gelesen zu haben. Indessen habe ich solche trotz aller Nachforschungen nicht entdecken können. — Lafayette (Mémoires, Bd. II, S. 286) behauptet, „Marat sei zwei Monate vor der Revolution nach London gereist und habe die Demokratie verlästert“.

bilder dem öffentlichen Haß kennzeichnete; indessen besteht ein großer Unterschied: die Skandale, die Morande brachte, hatten keine andere Folge, als daß sie die Betroffenen brandschatzten und Morande blanke Taler eintrugen; diejenigen Marats konnten — uneigennütziger aber gefährlicher — den Leuten leicht den Tod bringen; wer morgens von ihm genannt wurde, konnte abends erschlagen sein.

Man wundert sich, daß die einförmige Heftigkeit, die sich immer gleich blieb, immer gleich, daß die Einförmigkeit der Wut, die die Lektüre Marats so ermüdend macht, immer wirksam geblieben sind, niemals das Volk erkältet haben. Keine Abstufungen, alles geht ins Äußerste, ins Maßlose; immer dieselben Worte: „Ruchloser", „Verbrecher", „Schurke"; immer derselbe Kehrreim: „der Tod". Keine andere Abwechselung, als die Zahl der abzuschlagenden Köpfe: 600 Köpfe, 10 000 Köpfe, 20 000 Köpfe; das steigt, wenn ich mich recht entsinne, bis zu der merkwürdig genauen Ziffer von 270 000 Köpfen.

Aber diese Einförmigkeit, die doch scheinbar langweilen und abstumpfen mußte, war Marat sogar nützlich. Sie besaß die Kraft, die Wirkung einer und immer derselben Glocke, einer Totenglocke, die nur „immer" läuten kann. Jeden Morgen vor Tagesanbruch widerhallten die Straßen von dem Geschrei der Ausrufer: „L'Ami du peuple! L'Ami du peuple!" Jede Nacht lieferte Marat acht Seiten in Oktav, die morgens verkauft wurden; jeden Augenblick schwillt ihm der Stoff an, der Rahmen genügt ihm nicht mehr; oft bringt er abends weitere acht Seiten, sechzehn im ganzen in einer einzigen Nummer. Aber auch das ist ihm noch zu wenig; was er in großen Drucktypen begonnen hat, macht er oft in kleinen fertig, um noch mehr Stoff, noch mehr Kränkungen, noch mehr Wut zusammendrängen zu können. Die anderen Journalisten gönnen sich Pausen im Schreiben, lösen sich ab, lassen sich helfen, Marat nie. Der „Ami du peuple" ist ganz von derselben Hand; er ist einfach ein Blatt, er ist ein Mensch, eine Persönlichkeit.

Wie konnte er diese ungeheure Arbeit leisten? Ein Wort erklärt alles. Er verließ seinen Schreibtisch nicht, ging sehr selten in die Versammlung und in die Klubs. Eins und einfach war sein Leben: schreiben. Und außerdem? Schreiben, schreiben bei Tag und Nacht. Die Polizei tat das Ihre, ihn frühzeitig zu einem verborgenen, abgeschlossenen, ganz der Arbeit gewidmeten Leben zu zwingen; sie verdoppelte seine Tätigkeit. Sie weckte im Volk das Interesse für seinen Freund, der für das Volk verfolgt wurde, fliehen mußte, vielleicht in Gefahr war. In Wirklichkeit war es mit der Gefahr nicht weit her. Die alte Polizei Lenoirs und Sartines bestand nicht mehr. Die neue war schlecht organisiert, unsicher und ängstlich; sie lag

in den Händen Baillys und Lafayettes und entfaltete keine ernsthafte Wirksamkeit. Mit Ausnahme der Fälle Favras und des Mörders des Bäckers François fand in den Jahren 1790 und 1791 keine schwere Bestrafung statt. Lafayette selbst war weit entfernt davon, sich nach der Diktatur zu sehnen; er beschleunigte bei der Versammlung die Inkraftsetzung des neuen Prozeßverfahrens, das seine richterliche Gewalt vollends aufhob. Die besoldete Nationalgarde, die Lafayettes wahre Stärke ausmachte, war zum Teil aus früheren französischen Garden gebildet, den Siegern der Bastille, die nur ungern die Rolle von Polizeisoldaten spielten.

Marat lebte gemächlich, immerhin jedoch aus der Hand in den Mund und den Zufällen eines unsteten Lebens ausgesetzt. Seine wunderliche Kleidung zeugte von seinem überspannten Wesen; gewöhnlich war er unsauber, bisweilen auffallend geziert und hatte zum Teil kostspielige Anwandlungen: eine Weste aus weißem Atlas zum Beispiel vertrug sich bei ihm mit einem fettigen Kragen und einem schmutzigen Oberhemd. Zunehmendes Glück mildert oft den Charakter der Menschen, über ihn vermochte es nichts. Sein ungesundes, aufreibendes, völlig zurückgezogenes Leben erhielt seine Wut auf der alten Höhe. Immer sah er die Welt aus seinem engen, schrägen Kellerloch, durch eine Luke, fahl und dunkel, wie die feuchten Mauern, wie sein eigenes Gesicht, das deren Farben anzunehmen schien. Er fand auf die Dauer Gefallen an diesem Leben, er genoß die phantastische, unheimliche Wirkung, die es seinem Namen verlieh. Er hatte das Bewußtsein, zu herrschen aus dem Dunkel dieser Nacht; von hier aus sprach er das Urteil ohne Berufung über die Welt des Lichtes, über das Königtum der Lebendigen, sprach den einen frei, verdammte den andern. Seine Urteile erstreckten sich bis auf private Dinge. Die Angelegenheiten der Frauen ließ er sich besonders angelegen sein. Er nahm eine flüchtige Nonne unter seinen Schutz. Er ergriff Partei für eine Dame, die mit ihrem Gatten Streit hatte, und stieß fürchterliche Drohungen aus gegen diesen Gatten.

Bei einem abseitigen, außergewöhnlichen Leben, das dem Menschen nicht erlaubt, seine Urteile durch die anderer Menschen zu prüfen, wird man leicht zum Seher. Marat war nahe daran, sich das zweite Gesicht zuzuschreiben. Unaufhörlich und aufs Geratewohl sagte er Dinge voraus und fand damit bei der damaligen Verfassung der Geister ganz besonderen Anklang. Die äußerste Not machte die Menschen leichtgläubig und ungeduldig, etwas über die Zukunft zu erfahren; sie lauschten begierig diesem Mathieu von Laensberg. Sonderbarerweise sah niemand, daß er sich jeden Augenblick irrte. Und dabei sind diese Irrtümer, wenigstens soweit sie die äußere Lage

angehen, erstaunlich groß: er hat keine Ahnung von dem Bunde Europas gegen Frankreich. (Vgl. Nr. 204 vom 28. August 1790 und andere Stellen.) Was das Innere anlangt, so lief er kaum Gefahr, sich zu täuschen; denn er sah alles so schwarz wie möglich. Bewundernd hob man alles hervor, was sich von den Worten des Propheten erfüllte. Sogar die Journalisten — wenig eifersüchtig auf einen Menschen, den sie für einen inkonsequenten Narren halten — scheuen sich nicht, ihn zu rühmen und in Bewunderung zu geraten, sie nennen ihn den „göttlichen“ Marat. In Wirklichkeit war sein ganzer Scharfblick bisweilen nur übertriebenes Mißtrauen. An dem Tage zum Beispiel, als Ludwig XVI. das Gesetz über den Eid der Priester bestätigte, richtete Marat kraft- und sinnvolle Worte an ihn. Er erinnert an die Erziehung des Königs, an die Vergangenheit seiner Familie und fragt ihn, durch welche erhabene Tugend er verdient hat, daß Gott ein Wunder an ihm tat, ihn von der Vergangenheit frei machte und ihn aufrichtig werden ließ.

Diese Eingebungen eines gesunden Verstandes sind selten. Viel häufiger hat er bei seinem Wutgeschrei Anfälle von wahnsinniger Prahlerei, die nur ein Narr wagen darf: „Wenn ich Volkstribun wäre und ein paar tausend entschlossene Männer mich unterstützten, so möchte ich dafür bürgen, daß die Verfassung in sechs Wochen vollkommen fertig wäre, daß die politische Maschine vortrefflich laufen würde, daß kein öffentlicher Schurke ihren Gang zu stören wagen sollte, daß die Nation frei und glücklich wäre, daß sie noch vor Ablauf eines Jahres blühen sollte und furchtbar sein in ihrer Macht, und daß es so bliebe, so lange ich lebe.“ (26. Juli 1790, Nr. 173.)

Die Akademie der Wissenschaften, die das Verbrechen begangen hatte, das, was er seine Entdeckungen nannte, zu mißachten, wurde von ihm verfolgt und in seinem Blatt sowie in einem besonderen, wiederholt neugedruckten Artikel als aristokratisch gekennzeichnet. Friedliche Männer, wie Laplace und Lalande, und ein wahrhafter Patriot, der charaktervolle Monge, wurden durch ihn verhaßt gemacht. Er beschuldigte sie nicht allein mangelnder Bürgertugend, sondern auch des Diebstahls. „Das der Akademie zu Experimenten überwiesene Geld verschlemmen sie beim Tabak und bei den Mädchen [6*]).“

6*) Lamartine urteilt in seiner „Geschichte der Girondisten“ folgendermaßen über Marat: „Er war Schriftsteller ohne Talent, ein Gelehrter ohne Namen; er gierte nach Ruhm und hatte doch weder von der Gesellschaft noch von der Natur ein Mittel bekommen, sich berühmt zu machen: so rächte er sich an allem, was groß war — in der Gesellschaft und in der Natur . . .

Der vornehmste Gegenstand dieser neidischen Wut war natürlich der erste Mann der Zeit, derselbe, der in der Wissenschaft eine der politischen gleichwertige Revolution vollzogen hatte, vor dem sich Laplace und Lagrange neigten. Ich meine Lavoisier. Bekanntlich war Lagrange von dem großartigen Anblick der chemischen Welt, von der Lavoisier den Schleier weggezogen hatte, so sehr betroffen, daß er zehn Jahre lang die Mathematik vergaß und die Trockenheit abstrakter Rechnungen nicht mehr ertragen konnte: denn der tiefe Schoß der Natur hatte sich vor ihm aufgetan.

Der große Revolutionär Lavoisier hätte seine Revolution nicht betreiben können, wenn er nicht reich gewesen wäre. Und darum allein hatte er Generalpächter werden wollen. Von dem fiskalischen Geist dieser Stellung blieb er frei, vielmehr riet er zur Herabsetzung mehrerer Steuern und führte aus, dadurch würden die Einkünfte

---

Wie einen Feind verfolgte er alles über den Alltag sich Hebende und alles Glänzende . . . Die Gleichheit war seine Wut, weil die Überlegenheit sein Martyrium war. Er liebte die Revolution, weil sie alles bis auf seinen Bereich erniedrigte; er liebte sie bis aufs Blut, weil das Blut den Schimpf seiner langen Obskurität abwusch . . . Er war, vom Wahnsinn inspiriert, ein wahrer Prophet der Demagogie und gab die Träume der Nacht an die Verschwörung des Tages . . . Sein Journal, der „Ami du Peuple", hatte für die Phantasie etwas Übernatürliches; es troff auf jeder Zeile von Blut. Seine Gedanken machten die wütenden Sätze eines Tieres; sein Stil war Zähnefletschen. Marat war die Wut der Revolution. Das Vertrauen, das man in ihn setzte, grenzte an göttliche Verehrung. Der Kampf des Blutes, das er unaufhörlich forderte, war ihm in den Kopf gestiegen. Er, ein lebender Wahnwitz, war der Wahnwitz der Revolution . . . Er wollte die Gesellschaft umkehren, wie mit dem Pflug ein Feld, in den Schatten stellen, was in der Sonne war, und in die Sonne das Beschattete. Er sann nicht auf eine Revolution, sondern auf eine allgemeine Umstülpung aller Lagen und aller Prinzipien, die durch die soziale Unordnung verfälscht waren und nach dem Plan der Natur gewaltsam und um jeden Preis neu errichtet werden sollten. Philosophie, Rache, Gerechtigkeit, Wut, Liebe zum Volk, Menschenhaß, Ehrgeiz und Hingebung, Meuchelmord und Märtyrertum: alles einte sich in seinem System. Es war die Utopie des Umsturzes, von oben durch das Licht der Philanthropie bestrahlt, von unten hell durch den sozialen Brand. Sein Äußeres war wie seine Seele . . . Alle seine Züge divergierten wie sein Gedanke. Es war der Gegensatz von Robespierres Gesicht, das konvergent und konzentriert war wie sein System: beständiges Nachdenken das eine, fortwährende Explosion das andere. Und anders wie Robespierre, der sich fast gesucht eigen und elegant kleidete, trug Marat einen fast affektiert vulgären und schmutzigen Anzug. Schuhe ohne Schnallen, Sohlen mit Nägeln, ein fleckiges Beinkleid von grobem Stoff, die kurze Weste der Handwerker, das Hemd über der Brust offen, daß die Halsmuskeln bloß lagen, die Hände dick, die Faust geschlossen, die Haare fett und beständig durchwühlt von den Fingern: er wollte, daß seine Person die lebendige Fahne seines sozialen Systems sei." Anmerkung des Herausgebers.

wachsen, statt geringer zu werden. Als er von Turgot zum Leiter der Pulverfabriken ernannt wurde[7]), schaffte er den Gebrauch ab, die Keller nach Salpeter zu durchsuchen, was oft zu Ärgernissen Anlaß gab. Ein Fall erlaubt ein Urteil über sein Herz. Obwohl er mit Arbeiten und Ämtern verschiedener Art überlastet war, fand er Zeit, eine lange, mühevolle und widerliche Untersuchung vorzunehmen, und zwar die Prüfung der Gase, die sich aus den Abortgruben entwickeln; dabei hatte er nur den einen Zweck, ein paar Unglücklichen das Leben zu retten.

Das ist der Mann, den Marat angriff, den er „einen Lehrling der Chemie mit hunderttausend Franken Rente" nannte. Seine beharrlichen Anklagen, in verschiedenen Formen erneuert, bereiteten das Schafott vor für Lavoisier. Dieser fühlte, sein Leben habe nach so vielen vollbrachten und noch zu vollbringenden Leistungen einen unschätzbaren Wert für die Welt, und er dachte nicht daran zu fliehen. Er hatte keine Vorstellung von dem verhängnisvollen Stumpfsinn, der ein solches Leben der Wissenschaft und der Menschheit rauben kann.

Marats ganzer Kummer ist, daß man gegen die Nationalversammlung noch nicht ebenso verfährt. Er versichert am 21. Oktober 1790, wenn man von Zeit zu Zeit ein paar Köpfe um die Versammlung herumtrüge, dann würde die Verfassung bald gemacht sein, und zwar ausgezeichnet. Seiner Meinung nach wäre es am besten, wenn diese Köpfe aus der Versammlung selbst genommen würden. Am 22. September, am 15. November und bei anderen Gelegenheiten bittet er das Volk inständig, die Taschen zu füllen, in den Saal zu dringen und die ungetreuen Abgeordneten zu steinigen[8]). Am 24. No-

[7]) Da Lavoisier viel bekannter war als andere Generalpächter, so vereinigte sich auf ihn der allzu natürliche Haß des Volkes gegen diese dem Staat so schädliche Körperschaft. Er trug den Hauptanteil an einer zur Verbesserung des Gesundheitszustandes von Paris notwendigen Maßregel, die alle Geister beschäftigte und die Phantasie erregte: die nächtliche Fortschaffung der seit vielen Jahrhunderten auf dem Kirchhof der „Innocents" angehäuften Leichname. Man schrieb ihm ohne Beweis den Plan der neuen Zollmauer zu, mit der die Generalpacht Paris umgab. Marat wirft ihm vor, er habe durch diese Mauer „die Stadt die Luft nehmen", sie ersticken wollen. Auch beschuldigt er ihn, er habe in der Nacht vom 12. zum 13. Juli Pulver aus dem Arsenal in die Bastille schaffen lassen; der Transport fand, glaube ich, früher statt (seit dem 30. Juni war die Bastille in Verteidigungszustand), und zwar auf einen Befehl des Ministers, dem der Direktor der Pulverfabriken sich nicht widersetzen konnte.

[8]) In einem witzigen Briefe, worin man sich sichtlich über Marat lustig macht, lobt man seinen einfachen und ökonomischen Plan, den größten Teil der für die nationale Verteidigung, zur Verbesserung der Verfassung usw. verlangten Kosten unnötig zu machen: die Leute mit den Woll-

vember richtet er „an seine teueren Kameraden“ die Aufforderung, sie sollten jedesmal zur Versammlung eilen, wenn Marat, ihr unbestechlicher Freund, ihnen den Rat gäbe.

Als Marat und Camille Desmoulins im August 1790 von Malouet in der Nationalversammlung angeklagt wurden, suchte Camille, der sich rasch aus der Affäre gezogen hatte, Marat auf und bat ihn, ein paar allzu blutrünstige Worte, die ihre Sache schädigten, zurückzunehmen. Am folgenden Morgen erzählte Marat alles in seinem Blatt und machte sich über Camille lustig; er denkt nicht daran, zuzugeben, daß die maßlosen Worte ihm in der Erregung gekommen sind; er erklärt, sie schienen ihm durch die Menschlichkeit diktiert; es hieße menschlich sein, ein wenig Blut zu vergießen, um zu verhindern, daß später mehr flösse, usw.

Er wirft Camille Desmoulins Furcht vor, der doch große Kühnheit bewiesen hatte. Camille stand auf einer Tribüne und hörte seinem Ankläger zu; auf Malouets Worte: „Würde er wagen zu leugnen?“ antwortete er ganz laut: „Ich wage es!“ Er war nicht in der gleichen Lage wie Marat; er lebte immer in voller Öffentlichkeit, Marat immer verborgen. Der letztere zeigt sich nur bei seltenen Gelegenheiten, da der Heerbann der Fanatiker mit allen Reserven zusammenberufen war, und er sich hinter dieser undurchdringlichen Mauer sicherer fühlte als in seinem Kellerloch. Im Januar 1791 predigte Marat die Niedermetzelung der besoldeten Nationalgarden; den Weibern empfahl er Lafayette selbst: „Macht einen Abailard aus ihm!“ Ein Anhänger Lafayettes, der das „Journal des Halles“ herausgab, wagte es, ihn bei Gericht anzuzeigen. Er kam hervor aus seiner Finsternis und erschien im Palais. Beim Anblick der Fledermaus erschrak das Licht. Marat brauchte sich nicht groß zu fürchten. Ein ganzes Heer umgab ihn. Der Zuhörerraum war von seinen zügellosen Freunden erfüllt, alle Zugänge und Durchgänge von einer maßlos aufgeregten Menge gedrängt voll. Damit die Gerechtigkeit ihren Gang nehmen konnte, wäre eine regelrechte Schlacht nötig gewesen, und es hätte ein Gemetzel gegeben. Die Behörde fürchtete, nicht einmal das Leben des Klägers schützen zu können; man verhinderte ihn am Erscheinen. Marat war Sieger ohne Kampf; er hatte

---

mützen mit Stricken zu versehen und sie auf die Minister und die ungetreuen Abgeordneten loszulassen. Wenn nun aber diese „Wollmützen“ irrtümlicherweise ihren Führer erwürgen sollten? — Darauf antwortet Marat ernsthaft, ohne den Spott zu bemerken, jene besäßen ein zu sicheres Gefühl, als daß ein Irrtum möglich wäre, übrigens brauche man weder einen Führer noch eine Organisation usw. (Nr. 261, 25. Oktober 1790.)

die Ohnmacht der Gerichte, der Polizei, der Nationalgarde, Baillys und Lafayettes bewiesen.

Von diesem Tage an herrschte er unbestritten als öffentlicher Angeber.

Seine zügellosesten Ausbrüche galten als heilige Worte, sein blutiges Geschwätz, in das er oft arglistige und unbesehen übernommene Verdächtigungen verflocht, galt als Offenbarung. Je närrischer er sich gebärdet, um so mehr glaubt man ihm. Er ist der Narr von Volkes Gnaden; die Menge lacht über ihn, hört ihm zu und liebt ihn; sie glaubt nur noch ihrem Narren.

Er trägt den Kopf im Nacken, ist stolz und glücklich, er lächelt in der größten Wut. Was er sein ganzes Leben lang vergeblich suchte, das hat er jetzt; alle Welt blickt auf ihn, spricht von ihm, hat Furcht vor ihm. Die Wirklichkeit übertrifft alles, was er in den kühnsten Träumen seines Größenwahnsinns hatte hoffen und sich vorstellen können. Gestern ein großer Bürger, heute ein „Seher" und Prophet; wenn seine Narrheit noch ein wenig zunimmt, dann wird dieser Seher größer als Gott selbst.

Er geht voran und alle Mitbewerber von der Presse werden toll auf seiner Spur, folgen ihm blind in die Bahnen des Schreckens.

Die Presse konnte tüchtige und kühne, dabei gebildete, humane und wahrhaft politische Geister zu den Ihrigen zählen. Warum folgten diese Marat?

Über welche Gewalt verfügte Frankreich in seiner unendlich kritischen Lage, da es weder im Frieden lebte noch im Kriege, da dies feindliche Königtum ihm im Herzen saß, die ungeheure Verschwörung der Priester und Adligen, da sich die öffentliche Gewalt gerade in den Händen derer befand, gegen die man sie richten mußte? Auf den ersten Blick offenbar über keine andere, als die Schreckensherrschaft des Volkes. Aber dieser Schrecken hatte eine furchtbare Folge: während er die feindliche Kraft lähmte und das gerade vorhandene Hindernis beseitigte, schuf er an sich ein immer neues, immer wachsendes Hindernis, das die Anwendung eines immer höheren Grades des Schreckens erforderte.

Es hätte einer großen Übereinstimmung aller Energien der Zeit bedurft, wie man sie von einem so ungenügend vorbereiteten Geschlecht schwer erwarten konnte, um eine wahrhaft wirksame nationale Gewalt zu schaffen, eine gefürchtete, aber gerechte Justiz, um stark zu sein ohne den Schrecken, um folglich dem Mitleid zuvorzukommen, welches die Revolution getötet hat.

Die hervorragenden Männer der Zeit waren im Grunde viel weniger uneins als man glaubt. Erst im Verlauf des Kampfes tat sich

die Kluft zwischen ihnen auf, mehrten sich die Gegensätze. Anfänglich hätte jeder einzelne nur wenig von seinen Ideen zu opfern brauchen, um sich mit den anderen zu verständigen. Sie hätten vor allem — was sie niemals fertig brachten — die traurige Leidenschaft bezwingen müssen, die das ancien régime in ihnen eingewurzelt hatte: die einen die Sucht nach Vergnügungen und Geld, die anderen Bitterkeit und Haß.

Das größte Hindernis, ich wiederhole es, war die Leidenschaft, viel mehr als der Gegensatz der Ideen.

Und was diesen im übrigen so vorzüglichen Männern fehlte, das war der gute Wille, ihre Leidenschaft zum Opfer zu bringen. Obwohl viele von ihnen, wenn ich so sagen darf, ein großes Herz besaßen, so war das Herz und die Liebe zum Volke doch noch nicht groß genug.

Das hielt sie vereinzelt, ohne Band und schwach, und nötigte sie alle in der Gefahr, sich künstlich stark zu machen durch Übertreibung und Gewalttätigkeit; das zwang alle Klubredner und Zeitungsredakteure in die Gefolgschaft des Mannes, der, wilder als die anderen, unbedenklich und ohne Gewissensbisse blutdürstig sein konnte. Das spannte die ganze Presse an Marats Karren.

Persönliche, oft sehr kleine, allzu menschliche Dinge trugen dazu bei, ihre Heftigkeit zu steigern. Wir wollen uns nicht schämen, davon zu sprechen .

Wie konnte der stärkste, vielleicht der durchdringendste Geist der ganzen Revolution (ich meine Danton) seine tiefe Unsicherheit verbergen, sein Schwanken zwischen den Parteien, das ihn veranlaßte, wie man erzählt, von mehreren Seiten Unterstützung anzunehmen? Nur unter ungestümen Worten.

Sein prächtiger Freund, Camille Desmoulins, der größte Schriftsteller der Zeit, ist anständiger in Geldsachen, aber sonst schwächer; er hat eine bewegliche Künstlernatur. Marats Wettbewerb, seine immer bereite Wut, die kein anderer erreichte, treibt Camille hier und da zu heftigen Ausfällen und zu einem Wetteifer im Zorn, der seiner Natur sehr zuwider ist.

Und wie kann der Verleger Prudhomme, nachdem er Loustalot verloren, die „Révolutions de Paris“ weiterführen? Er muß klobiger werden.

Und wie kann Fréron, der „Orateur du peuple“, Camille Desmoulins' und Luciles intimer Freund, der im selben Hause wohnt, der Lucile liebt und begehrt, wie kann er hoffen, vor dem beredten und witzigen Camille zu glänzen? Durch Talent? Nein. Aber vielleicht durch Verwegenheit. Er will frecher werden.

Aber da ist ein Anfänger, der sie bald alle übertrifft. Ein Theaterausrufer, Hébert, kommt auf die glückliche Idee, in einem Blatt alles zu vereinigen, was die anderen Blätter an Gemeinheiten, Schmähungen und Flüchen bringen. Der Versuch ist leicht. Man ruft aus: „Der große Zorn des ‚Père Duchêne!' — Er hat eine Schandwut diesen Morgen, der Père Duchêne!" Das Geheimnis dieser Beredsamkeit besteht darin, allen drei Worten eine Zote folgen zu lassen.

Armer Marat, was wirst du tun? Dies ist eine Konkurrenz.

Wahrhaftig, deine Wut ist abgeschmackt; sie ist nicht wie bei Hébert mit Gemeinheiten gewürzt; du bist, scheint's, ein Aristokrat. Du mußt es auch mit Flüchen versuchen (16. Januar 1791). Und es kostet dich unerhörte, immer neue Mühen, Wut und Schmähung auf eine Höhe zu treiben, die dir die Vorhut sichert.

Dieses gegenseitige Hineinreißen in den Taumel ist ein beachtenswertes Merkmal der Zeit. Wenn man aufmerksam die Daten verfolgt, wird man dies besser verstehen; das einzige Mittel, die vorwärtsdrängende Bewegung in der Hand zu behalten, ist, das Todesrennen fortzusetzen von Klub zu Klub, von Zeitung zu Zeitung, als wenn ein Preis ausgesetzt wäre auf die Gewaltsamkeit. Jeder Schrei findet sein Echo, die Wut peitscht auf zu neuer Wut. Auf jeden heftigen Artikel folgt ein heftigerer. Wehe dem, der zurückbleibt! Fast immer ist Marat den anderen überlegen. Ein paarmal nimmt Fréron, sein Nachahmer, die Spitze. Auch der gemäßigtere Prudhomme hat seine grimmigen Nummern. Dann bleibt Marat zurück. So im Dezember 1790, als Prudhomme den Vorschlag macht, ein Bataillon von Scävolas gegen die Tarquinius zu errichten, eine Truppe von Königsmördern, gerät Marat außer sich und speit tausend blutige Dinge.

Dieses Anschwellen der Gewalttätigkeit ist nicht allein den Blättern eigentümlich; im allgemeinen findet in ihnen nur die Gewalttätigkeit der Klubs ihre Wiederholung und ihren Niederschlag. Was abends gebrüllt wurde, wird in der Nacht schleunigst gedruckt und morgens verkauft. Die royalistischen Journalisten machen es ebenso; sie gießen Ströme von Galle, Schmähungen, Ironie in die Öffentlichkeit, — alles, was sich abends in den aristokratischen Salons angesammelt hat, die Versammlungen im Pavillon der Flora, bei Frau von Lamballe, an denen die zur Flucht bereiten Grandseigneurs teilnehmen, liefern der Presse ebensogut Waffen wie die Klubs.

Der Wetteifer zwischen den Blättern beider Parteien ist furchtbar. Schwindel erfaßt einen, wenn man die Millionen Blätter in den Lüften wirbeln sieht, die gegeneinander rasen. Die revolutionäre Presse, die schon an sich vor Wut schnaubt, wird immer mehr auf-

gestachelt durch die beißende Ironie der royalistischen Blätter und Schriften. Die letzteren wuchern ins Unendliche; sie schöpfen nach Belieben aus den jährlich fünfundzwanzig Millionen der Zivilliste. Montmorin hat Alexander von Lameth erzählt, er habe in kurzer Zeit sieben Millionen verbraucht, um Jakobiner zu kaufen, Schriftsteller und Redner zu bestechen. Was die royalistischen Blätter kosteten, der „Ami du Roi", die „Actes des Apôtres" usw., kann niemand sagen, ebensowenig, wie man jemals erfahren wird, was der Herzog von Orleans für Aufstände bezahlt hat.

Ein unsauberer Kampf, ein wilder Kampf, als Geschosse dienen Steine und Goldstücke. Der eine wird erschlagen, der andre erniedrigt.

Zweites Kapitel

Der Auftakt des Schreckens — Widerstand Mirabeaus

Die Jakobiner verfolgen die andern Klubs, sie vernichten den Klub der Freunde der monarchischen Verfassung (Dezember 1790 bis März 1791). — Die Mehrheit der damaligen Jakobiner gehört zu den Parteien Lameth und Orleans. — Der Herzog von Orleans schadet seiner Partei (Januar 1790). — Die republikanischen Ideen tauchen auf. — Die Jakobiner sind noch Royalisten. — Inquisition ohne Religion. — Die ersten Wirkungen der politischen Inquisition. — Durch die Abreise der Prinzessinnen wird die Frage der Freiheit der Emigration dringend (Februar 1791). — Heftigkeit der rückschrittlichen Jakobiner in der Debatte über diese Frage. — Die Unruhen von Vincennes und in den Tuilerien stören die Debatte (28. Februar 1791). — Mirabeau verteidigt die Freiheit der Auswanderung; er gerät in Gefahr, wird bei den Jakobinern angegriffen und von den Lameth geopfert (28. Februar 1791).

Um zu verstehen, wie das zivilisierteste der Völker am Morgen nach dem Bundesfest, als alle Herzen noch von Bruderliebe hätten schlagen müssen, dazu kam, so ungestüm in die Bahn der Gewalttaten einzulenken, müßte man in einem unbekannten Ozean untertauchen können, müßte man die Leiden des Volkes kennen.

Über das Äußere haben wir berichtet, über die Blätter und was hinter den Blättern steht, die Klubs. Aber unter dieser düsteren Oberfläche wogt das unergründliche, stumme Darunter, die Unendlichkeit des Leidens. Das immer wachsende Leiden, moralisch erschwert durch den Kummer über die Täuschung einer so großen Hoffnung, materiell erschwert durch das plötzliche Versiegen aller Hilfsquellen. Das erste Ergebnis der Gewaltsamkeiten war, daß außer den Adligen viele reiche oder wohlhabende Leute abreisten, die der Revolution durchaus nicht feindlich waren, sondern die Furcht

hatten. Was daheim blieb, wagte sich weder zu rühren noch etwas zu unternehmen, weder zu kaufen, noch zu verkaufen, weder zu erwerben, noch auszugeben. Erschreckt behielt man das Geld in der Tasche; alle Arbeit kam zum Stillstand.

Ein wunderliches Schauspiel! Die Revolution öffnete dem Bauern die Zukunft und verschloß sie dem Arbeiter. Der erstere spitzte das Ohr bei den Beschlüssen über den Verkauf der Kirchengüter; der andere wurde stumm und düster, er war aus den Werkstätten entlassen und ging mit gekreuzten Armen spazieren, irrte den ganzen Tag umher, hörte den Gesprächen belebter Gruppen zu, füllte die Klubs, die Tribünen, die Zugänge zur Versammlung. Jede Empörung — bezahlt oder nicht bezahlt — fand in der Straße ein Heer von Arbeitern, durch das Elend verbittert, von Handwerkern, vor Langeweile und Untätigkeit erschöpft, die glücklich waren, so oder so wenigstens einen Tag lang zu arbeiten.

In einem solchen Augenblick war die Verantwortlichkeit der großen politischen Gesellschaft — der Jakobiner — wahrhaft unermeßlich. Was war ihre Aufgabe? Ein einziges: stark zu bleiben gegen ihre eigene Leidenschaft, die öffentliche Meinung aufzuklären, Gewalttätigkeiten zu vermeiden, die der Revolution zahllose Feinde schaffen mußten, aber gleichzeitig die Gegenrevolutionäre so aus der Nähe zu überwachen, daß man sie beim kleinsten, wirklich gerechten Anlaß treffen konnte.

Weit entfernt davon, leistete sie jenen durch ihre Ungeschicklichkeit treffliche Dienste. Indem sie sie verfolgte, verschaffte sie ihnen eine Teilnahme, durch welche sie an Zahl und Stärke zunehmen mußten. Es war nicht anders, als wenn sie die tatkräftigste und wirksamste Propaganda für die Gegenrevolution triebe. Sie vernichtete deren Anhänger in Paris und verbreitete sie in Frankreich und in Europa; sie machte Hunderte unschädlich und brachte Millionen neue zuwege.

Die Jakobiner benahmen sich, als seien sie die direkten Erben der Priester. Sie ahmten deren aufreizende Unduldsamkeit nach, durch welche die Geistlichkeit so viele Ketzereien herbeigeführt hatte. Frech übernahmen sie den alten Glaubenssatz: „Außer uns kein Heil." Mit Ausnahme der Cordeliers, auf die sie Rücksicht nahmen, und von denen sie möglichst wenig sprachen, verfolgten sie die Klubs, sogar die revolutionären. Der „Cercle social" zum Beispiel, ein Freimaurerverein, dem man nichts anderes vorwerfen konnte, als ein paar Albernheiten — er war politisch ängstlich, aber sozial viel fortgeschrittener als die Jakobiner —, wurde heftig von ihnen angegriffen. Der Orleanist Laclos, der, wie berichtet, die Korrespondenz der

Jakobiner herausgab, verleumdete den „Cercle social" in seinem Blatt und im Klub. Der Jakobiner Chabroud, der noch am Abend vorher zum Vorsitzenden des „Cercle" ernannt worden war, wagte nicht, ihn zu verteidigen. Da unternahm Camille Desmoulins das Wagnis, wurde aber nach den ersten Worten durch die allgemeine Mißbilligung der Jakobiner zum Schweigen gebracht. Er hielt sich am folgenden Tage schadlos und schrieb seine prachtvolle Nummer 54, eine unsterbliche Kundgebung für politische Toleranz.

Noch gewaltsamer verfuhren die Jakobiner gegen den „Club des amis de la Constitution monarchique", durch den die Konstitutionellen ihren „Club des impartiaux" wieder aufleben zu lassen versuchten. Diese in der Mehrzahl vornehmen Männer (Clermont-Tonnerre, Malouet, Fontanes usw.) waren tatsächlich verdächtig, jedoch weniger durch ihre Lehren, als durch die gefährliche Organisation ihres Klubs. In starker Abweichung vom „Club de 1789" (Mirabeau, Sieyès, Lafayette usw.), der wenig zahlreich war und wenig direkt wirken wollte, nahm der „Club monarchique" Handwerker auf und verteilte Anweisungen auf Brot; diese Anweisungen wurden nicht an Bettler gegeben, sondern an Arbeiter; auch gab man das Brot nicht ganz umsonst. Das war eine sehr starke Grundlage für den Einfluß dieses Klubs. Ein Mittel, es zu verhindern, gab es nicht. Die Monarchiens bestanden zu Recht; sie hatten von der Stadt die erforderliche Genehmigung, die man ihnen nicht verweigern konnte, nachgesucht und erlangt; mehrere Beschlüsse — unter anderen ein neuer vom 30. November —, die von den Jakobinern selbst im Interesse ihrer Provinzgesellschaften angeregt wurden, erkannten den Bürgern das Recht zu, sich zur Besprechung von öffentlichen Angelegenheiten zu vereinigen, ja noch mehr: die Gesellschaften hatten das Recht, sich untereinander zu verbinden. Trotz all dem zauderten die Jakobiner nicht, die Monarchiens von Straße zu Straße und von Haus zu Haus zu verfolgen; sie erschreckten durch ihre Drohungen die Besitzer der Säle, in denen sich jene versammelten. Der Gemeinderat hatte die Schwäche, auf Verlangen der Jakobiner die Aufhebung der Sitzungen der Monarchiens zu beschließen. Diese erhoben Einspruch gegen den äußerst ungesetzlichen Akt; man wagte nicht, das Verbot aufrecht zu erhalten. Da griffen die Jakobiner zu einem noch unwürdigeren Mittel, sie brachten eine abscheuliche Verleumdung auf. Es war unlängst zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen zwischen besoldeten Jägern und den Leuten von La Villette, die man des Schmuggels beschuldigte; man verbreitete in Paris, die Monarchiens hätten jene Soldaten bezahlt, um das Volk zu ermorden. Barnave rief den Monarchiens von der nationalen Rednertribüne ein

grausam doppelsinniges Wort zu: „sie verteilten vergiftetes Brot unter das Volk."

Man erlaubte ihnen nicht, Einspruch zu erheben und eine Erklärung dieses Wortes zu verlangen. Sie wandten sich an die Gerichte; aber da bewaffneten die Jakobiner bezahlte oder irregeleitete Leute gegen sie und machten der Sache mit Steinwürfen und Stockschlägen ein Ende; statt daß die Verwundeten beklagt wurden, gerieten sie in große Gefahr; man behauptete frech und verbreitete in der Menge, sie trügen weiße Kokarden.

Während dieser rohe Streit noch dauerte, stellten die Jakobiner einen Grundsatz auf, den sie von Anfang an besaßen, aber bisher nicht zugegeben hatten. Sie schwuren am 24. Januar, „mit ihrem Vermögen und ihrem Leben jeden zu verteidigen, der Verschwörungen verraten würde".

All dies könnte vermuten lassen, daß die Gesellschaft schon damals den tiefen Fanatismus besaß, den sie später bewies. Wenn man das glaubt, täuscht man sich.

Zwar waren viele Männer von glühendem Eifer eingetreten, die sich allmählich um Robespierre scharten. Aber die Masse hing zwei ganz anderen Elementen an:

1. Den ursprünglichen Gründern, der Partei Duport, Barnave und Lameth. Diese versuchten, sich durch ein prahlerisches Zurschautragen von Gewaltsamkeit und Fanatismus den neuen Mitgliedern gegenüber zu halten. Sie unterscheiden sich nur durch ihren Mangel an Freimut von den Monarchiens, die von ihnen verfolgt wurden. Aber je näher sie sich ihnen fühlten, um so mehr predigten sie gegen sie. Man urteile selbst, wohin die falsche Gewaltsamkeit schließlich führen mußte, wenn ein Wort möglich war, wie das Barnaves vom „vergifteten Brot" mit seinem mörderischen Doppelsinn.

2. Ein noch unreineres Element im Jakobinerklub waren die Orleanisten. Man hat an dem Angriff des Laclos gegen den „Cercle social" gesehen, wie man durch ein unwürdiges Verfahren, dadurch, daß man sich in einen heuchlerischen Zorn hineinredete, nach Volkstümlichkeit haschte. Gerade hatte ein schwerer Schlag die Orleanisten getroffen, von dem sie sich zu erholen alle Ursache hatten. Wer den Schlag führte? Wer möchte es glauben? Der Herzog von Orleans. Er richtete selbst seine Partei zugrunde.

Greifen wir ein wenig zurück. Die Sache ist wichtig genug, um eine Erklärung zu verdienen.

Die Orleanisten glaubten sich ganz nahe am Ziel. Der größte Teil der Journalisten, bestochen oder nicht bestochen, arbeitete für sie. Sie hatten durch Laclos das Blatt der Jakobiner in Händen. Bei

den Cordeliers waren ihnen Danton und Desmoulins günstig, sogar meistens Marat. Zwar war das Haupt des Hauses Orleans ein unwürdiger Mensch. Aber die Kinder und die Damen, Frau von Genlis, Frau von Montesson, wurden oft lobend erwähnt. Der Herzog von Chartres gefiel sehr und verband sich viele Geister. Desmoulins versichert, dieser Prinz behandle ihn „wie einen Bruder".

Dieser junge Mann war mit mehr Umständen und Zeremonien als Mitglied der Jakobiner aufgenommen worden, als seinem Alter zukam. Es war beinahe ein kleines Fest. Man hatte die Losung gegeben, die liebenswürdigen Eigenschaften des Zöglings der Frau von Genlis in der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen. Desmoulins brachte an erster Stelle einer seiner Nummern einen rührenden Stich, der den jungen Prinzen darstellte, wie er an einem Krankenbett im Hôtel-Dieu einen Aderlaß vornahm.

Die Orleanisten wären weiter gekommen, wenn nicht der Herzog von Orleans gewesen wäre. Man versuchte vergeblich, seinen Ehrgeiz zu wecken; er war vor allem geizig. Damit verdarb er auf der einen Seite, was man auf der anderen für ihn tat. Der erste Gebrauch, den er von seiner wiedererwachenden Volkstümlichkeit machte, war, daß er sich vom Finanzausschuß das Versprechen geben ließ, man würde ihm das Kapital einer Summe auszahlen, von der sein Haus seit den Zeiten des Regenten die Zinsen bezog. Der Regent, den man immer nur als einen Verschwender schildert, verdiente zwar diesen Namen durchaus; weniger bekannt jedoch ist seine Habgier. Als dieser Prinz seine (sehr verrufene) Tochter an den Herzog von Modena bringen wollte, ohne den Beutel aufzumachen, wandte er sich an den König, sein Mündel, und ließ diesen von ihm abhängigen Knaben, ein Kind von elf Jahren, die Anweisung auf eine Mitgift von vier Millionen aus dem königlichen Schatz unterzeichnen.

Der Schatz war leer; bei dem jammervollen Elend eines Bankrotts von drei Milliarden und des Lawschen Systems konnte man nur die Zinsen bezahlen. Und nun kam nach siebzig Jahren, in einer ebenso jammervollen Zeit, in der schrecklichen Not vom Januar 1791, der Herzog von Orleans und beanspruchte das Kapital; und dabei durchaus ohne Recht, denn die Mitgift war der Tochter nur für den Fall gewährt worden, daß sie auf alle ihre Rechte zugunsten ihres ältesten Bruders und der Nachkommen dieses Bruders verzichtete. Der Herzog von Orleans war einer dieser Nachkommen, dieser Rechtsnachfolger des Ältesten, dem der Verzicht zugute kam. Konnte er sich gleichzeitig zum Rechtsnachfolger derjenigen machen, die den Verzicht getan hatte?

Der Berichterstatter über die Angelegenheit war ein ehrenhafter, strenger, harter Mann, der Jansenist Camus. Täglich strich und vertagte er klägliche kleine Pensionen von drei- und vierhundert Franken; welche Mittel man bei ihm anwandte, um ihn mürbe zu machen, mit welchen zudringlichen und mächtigen Einflüssen man ihn bedrängte, das kann man nur vermuten. Vielleicht hat man ihn glauben gemacht, dies sei das einzig natürliche Mittel, dem Prinzen die Summen zu ersetzen, die er hochherzig im Dienst der Freiheit aufgewendet hätte. Wie dem auch sei: Camus beantragte zu zahlen, und zwar sofort zu zahlen, in vier Raten innerhalb eines Jahres.

Glücklicherweise gab es einen heftigen Unwillen in der Presse. Brissot läutete die Sturmglocke, obgleich er früher im Hause Orleans angestellt war. Und wenn sich Desmoulins auch selbst „Bruder" und Freund des Prinzen nannte, so kennzeichnete er doch das Schändliche dieser Sache in zwei oder drei kräftigen Sätzen; er war, wie er sagte, einverstanden, daß man den Herzog von Orleans belohnte, „aber ohne Schleichwege zu benutzen, den Bürgern das Geld abzuknöpfen und den Staatsschatz in den Souterrains einer Kommission zur Ader zu lassen." Den erwähnten schmeichelhaften Stich erkannte er nicht mehr an, sondern schob ihn seinem Verleger zu.

Dieser fette Bissen entging also der Gefräßigkeit der Orleanisten. Was blieb, war eine bedeutende Minderung ihres Ansehens, ihr Mann war für lange Zeit erledigt und ein sehr schweres Vorurteil gegen das Königtum geschaffen, mochte es sich noch so bürgerlich gebärden. Eine ganze Anzahl royalistischer Revolutionäre, die der monarchischen Einrichtung günstig waren und dem englischen Brauch zuneigten, die jüngere Linie zur Regierung zu berufen, wandten sich vom Königtum überhaupt ab.

Mit Unrecht hat Robespierre gesagt: „Der Gedanke an die Republik tauchte auf in den Parteien, ohne daß man wußte wie." Man kennt die Pforte sehr gut, durch die er in dies so monarchische, in seiner Liebe zu den Königen so hartnäckige Land eindrang. Die Geschichte tat nichts dazu; vergeblich hatte Camille Desmoulins in seiner wunderbaren Schrift vom Juli 1789 („La France libre") von Regierung zu Regierung nachgewiesen, daß die alte Monarchie fast niemals gehalten hat, was sich die blinde Verehrung des Volkes von ihr versprach: er redete in den Wind. Seine Darstellung schien das neue Ideal vom demokratischen Königtum, das viele Leute sich bildeten, nicht zu berühren. Dies Ideal wurde vom Königtum selbst im Keim erstickt. Der Hauptgründer der Republik war der Herzog von Orleans.

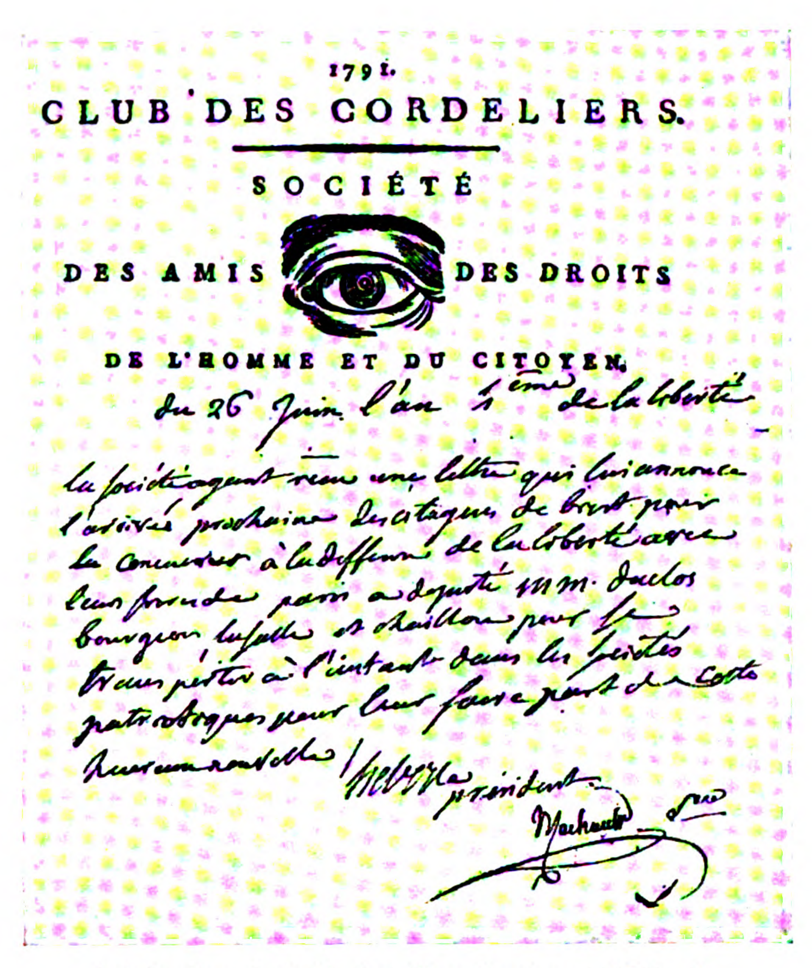
Die von Camille Desmoulins ergriffene republikanische Initiative wurde von einem anderen Cordelier, Robert, wieder aufgenommen. Er stellte von neuem die Idee auf, durch welche allein die Revolution einfach, aufrichtig und stark werden konnte: die Idee der Republik. Er veröffentlichte seine Broschüre: „Le Républicanisme adapté à la France". Allmählich nahm sich auch Brissot dieser Frage an, die die Lage beherrschte. Eine Grundfrage, keine Formfrage, wie man immer noch viel zu oft behauptet. Keine soziale Besserung war möglich, wenn die politische Frage nicht geklärt war. Mit Unrecht glaubten Robespierre und Marat, die darin freilich der Auffassung der Mehrheit folgten, diese Frage vertagen und unterordnen zu können: sie durfte nicht erst am Schluß gelöst werden. Die Bewegung fortzusetzen mit einer solchen Last, mit einem gefangenen, feindseligen, durch die Fähigkeit zum Bösen immer noch mächtigen Königtum, die Revolution marschieren zu lassen mit diesem entsetzlichen Dorn im Fuß, das hieß bestimmt, sie verwunden, verderben, verstümmeln, das hieß wahrscheinlich, sie töten.

Der orleanistische Redakteur des Jakobinerblattes, Laclos, warf sich zum Anwalt des Königtums auf. Der Klub selbst erklärte sich ausdrücklich für die Monarchie. Als am 25. Januar ein Abgeordneter einer Sektion bei den Jakobinern das Wort „Republikaner" aussprach, riefen mehrere: „Wir sind keine Republikaner!" Die Versammlung forderte den Redner auf, das Wort zurückzunehmen.

Von den drei Fraktionen der Jakobiner, die man mit den drei Namen Lameth, Laclos, Robespierre bezeichnen kann, waren die beiden ersten entschieden royalistisch und die dritte der Idee des Königstums keineswegs feindlich.

So war der brutale Kampf der Jakobiner gegen die Monarchiens, diese Mißachtung von Ordnung und Gesetz, dieser Vorgeschmack des Schreckens, den man nicht einmal bei Fanatikern entschuldigen könnte, all das war nichts weiter, als ein von Politikern, von den Führern der jakobinischen Mehrheit bewußt angewandtes Mittel, ihrer schwindenden Volkstümlichkeit wieder aufzuhelfen. Es waren im Grunde Royalisten, die andere Royalisten mißhandelten.

Viele harmlose Menschen, die ohne bestimmte Ideen aus Gewohnheit oder ihrer Stellung wegen am ancien régime festhielten, gerieten infolge der jakobinischen Angebereien in eine unmögliche, beinahe verzweifelte Lage. Was sollten sie tun? Die Ansicht verleugnen, die man ihnen vorwarf? Das hätte ihnen niemand geglaubt, und sie hätten nur Schande davon gehabt. Bleiben war schwer, abreisen war schwer. Für den, der sich durch diese Art politischer Exkommunikation gebunden fand, war Bleiben eine Qual; der arme Teufel von



1791.

CLUB DES CORDELIERS.

SOCIÉTÉ

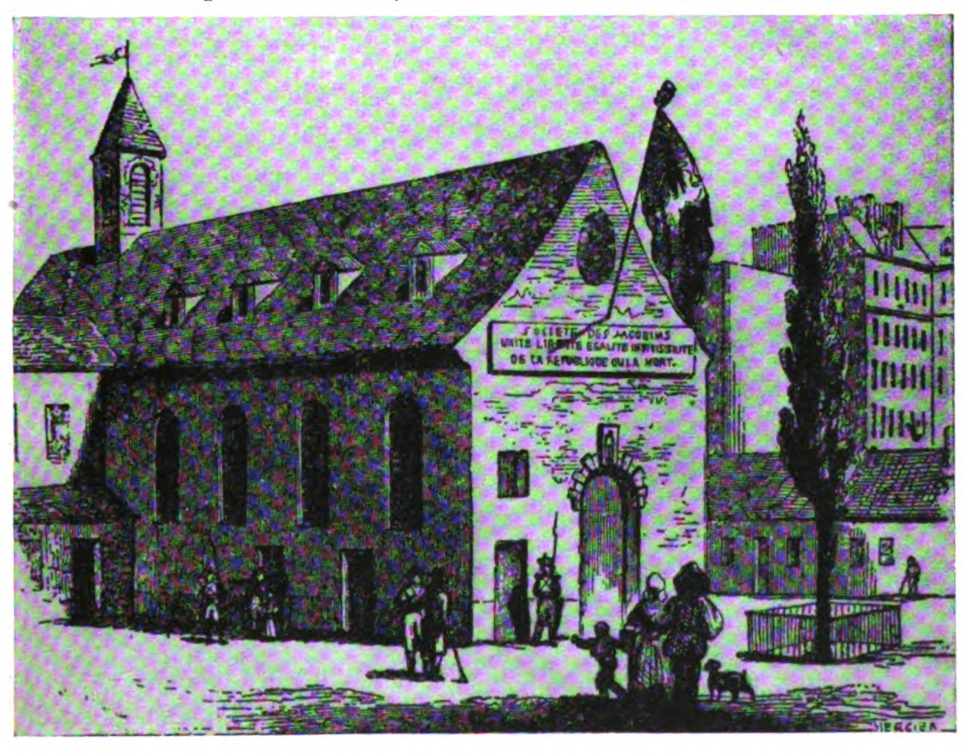
DES AMIS DES DROITS

DE L'HOMME ET DU CITOYEN.

du 26 Juin l'an 1ème de la liberté

la société a reçu une lettre qui lui annonce l'arrivée prochaine des citoyens de Brest pour les concerter à la diffusion de la liberté avec leurs frères de paris a députté MM. Duclos bourgeois Lafolle et chaillon pour se transporter à l'instant dans les sociétés patriotiques pour leur faire part de cette heureuse nouvelle / Hébert président

Originalhandschrift des Père Duchesne (Hébert).



Das Versammlungslokal des Jakobinerklubs in der Rue St.-Honoré.

Aristokrat (den man mit Recht oder Unrecht so getauft hatte) stand unter einer furchtbaren Aufsicht: die Menge, die kleinen Kinder folgten dem Feinde des Volkes, wohin er ging. Er kehrte heim; das Haus war nicht sicher, die eigenen Bedienten ihm feind. Die Furcht übermannte ihn; eines Morgens fand er den Weg zur Flucht. Dieser Mann wäre lau, schwach, gleichgültig geblieben, wenn man ihn in Ruhe gelassen hätte; nun war er mit in den Kampf gerissen, und wenn er nicht mit dem Degen Wunden beibrachte, dann tat er es sicher mit der Zunge, mit seinen Klagen und Anklagen, wenigstens aber dadurch, daß sein Elend allen Blicken offen lag, durch das Mitleid, das er andern einflößte.

Das Mitleid, dieser schreckliche Feind, wurde groß gegen uns in Europa, und mit ihm der Haß gegen Frankreich und die Revolution.

Ein im Grunde ungerechter Haß. Die jakobinische Inquisition lag durchaus nicht in den Händen des Volkes. Wer sie damals einrichtete, das waren die unechten Jakobiner, die aus dem ancien régime kamen, Adlige und Bürgerliche, Politiker ohne Prinzipien, inkonsequente, leichtfertige Macchiavellisten. Sie trieben das Volk vorwärts und nutzten es aus; kein großes Kunststück bei diesem Zustand zugleich mißtrauischer und leichtgläubiger Reizbarkeit, in den man bei großem Elend zu geraten pflegt.

Wie die Dinge standen, wurde mit einem Male furchtbar deutlich, als Mesdames, die Tanten des Königs, auswandern wollten (Ende Februar). Die Schwierigkeit, ihren Gottesdienst mit Priestern ihrer Wahl abzuhalten und die bevorstehende Prüfung zu Ostern, machten diese ängstlichen Frauen verwirrt. Der König selbst lud sie ein, nach Rom abzureisen. Kein Gesetz verbot das. Der König, der erste Beamte, mußte entweder bleiben oder abdanken; aber seine Tanten konnte sicherlich niemand festhalten. Man brauchte kaum zu fürchten, dieser Zuwachs an alten Frauen könnte die Truppen der Emigranten sehr verstärken. Diese Damen hätten zweifellos vornehmer gehandelt, wenn sie sich entschlossen hätten, das Schicksal ihres Neffen, die Not und die Gefahren Frankreichs zu teilen. Aber schließlich: sie wollten abreisen, und man mußte sie ziehen lassen, sie sowohl wie alle diejenigen, welche um eingebildete oder tatsächliche Gefahren besorgt, ihre Sicherheit und das Leben dem Vaterlande vorzogen, alle, die imstande waren, ihre Eigenschaft als Franzosen aufzugeben. Man mußte ihnen die Tore öffnen, und wenn diese nicht breit genug waren, noch die Mauern niederreißen.

Das Volk war mit gutem Grunde über eine mögliche Flucht des Königs in Aufregung und vermengte diese beiden durchaus verschiedenen Fragen miteinander.

Mirabeau erfuhr die bevorstehende Abreise der Prinzessinnen und ahnte den Lärm und die Gefahr, die daraus entstehen würden. Er bat den König vergeblich, die Abreise nicht zu gestatten. Paris wurde unruhig und richtete die gleiche Bitte an den König und an die Nationalversammlung. Neue Unruhe, als man erfuhr, Monsieur wolle abreisen; der aber gab sein Wort, seinen Bruder nicht zu verlassen, er nahm es nicht so genau damit, denn er hatte in Wirklichkeit die Absicht, mit Ludwig XVI. abzureisen.

Die Gärung hielt nicht etwa die Prinzessinnen zurück, sondern beschleunigte ihre Abreise. Die vorausgesagte Explosion fand alsbald statt. Marat, Desmoulins und die ganze Presse schrie, jene hätten Millionen bei sich, sie wollten den Dauphin entführen und reisten nur vor dem König ab, um Wohnung zu bestellen. Man konnte unschwer vermuten, daß sie Mühe haben würden zu passieren. Sie wurden zuerst in Moret angehalten, aber ihre Begleitung erzwang den Weg. Dann hielt man sie in Arnay-le-Duc an. Und dort konnten sie nicht weiter. Sie schrieben an den König, und der schrieb an die Versammlung, sie möge die Damen ermächtigen, ihren Weg fortzusetzen.

Diese Angelegenheit war schon an sich ernst, wurde es aber noch viel mehr, weil sie sich zu einem feierlichen Kampfplatz entwickelte, wo sich zwei Grundsätze und zwei Geister trafen und stritten; der eine der ursprüngliche und natürliche Grundsatz, aus dem die Revolution geworden war: Gerechtigkeit, billig denkende Menschlichkeit, — der andere, der Grundsatz der Auswege und des Interesses, öffentliche Wohlfahrt genannt, der Frankreich zugrunde gerichtet hat.

Zugrunde gerichtet: denn er warf das Land in immer mehr zunehmende Mordtaten, denen man nicht Einhalt tun konnte, er machte Frankreich verrucht in Europa und schuf ihm unauslöschlichen Haß;

zugrunde gerichtet: denn die zerbrochenen Herzen unterwarfen sich nach der Schreckensherrschaft vor Ekel und Gewissensbissen blind der militärischen Tyrannei;

zugrunde gerichtet: denn die letzte Folge dieser Tyrannei war, daß sie ihren Feind nach Paris brachte und ihr Haupt nach Sankt-Helena.

Mirabeau war hier das Organ des Volkes, selbst die Stimme der Revolution. Das ist bei allen seinen Fehlern sein unvergänglicher Ruhm. Bei dieser Gelegenheit verteidigte er die Billigkeit.

Robespierre tat gar nichts.

Es waren die unechten Jakobiner, Barnave, Duport und Lameth, die der Gerechtigkeit das Recht des „Interesses" entgegenstellten, der

„Wohlfahrt“, die mörderische Waffe, das Schwert ohne Griff, von dem sie selbst durchbohrt wurden.

Und warum verteidigten sie dieses Recht des „Interesses?“ Wenn man sie auch für noch so aufrichtig hält, man muß dennoch bemerken, daß sie ein besonderes Interesse daran hatten. Gerade damals hatten sich die Lameth durch einen sehr schweren Fehler eine zweite Blöße gegeben. Während die beiden ältesten Brüder, Alexander und Karl von Lameth, in Paris auf der äußersten Linken saßen und die Vorhut der Vorhut bildeten, gründete ihr Bruder Theodor in Lons-le-Saulnier einen reaktionären Verein; er hatte diesem durch das Ansehen seiner Brüder die Verbindung mit den Jakobinern verschafft, die der älteren Gesellschaft derselben Stadt, einem ausgesprochen patriotischen Verein, auf sein Betreiben entzogen wurde. Dieser letztere veröffentlichte nun in Brissots Blatt eine vernichtende Erklärung gegen die Lameth (2. Februar). Brissot unterstützte diese Erklärung, und trotz aller Bemühungen der Lameth nahmen die eines besseren belehrten Jakobiner dem reaktionären Verein den Anschluß und gaben ihn dem anderen zurück.

Ein furchtbarer Schlag, der tödlich werden konnte für ihre Volkstümlichkeit, und der erklärt, warum sie sich in der Aussprache über das Auswanderungsrecht so gewaltsam, hart, ungestüm und ungeduldig zeigten. Sie hatten es nötig, vor den Tribünen ihren musterhaften Eifer zu beweisen. Sie bewegten sich hin und her auf ihren Bänken, machten Zwischenrufe, stampften mit den Füßen. Mit Barnave behaupteten sie, die Gemeinde, welche die Prinzessinnen festgehalten habe, sei durchaus keiner ungesetzlichen Tat schuldig, denn sie habe geglaubt, im *öffentlichen Interesse zu handeln*. Als Mirabeau fragte, welches Gesetz der Reise entgegenstehe, schwiegen die Lameth; aber einer ihrer Freunde war freimütiger und antwortete: „Die Wohlfahrt des Volkes.“

Dennoch erlaubte die Versammlung den Prinzessinnen, ihre Reise fortzusetzen. Sie beauftragte ihren Verfassungsausschuß, ihr einen Gesetzentwurf über die Auswanderung vorzulegen.

Dieser von Merlin, dem künftigen Redakteur des „Gesetzes über die Verdächtigen“, herrührende Entwurf wirkte in der Tat schon wie ein erster Artikel eines Gesetzbuches des Schreckens; er war dem andern Schrecken nachgebildet, der Aufhebung des Edikts von Nantes. Die barbarische Gesetzgebung Ludwigs XIV., das Vorbild der gegenwärtigen, beginnt ebenfalls damit, daß sie den Emigranten durch die Einziehung seiner Güter trifft; dann schreitet sie fort von Strafe zu Strafe, wird immer härter und unsinniger und verhängt

schließlich die Galeeren über Mitleid und Menschlichkeit, über den Barmherzigen, der einen Geächteten rettet.

Es handelte sich also darum festzustellen, ob man den ersten Schritt auf den Bahnen Ludwigs XIV. tun würde, auf den Bahnen des Schreckens, ob Frankreich, das gestern noch frei war, wie ein Gefängnis verschlossen sein sollte. Eine Aussprache, die in so hohem Grade die Freiheit anging, forderte vor allem, daß die Versammlung frei und ruhig war. Indessen deutete vom frühen Morgen an alles auf eine Empörung hin. Zwei Sorten von Leuten arbeiteten daran, die Anhänger Marats und die Aristokraten. Marat forderte in seinem Blatt vom selben Tage das Volk auf, zur Versammlung zu eilen, laut und ungestüm seine Meinung kundzutun und die ungetreuen Abgeordneten zu verjagen. Anderseits bearbeiteten die Royalisten (denn ihnen gibt Lafayette die Schuld an dieser Bewegung) geschickt den Faubourg Saint-Antoine und bewogen ihn, nach Vincennes zu ziehen mit der Begründung, man wolle dort eine neue Bastille errichten. Das war ein unfehlbares Mittel, Lafayette und die Nationalgarde aus Paris zu entfernen. Man hatte seit mehreren Tagen viele Edelleute aus den Provinzen entboten, die sich nun heimlich, einer nach dem andern, in die Tuilerien schlichen; sie waren mit Dolchen, Degen und Pistolen bewaffnet und rechneten aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, den König zu entführen. Als die Nationalgarde abends in übler Laune von Vincennes zurückkehrte und jene in den Tuilerien fand, nahm sie ihnen die Waffen ab und verprügelte sie.

Am Morgen, inmitten dieser Bewegungen, über deren Urheber oder Tragweite man keine Meinung hatte, beratschlagte die Versammlung. Sie hörte, wie man in ganz Paris den Generalmarsch schlug, sie hörte den fernen oder nahen Lärm der Trommeln in der Rue Saint-Honoré, den Lärm des Volkes auf den zum Ersticken überfüllten Tribünen, des Volkes, das sich kaum im Zaume hielt und das noch bedrohlicher wurde durch die murrende Menge, die sich an den Türen drängte. Unruhe, Aufregung, allgemeines Fieber, breites, endloses Murren draußen und drinnen.

Ersichtlich bereitete sich ein großer Zweikampf vor zwischen zwei Parteien, vielmehr zwischen zwei Systemen, zwischen zwei Arten von Moral. Man war in gespannter Erwartung, wer sich bloßstellen und auf den Kampfplatz hinabsteigen würde.

Ganz zu Anfang zog sich Robespierre auf die Höhen zurück, er sagte ein Wort und nicht mehr, er sprach, um dann nicht mehr zu sprechen. Als der Berichterstatter Chapelier selbst erklärt hatte, sein Entwurf sei nicht verfassungsgemäß, und als er bat, die Ver-

sammlung solle vor allen Dingen entscheiden, ob sie überhaupt ein Gesetz wolle, sagte Robespierre: „Ich bin kein größerer Anhänger des Gesetzes über die Auswanderung als Herr Chapelier; aber Sie müssen die Unmöglichkeit oder die Gefahren eines solchen Gesetzes durch eine feierliche Aussprache feststellen." Er selbst blieb dabei stummer Zeuge. Mochte sich Mirabeau dabei bloßstellen oder die Feinde Mirabeaus (Duport und Lameth), Robespierre mußte immer seinen Vorteil dabei finden.

Freunde und Feinde Mirabeaus, alle wünschten, er solle sprechen, sei es zu seinem Ruhme oder zu seinem Untergang. In ganz kurzer Zeit erhielt er nacheinander sechs Zettel, worin man ihn aufforderte, seine Prinzipien zu verkünden, unter gleichzeitigem Hinweis auf den gefährlichen Zustand von Paris. Mirabeau verstand vollkommen, daß man seinen Mut anrief, und um niemanden im Ungewissen zu lassen, verlas er eine kraftvolle Seite über die Freiheit der Auswanderung, die er acht Jahre zuvor an den König von Preußen geschrieben hatte. Dann forderte er, die Versammlung solle erklären, den Entwurf nicht anhören zu wollen, und sie solle zur Tagesordnung übergehen.

Keine Entgegnung von Duport, keine von den Lameth, keine von Barnave. Tiefe Stille. Sie schieben die Leute zweiten Ranges vor, Rewbell, Prieur, Muguet. Rewbell meint, in Kriegszeiten sei Auswandern gleichbedeutend mit Fahnenflucht. Nun, das gerade war der Knoten der Sache: lebte man in Kriegszeiten? Man konnte ja und nein sagen. Solange der Krieg nicht erklärt ist, gelten die Gesetze des Friedens und die Freiheit zu kommen und zu gehen für alle.

Man verlas den Gesetzentwurf. Er übertrug drei von der Versammlung zu ernennenden Männern das diktatorische Recht, den Wegzug zu genehmigen oder ihn bei Strafe der Gütereinziehung und der Aberkennung der Bürgerrechte zu verbieten. Fast die ganze Versammlung erhob sich auf die Verlesung hin und lehnte die schmähliche Staatsinquisition, die der Entwurf ihr übertrug, ab. Mirabeau ergriff den Augenblick und sprach ungefähr so: „Die Versammlung von Athen wollte einen Entwurf, von dem Aristides gesagt hatte: ‚Er ist nützlich, aber ungerecht!' nicht einmal anhören. Ihr, ihr habt zugehört. Aber der Unwille, der laut wurde, hat gezeigt, daß ihr ebenso moralisch geurteilt habt wie Aristides. Die Barbarei des Entwurfs beweist, daß ein Gesetz über die Auswanderung unabwendbar ist (Murren). Ich verlange, daß man mich anhört. Wenn die Umstände Polizeimaßregeln unentbehrlich machen, auch solche, die im Widerspruch stehen mit verkündeten Gesetzen, dann ist die Not daran schuld; aber es besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen

einer Polizeimaßregel und einem Gesetz. Ich bestreite, daß der Entwurf in Erwägung gezogen werden kann. Ich erkläre, daß ich mich jeden Treueides gegen diejenigen, die so ruchlos wären, eine diktatorische Kommission zu ernennen, für entbunden erachten würde. (Beifall.) Die Popularität, nach der ich gestrebt, und die ich die Ehre gehabt habe (Murren auf der äußersten Linken), die ich die Ehre gehabt habe zu genießen, wie kein anderer, ist kein schwaches Rohr; in die Erde will ich ihre Wurzeln graben, auf die unerschütterliche Grundlage der Vernunft und der Freiheit (Beifall). Wenn ihr ein Gesetz gegen die Emigranten macht, so schwöre ich, ihm niemals zu gehorchen."

Der Entwurf des Ausschusses wurde einstimmig abgelehnt.

Und doch hatten die Lameth gezischt; einer von ihnen hatte das Wort verlangt und es dann an einen Abgeordneten seiner Partei abgetreten, der mit einer sehr dunklen Begründung die Vertagung beantragte.

Mirabeau beharrte auf der klaren, einfachen Tagesordnung und wollte noch einmal sprechen. Da rief ein Mann auf der Linken: „Was soll denn diese Diktatur des Herrn von Mirabeau bedeuten?" Mirabeau ahnte, daß der Appell an den Neid und die gemeine Leidenschaft aller Versammlungen sein Ziel nicht verfehlen würde; er stürzte zur Rednertribüne und rief, obwohl ihm der Präsident das Wort verweigerte: „Ich bitte die Herren Unterbrecher, sich zu entsinnen, daß ich immer den Despotismus bekämpft habe, und ich werde ihn immer bekämpfen. Es ist nicht damit getan, daß man zwei oder drei Anträge ineinanderwirrt . . . (Anhaltendes Zischen.) Ruhe die dreißig dahinten! . . . Wenn die Vertagung angenommen wird, dann muß man auch beschließen, daß in der Zwischenzeit keine Zusammenrottungen stattfinden dürfen!"

Und eine Zusammenrottung fand statt, man hörte es nur allzu deutlich. Die dreißig, die doch dies Volk auf ihrer Seite hatten, waren darum nicht weniger betroffen und wagten keinen Laut. Wuchtig hatte Mirabeau die Verantwortung auf sie niedersausen lassen, und sie antworteten nicht. Das Publikum, die unruhige Menge, die die Tribünen füllte, wartete vergebens. Niemals wurde ein Hieb besser gezielt.

Die Sitzung war um fünfeinhalb Uhr zu Ende. Mirabeau ging zu seiner Schwester, seiner intimen, teueren Vertrauten, und sagte zu ihr: „Ich habe mir selbst das Todesurteil gesprochen. Es ist aus mit mir. Sie werden mich töten."

Seine Schwester, seine Familie dachten schon lange ebenso; sie

glaubten, sein Leben sei in Gefahr. Wenn er abends ins Freie ging, dann folgte ihm von weitem, gegen seinen Willen, sein Neffe bewaffnet. Mehrere Male hatte man gemeint, sein Kaffee sei vergiftet. Ein noch vorhandener Brief verrät sehr ausführlich und klar einen Mordanschlag gegen ihn.

Diesmal hatte er seine Feinde so sehr gedemütigt, hatte er sie als vollkommen unwürdig hingestellt ihrer angemaßten großen Rollen, daß er sich auf alles gefaßt machen mußte; nicht daß Duport und Lameth Leute gewesen wären, die den Auftrag zu einem Verbrechen gegeben hätten, aber in ihrer fanatischen oder sonst interessierten Umgebung gab es viele Menschen, bei denen es keines Auftrags bedurfte.

Obgleich nun Mirabeau das Fieber hatte und überdies von der stürmischen Sitzung ermüdet war, wollte er am gleichen Tage, solange das Eisen noch heiß war, eine Stunde nach der Sitzung, geradenwegs zu seinen Feinden gehen, geradenwegs zu den Jakobinern, wollte unter die feindliche Menge treten, die Wogen teilen und sehen, ob es unter so vielen wütenden Menschen, mit denen er Brust an Brust stand, einen gab, der ihn mit dem Dolch oder mit Worten anzugreifen wagte.

Es ist sieben Uhr abends, er tritt ein . . . Der Saal ist voll. Die Stummen aus der Nationalversammlung haben die Sprache wiedergefunden. Duport steht auf der Rednertribüne; er scheint außer Fassung zu geraten. Anstatt zur Sache zu kommen, verirrt und verwickelt er sich in eine endlose Einleitung, spricht immer von Lafayette und denkt an Mirabeau. Er stockt aus mehreren Gründen. Er ist viel klüger als die Lameth und fühlt wahrscheinlich, daß, wenn er Mirabeau einen unheilbaren Hieb versetzt, wenn es ihm gelingt, ihn von den Jakobinern auszuschließen, er doch nur für niemand anders als für Robespierre gearbeitet haben dürfte. Endlich wagt er den Schritt; morgens nichts sagen und abends wieder nichts sagen, das wäre doch zu kläglich gewesen. „Die Feinde der Freiheit," spricht er, „sind nicht weit von euch." (Tosender Beifall.) Alle blicken auf Mirabeau, ein paar sind so unverschämt und klatschen gerade vor seinem Gesicht in die Hände. Dann berichtet Duport über die Sitzung vom Vormittag, nicht ohne eine gewisse Rücksicht; er erklärt, er bewundere jenes herrliche Genie, aber er behauptet, das Volk brauche vor allem eine strenge Rechtschaffenheit. Er wirft Mirabeau seine übermütige „Diktatur" vor. Schließlich scheint er noch weich zu werden in diesem letzten Kampf und sagt folgende geschickte Worte, die jedermann rührend findet: „Wenn er ein guter Bürger ist, dann eile ich, ihn zu umarmen; und ob er auch das Gesicht abwendet: ich

werde mich beglückwünschen, ihn zum Feinde zu haben, vorausgesetzt, daß die öffentliche Sache ihn zum Freund hat."

So läßt er Mirabeau die Türe offen zur Abbitte, er erweist seinem Besieger Gnade und bietet ihm gewissermaßen die Absolution der Jakobiner an.

Mirabeau nutzt diesen Edelmut nicht aus. Während die Beifallsrufe für Duport ihn umtosen, die ebenso viele Flüche für ihn selbst sind, tritt er rücksichtslos vor und sagt: „Es gibt zwei Arten von Diktatur, die der Ränke und der Frechheit und die der Vernunft und des Talentes. Die Leute, welche die erste nicht begründet oder nicht behalten haben, und die nicht verstehen, sich der zweiten zu bemächtigen, wen sollen sie dafür anklagen, außer sich selbst?" Dann fordert er Rechenschaft von ihnen für das Stillschweigen am Vormittag und versichert, sein Gewissen mache ihm keinen Vorwurf daraus, daß er eine Ansicht unterstützt habe, die vier Stunden lang als die der Nationalversammlung erschienen sei und die keiner der Führer der öffentlichen Meinung angegriffen habe. — Eine aufreizende Rechtfertigung; das Wort „Führer" hat einen üblen Klang im Ohr der Jakobiner. „Übrigens," fügt er kühn hinzu, „meine Meinung über die Auswanderung deckt sich mit dem, was die Philosophen und Weisen allgemein darüber gedacht haben; wenn man sich irrte und wäre damit in der Gesellschaft so vieler großer Männer, so müßte man sich schon darüber trösten." Demnach sind die Jakobiner also keine großen Männer?

Bei Duports schonenden Worten und der herausfordernden Verteidigung Mirabeaus litt Alexander von Lameth Höllenqualen. Er sah außerdem, daß die Jakobiner tief gekränkt waren, er fühlte, daß er dem Haß aller und seinem eigenen Ausdruck geben müsse; so geriet er außer sich und wurde blind gegen jede politische Erwägung. Er blickte auf die Versammlung und sah die beiden Männer nicht, auf die doch alles ankam. Er sah nicht Mirabeau, der dicht vor ihm stand, dessen monarchische Anschauungen wenig von den seinigen verschieden waren, und die er darum hätte schonen müssen. Und er sah nicht das blasse Gesicht Robespierres in der Versammlung, der, stumm wie am Vormittag, ruhig abwartete, bis man Mirabeau vernichtet hätte.

Lameth wandte sich zuerst an das, was am stärksten zu sein pflegt im Menschen, an den Hochmut und den Neid; er wiederholte den gebieterischen Ausruf Mirabeaus: „Ruhe die dreißig dahinten!" und legte ihn gehässig aus. Dann wandte er sich an den Korpsgeist der Jakobiner, an ihre besondere Eitelkeit, und sagte: „Die Freunde des Despotismus, die Freunde des Luxus und des Geldes sind tief be-

stürzt über den Fortschritt unserer auf der ganzen Erde berühmten Gesellschaft und haben ihr den Untergang geschworen. Nun, wir stehen hier vor dem Komplott, für das sie sich zuletzt entschieden haben. Sie haben sich gesagt: ‚Es gibt hundertfünfzig unbestechliche jakobinische Abgeordnete; wohlan, wir werden sie zu verderben wissen; wir werden so viele Verleumdungen schmieden, daß man sie für Aufwiegler halten muß.' Ja, meine Herren, hätte ich dieses Komplott nicht gekannt, dann würde ich heute früh gesprochen haben. Es ist kläglich, daß die Patrioten gezwungen sind, zu schweigen und sich irgendwie abzufinden! Bei den ersten Worten, die ich sagen wollte, schrie man: ‚Aufrührer!', dann haben sie selbst einen Aufruhr angezettelt, dann haben sie dem König gesagt: ‚Sire, die Jakobiner sind erledigt!' Wer steht nun im Mittelpunkt eurer Feinde? Mirabeau, immer und ewig Mirabeau. Er ist es auch, der die bekannte Proklamation des Departements verfaßt hat; und euch bezeichnet er als Aufrührer, die man ausrotten müsse." Und sich gegen Mirabeau wendend: „Als Ihr so von den Aufrührern spracht, habe ich mich wohl gehütet, ein Wort zu entgegnen, ich habe Euch sprechen lassen; es tat not, daß man Euch kennen lernte. Wenn jemand hier ist, der Eure Arglist heute früh nicht bemerkt hat, dann möge er mich Lügen strafen!" — Eine Stimme: „Nein." — „Wer erdreistet sich, nein zu rufen?" — Dieselbe Stimme: „Ich wollte sagen, Herr von Lameth, kein Mensch in der Versammlung könnte Euch Lügen strafen." Niemand widersprach, und Lameth benutzte geschickt das Wort Mirabeaus von den „Führern der öffentlichen Meinung". Er schmeichelte allen Schweigsamen und verdrehte die Sache geschickt wie Tartüff: „Unverschämte Unterscheidung! Es ist ein Unglück für die Nation, daß so viele bescheidene Abgeordnete, so viele ausgezeichnete Bürger nicht „Führer der öffentlichen Meinung" sind! . . . Für jene ist der Patriotismus eine Religion, und es genügt ihnen, wenn der Himmel ihre Inbrunst sieht! Sie sind darum dem Vaterland nicht weniger kostbar; und gebe Gott, Ihr hättet dem Vaterland durch Eure Reden ebenso wohl gedient, wie sie durch ihr Stillschweigen."

Dann sagte er unter anderm ein paar wütende Worte; selten deckt man solche Abgründe von Haß auf: „Ich gehöre nicht zu denen, die meinen, eine gute Politik erfordere, Herrn von Mirabeau zu schonen und ihn nicht in Verzweiflung zu bringen . . ."

Mirabeau saß abseits, „und dicke Tränen rannen ihm über das Antlitz," sagt Camille Desmoulins. „Nun stand der Kelch vom Ölberge vor ihm."

Ein edler und richtiger Vergleich, aus dem Herzen eines Feindes

hervorgegangen, eines harmlosen Feindes ohne Galle, der noch in seinem Zorn unwillkürlich den Mann preist, den er so sehr geliebt hat.

Ja, Camille hatte recht. Der große Redner, der erleben mußte, wie er über eine Frage der Billigkeit, der Freiheit, der Menschlichkeit zu Fall kam, war trotz allem nicht unwürdig der blutigen Schweißtropfen, nicht unwürdig, den Kelch zu trinken. Was er auch getan haben mag, der lasterhafte, der schuldbeladene, der unglückliche große Mann, er sei entsühnt. Daß er gelitten hat für die Gerechtigkeit, für das menschliche Prinzip unserer Revolution, das soll seine Buße sein, seine Erlösung vor der Zukunft.

Drittes Kapitel

Mirabeaus Tod (2. April 1791)

Mirabeau von der Mittelmäßigkeit getötet. — Unentschlossenheit der von ihm bekämpften Bastardpartei, Unzulänglichkeit der von ihm verteidigten Partei. — Er hält sich für vergiftet und beschleunigt selbst seinen Tod (März 1791). — Seine letzten Augenblicke, sein Tod (2. April). — Ehrungen, die man ihm erweist, seine Bestattung (4. April). — Verschiedene Urteile über Mirabeau. — Er hat Frankreich nicht verraten; er war verderbt, aber kein Verräter. — Mit fünfzig Jahren Buße ist der nationalen Gerechtigkeit Genüge geschehen.

Es ist sehr schade, daß wir Mirabeaus Antwort nicht besitzen. Wenn wir nach den Erfolgen urteilen wollen, dann mußte sie ein Triumph der Geschicklichkeit und Beredsamkeit sein. Wir besitzen nur einen wahrscheinlich entstellten Auszug. Indessen genügt er zu der Annahme, daß die Antwort unter hundert schmeichelhaften und lobenden Dingen auch ironische Worte enthalten mußte, zum Beispiel das folgende:

„Wie konnte man mir die unsinnige Absicht unterschieben, ich wollte die Jakobiner als Aufwiegler darstellen, wo sie doch jeden Tag durch ihre Antworten, durch ihre öffentlichen Sitzungen diese Verleumdung so glänzend widerlegen?“ Damit machte sich der große Redner so geschickt selbst zum Jakobiner und traf so gut deren Meinung, daß es nur eines Augenblicks bedurfte, um ihm alle Geister zuzuwenden. Er gestand, er habe zwar den Jakobinern gegrollt, aber ihnen nie Unrecht getan. Beifallsrufe erhoben sich. Als er endlich mit den Worten schloß: „Ich werde zu euch stehen bis zum Scherbengericht,“ da hatte er die Herzen wiedergewonnen.

Er ging hinaus und kam nie mehr wieder. Sein Geist war ein

völlig anderer als der der Jakobiner. Er beugte sich nicht gern unter das Joch dieses mittelmäßigen Geistes, der weder wie eine Elitegesellschaft das Bedürfnis nach Talenten empfand, noch die Begeisterung des Volkes oder seinen naiven und tiefen Instinkt besaß, sondern nur verlangte, man sollte selbst mittelmäßig sein, genau die gleiche Höhe einhalten wie die andern, nicht höher und nicht tiefer stehen, der, so mißtrauisch er zuzeiten sein konnte, sich gleichwohl durch eine mittelmäßige Taktik leiten ließ. Die steigende Revolution übertrug diesen tätigen Mittelmäßigkeiten die Macht.

Der mittlere Bürgerstand, deren unruhigster Teil sich bei den Jakobinern zusammenfand, trat seine Herrschaft an. Eine Mittelklasse in jedem Sinne, mittelmäßig an Vermögen, an Geist, an Talent. Großes Talent war selten, noch seltener die politische Erfindungsgabe; die Sprache äußerst eintönig, eine langweilige Nachäffung Rousseaus. Klaffend war der Unterschied zum sechzehnten Jahrhundert, wo jeder eine starke, eigenartige Sprache besitzt, deren grobe Mängel sogar immer interessant und unterhaltend sind. Mit Ausnahme von vier Männern ersten Ranges, drei Rednern und einem Schriftsteller, ist alles übrige zweitrangig. Der Götze, dessen Zeit vorbei war, Lafayette, und die Götzen, die kamen, Girondisten und Montagnards, sind im allgemeinen mittelmäßig. Mirabeau erlebte, wie er buchstäblich in der Mittelmäßigkeit versank.

Es war ein undankbarer Kampf, keineswegs ein Widerstreit starker Grundsätze. Mirabeau konnte kaum beschreiben, wogegen er kämpfte. Nicht das Volk war sein Gegner und nicht die Herrschaft des Volkes. In der Republik hätte Mirabeau den Sieg gewonnen, er wäre unbestreitbar der erste Bürger geworden. Er kämpfte gegen eine ungeheure und dabei innerlich schwache Partei, bei der alles nur äußerer Schein war, die selbst nichts anderes wollte, als äußeren Schein, als ein unbestimmbares Etwas, ein Mittelding zwischen Monarchie und Republik; eine Partei aus vielerlei Kreuzungen, zweigeschlechtig oder vielmehr geschlechtslos, ohnmächtig, aber, wie die Eunuchen, ebenso betriebsam wie ohnmächtig.

Das Lächerlich-Widersinnige dieses Zustandes lag darin, daß dieses Nichts es war, was im Namen eines noch unerfundenen Systems den Schrecken organisierte.

Kummer und Ekel packten Mirabeau. Er begann einzusehen, daß der Hof ihn getäuscht, mit ihm gespielt hatte. Er hatte die Rolle des Schiedsrichters zwischen der Revolution und der Monarchie erträumt; hatte gehofft, auf die Königin Einfluß zu gewinnen, sie als Mann und als Staatsmann zu retten. Die Königin, die weniger gerettet als gerächt sein wollte, war für alle vernünftigen Ideen unzu-

gänglich. Das Mittel, das Mirabeau vorschlug, war das gleiche, was von der Königin am schärfsten abgelehnt wurde: gemäßigt und gerecht sein, immer recht behalten; behutsam und stark die öffentliche Meinung, besonders in den Departements, zu gewinnen suchen, das Ende der Nationalversammlung, von der nichts mehr zu erwarten war, beschleunigen, eine neue berufen und diese zu einer Verfassungsrevision veranlassen. (Vergleiche seine Memoiren, Bd. VIII.)

Zwei Dinge wollte er retten: das Königtum und die Freiheit, denn er hielt das Königtum an sich für eine Bürgschaft der Freiheit. Bei diesem doppelten Bestreben stieß er auf ein großes Hindernis: die unheilbare Dummheit des Hofes, den er verteidigte. So wagte die Rechte eines Tages einen unverschämten und im höchsten Grade unvorsichtigen Ausfall gegen die Nationalfarben, den Mirabeau aufs allerschärfste zurückwies mit Worten, die Frankreich selbst gesprochen hätte, wenn es hätte sprechen können; am Abend suchte Herr de Lamarck Mirabeau auf, er war bestürzt und kam, um ihm die Mißbilligung der Königin auszusprechen und sich über seine Heftigkeit zu beklagen. Mirabeau wandte ihm empört den Rücken und antwortete mit Verachtung. In seiner Rede über die Regentschaft forderte er und setzte durch, daß die Frauen davon ausgeschlossen würden.

Man wollte sich seiner nicht ernsthaft bedienen, sondern ihn nur bloßstellen und ihm seine Volkstümlichkeit rauben. Das letztere hatte man nahezu erreicht. Von den drei Rollen, die das Genie in einer Revolution reizen können: Richelieu, Washington, Cromwell, konnte er keine mehr übernehmen. Das beste, was er tun konnte, war, beizeiten zu sterben.

Und, als wäre er ungeduldig gewesen, ein Ende zu machen, steigerte er noch seine gewohnte wütende Verschwendung an Lebenskraft in diesem Monat, der sein letzter sein sollte. Überall finden wir ihn dabei; im Departement und in der Nationalgarde nimmt er neue Ämter an. Kaum verläßt er die Rednertribüne, wo er alle Gegenstände lichtvoll und mit Talent behandelt und sich über Einzelheiten verbreitet, deren Kenntnis man ihm nicht zugetraut hätte. (Ich denke an die Reden über die Bergwerke.)

Er ging, sprach, handelte und fühlte doch sein Ende nahen; er glaubte sich vergiftet. Er konnte sich nicht entschließen, seine Mattigkeit durch ein anderes Leben zu bekämpfen, sondern beschleunigte eher die Begegnung mit dem Tode. Um den 15. März verbrachte er eine Nacht im Gelage mit Frauen: sein Zustand verschlimmerte sich. Er hatte nur für zwei Dinge ausgesprochene Vorliebe: für

Frauen und für Blumen. Indessen darf man dies nicht mißverstehen: er gab sich niemals mit öffentlichen Dirnen ab [9]); die Lust war bei Mirabeau niemals von der Liebe getrennt.

Sonntag, den 27. März, war er auf dem Lande, in seinem kleinen Hause in Argenteuil, wo er viel Gutes tat. Er war immer hilfreich gewesen, wo er Not sah, und wurde es noch mehr, als der Tod nahte. Er bekam Kolikanfälle, wie er sie schon früher gehabt hatte; aber diesmal waren sie von unerhörten Angstzuständen begleitet; er glaubte, er müsse hier hilflos und ohne Arzt sterben. Hilfe kam zwar, aber sie konnte nichts ausrichten. In fünf Tagen war es zu Ende.

Indessen war er noch am Montag, dem 28., als ihm schon der Tod im Nacken saß, nicht davon abzubringen, in die Versammlung zu gehen. Dort fand die entscheidende Verhandlung über die Bergwerke statt; die Sache war sehr wichtig für seinen Freund Herrn von Lamarck, dessen Vermögen in Bergwerken steckte. Mirabeau sprach fünfmal, und halbtot, wie er war, errang er noch einmal den Sieg. Als er die Versammlung verließ, war es aus mit ihm; er hatte sich in dieser letzten Anstrengung für die Freundschaft vollends erschöpft.

Dienstag, den 29., verbreitete sich das Gerücht, Mirabeau sei krank. Der Eindruck war groß in Paris. Alle, selbst seine Gegner, merkten nun, wie sehr sie ihn liebten. Camille Desmoulins, der ihn doch damals hart bekämpfte, fühlte sein Herz wieder für ihn schlagen. Die groben Redakteure der „Révolutions de Paris", die in diesen Tagen gerade die Abschaffung des Königtums vorschlugen, berichten, der König habe sich nach Mirabeaus Befinden erkundigen lassen und fügen hinzu: „Wir wollen Ludwig XVI. dankbar sein, daß er nicht selbst dort gewesen ist; die Wirkung wäre zu ärgerlich gewesen, man hätte ihn angebetet."

Dienstag abend drängte sich die Menge schon vor der Tür des Kranken. Mittwochs erschien eine Abordnung der Jakobiner bei ihm, mit Barnave an der Spitze, der, wie er mit Vergnügen erfuhr, sehr verbindlich über ihn gesprochen hatte. Karl von Lameth hatte sich geweigert, an der Abordnung teilzunehmen.

Mirabeau fürchtete die Zudringlichkeit der Priester; er hatte die Weisung gegeben, falls der Pfarrer käme, solle man sagen, sein Freund, der Bischof von Autun, habe ihn besucht oder wolle ihn besuchen.

[9]) Etienne Dumont, Kap. XIV, S. 273. — Mirabeau hatte bei der Arbeit immer Blumen um sich. Sein Geschmack war feiner, als man gesagt hat. Er war ein ziemlich großer Esser, wie ein Mann von seiner Körperbeschaffenheit und seinem Verbrauch an Lebenskraft es sein muß, aber er war kein übermäßiger Trinker; seine Beredsamkeit kam nicht vom Weine her, wie die von Fox, Pitt und anderen englischen Rednern.

Keiner war größer und liebevoller im Tode. Er sprach von seinem verflossenen Leben, von dem „was er gewesen sei und was er nun aufgehört habe zu sein“. Er wollte keinen anderen Arzt, als seinen Freund Cabanis, und dachte nur noch an Freundschaft und an Frankreich. Die größte Sorge machte dem Sterbenden die zweifelhafte, drohende Haltung der Engländer, die sich zum Kriege zu rüsten schienen. „Dieser Pitt,“ meinte er, „erreicht viel mehr durch seine Drohungen als durch seine Taten. Wenn ich länger gelebt hätte, hätte ich ihm noch viel zu schaffen gemacht.“

Man erzählte ihm von dem außergewöhnlichen Eifer des Volkes, etwas über sein Befinden zu erfahren, von der ehrfurchtsvollen Haltung und der andächtigen Ruhe der Menge, die besorgt sei, ihn nicht aufzuregen. „Ah, das Volk!“ sagte er. „Ein so gutes Volk verdient es, daß man sich dafür opfert und alles tut, seine Freiheit zu begründen und zu befestigen. Ich war stolz darauf, für das Volk zu leben, und es tut mir wohl, zu wissen, daß ich inmitten des Volkes sterbe.“

Er war voll düsterer Ahnungen über Frankreichs Schicksal: „Ich nehme die Trauer über den Verfall der Monarchie mit mir hinüber; ihre Trümmer werden Aufrührern zur Beute fallen.“

Ein Kanonenschuß erdröhnt; er fuhr auf und rief: „Trägt man Achilles schon zu Grabe?“

„Am 2. April morgens ließ er die Fenster öffnen und sagte zu mir mit fester Stimme (aus Cabanis Bericht): ‚Lieber Freund, ich werde heute sterben. Wenn man so weit ist, bleibt einem nur noch eins zu tun: sich mit Wohlgerüchen umgeben, mit Blumen und mit Musik, um sanft in jenen Schlummer zu fallen, aus dem man nicht mehr erwacht!‘ Er rief seinen Diener: ‚Man rasiere mich und kleide mich völlig an!‘ Er ließ sein Bett an ein offenes Fenster schieben, um an den Bäumen seines kleinen Gartens die ersten Zeichen des knospenden Frühlings zu beobachten. Die Sonne strahlte, er meinte: ‚Wenn das nicht Gott selbst ist, dann ist es doch wenigstens sein rechter Vetter.‘ Kurz darauf verlor er die Sprache, aber er antwortete durch Zeichen auf die Freundschaftsbeweise, die wir ihm gaben. Unsere geringsten Bemühungen rührten ihn, und er lächelte dankbar. Wenn wir uns über ihn beugten, machte er seinerseits Anstrengungen, uns zu küssen.“

Als die Schmerzen unerträglich wurden, schrieb er — da er nicht mehr sprechen konnte — das Wort hin: „Schlafen“. Er wünschte, den unnützen Kampf abzukürzen und bat um Opium. Gegen achteinhalb Uhr tat er den letzten Atemzug. Er hatte sich auf den Rücken gedreht und die Augen zum Himmel erhoben. Die Totenmaske, die

sein Gesicht in dieser Lage festhält, zeigt nur ein sanftes Lächeln, einen Schlummer voll Leben und guter Träume.

Die Trauer war ungeheuer und allgemein. Sein Sekretär, der ihn anbetete und der mehrmals mit der Waffe für ihn eingestanden war, wollte Selbstmord begehen. Noch während der Krankheit war ein junger Mann gekommen und hatte gebeten, falls man eine Blutübertragung versuchen wollte, solle man sein Blut nehmen, um Mirabeaus Blut zu beleben und zu verjüngen. Das Volk sorgte, daß die Theater geschlossen blieben und verhinderte sogar durch sein Zischen und Pfeifen einen Ball, der dem allgemeinen Schmerz Hohn zu sprechen schien.

Indessen öffnete man den Leichnam. Dunkle Gerüchte waren umgelaufen. Ein leichtsinniges Wort, das den Verdacht der Vergiftung bestärkt hätte, hätte vielleicht einem Unschuldigen das Leben kosten können. Der Sohn Mirabeaus versichert, daß die Mehrzahl der Ärzte, die die Leichenöffnung vornahmen, „unzweifelhafte Spuren von Gift fanden", aber daß sie klugerweise davon schwiegen.

Am 3. April kam das Departement von Paris bei der Nationalversammlung darum ein und erlangte, daß die Kirche Sainte-Geneviève [10]) zur Grabstätte großer Männer geweiht, und daß Mirabeau als erster dort bestattet würde. Am Giebel sollten die Worte stehen: „Aux grands hommes de la patrie reconnaissante". Descartes lag schon dort. Voltaire und Rousseau sollten ebenfalls hingebracht werden. „Ein schöner Beschluß!" sagt Camille Desmoulins. „Es gibt tausend Sekten und tausend Kirchen unter den Völkern, und was, auch bei dem gleichen Volk, dem einen der heiligste der Heiligen ist, das ist dem andern ein Greuel. Aber um diesen Tempel und seine Reliquien wird es keinen Streit geben. Diese Basilika wird alle Menschen in e i n e r Andacht vereinigen."

Am 4. April fand das größte und populärste Leichenbegängnis statt, das die Welt vor der Beisetzung Napoleons am 15. Dezember 1840 gesehen hat. Das Volk allein hielt die Ordnung aufrecht und benahm sich prachtvoll. Nicht einen Zwischenfall gab's bei dieser Menge von drei- oder vierhunderttausend Menschen. Die Straßen, die Boulevards, die Fenster, die Dächer, die Bäume waren mit Zuschauern besetzt.

An der Spitze des Zuges schritt Lafayette, dann, auf beiden Seiten von den zwölf Pedellen feierlich geleitet, Tronchet, der Präsident der Nationalversammlung, dann die ganze Versammlung ohne Unterschied der Partei. Sieyès, Mirabeaus vertrauter Freund, der die

[10]) Das heutige Panthéon.

Lameth verabscheute und niemals mit ihnen sprach, kam auf den wahrhaft vornehmen und feinen Gedanken, Karl von Lameths Arm zu nehmen und die Brüder so gegen den auf ihnen lastenden ungerechten Verdacht zu decken.

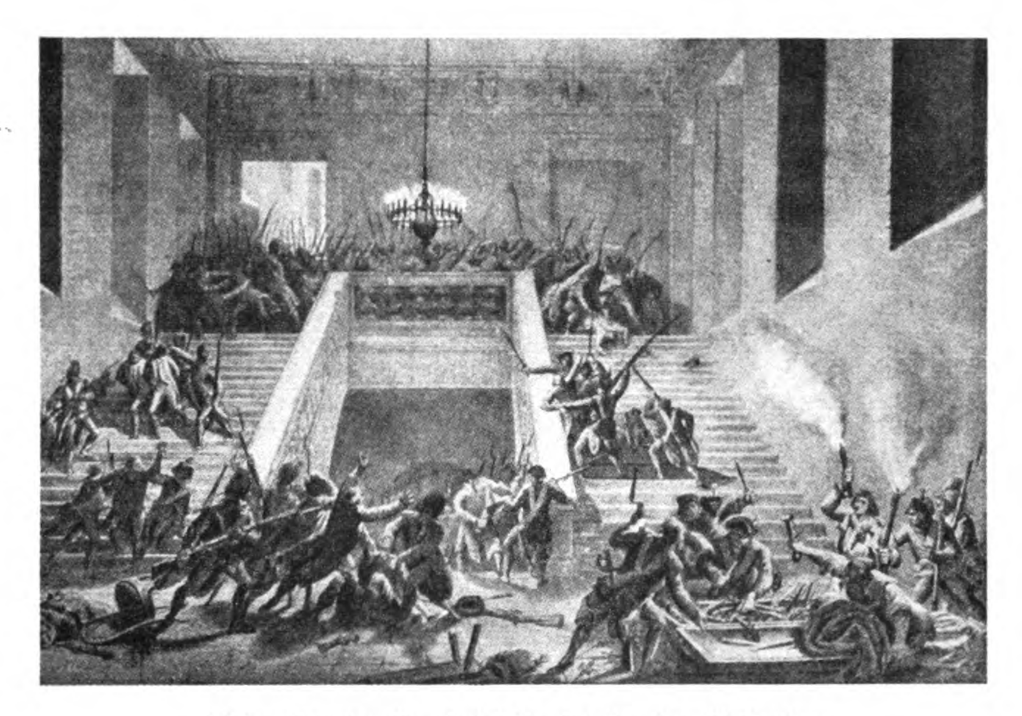
Unmittelbar hinter der Nationalversammlung, wie eine zweite Versammlung, vor allen Behörden, kam in gedrängter Masse der Jakobinerklub. Sie taten sich durch ihr Trauergepränge hervor, hatten übrigens eine Trauer von acht Tagen angeordnet und einen jährlichen Gedenktag des schmerzlichen Ereignisses.

Der ungeheure Leichenzug kam erst um acht Uhr abends zur Kirche Saint-Eustache. Cérutti sprach die Gedenkrede. Zwanzigtausend Nationalgarden schossen gleichzeitig ihre Gewehre ab, so daß die Fensterscheiben zerbrachen und man einen Moment lang glaubte, die Kirche werde über dem Sarge zusammenstürzen.

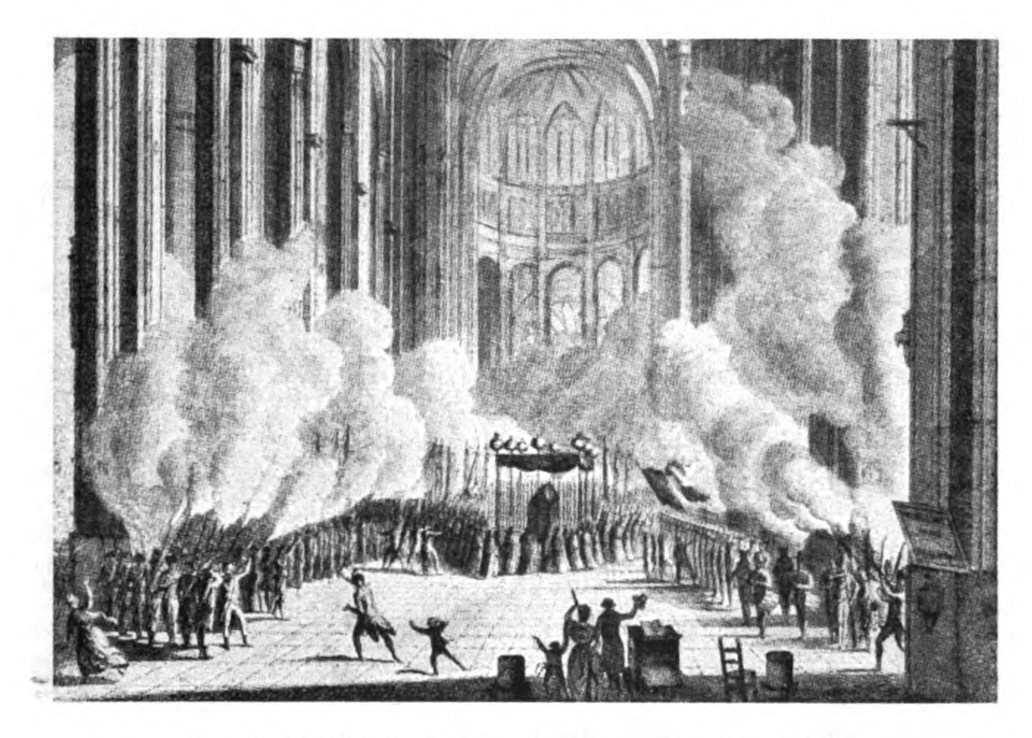
Dann setzte der Zug bei Fackelbeleuchtung seinen Weg fort. In dieser Tageszeit machte er wahrhaft den Eindruck eines Trauerzuges. Zum erstenmal vernahm man hier zwei machtvolle Musikinstrumente: die Posaune und die Pauke. „Diese übermächtig dröhnenden Klänge drangen in die Eingeweide und erschütterten die Herzen." Man kam sehr spät, als es schon Nacht war, nach Sainte-Geneviève.

Ruhig und feierlich war im allgemeinen der Tag verlaufen, ein Gefühl von Unsterblichkeit beherrschte alles. Der Vorgang erinnerte an die Bestattung der sterblichen Überreste Voltaires, der nun schon lange tot war, und der auch zu denen gehört, die niemals sterben. Aber je mehr der Tag schwand, und je weiter der Zug in das doppelte Dunkel der Nacht und der engen Straßen vordrang, die nur der zitternde Glanz von Pechfackeln erhellte, um so mehr lasteten unwillkürlich auf den Gemütern die düstere Zukunft, unheilvolle Ahnungen. Der Tod des Einzigen, der groß war, schuf unter allen andern eine furchtbare Gleichheit. Hinfort raste die Revolution auf einem steilen Abhang, ihr dunkler Weg mußte zum Triumph oder zum Grabe führen. Und auf dieser Bahn sollte ihr nun für immer der ruhmreiche Weggenosse fehlen, der Mann mit dem großen Herzen, der trotz allem ohne Galle und ohne Haß war, großmütig selbst gegen seine schlimmsten Feinde. Eins nahm er mit hinab, das man noch kaum erkannte, das man aber später nur allzu lange schmerzlich vermissen sollte: den Geist des Friedens mitten im Kriege, die Güte unter der Gewaltsamkeit, Milde, Menschlichkeit.

Wir dürfen Mirabeau noch nicht schlafen lassen in der Erde. Was wir nach Sainte-Geneviève gebracht haben, ist sein geringster Teil. Es bleibt seine Seele und sein Andenken, die Gott und der Menschheit Rechenschaft schulden.



Entwaffnung der Aristokraten in den Tuilerien (28. Februar 1791).
Stich von A. Gleich nach der Zeichnung von Prieur.



Mirabeaus Beisetzung im Panthéon (14. April 1791).
Stich von A. Gleich nach der Zeichnung von Prieur.

Ein einziger Mann lehnte ab, an dem Begräbnis teilzunehmen, der ehrbare, strenge Pétion. Er erklärte, er habe den Plan zu einer Verschwörung von Mirabeaus Hand gelesen.

Der große zeitgenössische Schriftsteller, die junge, glühende Seele, in dem die herrschenden Leidenschaften und Schwankungen am besten zum Ausdruck kommen, ich meine Desmoulins, ändert in wenigen Tagen sein Urteil über Mirabeau erstaunlich gründlich und fällt schließlich einen niederschmetternden Spruch über ihn. Es ist ein sonderbares Schauspiel, wie dieser kundige Schwimmer gleichsam von den Wellen zwischen Haß und Freundschaft umgetrieben wird und schließlich doch am Haß scheitert.

Als er von Mirabeaus Krankheit hört, wird er zuerst unruhig, gibt aber noch mitten im Angriff seinem Herzen nach und erinnert an die unsterblichen Dienste, die Mirabeau der Freiheit leistete: „Alle Patrioten sagen wie Darius im Herodot: Histiäus hat Jonien gegen mich aufgewiegelt, aber Histiäus hat mich gerettet, als er die Brücke über den Ister zerstörte.“

Und wenige Seiten später:

„Aber ... Mirabeau stirbt, Mirabeau ist tot! Welch einer gewaltigen Beute hat der Tod sich bemächtigt! Noch in diesem Augenblick empfinde ich die Erschütterung in meinen Gedanken und Gefühlen, in die ich bewegungslos und stumm dies geistvolle Haupt betrachtete, als man auf meine Bitte das Tuch wegnahm, und als ich versuchte, das Geheimnis hinter dieser Stirne zu enträtseln. Der da lag, schlummerte bloß, und, was mich über jeden Ausdruck erstaunte: so malt man die Heiterkeit des Gerechten und des Weisen. Niemals werde ich dies starre Haupt vergessen und die herzzerreißende Bekümmernis, in die mich sein Anblick versetzte.“

Acht Tage vergehen, und alles ist anders! Desmoulins ist Mirabeaus Feind. Die Notwendigkeit, den fürchterlichen Verdacht zu beseitigen, der auf Lameth ruhte, hetzt den beweglichen Schriftsteller in eine maßlose Heftigkeit. Aus Freundschaft verrät er die Freundschaft! Erhabene, kindliche Seele! Aber immer unbeherrscht und in jedem Sinne zu weitgehend!

„Was mich anbelangt, so muß ich gestehen: ich fühlte nicht eine Träne, als man das Leichentuch wegzog und ich den Mann erblickte, den ich angebetet hatte; ich betrachtete ihn ebenso trockenen Auges, wie Cicero den Leichnam Cäsars betrachtete, der von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt war. Lange sah ich auf das prächtige Gedankenmagazin, das der Tod zerstört hatte; es tat mir weh, daß ich dem Manne keine Träne weihen konnte, der ein so großes Genie

war, der dem Vaterlande so hervorragende Dienste geleistet hatte, der mich zum Freunde haben wollte. Ich dachte an die Antwort, die der sterbende Mirabeau dem sterbenden Sokrates gab, an seine Widerlegung des langen Gespräches des Sokrates über die Unsterblichkeit durch das einzige Wort: „Schlafen". Ich sah, wie er schlummerte; ich konnte den Gedanken an seine großen Pläne gegen die Erstarkung unserer Freiheit nicht los werden, ich erinnerte mich an alles, was in seinen letzten beiden Jahren geschehen war, ich dachte an Vergangenheit und Zukunft; und so entgegnete ich auf sein letztes Wort, auf sein Bekenntnis zum Materialismus und Atheismus, auch nur ein einziges Wort: ‚Du stirbst'."

Nein, Mirabeau kann nicht sterben. Er wird leben mit Desmoulins. Der Mann, der am 12. Juli 1789 das Volk aufrief, und der, der am 23. Juni der alten Monarchie das große Wort vom Volke entgegenschleuderte, der erste Redner der Revolution und ihr erster Schriftsteller: sie werden leben in aller Zukunft, und nichts wird sie trennen.

Dieser Mann ist geweiht durch die Revolution, er ist eins mit ihr und daher auch mit uns; und wir können ihn nicht herabsetzen, ohne uns selbst herabzusetzen, ohne Frankreich der Krone zu berauben.

Die Zeit, die alles an den Tag bringt, hat übrigens nichts an den Tag gebracht, was den Vorwurf des Verrates tatsächlich begründet. Mirabeaus wirkliches Unrecht war ein Irrtum, ein schwerer, verderblicher Irrtum, der aber damals von allen in verschiedenen Graden geteilt wurde. Damals glaubten alle und die Männer aller Parteien, von Cazalès und Maury bis zu Robespierre und bis zu Marat, Frankreich sei royalistisch; alle wollten einen König. Die Zahl der Republikaner war verschwindend klein.

Mirabeau glaubte, man müsse einen starken König haben oder überhaupt keinen.

Die Erfahrung hat gegen die vermittelnden Versuche entschieden, gegen die unechten Verfassungen, die auf Wegen voller Lügen zu heuchlerischen Tyranneien führen.

Das Mittel, das Mirabeau dem König vorschlug, um ihn wieder zu Ansehen zu bringen, war: er solle revolutionärer sein, als die Versammlung selbst.

Er war kein Verräter, aber er war bestochen.

In welcher Beziehung? Geld? Freilich nahm Mirabeau Summen an, mit denen er die Kosten seiner ungeheuren Korrespondenz mit den Departements — gleichsam ein Ministerium im eigenen Hause — bestritt.

Er suchte sich selbst mit einer Entschuldigung zu trösten, die keine

war, mit dem spitzfindigen Wort: man habe ihn keineswegs gekauft, „er werde bezahlt, aber er sei nicht käuflich“.

Die Bestechung lag anderswo. Wer diesen Mann studiert hat, wird das verstehen. Der romantische Besuch in Saint-Cloud im Mai 1790 hatte die tolle Hoffnung in ihm geweckt, der erste Minister, nicht etwa eines Königs, sondern einer Königin zu werden, gewissermaßen deren politischer Gemahl, wie Mazarin es gewesen war. Er glaubte um so hartnäckiger an diese Torheit, als jener einzige rasche Augenblick wie ein Traum war, der nicht wiederkehrt, und den man nicht ernsthaft mit der Wirklichkeit vergleichen kann. Und es blieb ihm die Illusion über die Königin. Er sah sie, wie er sie sich wünschte, als eine wahre Tochter Maria Theresias, heftig, aber hochherzig, heroisch. Übrigens wurde dieser Irrtum geschickt gepflegt und genährt. Tag und Nacht mußte Herr de Lamarck um ihn sein, der die Königin selbst sehr liebte, der aber auch Mirabeau sehr liebte und ihn unablässig in seinem Traum vom Charakter der Königin bestärkte. Sie war so schön, so unglücklich, so mutig! Nur eins fehlte ihr, die Einsicht, die Erfahrung, ein kühner und weiser Ratgeber, eine Manneshand, darauf sie sich stützen konnte, Mirabeaus starke Hand! . . . Das war dessen eigentliche Bestechung, eine sträfliche Selbsttäuschung voll ehrgeizigen Hochmutes [10*]).

Jetzt wollen wir untadelige Männer zum Gericht versammeln, Männer, die berechtigt sind zu urteilen, die sich selbst rein fühlen, unbestochen von Geld, was nicht selten ist, unbestochen von Haß, was selten ist (wie viele Tugendhelden ziehen dem Gelde die Rache vor und das Blutvergießen!). Versam-

---

[10*]) Weit über Michelets beschränkten Horizont republikanischer Ideologie erhebt sich Lamartines zusammenfassende Charakteristik Mirabeaus: „Die Dichter sagen: Die Wolken nehmen die Gestalt der Landschaft an, über die sie dahingleiten und sie formen sich nach den Tälern, Feldern und Bergen, sie bewahren den Abguß und zeigen ihn am Himmel. So ist das Bild jener Menschen, deren kollektives Genie sich nach ihrer Epoche gestaltet und die ganze Individualität einer Nation in sich verkörpert. Einer dieser Menschen war Mirabeau. Er erfand nicht die Revolution, er offenbarte sie. Ohne ihn wäre sie vielleicht nur Idee und Tendenz geblieben. Er wurde geboren, und in ihm nahm sie die Form an, die Leidenschaft, die Sprache, die die sehende Menge zu dem Ausruf veranlaßt: Hier ist sie! . . . Von seinem Eintritt in die Nationalversammlung an füllt er sie aus; er allein ist das ganze Volk. Seine Winke sind Befehle, seine Bewegungen Staatsereignisse. Er stellt sich auf gleiche Höhe mit dem Thron. Der Adel fühlt sich durch diese aus seinem Schoß hervorgegangene Kraft besiegt, die Geistlichkeit, die Volk ist und die Demokratie in der Kirche wiederherstellen will, leiht ihm ihre Kraft, um die zwiefache Aristokratie des Adels und der Bischöfe zu zerschmettern. Was Jahrhunderte aufgebaut und gekittet hatten, fällt in wenigen Monaten.

melt und befragt, werden sie nicht zögern, stelle ich mir vor, zu entscheiden, wie ich es tue:

Ist ein Verrat geschehen? — Nein.

War Bestechung vorhanden? — Ja.

Ja, der Angeklagte ist schuldig. — Und darum, so schmerzlich die Sache ist, er ist mit Recht aus dem Panthéon ausgeschlossen worden.

Die Konstituierende hatte recht, den furchtlosen Mann dort beizusetzen, der das erste Organ der Freiheit war und deren Stimme selbst.

Der Konvent hatte recht, den verdorbenen, ehrgeizigen, schwachen Mann, der eine Frau und seine eigene Größe dem Vaterlande vorgezogen hätte, aus dem Tempel zu verbannen.

Es geschah an einem trüben Herbsttag, in jenem tragischen Jahre 1794, als Frankreich seine eigene Vernichtung beinahe vollendet, als es die Lebenden getötet hatte; da begann es, auch die Toten zu töten und riß sich seinen ruhmreichsten Sohn aus dem Herzen. Es empfand eine wilde Freude bei diesem grausamsten Schmerz. Der zur Vollziehung des schleußlichen Auftrages bestimmte Mann sagt in einem unförmigen, barbarische Unwissenheit bekundenden Protokoll, das eine sonderbare Vorstellung der Zeit gibt, wörtlich folgendes: „Der Festzug (!) hielt auf der Place du Panthéon, einer der Bürger, Pedell am Konvent, trat an das Eingangsportal des besagten Panthéon, verlas dort den Beschluß, der die Überreste des Honoré Riquetti Mirabeau von dort ausschließt, die sofort in einem Sarge aus Holz aus dem Umkreis des besagten Tempels weggebracht wurden, und nachdem man sie uns übergeben hatte, haben wir den besagten Sarg auf den gewöhnlichen Ort der Gräber führen und dort unterbringen

---

Mirabeau allein erkennt sich noch inmitten dieser Trümmer. Seine Tribunenrolle ist zu Ende. Die Rolle des Staatsmannes beginnt, und hier ist er noch größer! Die Revolution ist in seinem Kopf nicht mehr ein Zorn, sondern ein Plan. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, gemildert durch die Klugheit des Staatsmannes, fließt in fertigen Formeln von seinen Lippen. Er spricht nur noch im Namen seines Genius zu den Menschen . . . Er erhebt sich zwischen allen Parteien und über sie. Alle verabscheuen ihn, weil er sie beherrscht; und alle begehren ihn, weil er sie vernichten oder ihnen dienen kann. Er bespricht und entscheidet alle Fragen: Gesetzgebung, Finanzen, Diplomatie, Krieg, Religion, Staatswirtschaft, Gleichgewicht der Gewalten — nicht als Utopist, sondern als Staatsmann. Die Lösung, die er gibt, ist immer die exakte Mitte zwischen Ideal und Praxis. Der Grundzug seines so oft geschilderten und so viel verkannten Genies ist weniger die Verwegenheit als der rechte Blick. Am Fuß der Tribüne ist er ein Mensch ohne Scham und ohne Tugend, auf der Tribüne ist er ein ehrlicher Mann. Mirabeau ist die Vernunft eines Volkes: er ist noch nicht der Glaube der Menschheit.“ Anmerkung des Herausgebers.

lassen . . .[11])." Dieser Ort ist kein anderer als Clamart, der Friedhof der Hingerichteten, im Faubourg Saint-Marceau. Die Gebeine wurden nachts dorthin gebracht und ohne ein Kennzeichen ungefähr in der Mitte der Umfriedung beerdigt.

Viertes Kapitel

Unduldsamkeit der beiden Parteien
Robespierres Fortschritte

Auf den Antrag Robespierres beschließt die Versammlung, daß die Abgeordneten weder Minister werden können, noch wieder wählbar sind usw. (7. April, 16. Mai 1791). — Robespierre erbt das Ansehen der Lameth bei den Jakobinern (April). — Die Lameth-Ratgeber des Hofes (April). — Sie sprechen weder gegen die Beschränkung der Nationalgarde (28. April), noch zur Verteidigung der Klubs (Mai). — Wortkampf zwischen Duport und Robespierre (17. Mai). — Beide sprechen gegen die Todesstrafe. — Beim Herannahen des Osterfestes bricht der Religionsstreit aus (17. April 1791); die Kommunion des Königs erregt Aufsehen. — Der König konstatiert seine Gefangenschaft vor der Öffentlichkeit (18. April). — Geistliche Unduldsamkeit, besonders gegen die, die aus den Klöstern austreten wollen. — Jakobinische Unduldsamkeit gegen den Gottesdienst der Widerspenstigen (Mai). — Der Brief des Papstes wird verbrannt (4. Mai). — Die Versammlung erweist Voltaire die Ehren des Panthéon (30. Mai 1791).

Am 7. April, fünf Tage nach Mirabeaus Tod, stellte Robespierre den Antrag und brachte ihn zum Beschluß, k e i n M i t g l i e d der Versammlung d ü r f e während vier der Sitzungszeit folgenden Jahren i n s M i n i s t e r i u m b e r u f e n w e r d e n.

Keiner von den in Betracht kommenden Abgeordneten wagte, Einwände zu machen. Kein Einspruch seitens der gewöhnlichen Redakteure der Verfassung (Thouret, Chapelier usw.), keiner von den Agitatoren der Linken (Duport, Lameth, Barnave usw.). Sie ließen sich schweigend alle Frucht nehmen, die sie vom Tode Mirabeaus erwarten konnten. Der Zugang zur Macht, der sich schon aufzutun schien, wurde für immer vor ihnen verschlossen.

Fünf Wochen später, am 16. Mai, stellte Robespierre den Antrag

[11]) Der französische Text lautet: „Le cortège de la fête s'étant arrêté sur la place du Panthéon, un des citoyens huissier de la Convention s'est avancé vers la porte d'entrée du dit Panthéon, y a fait lecture du décres qui exclus d'cy celuy les restes d'Honoré Riquetti Mirabeau, qui aussitôt ont été porté dans un cercueil de bois, hors de l'enceinte du dit temple, et nous ayant été remis, nous avons fait conduire et déposer le dit cercueil dans le lieu ordinaire des sépultures . . ."

und brachte ihn ebenfalls zum Beschluß, die Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung dürften zur nächstfolgenden nicht gewählt werden.

Zweimal also stimmte die konstituierende Versammlung durch Zuruf gegen sich selbst.

Und zweimal auf Antrag des der Versammlung am wenigsten angenehmen Abgeordneten, dessen Anträge und Amendements sie bisher konsequent abgelehnt hatte.

Es hatte sich eine große Änderung vollzogen, die man zu erklären versuchen muß.

Das erste überraschende Merkmal dieser Änderung ist der neue, kühne, fast gebieterische Ton, den Robespierre schon am Tage nach Mirabeaus Tode anschlug. Am 6. April machte er dem Verfassungsausschuß heftige Vorwürfe über die „unvermutete“ Einbringung des Entwurfes zur Organisation der Ministerien (der seit zwei Monaten eingebracht war). Er sprach „von dem ‚Schrecken‘, den ihm der in den Beratungen herrschende Geist einflöße“. Und er schloß mit dem Wort: „Das ist im wesentlichen die ‚Belehrung‘, die ich der Versammlung geben möchte.“ Und nicht das leiseste Murren erhob sich in der Versammlung. Sie gewährte ihm für den Kern des Gesetzes die Vertagung auf den folgenden Tag; und am folgenden Tage, dem 7. April, als er wahrscheinlich einer starken Mehrheit sicher war, stellte er den Antrag, den Abgeordneten für vier Jahre den Eintritt ins Ministerium zu untersagen.

Robespierre war nicht mehr der zögernde, schüchterne Mensch von früher. Er hatte Ansehen gewonnen. Man merkte es am 16. Mai, als er mit oft beredtem Ernst den Grundsatz politischer Moral entwickelte, der Gesetzgeber müsse es sich zur Pflicht machen, wieder in der Masse der Bürger unterzutauchen und sich sogar der Dankbarkeit zu entziehen. Die Versammlung, müde ihres Verfassungsausschusses, eines Dezemvirates, das immer sprach und immer Gesetze machte, war Robespierre dankbar, daß er als der erste einen richtigen und wahren Gedanken aussprach, den man wie folgt zusammenfassen kann: „Die Verfassung ist nicht aus dem Kopfe dieses oder jenes Redners hervorgegangen, sondern aus dem Schoße der öffentlichen Meinung selbst, die früher da war als wir, und auf die wir uns stützten. Nach zweijähriger, Menschenkraft fast übersteigender Arbeit, bleibt uns nichts mehr zu tun, als unseren Nachfolgern das Beispiel der Gleichgültigkeit zu geben gegen unsere ungeheure Macht und gegen jedes andere Interesse, als das des öffentlichen Wohls. Gehen wir in unsere Departements, um die Luft der Gleichheit zu atmen.“

Und er fügte das gebieterische, ungeduldige Wort hinzu: „Mir scheint, um der Ehre der Versammlung und ihrer Grundsätze willen sollte dieser Antrag nicht mit zuviel Schwerfälligkeit zum Beschluß erhoben werden.“ Weit entfernt, verletzt zu sein, klatschte die Versammlung Beifall, befahl den Druck der Rede und schritt zur Abstimmung. Vergebens bat Chapelier ums Wort. Der Antrag wurde fast einstimmig angenommen.

Der ständige und sehr eifrige Lobredner Robespierres, Camille Desmoulins, sagt mit Recht, daß er diesen Beschluß als einen Meisterstreich betrachtet: „Man kann sich denken, daß er den Erfolg nur darum fast gewaltsam erzwungen hat, weil er die Eigenliebe der großen Mehrheit sehr wohl kannte; diese konnte auf die Wiederwahl nicht rechnen und hat begierig die Gelegenheit ergriffen, sie allen ehrenwerten Mitgliedern unmöglich zu machen. Unser Freund hat klug berechnet usw.“

Was er berechnet hatte, und was Desmoulins nicht sagen kann, ist, daß der zwischen den beiden äußeren Flügeln, Jakobinern und Aristokraten, stehende gemeinsame Feind, den es zu vernichten galt, die Konstitution und die Konstitutionellen waren, dieses wenig lebensfähige Kind und seine Väter und natürlichen Beschützer.

Aber Robespierre besaß zuviel politische Klugheit, als daß man glauben könnte, er habe sich auf diese Wahrscheinlichkeitsrechnung verlassen, auf diese auf eine allgemeine Kenntnis der Menschennatur gegründete Annahme. Da er so kraftvoll, mit solcher Überlegenheit und Sicherheit spricht, so kann man nicht zweifeln, daß er bestimmte Zusicherungen gehabt hat über die Unterstützung, die sein Antrag auf der rechten Seite finden würde. Die Priester, für die er sich unlängst weit vorgewagt und fast bloßgestellt hatte (12. März), konnten ihn über die Stimmung ihrer Partei völlig aufklären.

Anderseits, wenn Robespierres Stimme plötzlich stärker wurde, so war es darum, weil sie nicht mehr nur die eines einzelnen war; ein großes Volk spricht durch ihn, das Volk der Jakobinergesellschaften. Die Pariser Gesellschaft, die bekanntlich von Abgeordneten gegründet war, und die anfänglich — im Oktober 1789 — vierhundert Abgeordnete zu den Ihren zählt, hat am 28. Februar 1791, dem Tage, da Mirabeau durch die Lameth abgetan wurde, höchstens noch hundertfünfzig unter sich. Wer also herrschte bei den Jakobinern? Leute, die keine Abgeordnete waren, aber es gern werden mochten, die den Wunsch hatten, die konstituierende Versammlung möchte nicht wiedergewählt werden. Robespierre gab nur der Meinung der Jakobiner Ausdruck, ihrem Wunsch und ihrem Interesse; er ist deren Organ.

Er spricht für sie und vor ihnen, wird von ihnen unterstützt, denn sie sind es, die da oben die Zuschauertribünen füllen. Diese „höhere“ Versammlung, wie ich sie schon früher genannt habe, beginnt von oben herab schwer auf der konstituierenden Versammlung zu lasten. Und das gehört nicht zu den kleinsten Gründen, aus denen die letztere so ruhebedürftig ist. Mehr und mehr mischen sich die Tribünen ein, unterbrechen die Ausführungen der Redner mit Zwischenrufen, mit Beifall, mit Lärm. Als man zum Beispiel über die Kolonien verhandelte, wurde ein Verteidiger der Kolonisten schmählich ausgezischt.

Die innere Geschichte der Jakobinergesellschaft ist fast undurchdringlich. Ihr angebliches Blatt, das von Laclos redigiert wurde, wirft nicht etwa ein Licht darauf, sondern verdunkelt sie. Indessen ist ganz offenbar, daß von den beiden ursprünglichen Fraktionen der Gesellschaft die orleanistische damals schwächer wird: die Habgier ihres Führers in der Vier-Millionen-Affäre und die republikanische Polemik, die Brissot und andere gegen sie unterhielten, hatten sie um ihr Ansehen gebracht. Die andere Fraktion (Duport, Barnave und Lameth) scheint ebenso verbraucht, entnervt; es ist, als habe sie, da sie am Abend des 28. Februar Mireabeau die tödliche Wunde beibrachte, ihren Stachel und damit ihr Leben in der Wunde zurückgelassen. Ob sie im März noch eine Rolle spielten bei dem heftigen Aufstand, wobei die Jakobiner mit Steinwürfen und Knütteln dem Klub der Monarchien ein Ende machten, weiß man nicht genau. Im allgemeinen kann man von den Triumvirn sagen, daß ihr übler Ruf, sie seien intrigant und gewalttätig, und die dunklen (wiewohl falschen) Gerüchte, die bei Gelegenheit des Todes Mirabeaus über sie umliefen, die Jakobiner veranlaßt haben werden, einem zuverlässigen, armen, sittenstrengen Manne mit untadeliger Vergangenheit den Vorzug zu geben. Die auffällige und von allen beobachtete Szene bei Mirabeaus Bestattung (Lameth am Arm von Sieyès und von ihm gegen den Verdacht des Volkes gedeckt: ein Jakobiner durch den unpopulären Abbé gewissermaßen vor dem Volke beschützt!) brachte die Jakobinergesellschaft zum Nachdenken. Sie verließ die Lameth und schloß sich an Robespierre an.

Mit der Angelegenheit der Jakobiner von Lons-le-Saulnier, die Ende März von der Pariser Gesellschaft gegen die Lameth entschieden wurde, scheint mir deren Niedergang zu beginnen. Man könnte beinahe sagen, daß sie mit Mirabeau zusammen sterben; besiegte Sieger treten sie fast gleichzeitig vom Schauplatz ab.

Nichts trug so sehr dazu bei, ihren Sturz zu beschleunigen, als ihre unliberale Ansicht über die Rechte der Farbigen. Die Lameth

besaßen Pflanzungen in den Kolonien und Sklaven. Keck sprach Barnave zugunsten der Pflanzer. Die Versammlung schwankte zwischen der klaren Rechtsfrage und der Furcht, einen allgemeinen Brand zu entzünden; sie faßte den sonderbaren Beschluß: „Sie würde niemals über die juristischen Eigenschaften von Personen beraten, die nicht von freien Eltern geboren seien; es sei denn, daß sie von den Kolonien darum ersucht würde.“ Man war ziemlich sicher, daß dies Gesuch niemals kommen würde: man versagte sich also: jemals über die Sklaverei der Neger zu beraten. Die Pflanzer wollten Barnave ein Denkmal errichten, als sei er schon tot; freilich war er das nun auch.

Unabhängig von diesen Interessen wirkte offenbar ein geheimer Einfluß dahin, die Lameth unschädlich zu machen.

Kurz nach Mirabeaus Tode, an dem viele Leute den Lameth die Schuld gaben, kam eines Morgens zu sehr früher Stunde ein kleiner, unscheinbarer Mann zu Alexander von Lameth, der noch im Bett lag; er wollte ihn sprechen und wurde vorgelassen. Es war Montmorin, der Minister des Auswärtigen. Der Minister setzte sich nahe ans Bett und beichtete dem andern. Er sprach schlecht von Mirabeau (ein sicheres Mittel, dem Lameth zu gefallen), tadelte sich selbst, er sei auf einen üblen Weg geraten, habe große Summen ausgegeben, um in die Geheimnisse der Jakobiner zu dringen. „Jeden Abend,“ erzählte er, „brachte man mir die Briefe, die sie aus den Provinzen bekommen hatten; ich las sie dem König vor, der oft die Weisheit Ihrer Antworten bewunderte.“ Das Ende der Unterhaltung, das Lameth mitzuteilen vergißt, aber das man sehr wohl kennt, war, daß Lameth in gewisser Beziehung Mirabeaus Nachfolger, daß er einer der geheimen Ratgeber des Hofes wurde, wie es Barnave schon seit Dezember war [12]).

Am 28. April tat die Versammlung einen schon lange gefürchteten Schritt; sie beschloß, in Zukunft könnten nur die Aktivbürger Nationalgarden werden. Robespierre erhob Einspruch dagegen. Duport und Barnave blieben stumm; Karl von Lameth sprach über eine Nebensache.

Der wahre Stein des Anstoßes, die Herausforderung auf Leben und Tod, war die Verteidigung der Klubs, die das Departement von Paris feierlich vor der Nationalversammlung angegriffen hatte, war die Verteidigung der Volksgesellschaften überhaupt, der Gemeinden, Sektionen, freien Vereinigungen, sowie ihres Rechtes, gemeinsame

---

[12]) Nichts ist inhaltloser, weniger belehrend und mit größerem Geschick nichtssagender als die Memoiren von Barnave aus dem Jahre 1791. Selbst Lameth ist nicht so unbedeutend.

Petitionen, Adressen, Bekanntmachungen zu erlassen usw. Chapelier beantragte ein Gesetz, das ihnen dieses Recht nahm; es wurde tatsächlich angenommen, aber nicht ausgeführt. Chapelier erklärte, ohne dieses Gesetz seien die Klubs Körperschaften, und zwar die furchtbarsten von allen. Robespierre und Pétion übernahmen die Verteidigung der Klubs. Und wo blieben Duport, Barnave und Lameth, die Gründer der Jakobiner und so lange Zeit ihre Führer? Jedermann erwartete, daß sie auch das Wort ergriffen. Aber sie verharrten im tiefsten Schweigen — — ersichtlich dankten sie ab.

Robespierre hatte ihnen ein Wort zugerufen, das zweifellos dazu beitrug, ihnen alle Lust, selbst zu sprechen, zu nehmen: „Ich reize nicht zur Empörung auf . . . Wenn jemand mich beschuldigen wollte, so möchte ich, daß er alle seine Taten mit den meinigen vergliche." Das hieß den alten Unruhstiftern die Möglichkeit abschneiden, vom Frieden zu sprechen.

In der Frage der Wiederwählbarkeit (16. Mai) ließ es Duport geschehen, daß die Versammlung gegen sich selbst stimmte; aber als man sich am Tage darauf nur noch mit der Wiederwählbarkeit der nächstfolgenden gesetzgebenden Körper zu beschäftigen hatte, brach er sein Schweigen. Es war, als wollte er mit einem Male alles sagen, was er an Kummer und Besorgnis für die Zukunft auf dem Herzen hatte. Diese Rede voll hoher, starker, prophetischer Dinge leidet unter dem schwersten Fehler, den eine politische Rede haben kann: sie ist traurig und mutlos. Duport erklärt: Noch ein Schritt weiter, und die jetzige Regierungsform besteht nicht mehr; wird sie aber wiedergeboren, dann wird sich alle Gewalt in der Exekutive vereinigen. Die Menschen wollen den alten Despoten nicht mehr gehorchen, sondern sie wollen sich neue machen, deren Gewalt viel volkstümlicher, aber auch tausendmal gefährlicher sein wird. Die Freiheit wird in der egoistischen Individualität beruhen, die Gleichheit in der fortschreitenden Nivellierung, die bis zur Teilung des Bodens geht . . . Schon strebt man offenbar, die Form der Regierung zu ändern, ohne zu bedenken, daß man zuvor alle Parteigänger des Thrones ohne Ausnahme in Blut ertränken muß usw. usw. Dann klagt er mit besonderem Bezug auf Robespierre das geschickte System gewisser Männer an, die sich immer damit begnügen, Prinzipien und hochtrabende Allgemeinheiten von sich zu geben, ohne sich auf Mittel und Wege einzulassen oder irgendeine Verantwortlichkeit zu übernehmen, „denn es ist keine Verantwortlichkeit, wenn man unentwegt einen Lehrstuhl für Naturrecht innehält."

In seiner langen Wehklage ging Duport von einem falschen Gedanken aus, den er zweimal wiederholte: „Die Revolution ist fertig."

Dies einzige Wort zerstörte alles. Die allgemeine Unruhe, die Ahnung endloser Hemmnisse, die man zu besiegen haben werde, die Unzulänglichkeit der Reformen, all das stimmte die Geister auf eine stumme, aber starke Abwehr einer solchen Behauptung. Robespierre hütete sich, die gefährliche Blöße auszunutzen, die sich sein Gegner gab; er ging nicht in die Falle, sagte nicht etwa, man müsse die Revolution fortsetzen. Er hielt sich an die eigentliche Frage. Nur, als wenn er gern aus der Elegie eine Idylle gemacht hätte, griff er auf seine erste Rede zurück, auf die milden moralischen Ideen, „einer durch Vernunft und Natur befohlenen Ruhe, der Notwendigkeit, sich zurückzuziehen, um über die Prinzipien nachzudenken“. Er bürgte dafür, „daß es in allen Gauen des Reiches Familienväter gäbe, die gern das Geschäft der Gesetzgeber übernehmen würden, um ihren Kindern ein sittliches Leben zu sichern, ein Vaterland. Die Intriganten wollten fortgehen? Um so besser! dann wird die bescheidene Tugend ihren Lohn empfangen, den jene ihr vorenthalten hätten.“

Ins Politische übersetzt, bedeutet das, Robespierre habe den Hebel der Revolution, der den Händen Duports (des Hebels der Jakobiner) entfiel, ergriffen und fürchte nicht, sich im Namen der Grundsätze die offizielle Versammlung zu verschließen, um die einzig tatkräftige Versammlung, den großen führenden Klub, um so sicherer zu haben. Man konnte darauf wetten, daß die nächste Wahlperiode, an der kein Mirabeau, kein Duport, kein Cazalès mehr teilnahm, schwach und farblos werden, und daß alles Leben, alle Kraft bei den Jakobinern sein mußte. Er wußte, wo er die beschaulich-philosophische Zurückgezogenheit, die er seinen Gegnern riet, verbringen würde: im eigentlichen Zentrum der Bewegung.

Duport weihte seinen Untergang durch eine prachtvolle Rede gegen die Todesstrafe, worin er den Kern der Sache traf und den tiefen Einwand fand: „Wenn eine Gesellschaft sich durch das Gesetz zur Mörderin macht, lehrt sie dann nicht den Mord?“ Dieser hervorragende Mann, dessen Name für immer mit der Errichtung der Geschworenengerichte in Frankreich und mit allen unseren richterlichen Institutionen verbunden bleibt, hatte wie Mirabeau das Glück und den Ruhm, mit einer Frage der Menschlichkeit seine Laufbahn zu endigen. Seine Rede, die in jedem Sinne der kleinen akademischen Rede Robespierres gegen die Todesstrafe überlegen war, fand dennoch keinerlei Widerhall. Niemand achtete der folgenden Worte, in denen eine düstere Ahnung nur allzu sehr hervortritt: „Da ein beständiger Wechsel der leitenden Menschen einen Wechsel in den Dingen beinahe notwendig gemacht hat, wollen wir wenigstens sor-

gen, daß die revolutionären Vorgänge weniger tragisch ausgehen . . . Bringen wir dem Menschen Achtung bei vor dem Menschen!"

Ein ernstes Wort, das unglücklicherweise nur allzu treffend war. Der Mensch und das Menschenleben standen bereits nicht mehr in Achtung. Der Religionskrieg begann auszubrechen.

Seit Ende 1790 hatte der hartnäckige Widerstand des Klerus gegen den Verkauf der Kirchengüter die Gemeindebehörden in die grausamste Verlegenheit gebracht. Diese scheuten sich vor strengen Maßregeln gegen Personen, machten halt vor dem passiven Widerstand; indessen war die Untätigkeit nur scheinbar, denn der Klerus entfaltete eine rege Tätigkeit in Beichtstuhl und Presse, sowie durch Verteilung von Flugschriften. Er verbreitete, besonders in der Bretagne, Burkes wildes Buch gegen die Revolution.

Bei der Schüchternheit und Untätigkeit der Gemeindebehörden einerseits und der unverschämten Rebellion des Klerus anderseits hätte die neue Religion unterliegen müssen. Überall waren die Vereine der Freunde der Verfassung genötigt, auf die Gemeindebehörden einen Druck auszuüben, sich über ihre Untätigkeit zu beschweren, in dringenden Fällen statt ihrer zu handeln. Die Revolution nahm so einen beängstigenden Charakter an; sie fiel ganz in die Hände der patriotischen, aber unduldsamen und gewalttätigen Jakobinergesellschaften.

Mit Cäsar muß man sprechen: „Hoc voluerunt." Sie haben es selbst nicht anders gewollt. — Die Priester wollten verfolgt werden, um den Bürgerkrieg herbeizuführen.

Der verhängnisvolle Beschluß der sofortigen Eidesleistung, der Vorgang vom 4. Januar, wodurch der Klerus wohlfeil Märtyrerruhm erlangte, erfüllte ihn überall mit unermeßlicher Freude und Frechheit. Von nun an trugen sie den Kopf hoch, und die Revolution senkte den ihren.

Einer der ersten feindseligen Akte geschah, wie es sich gehörte, durch einen wahrhaft vorbildlichen Priester, den Kardinal Rohan, den Helden der Halsbandgeschichte[13]). Er gewann damit das verlorene Ansehen bei den „anständigen" Leuten zurück. Er war über den Rhein geflohen, verfluchte (im März) seinen vom Volke in Straßburg gewählten Nachfolger und begann so den Religionskrieg in dieser leicht erregbaren Stadt.

Ein Brief des Bischofs von Uzès, der wegen der Verweigerung des Eides triumphierte, wirkte in Uzès wie der zündende Funke und

[13]) Vergleiche die schöne und ausführliche Darstellung in Louis Blancs „Histoire de la Révolution", Bd. II.

setzte die Stadt in Flammen. Man läutete die Sturmglocke, man schlug sich in den Straßen.

In der Bretagne stachelte der Klerus mühelos die düstere Einbildungskraft der Bauern auf. In einem Dorfe las ihnen der Pfarrer die Messe um drei Uhr; er erklärte, Abendmessen könne er ihnen nicht mehr halten, diese seien für immer abgeschafft. Ein anderer wählte einen Sonntag, las die Messe sehr früh am Morgen, als es fast noch Nacht war, nahm das Kruzifix vom Altar, reichte es den Bauern zum Kuß und sagte: „Geht hin, rächt euren Gott, tötet die Frevler." Die armen verhetzten Menschen marschierten bewaffnet auf Vannes; die Truppen, die Nationalgarden mußten ihren Einzug in die Stadt verhindern; man konnte sie nur mit Flintenschüssen auseinandertreiben; etwa ein Dutzend blieb tot auf dem Platz.

All das geschah, als Ostern nahe war. Man war neugierig, ob der König mit den Freunden oder den Feinden der Revolution kommunizieren würde. Schon konnte man es voraussehen, er hatte den Pfarrer seines Kirchspiels, der vereidigt war, entlassen; die Tuilerien waren voll von nicht vereidigten Priestern. Und bei diesen kommunizierte er, Sonntag, den 17. April, in Gegenwart Lafayettes, der übrigens selbst in seinem Hause das nämliche Beispiel gab, denn er hatte in seiner Privatkapelle einen widerspenstigen Priester, der Madame de Lafayette die Messe lesen mußte. Die Kommunion des Königs war insofern ein Wagnis, als sie mit großem Pomp stattfand, als man die Nationalgarde zwang, daran teilzunehmen und ihre Waffen dem Großalmosenier zur Einsegnung zu bringen usw. Ein Grenadier weigerte sich ausdrücklich, der Gegenrevolution diese Huldigung darzubringen. Der Distrikt der Cordeliers dankte ihm abends dafür und zeigte in einem Maueranschlag „dem französischen Volke den ersten öffentlichen Beamten als Rebellen gegen die von ihm beschworenen Gesetze an, der die Empörung genehmigt".

Das war nur allzu richtig. Der Hof brauchte einen Skandal, er wünschte eine Empörung, um die Unfreiheit des Königs vor ganz Europa darzutun. Diese Empörung, die (nach Lafayette) schon lange geplant war, aber wie's scheint durch Mirabeaus Tod verzögert wurde — man hatte Mirabeau eine Rolle zugedacht in der Komödie —, fand in der Festzeit statt, in der Zeit, da religiöse Gemüter am stärksten erregt sind, am zweiten Ostertage, Montag, dem 18. April 1791.

Alle Welt erfährt am Abend vorher von der Abreise des Königs, alle Zeitungen sind am andern Morgen voll davon, die Menge versperrt bereits alle Zugänge zum Schloß; gegen 11 Uhr versuchen mehrere hochbepackte Wagen mit dem König, der Königin, der königlichen Familie, den Bischöfen und der Dienerschaft abzufahren. Es

soll nur nach Saint-Cloud gehen, sagt man; aber die Menge umdrängt die Wagen. Man läutet die Sturmglocke in Saint-Roch. Die Nationalgarde wetteifert mit dem Volk, um alle Wege zu verlegen. Die Erbitterung gegen die Königin und gegen die Bischöfe ist groß. „Sire", sagt ein Grenadier zum König, „wir lieben Sie, aber nur Sie allein!" Die Königin muß noch viel härtere Worte hören; sie stampft mit dem Fuße, weint.

Lafayette will einen Weg frei machen, aber niemand gehorcht. Er eilt ins Hôtel de Ville und fordert die rote Fahne. Glücklicherweise ist Danton da; der sorgt dafür, daß man jenem die Fahne verweigert, und verhindert so vielleicht ein Gemetzel; Lafayette, der damals nicht wußte, daß die Abreise nur zum Schein geschah, wäre nach der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren. Er hatte Danton im Hôtel de Ville verlassen und fand ihn bei den Tuilerien wieder, an der Spitze des Bataillons der Cordeliers[14]), das ohne Befehl gekommen war.

Nach zwei Stunden fuhren die Wagen zurück, denn man hatte zur Genüge erreicht, was man wollte.

Lafayette war empört, daß man ihm nicht gehorcht hatte und forderte seine Entlassung. Die überwiegende Mehrheit der Nationalgarde bat ihn zu bleiben und beruhigte ihn; die Bourgeoisie hatte nur zu ihm Vertrauen wegen der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe.

Am Dienstag, dem 19., tat der König einen sonderbaren Schritt, durch den die vorhandene Besorgnis um seine Abreise auf den Gipfel stieg. Er kam unversehens in die Versammlung und erklärte, er beharre auf der Absicht, nach Saint-Cloud zu gehen, um zu beweisen, daß er frei sei, — er fügte hinzu, er wolle die Verfassung aufrechterhalten, „von der die Verfassung des Klerus ein Teil ist". — Das stand in merkwürdigem Widerspruch zu seiner Kommunion vom vorhergehenden Sonntag, zu der Unterstützung, die er den rebellischen Priestern zuteil werden ließ.

Man darf nicht glauben, diese Priester seien entsagungsvolle, geduldige Opfer gewesen, hätten sich glücklich geschätzt, daß man sie unbeachtet ließ. Sie benahmen sich in der herausforderndsten Weise, waren überall dabei, kläfften, drohten, verhinderten die Heiraten, verwirrten den Mädchen die Köpfe und machten sie glauben, wenn

[14]) Lafayette, der hier sehr spitzfindig ist, behauptet, Danton habe nur darum gehandelt, weil er vom Hofe bezahlt worden sei: „Er hatte," erzählt er, „gerade hunderttausend Franken bekommen, um eine Verpflichtung loszuwerden, die zehntausend Franken betrug." Viel sicherer ist, daß Danton, als er bewirkte, daß dem General die Fahne verweigert wurde, ihm eine große Demütigung bereitete, ihm aber auch ein Verbrechen ersparte.

sie von konstitutionellen Priestern getraut würden, wären sie nur die Geliebten, und ihre Kinder blieben unehelich.

Die Frauen waren zugleich die Opfer und die Werkzeuge dieser Art von Schrecken, den die rebellischen Priester ausübten. Sie sind tapferer als die Männer, sind gewöhnt, daß man sie achtet, schont, und glaubten im Grunde, daß sie nicht viel wagten. So taten sie frech alles, was ihre Priester nicht zu tun wagten. Sie gingen und kamen, brachten Nachrichten hin und her, sprachen laut und energisch. Von den selbstverständlichen Opfern ihrer Erbitterung abgesehen (ich meine die Ehemänner, die durch Vorwürfe und häuslichen Ärger aufs äußerste gereizt wurden), verfolgten sie mit ihrem bösartigen Eifer auch viele kleine Leute, die zu ihrem Anhang oder ihrem Hause gehörten; wehe den philosophischen Kaufleuten, den patriotischen Lieferanten! Die Frauen mieden ihre Läden; alle Kundinnen kauften bei den gutgesinnten Händlern.

Die Kirchen waren verlassen. Die Klöster öffneten ihre Kapellen der Masse der Gegenrevolutionäre, die noch gestern Atheisten, heute fromme Leute waren. Ernster war, daß diese Klöster ihren Klosterzwang frech beibehielten, den Insassen, die auf Grund der Beschlüsse der Versammlung austreten wollten, die Türen verschlossen hielten.

Eine Benediktinerin, die darauf beharrte, zu ihrer Familie zurückzukehren, wurde die Zielscheibe zahlloser Kränkungen. Man untersagte ihr, die kleinen wertlosen Gegenstände mitzunehmen, an denen die Nonnen oft sehr hängen. Man setzte sie fast nackt vor die Türe. Als die Eltern kamen, um die Sachen zu fordern, warf man ihnen, ohne zu öffnen, ein paar Lumpen durchs Fenster, als wenn die Pest darin stäke; man überhäufte die Alten mit Beschimpfungen.

Die Nationalversammlung empfing eine Bittschrift von der Mutter einer anderen Nonne, die man mit Gewalt festhielt; die Oberin und der Beichtvater hinderten die Nonne, die Austrittserklärung an die Gemeindebehörde zu senden. Bei den Damen von Saint-Antoine hatte eine junge Laienschwester ihre Freude über die Befreiungserlasse bezeigt, sie war von nun an den Kränkungen und den Mißhandlungen der Äbtissin, einer vornehmen und sehr fanatischen Dame, und der andern Nonnen, die sich der Äbtissin angenehm machen wollten, ausgesetzt. Die Schwester fand ein Mittel, Nachricht über ihre Leiden und ihre Gefahr nach draußen zu senden; sie entwich auf eine merkwürdige Art: sie steckte den Kopf durch den drehbaren Schrank[15]), ein mitleidiger Mann zog sie mit großer Anstrengung vollends ins Freie. Sie fand Aufnahme bei einer Familie

---

[15]) Solche Schränke wurden in den Mauern der Klöster und Gefängnisse zum Verkehr mit der Außenwelt angebracht.

im Faubourg Saint-Antoine; die Zeitungen eröffneten eine Sammlung für die arme Flüchtige.

Man versteht, daß solche Geschichten nicht geeignet waren, das durch seine eigene Not schon so grausam gereizte Volk zu beruhigen. Es litt maßlos, wußte nicht, wen es dafür verantwortlich machen sollte. Es sah nur, daß die Revolution nicht vorwärts und nicht zurück konnte, bei jedem Schritt stieß sie auf eine unbewegliche Kraft: das Königtum, und hinter ihr saß eine lebendige Kraft: die geistliche Intrige. Man darf sich nicht wundern, wenn das Volk auf diese Hemmnisse losschlug. Ich glaube nicht, daß die Jakobiner es anzutreiben brauchten; von den drei jakobinischen Fraktionen hatten zwei (Lameth und Orleans) damals geringen Einfluß; was die Fraktion Robespierre anlangt, so war sie sicherlich gewalttätig und fanatisch, indessen war ihr Haupt persönlich durchaus kein Mann der Empörung, und zwar noch weniger gegen die Priester, als gegen jeden andern Feind.

Die Bewegung war ursprünglich, eine natürliche Folge der Erbitterung und des Elends. Weiber gingen in die Klöster und prügelten die Nonnen.

Aber dann nutzte man allem Anschein nach die Bewegung aus: man gab ihr einen großen Schauplatz und einen feierlichen Anlaß. Der Plan des Hofes war, die Revolution vor der katholischen Bevölkerung des Königreichs und vor Europa soweit wie möglich bloßzustellen. Die Nichtkonformisten[16]) mieteten von der Gemeindebehörde eine Kirche in der belebtesten Gegend von Paris, am Quai des Théatins; dort wollten sie Ostern feiern. Wie man leicht voraussehen konnte, strömte die Menge dorthin, wartete, wurde unruhig bei diesem Warten, bedrohte die Ankommenden. Die Herausforderung reizt und stachelt auf; zwei Frauen erschienen und wurden verprügelt. Auf die Kirchentür nagelte man zwei Besen. Die Behörde ließ sie wegnehmen, konnte aber die Menge nicht zerstreuen. Sieyès reklamierte vergeblich in der Versammlung die Rechte der religiösen Freiheit. Das Volk, das ganz vom Bewußtsein seines Elends erfüllt war, wollte nichts anderes darin sehen, als eine politische Frage; ihm schien nicht ohne Grund, daß der rebellische Priester und seine Helfershelfer hier den Funken anbliesen, der den Westen, den Süden, vielleicht die Welt in Flammen setzen sollte.

Schon boten Avignon und das Comtat eine schauerliche Miniatur der bevorstehenden Bürgerkriege. Das erstere, durch alles verstärkt, was es an glühenden Revolutionären in Nîmes, Arles, Orange gab, unterhielt einen Kleinkrieg gegen Carpentras, den Sitz der Aristo-

---

[16]) Die Anhänger der Gegenrevolution.

kratie. Ein barbarischer Krieg auf beiden Seiten, alte, vergiftete Ränke, neue Wut: weniger ein Krieg, als eine scheußlich abwechslungsreiche Szene von Fallenstellen und Meuchelmorden. Die Schwerfälligkeit der Nationalversammlung war viel daran schuld, man durfte sie dessen anklagen, ebenso den verhängnisvollen Antrag Mirabeaus, die Entscheidung zu vertagen. Diese kam erst am 4. Mai und entschied noch immer nichts. Die Versammlung erklärte, Avignon sei kein integrierender Teil Frankreichs, indessen verzichte Frankreich nicht auf seine Rechte. — Das war, als wenn man sagte: „Die Versammlung urteilt, daß Avignon nicht dazu gehört, ohne zu leugnen, daß es dazu gehört.“

Am selben Tage, dem 4. Mai, wurde in Paris ein päpstliches Breve verbreitet, eine Art Kriegserklärung gegen die Revolution. Der Papst ergießt sich darin in Beschimpfungen gegen die französische Verfassung, erklärt die Wahlen der Pfarrer und Bischöfe für nichtig, verbietet diesen die Austeilung der Sakramente. Ein patriotischer Verein, um Kränkung mit Kränkung zu vergelten, sitzt am nächsten Tage im Palais-Royal über den Papst zu Gericht und verbrennt seine Puppe. Dem Spruch des Gerichts stattgebend, verbrennt man ebenfalls das bevorzugte Blatt der Priester, das des Abbé Royon, nachdem man es zuerst durch den Rinnstein geschleift hat.

Der Papst hat es weit gebracht seit dem vierzehnten Jahrhundert. Als Bonifacius VIII. eine Ohrfeige bekam, zitterte die Welt vor Grauen. Die Verbrennung der Bannbulle durch Luther versetzte sie noch immer in die tiefste Erregung. Hier finden der Papst und Royon gemeinsam ein friedliches Ende, ohne daß jemand sonderlich darauf achtet, sie werden abgeurteilt im Rinnstein der Rue Saint-Honoré.

Je mehr der Papst zurückweicht, um so weiter rückt sein Gegner vor. Dieser unsterbliche Gegner (der niemand anders ist als die Vernunft) nimmt allerlei Verkleidung an, ist Rechtsgelehrter im Jahre 1300, Theologe im Jahre 1500, Philosoph im letzten Jahrhundert; er triumphiert 1791.

Sobald Frankreich sprechen kann, sagt es Voltaire seinen Dank. Die Nationalversammlung beschließt die Ehrungen des Sieges für den glorreichen Befreier des religiösen Denkens. Der Sieg ist gewonnen, er hat gesiegt; nun möge er triumphieren, möge zurückkehren in sein Paris, in seine Hauptstadt, dieser König des Geistes. Der Verbannte, der Flüchtling, der keine Stätte hier unten besaß, der zwischen drei Königreichen lebte und kaum die Flügel zu senken wagte, wie der Vogel, der kein Nest hat: nun möge er friedlich ruhen in Frankreichs Armen.

Grausamer Tod! Er hatte Paris wiedergesehen, diese Menge, die ihn anbetete, dies Volk, das ihn verstand, um sich nur mit um so größerem Schmerz loszureißen! Verfolgt noch auf dem Sterbebette, sogar noch nach dem Tod, verbannt, in der Nacht von den Seinen fortgetragen, am 30. Mai 1778, in einem dunklen Grabe verborgen — wird am 30. Mai 1791 seine Rückkehr beschlossen. Er soll zurückkehren, aber am hellen Tage, während die Sonne der Gerechtigkeit strahlt, auf den Schultern des Volkes im Triumph zum Tempel des Pantheon getragen.

Und zu alldem wird er den Sturz derer mit ansehen, die ihn ächteten. Voltaire kommt; Priester und Könige gehen fort. Durch einen bemerkenswerten Zufall fällt der Beschluß seiner Rückkehr auf den Tag, da die Priester, Ludwigs XVI. Unentschlossenheit und Bedenken besiegend, den König nach Varennes treiben, in den Verrat, in die Schande. Wie könnten wir Voltaire entbehren bei diesem großen Schauspiel? Er muß nach Paris kommen und die Flucht Tartüffs mit ansehen. Er ist der Held des Festes. In dem Augenblick, da der Priester sein dunkles Komplott offenbar werden läßt, muß Voltaire ebenfalls aus seinem Gewölbe herauskommen. Wenn sich Tartüff frech entdeckt, so entdeckt jener sich gleichzeitig, steckt den Kopf aus dem Grabe und spricht zu dem andern mit seinem furchtbaren Lachen, bei dem Tempel und Throne bersten, die Worte: „Wir sind unzertrennlich; du erscheinst, ich erscheine auch."

Fünftes Kapitel

Vor der Flucht des Königs

Ludwig XV. vorzugsweise beschäftigt mit dem Bildnis Karls I., Ludwig XVI. mit der Geschichte Karls I. und Jakobs II. — Ludwig XVI. fürchtet alle Mächte; er will das Königtum nicht verlassen. — Europa freut sich über Frankreichs Spaltung. — Rußland und Schweden fordern zur Flucht auf. — Österreich entwirft den Plan dazu, Oktober 1790. — Der Plan hatte zuerst einen französischen Einschlag, bezog sich aber dann völlig aufs Ausland. Der König ist Ausländer durch seine Mutter, sein Christentum macht ihn gleichgültig gegen den Begriff der Nationalität. Der König fühlt sich verletzt in seinen Adligen und Priestern, Februar bis Mai 1791. — Doppelzüngigkeit des Königs und der Königin; sie täuschen alle Welt. — Die ganze königliche Familie, besonders die Königin, trägt bei zum Untergang des Königs. — Unvorsichtige Vorbereitung der Flucht des Königs, März bis Mai 1791.

Ich komme nicht ins Louvremuseum, ohne vor dem Bilde Karls I. von van Dyck stehen zu bleiben und oft und unwillkürlich lange davor zu träumen. Dies Bild enthält zugleich die Geschichte Englands

und diejenige Frankreichs. Es hat einen unmittelbaren Einfluß auf unsere Angelegenheiten gehabt, wie ihn Kunstwerke selten haben. Der große Maler legte, ihm selbst unbewußt, das Schicksal beider Monarchien hinein.

Die Geschichte des Bildes selbst ist merkwürdig. Man muß ein wenig weit zurückgreifen und erzählen, wie es nach Frankreich kam.

Als das Ministerium Aiguillon-Maupeon Ludwig XV. bestimmen wollte, das Parlament zu vernichten, hatte es zuerst die Aufgabe, dem alten verbrauchten König die Fähigkeit zu wollen wiederzugeben, wieder einen Mann aus ihm zu machen. Dazu mußte man den Harem schließen, in dem er allmählich erlosch, man mußte ihn dazu bringen, eine Mätresse zu nehmen, mußte ihn wieder an eine Frau fesseln; nichts war schwieriger. Diese Mätresse mußte ein ausgelassenes, freches, amüsantes Weib sein und die andern ausstechen; sie durfte nicht zuviel Geist haben, durfte es nicht machen wie die Pompadour; aber sie mußte genügend Geist besitzen, um zu jeder Stunde eine wohleinstudierte Lektion zu wiederholen.

Madame du Barry, das ist ihr Name, spielte ihre Rolle prachtvoll. Diese treffliche Egeria lag ihm Tag und Nacht in den Ohren, aber dennoch hätte ihr Gerede vom Königtum bei einem solchen Manne keinen Erfolg gehabt, wenn sie nicht durch Anschauungsunterricht ihre Worte wirksamer und sichtbar gemacht hätte. Man kaufte in England das Gemälde van Dycks für sie — unter dem sonderbaren Vorwand, der Page darauf heiße Barry, und es sei für sie ein Familienbild. Diese große Leinwand, die als geniales Werk und als Denkmal tragischer Geschicke gleich achtungswürdig ist, wurde schändlicherweise im Boudoir dieses Mädchens untergebracht, mußte ihr tolles Lachen hören und ihre schamlosen Freuden sehen. Sie pflegte den König am Halse zu packen und, auf Karl I. deutend, zu sagen: „Siehst du, Frankreich (so nannte sie Ludwig XV.), da ist ein König, dem man den Hals abgeschnitten hat, weil er schwach war gegen sein Parlament. Hüte deinen Hals gut!"

In der kleinen, sehr niedrigen Wohnung (eine Flucht von Mansarden, die man heute noch im Dachstuhl von Versailles betrachten kann) hätte das große Gemälde aus solcher Nähe, von Angesicht zu Angesicht, auf einen Menschen mit weniger erledigtem Herzen und weniger stumpfen Sinnen peinlich gewirkt. Kein anderer als Ludwig XV. hätte, ohne darunter zu leiden, den traurigen und edlen Blick ertragen, in dem sich eine ganze Revolution birgt, dies Auge voll Verhängnis, das in eure Augen taucht.

Man erinnert sich, daß der große Meister gewissermaßen seherisch Karl I. im voraus gemalt hat, wie er in den letzten Tagen seiner

Flucht aussah; er ist einfach „cavalier" im Kampfe gegen die „round heads" [17]). Er scheint nach und nach bis ans Meer zurückgewichen. Da liegt das Meer, öde, ungastlich. Der König der Meere, der Lord der Inseln, hat das Meer zum Feinde; vor ihm liegt der ungesellige Ozean, hinter ihm wartet das Schafott.

Dies melancholische Bild wurde unter Ludwig XVI. in den Gemächern des Königs aufgestellt und später mit dem Versailler Mobiliar nach Paris geschafft. Kein anderes Bild machte einen so starken Eindruck auf ihn; er beschäftigte sich vorzugsweise mit der Geschichte Englands und ganz besonders mit Karl I. Er las fleißig Hume und andere englische Geschichtsschreiber im Original. Aus ihnen entnahm er, daß Karl I. getötet worden war, weil er seinem Volk den Krieg erklärt hatte, und daß man Jakob II. absetzte, weil er sein Volk im Stich ließ. Wenn Ludwig überhaupt einen festen Entschluß besaß, so war es der, sich weder das Schicksal des einen, noch das des anderen zuzuziehen, weder zu den Waffen zu greifen, noch den französischen Boden zu verlassen. Unentschieden in seinen Worten, langsam im Entschließen, war er sehr hartnäckig, wenn er einmal eine Idee gefaßt hatte. Kein Zureden, selbst nicht das der Königin, konnte ihn dann davon abbringen. Der Entschluß, nicht zu handeln, sich nicht bloßzustellen, entsprach übrigens völlig seiner natürlichen Trägheit. Er war sehr verstimmt gegen die Emigranten, die mit Geschrei, mit Drohungen und Säbelrasseln die Grenzen beunruhigten, ohne sich zu fragen, ob sie nicht die Stellung des Königs dadurch erschwerten, dessen Freunde sie sich nannten. Als sie im Dezember 1790 in Turin beratschlagten, machte der Prinz von Condé den Vorschlag, in Frankreich einzurücken und auf Lyon zu marschieren, „was auch dem König geschehen möge".

Überdies hatte Ludwig XVI. noch ein anderes Bedenken gegen den Krieg. Er hätte sich auswärtiger Hilfe bedienen müssen. Er kannte den Zustand Europas sehr gut und die Interessenpolitik der Mächte. Er sah den ehrgeizigen Geist in Preußen, das, überzeugt von seiner Jugend, Stärke und militärischen Macht, überall die Dinge verwirrte, um im Trüben fischen zu können. Schon 1789 machte Preußen Ludwig XVI. das Angebot, mit hunderttausend Mann einzurücken. Anderseits war dem König der Machiavellismus Österreichs nicht weniger verdächtig; er liebte diesen Januskopf nicht, der zugleich fromm war und philosophisch. Das war ihm von Vater und Mutter her traditionell; seine Mutter stammte aus dem Hause Sachsen; sein Vater, der Dauphin, glaubte sterbend, er sei von

[17]) Die „cavaliers" sind die royalistische Partei in England, die „round heads" (Rundköpfe) die republikanische (puritanische).

Choiseul vergiftet, dem lothringischen Minister, einer Kreatur Lothringen-Österreichs, der durch Maria Theresia emporgekommen war und Ludwig XVI. an eine Österreicherin verheiratete. Obgleich Ludwig der Königin zärtlich anhing, wurde er sehr mißtrauisch, als sie davon sprach, bei ihrem Bruder Leopold Schutz zu suchen.

Die Königin hatte keine andere Möglichkeit. Sie fürchtete die Emigranten aufs äußerste. Sie wußte sehr wohl, daß jene die Frage erörterten, Ludwig XVI. abzusetzen und einen Regenten zu ernennen. In der Umgebung des Grafen Artois war ihr ärgster Feind, Calonne, der eigenhändig die Schrift der Frau von Lamotte gegen sie in der häßlichen Halsbandgeschichte mit Anmerkungen versehen und korrigiert hatte. Sie hatte von dieser Seite mehr zu fürchten als von der Revolution. Die Revolution, die lediglich Groll hegte gegen die Königin, hätte ihr höchstens den Kopf abgeschlagen; aber Calonne hätte der Frau, der Gattin den Prozeß machen lassen, ihr von Rechts wegen die Ehre abschneiden und sie festsetzen können.

Sie hielt sich unentwegt an den Plan der Männer Österreichs, Mercys und Breteuils. Um Zeit zu gewinnen, hielt sie Mirabeau hin, dann Lameth und Barnave. Das mußte sein, damit Österreich erst mit Brabant, mit der Türkei und Ungarn fertig werden konnte. Und man brauchte Zeit, damit Ludwig XVI., von der Geistlichkeit geschickt bearbeitet, seine Bedenken als König hinter seine Bedenken als Christ und als frommer Mann zurücktreten ließ. Nur die Idee einer höheren Pflicht konnte ihn veranlassen, das zu verletzen, was er sonst für Pflicht hielt.

Wenn der König wollte, konnte er sehr leicht allein abreisen, ohne Gefolge und zu Pferde. Das war die Ansicht Clermont-Tonnerres. Aber es war durchaus nicht die der Königin. Sie fürchtete nichts so sehr, als auch nur einen Augenblick lang vom König getrennt zu sein. Vielleicht hätte dieser den Einflüsterungen seiner Brüder gegen die Königin nachgegeben. Diese benutzte seine Erregung am 6. Oktober, als er sie dem Untergang so nahe glaubte; weinend ließ sie ihn schwören, er werde niemals allein abreisen, sie würden nur zusammen fortgehen, zusammen entkommen oder zugrunde gehen. Sie wollte sogar nicht, daß man gleichzeitig auf verschiedenen Wegen abreiste.

Im Frühjahr 1790 wies Ludwig XVI. das Anerbieten, ihn zu entführen, zurück. Auch versäumte er, den Aufenthalt in Saint-Cloud im selben Jahre zur Flucht zu benutzen; es war damals sehr leicht, alle Tage ritt oder fuhr man aus und mehrere Meilen weit. Er wollte keinen gehen lassen, weder die Königin, noch den Dauphin, noch Madame Elisabeth, noch die Prinzessinnen. Ebensowenig

konnte sich die Königin entschließen, Damen zu entlassen, Frauen, die um ihre Geheimnisse wußten. Man wollte nur zusammen abreisen.

Als im Sommer 1790 die Vereidigung der Priester das Gewissen des Königs sehr beunruhigte, drängte man ihn zu dem Schritt, an die Mächte zu schreiben und zu protestieren. Am 6. Oktober 1790 sandte er den ersten Protest an einen verwandten Hof, seinem Vetter, dem König von Spanien, demjenigen unter allen Fürsten, dem er am wenigsten mißtraute. Dann schrieb er an den Kaiser, an Rußland, an Schweden; zuletzt, am 3. Dezember, wandte er sich an die Macht, die ihm die verdächtigste war, da sie sich schon anfänglich in Frankreichs Angelegenheiten hatte einmischen wollen, ich meine Preußen. Er bat bei allen „um einen europäischen Kongreß, der sich auf eine bewaffnete Macht stützen sollte“, ohne zu erklären, ob er wünschte, diese Macht solle gegen die Revolution verwendet werden (Hardenberg, Bd. I, S. 103).

Die Königin hatte im allgemeinen keine Eile. Der Norden war unruhig. Die polnische Revolution stand bevor; sie kam im Frühling (3. Mai) zum Ausbruch und gab den Anlaß zu einer neuen Teilung. Mit den anderen Staaten, die dazu bestimmt waren, verschlungen zu werden, der Türkei und Schweden, wartete man. Aber schon waren Lüttich und Brabant eingeschluckt. Die Reihe mußte an Frankreich kommen, sobald es reif genug war. „Da die Könige,“ sagt Camille Desmoulins, „vom Blut der Völker gekostet haben, so werden sie nicht freiwillig haltmachen. Bekanntlich wollten die Rosse des Diomedes, nachdem sie einmal Menschenfleisch gefressen hatten, nichts anderes mehr.“

Nur mußte Frankreich reif und mürbe werden, bevor man die Zähne hineinschlug; es mußte schwach werden und sich durch den Bürgerkrieg aufreiben. Dazu ermunterte man es sehr. Die große Katharina schrieb an die Königin, um sie zum Widerstande aufzureizen, folgendes Wort, das erhaben sein sollte: „Die Könige müssen ihren Weg gehen, ohne sich um das Geschrei des Volkes zu kümmern, wie der Mond seine Bahn zieht, ohne sich durch das Bellen der Hunde aufhalten zu lassen.“ Eine Wiederholung Lefranc de Pompignans, hier um so lächerlicher, als — um im Bilde zu bleiben — der Mond tatsächlich zum Stillstand gekommen war.

Um ihn aus dieser Verfinsterung zu holen, brachte die vortreffliche Katharina ganz Europa in Bewegung, war in Wort und Schrift energisch tätig. Wenn es ihr wirklich gelang, durch die Befreiung des Königs den Bürgerkrieg zu entfesseln und dann alle Könige auf Frankreichs Leichnam zu hetzen, dann konnte niemand sie hindern,

in ihrem Beinhaus im Norden sitzen zu bleiben, Polens Blut zu trinken und sein Mark zu saugen.

Als man an den Fluchtversuch heranging, verschaffte der russische Gesandte der Königin einen Paß als russische Dame. Katharina schickte keine Hilfe; aber sie hielt es für sehr nützlich, daß Gustav III., Schwedens kleiner König (den sie gerade geschlagen hatte, und der nun ihr Freund war), ein Mann von unruhigem, romantischem, abenteuerlichem Geist, in Aachen, an Frankreichs Toren, auf sein Abenteuer wartete. Dort sollte er unter dem Vorwand, die Bäder zu gebrauchen, die schöne, mit ihrem Gatten fliehende Königin erwarten, ihr seinen unüberwindlichen Degen anbieten und dem guten Ludwig XVI. umsonst lehren, wie man Throne wiederherstellt.

Österreich, das seit Choiseul und seit der Heirat Ludwigs XVI. im französischen Bündnis stand, hatte ein viel unmittelbareres Interesse an der Flucht des Königs. Damit indessen Preußens und Englands Eifersucht die Einmischung zuließ, war es nicht nur nötig, daß Ludwig XVI. sich Österreich ausdrücklich anvertraute, sondern mußte sich auch eine große Partei für den König erklären, mußte sich ein mächtiger royalistischer Kern im Osten bilden, so daß es aussah, als sei Österreich gleichsam wider Willen durch Frankreich zum Eingreifen gezwungen. Der Bürgerkrieg mußte begonnen sein, das war die unumgängliche Bedingung, die unser treuer Verbündeter an die Einmischung knüpfte.

Seit Oktober 1790 bestanden die Ratgeber der Königin, die beiden Männer Österreichs, Mercy und Breteuil, auf der Flucht.

Breteuil schickte aus der Schweiz einen Bischof mit einem Plan, der dem entsprach, den Leopold später sandte; aber weder die Königin noch der Bischof hielten es für klug, als die ersten mit dem König über den österreichischen Plan zu reden. Die Königin ließ ihn durch einen ihrer Anhänger unterbreiten, einen Mann, mit dem sie in ihren guten Tagen eng verbunden gewesen und der ihr sehr ergeben geblieben war, einen schwedischen Offizier, Herrn von Fersen. Um den König nicht zu erschrecken, schlug man ihm lediglich vor, sich zu Bouillé zu flüchten, zu seinen treuen Regimentern, die noch unlängst in Nancy solche Energie bewiesen hatten, in die Nähe der österreichischen Grenze, in Büchsenschußweite von des Schwagers Leopold schützender Macht. Der König hörte zu und blieb stumm.

Dann kam die Königin hinzu; sie redete auf ihn ein, sie drängte und erlangte allmählich (23. Oktober 1790) eine Generalvollmacht, mit dem Auslande zu verhandeln, eine Vollmacht, die der König an Breteuil, den Mann der Königin, übertrug; von da an war das „Ausland“ nicht mehr Europa, sondern ausschließlich Österreich.

Bouillé wurde benachrichtigt und riet dem König, sich viel eher nach Besançon zu begeben, in unmittelbare Nähe der schweizerischen Hilfe, die durch die Verträge gesichert und übrigens weniger bloßstellend war, als die jeder anderen Macht. Aber das war nicht die Meinung der österreichischen Ratgeber. Man bestand auf Montmédy, das zwei Meilen vom österreichischen Boden lag.

Um sich endgültig zu verständigen, schickte Bouillé im Dezember einen seiner Söhne, Louis de Bouillé, der vom Bischof, dem ursprünglichen Vermittler dieser Angelegenheit, geführt, sich nachts mit Fersen in einem abgelegenen Hause des Faubourg Saint-Honoré zu einer Besprechung traf. Der junge Bouillé war sehr jung, nur einundzwanzig Jahre alt; Fersen war unendlich anhänglich, aber zerstreut und vergeßlich, wie man bald sehen wird. Und doch hatten diese beiden Leute das Schicksal der Monarchie in der Hand und lenkten es.

Da Bouillé den Hof kannte und wußte, man könnte ihn, Bouillé, sehr leicht verdächtigen, wenn die Sache schief ging, so verlangte er, der König solle einen ausführlichen Brief schreiben, um ihn zu ermächtigen; der Brief solle seinem Sohn vorgelegt werden und dieser davon eine Abschrift nehmen. Das war bedenklich und gefährlich. Der König schrieb und unterzeichnete ein Wort, das ihn zwei Jahre später das Leben kosten sollte: „Man muß sich vor allem die Hilfe des Auslands sichern."

Im Oktober, als der König den Plan vorläufig billigte, sagte er nur, er zähle auf die günstige Gesinnung des Kaisers und Spaniens. Im Dezember will er deren Hilfe.

Der Plan hatte zuerst ganz französisch ausgesehen. Der Erfolg Bouillés in Nancy hatte die Hoffnung geweckt, eine große Partei in der Armee und in der Nationalgarde werde sich für den König erklären, Frankreich werde gespalten sein: dann genügte es Bouillé, wenn der Österreicher außerhalb der Grenzen eine Demonstration veranstaltete, und zwar nur, um einen Vorwand zu bieten, Regimenter in entsprechender Zahl zusammenzuziehen; eine Tatsache änderte das Bild: die Einmütigkeit Frankreichs.

Die Sache ging nun völlig an das Ausland. Bouillé bekennt, er habe deutsche Truppen gebraucht, um seine kleinen französischen Reste „beieinanderzubehalten". Er „verlangte", sagt sein Sohn, die Hilfe der Fremden. In Paris wurde die Flucht bei einem Portugiesen angezettelt, von einem Schweden geleitet; der Wagen, dessen man sich bediente, war bei einem Engländer verborgen.

So erschien und war die Sache in ihren kleinsten Einzelheiten wie in ihren bedeutsamsten Umständen eine Verschwörung des Auslands;

das Ausland saß schon im Herzen des Königreichs und führte Krieg gegen uns durch den König. Und was war der König selbst und die Königin? Beide Ausländer durch ihre Mütter: er den Häusern Bourbon und Sachsen angehörig; sie den Häusern Lothringen-Österreich.

Im allgemeinen sind die Souveräne, in denen die Völker die Hüter ihrer Nationalität sehen, durch ihre Sippen und Ehen weniger Angehörige der Nation als Europäer; sie haben oft im Ausland ihre liebsten Beziehungen, ihre Freundschaften, ihre Liebe. Es gibt wenig Könige, die nicht im Kampfe gegen einen anderen König einen Vetter, Neffen, Schwager usw. zum Gegner haben. In der Justiz verpflichten solche Beziehungen die Menschen, sich für unzuständig zu erklären; sollten sie nicht in den höchsten Entscheidungen zwischen Nationen, die durch die Diplomatie oder das Schwert erfolgen, berechtigte Gründe zum Argwohn sein?

Der Mann, unter dem die französische Marine sich gegen England bewährt hatte, war sicherlich nicht dem Gefühle nach ein Ausländer; er war es vermöge seiner Rasse. Der Deutsche war ihm verwandt, der Spanier war ihm verwandt. Wenn er Bedenken trug, Österreich herbeizurufen, so bekämpfte er das mit dem Gedanken, daß er ja gleichzeitig den König von Spanien, seinen Vetter, herbeirief.

Ferner war er ein Fremder durch ein außer (in seinen Augen: über) jeder Nationalität stehendes Gefühl: ein Fremder der Religion nach. Für den Christen kommt das Vaterland erst in zweiter Linie. Sein wahres, sein großes Vaterland ist die Kirche, von der jedes Königreich nur eine Provinz bildet. Der „allerchristlichste" König, den die Priester aus dem heiligen Gefäß von Reims gesalbt hatten, den der Eid auf dieses Gefäß band, und der von diesem Eide durchaus nicht entbunden war, hielt jeden andern Eid für nichtig. Obgleich er die Priester sehr gut kannte und ihnen nicht immer Gehör geschenkt hatte: hier bat er um ihren Rat; der Bischof von Clermont bestärkte ihn in der Idee, die Beschlagnahme der Kirchengüter sei Gotteslästerung (März 1790), der Papst in seinem Abscheu vor der Zivilverfassung des Klerus (September 1790). Der Bischof von Pamiers brachte ihm den Fluchtplan (Oktober), und die Notwendigkeit, das Gesetz über den Eid der Priester zu bestätigen (26. Dezember), nahm ihm alle Bedenken. Der Christ tötete den König, den Franzosen.

Sein schwaches und verwirrtes Gewissen hielt sich an zwei Ideen, von denen wir im Anfang dieses Kapitels gesprochen haben: er gedachte: 1. es nicht zu machen wie Jakob II., nicht das Königreich zu

verlassen; 2. es nicht zu machen wie Karl I., keinen Krieg zu führen gegen sein Volk. — Wurden diese beiden Punkte vermieden, die ihm Englands Geschichte tief eingeprägt hatte, so brauchte er nichts zu fürchten auf der Welt; stillschweigend verließ er sich auf den alten Aberglauben, der die Könige so oft zu sträflichen Schritten ermutigt hat: „Was kann mir schließlich geschehen? Ich bin der Gesalbte des Herrn?"

In dem Brief, den Bouillé verlangte, schrieb er, er wolle um keinen Preis den Fuß außerhalb des Königreichs setzen (nicht einmal, um unverzüglich auf einem anderen Weg zurückzukehren), es sei sein fester Entschluß, das Land nicht zu verlassen.

Die Könige haben eine besondere Religion, sie beten das Königtum an. Sie erscheinen sich selbst als Hostie, ihr Palast ist das Heiligtum der Heiligtümer, ihre Diener und Lakaien haben einen geweihten, gleichsam priesterlichen Charakter. Ludwig XVI. wurde empfindlich verletzt in dieser Religion durch einen Vorgang in den Tuilerien am 28. Februar abends. Lafayette hatte an der Spitze der Nationalgarde den Aufruhr in Vincennes unterdrückt; er war überzeugt, dieser sei das Werk des Schlosses. Er kehrte zu den Tuilerien zurück und fand sie voll von bewaffneten Edelleuten, die nicht erklären konnten, warum sie da waren. Die Nationalgarde, noch immer erregt und in sehr schlechter Laune, erwies den edlen Herren durchaus nicht die Rücksichten, die Leute ihrer Art erwarten zu dürfen glaubten. Man nahm ihnen ihre Degen, ihre Pistolen, ihre Dolche; man taufte sie mit einem Namen, der mehr als einmal in der Revolution wiederkehrt: „Ritter vom Dolche"; entwaffnet wurden sie einzeln unter Zischen hinausgelassen; ein paar von ihnen mußten sich von der Brutalität der bewaffneten Bourgeois brüderliche Züchtigungen gefallen lassen.

Ludwig XVI. war tief betrübt über diese Achtungsverletzung, aber noch viel schwerer traf ihn die Austreibung der nicht vereidigten Priester, die im Frühling ihre Kirchen verlassen mußten. Viele nahm er in den königlichen Häusern und in den Tuilerien auf. Er wußte nichts von den Intrigen des Klerus, sah durchaus nicht das in ihm, was er war: den Organisator des Bürgerkrieges; er vergaß die politische Seite völlig und führte alles auf die Frage der religiösen Duldsamkeit zurück. Erwähnenswert ist, daß sogar Politiker, und zwar Philosophen, keineswegs Christen, daß Sieyès und Raynal ebenso urteilen: ihr Eintreten für die Priester mußte Ludwig XVI. in seinem Widerstand gegen die revolutionäre Bewegung bestärken. Wie sollte er, der die Protestanten geduldet hatte, im Schoße seines eigenen Palastes nicht ebenfalls Duldsamkeit ge-

nießen? Er glaubte sich jeden Eides entbunden, jeder Pflicht enthoben. Gegen die Revolution glaubte er die Vernunft und Gott auf seiner Seite.

Mochte er es übrigens wollen oder nicht, die Gegenrevolution war im Gange. Sein Bruder, der Graf Artois, war damals in Mantua beim Kaiser Leopold, mit den Gesandten Englands und Preußens (Mai 1791). Tatsächlich war das ein Kongreß, auf dem man die Angelegenheiten Frankreichs verhandelte. Wenn der König nicht handelte, so wollte man ohne ihn handeln. Er spielte keine große Rolle in dem Plan des Grafen Artois; dieser kriegerische Plan, den des Grafen Faktotum Calonne entworfen hatte, bestimmte, fünf Armeen von fünf verschiedenen Nationen sollten gleichzeitig in Frankreich einrücken. Auf Hindernisse rechnete man nicht; der junge Prinz, nicht weiter aufgehalten als durch die üblichen Ansprachen an den Toren der Städte, würde fröhlich ganz Europa nach Paris zum Souper führen. Er war der Agamemnon in dieser Iliade, der König der Könige, sein war die Gnade und das Recht, er herrschte . . . Und der König? Der würde dann nur um so mehr Zeit haben für die Messe und die Jagd. Und die Königin? Die schickte man nach Österreich oder in ein Kloster.

Leopolds Antwort auf diesen Roman war ein Roman: ganz gewiß würden die Armeen pünktlich am 1. Juli zum Rendezvous an der Grenze sein. Nur hatte der Kaiser eine gewisse Abneigung, sie in Frankreich einmarschieren zu lassen. Und wenn er selbst wirklich die Absicht gehabt hätte, etwas zu tun, so hätte ihn seine Schwester daran gehindert; sie schrieb ihm von Paris, sie habe nicht das geringste Vertrauen zu Calonne. Und gleichzeitig ließen der König und die Königin dem Grafen Artois sagen, sie verließen sich auf Calonne und ermächtigten ihn, für sie zu verhandeln [18]).

Alle Schritte des Königs und der Königin um diese Zeit sind zweideutig und widerspruchsvoll.

So lassen sie Lafayette (durch den jungen Bouillé, seinen Vetter) grenzenlose Anerbietungen machen, wenn er zur Wiederherstellung der königlichen Macht beitragen will (Dezember oder Januar). Und fast gleichzeitig versichern sie dem Grafen Artois, daß sie Lafayette „als einen Schurken und fanatischen Aufrührer kennen, zu dem man keinerlei Vertrauen haben kann." (März 1791.)

[18]) Vergleiche die Briefe Leopolds und der Königin in der „Revue rétrospective", 1833, Bd. I und II der zweiten Reihe, nach den Originalen in den französischen Archiven: „Wir wiederholen Ihnen die Bitte um acht- oder zehntausend Mann, usw." (1. Juni 1791). Vergleiche auch die Briefe der Königin, die nach den Wiener Archiven von Arneth veröffentlicht wurden.

So billigt der König in demselben Augenblick, da er durch seinen Versuch, die Tuilerien zu verlassen (18. April), vor ganz Europa seine Unfreiheit festgestellt hat, einen von den Lameth sehr törichten Brief, worin man ihm sagen läßt, er sei völlig frei. (23. April.) Montmorin legte vergeblich die Unwahrscheinlichkeit der Sache dar. Der König beharrte darauf. Der Minister mußte der Nationalversammlung dieses einzigartige Schriftstück mitteilen, worin den auswärtigen Höfen die revolutionäre Denkungsart Ludwigs XVI. angezeigt wird. In diesem lächerlichen Briefe spricht der König von sich selbst im Jakobinerstil, erklärt, er sei nur der erste öffentliche Beamte, er sei frei und habe freiwillig die Verfassung angenommen, diese mache ihn glücklich usw. Diese ganz neue Sprache, worin jeder die Lüge merkte, die falsche Stimme mit ihrem mißtönenden Klang, setzte den König schwer ins Unrecht; was man noch an Anhänglichkeit für ihn übrig hatte, hielt nicht stand vor der Verachtung, die seine Doppelzüngigkeit einflößte.

Jedermann war überzeugt, er schriebe gleichzeitig einen Widerruf. Und das war richtig. Der König täuschte Montmorin, der seinerseits Lameth täuschte (wie früher Mirabeau); er ließ in Preußen, in Österreich melden, jeder seiner Schritte, jedes seiner Worte zugunsten der Verfassung müsse im umgekehrten Sinne aufgefaßt werden, „ja" solle „nein" bedeuten.

Der König hatte eine königliche Erziehung erhalten durch Herrn de la Vauguyon, den Führer der Jesuitenpartei; seine von Natur anständige Gesinnung hatte in normalen Verhältnissen die Oberhand behalten; aber in dieser Krisis, da Religion und Königtum auf dem Spiele standen, kam der Jesuit wieder zum Vorschein. Zu fromm, um die geringsten Bedenken in bezug auf ritterliche Ehre zu hegen, und in dem Glauben, derjenige, der um des Guten willen lüge, könne nicht eigentlich lügen, überschritt er das Maß und konnte schließlich niemanden mehr belügen.

Österreich scheint nicht mehr als Frankreich an den guten Glauben Ludwigs XVI. geglaubt zu haben. Und vielleicht blieb Ludwig tatsächlich genug Franzose, um Österreich absichtlich zu täuschen, während er sich seiner Hilfe bediente. Er bat Österreich nur um etwa zehntausend Mann, eine unbedeutende Macht, der übrigens eine spanische Armee und die fünfundzwanzigtausend Mann, die auf Grund der Verträge die Schweiz dem König auf Ersuchen stellen mußte, das Gleichgewicht hielten. Daher beeilten sich die Österreicher durchaus nicht; sie warteten ab und verwiesen auf den Widerspruch Preußens und Englands; es paßte ihnen nicht, umsonst zu kommen, nur zum Schein und als Statisten, um die Royalisten zu ermutigen

und zum Zusammenschluß zu bringen, um dem König eine Macht zu schaffen; im Gegenteil verlangten sie von ihm, er solle beweisen, daß er eine Macht besäße, „er solle den Bürgerkrieg beginnen". Um sie zu bestimmen, die Last einer solchen Sache auf sich zu nehmen, mußte man ihr Interesse wecken; wenn der König das Elsaß angeboten hätte oder wenigstens einige Plätze, so hätte sein Schwager, der empfindsame Leopold, trotz seiner Verlegenheiten, wirksamer gehandelt.

Nichts besaß er sicher, weder draußen noch drinnen, nicht einmal in seiner Familie. Bei ihr fand er nur Selbstsucht. Weit entfernt davon, ihm eine Stütze zu sein, trug sie außerordentlich zu seinem Untergang bei.

Seine Tanten trugen dazu bei durch ihre Eile, vor ihm abzureisen; sie veranlaßten so den heftigen Streit um das Recht der Auswanderung und verminderten entsprechend für den König die Möglichkeiten der Flucht.

Monsieur trug dazu bei. Er weckte in dem König die Besorgnis, er werde allein abreisen, was für Ludwig XVI. eine wirkliche Gefahr gewesen wäre. Monsieur war sehr verdächtig. Er hatte versucht, den König ohne dessen Einwilligung durch Favras zu entführen. Viele sprachen davon, ihn während der Gefangenschaft des Königs zum Regenten zu machen, zum Reichsverweser, zum vorläufigen König.

Aber keiner trug unmittelbarer zum Sturz Ludwigs XVI. bei, als die Königin.

Sie fürchtete die Trennung aufs äußerste, sie hielt sich am König, klammerte sich an ihn, wollte zusammen mit ihm und allen den Seinigen abreisen; sie machte ihm die Flucht beinahe unmöglich.

In übertriebener Sorge um die Sicherheit der Königin verlangte de Mercy, der österreichische Gesandte, entgegen dem gesunden Menschenverstand, entgegen der Ansicht Bouillés, daß kleine Trupps von Soldaten in Abständen auf dem Wege aufgestellt würden, den sie zu nehmen hatte; diese Maßregel war sehr geeignet, die Bevölkerung zu beunruhigen, zu warnen, aufzuwiegeln, aber ganz ungenügend, um große Massen bewaffneten Volkes im Zaum zu halten, und sehr unnütz für den König, der persönlich durchaus nicht gehaßt wurde. Oben war von der wahren Meinung des Volkes die Rede, die ein Blatt naiv ausdrückte: „Ludwig XVI. weinte heiße Tränen über die Dummheiten, die ihn die Österreicherin machen ließ." Wäre er selbst erkannt worden, er hätte passieren können; wenige hätten das Herz gehabt, Hand an ihn zu legen. Aber der bloße Anblick der Königin mußte alle Befürchtungen wecken, mußte — sogar den Royalisten —

die Gefahr fühlen lassen, daß sie den König von Frankreich den Armeen des Auslandes zuführte.

Sehr unheilvoll war auch der Einfluß der Königin auf die Ausführung des Planes; sie wählte zu Agenten nicht die fähigsten Leute, sondern die ihrer Person ergebensten und die Schützlinge ihrer Familie, ihren treuen Herrn von Fersen, ihren Sekretär Goguelat, den sie zu geheimen Missionen an Esterhazy und andere zu benutzen pflegte; schließlich den jungen Choiseul, der aus einer Österreich teuren Familie stammte; dieser junge Mann war liebenswürdig, besaß ein feuriges Herz und ein sehr großes Vermögen, er wollte sich ein Fest daraus machen, die Königin in Lothringen königlich zu empfangen, und war wirklich geeigneter, sie gut zu empfangen, als sie zu retten oder zu geleiten. Ersichtlich wollte Bouillé der Königin gefällig sein, als er diesem jungen Mann eine der wichtigsten Rollen in der Fluchtaffäre anvertraute.

Die Reise nach Varennes war ein Wunder an Unklugheit[10]). Man braucht bloß zu überlegen, was der gesunde Menschenverstand verlangte und dann in Gedanken das Gegenteil tun; auf diese Weise könnte man, wenn alle Memoiren vernichtet wären, die Geschichte rekonstruieren.

Zunächst ließ die Königin zwei oder drei Monate vorher, als hätte sie auf die Abreise aufmerksam machen wollen, eine Aussteuer bestellen für sich und für ihre Kinder; dann bestellte sie einen prächtigen Reisekoffer, ähnlich dem, den sie schon besaß, ein kompliziertes Stück, das alles faßte, was man für eine Reise um die Welt hätte wünschen können. Ferner, statt einen gewöhnlichen und wenig auffälligen Wagen zu wählen, beauftragte sie Fersen, eine breite und geräumige Berline bauen zu lassen, worin man vorn und hinten Koffer, Körbe und Kisten, alles, was unterwegs die Aufmerksamkeit auf einen Wagen zieht, unterbringen und auftürmen konnte. Das ist nicht alles, dem ersten Wagen soll ein zweiter folgen, in dem die Frauen sitzen sollen. Vorauf und hinterher sollen drei Gardes du corps reiten, als Kuriere verkleidet, in neuen, auffallend gelben Wämsern, die aller Blicke auf sich lenken und schon durch ihre Farbe glauben machen mußten, es seien Leute des Prinzen Condé, des Emigrantengenerals! Offenbar sind diese Männer gut vorbereitet: nein, sie haben den Weg niemals gemacht. Offenbar sind diese Gar-

[10]) Monsieur dagegen wurde sehr geschickt gerettet. Madame de Balbi, eine Frau von Geist (seine Mätresse, wenn er eine hätte haben können), bestimmte ihn, sich einem jungen Gascogner namens d'Avaray anzuvertrauen, der ihn auf einem schlechten Kabriolett entführte. Er reiste allein, Madame nahm einen andern Weg. (Vergleiche „Relation d'un voyage à Coblentz", 1823.)

den entschlossene Männer und bis zu den Zähnen bewaffnet: sie haben nur kleine Jagdmesser. Der König hatte ihnen zu wissen gegeben, sie würden im Wagen Waffen finden. Aber Fersen, der Mann der Königin, fürchtete zweifellos für diese die Gefahren eines bewaffneten Widerstandes und vergaß ausgerechnet die Waffen.

Soweit ist die Unvorsichtigkeit lächerlich. Aber nun kommt das Traurige und Unedle. Der König läßt sich als Bedienter verkleiden; er vermummt sich mit einem grauen Rock und einer kleinen Perücke. Er ist der Kammerdiener Durand. Diese erniedrigende Einzelheit steht in dem naiven Bericht der Frau von Angoulême; man findet sie auch bestätigt im Paß der Frau von Tourzel und der Königin, die sich als russische Dame, Baronin von Korff, ausgab. Diese Unziemlichkeit genügte, um alles zu enthüllen: die Dame ist so intim mit ihrem Kammerdiener, daß sie ihn in ihren Wagen nimmt und Knie an Knie mit ihm sitzt.

Eine klägliche Verwandlung! Wie gut ist er nun versteckt! Wer würde ihn erkennen! . . . Sagen wir besser, wer möchte ihn jetzt erkennen? Frankreich? Sicherlich nicht. Wenn Frankreich ihn so sieht, wendet es die Augen ab.

„Legt," sagte Ludwig XVI., „den roten, goldgestickten Rock, den ich in Cherbourg trug, in die Wagenkiste." Was er so in den Koffern verbirgt, wäre sein Schutz geworden. Der Rock des Tages, da der König von Frankreich inmitten seiner Marine England gegenübertrat, weihte ihn besser als das heilige Salbgefäß von Reims. Wer hätte ihn anzuhalten gewagt, wenn er, seinen Mantel beiseite werfend, diesen Rock hätte sehen lassen? . . . Er hätte ihn bewahren müssen, oder vielmehr: er hätte das französische Herz bewahren müssen, wie er es einst besaß.

Sechstes Kapitel

Flucht des Königs nach Varennes (20. und 21. Juni 1791)

Der König gefährdet durch seine Abreise das Leben seiner Freunde. — Vertrauen und Leichtgläubigkeit Lafayettes und Baillys. — Unvorsichtigkeiten bei der Abreise, 20. Juni 1791. — Der König sollte sich auf österreichisches Gebiet begeben. — Frankreich in Gefahr. — Die Rache wahrscheinlich; Théroigne ist bereits gefangen. — Frankreich wacht über sich selbst; der Weg des Königs wird überwacht. — Der König wird verfolgt, 21. Juni 1791; Verzögerung bei der Ankunft in Varennes, Festnahme des Königs. — Die Landbevölkerung strömt nach Varennes. — Unwille des Volkes. — Ein Dekret der Versammlung ruft den König nach Paris zurück.

Was bei dieser Reise nach Varennes unter anderem besonders betrübend ist, und was die Vorstellung mindert, die man sich von Ludwigs XVI. Güte machen möchte, das ist die Leichtigkeit, mit der er bei der Abreise die Männer opferte und in Lebensgefahr brachte, die ihm aufrichtig anhingen.

Durch den Zwang der Verhältnisse war Lafayette zum unfreiwilligen Wächter des Königs geworden, er haftete persönlich für ihn vor der Nation; er hatte bei manchen Gelegenheiten und bisweilen sogar dadurch, daß er die Revolution bloßstellte, bewiesen, daß er vor allem die Wiederherstellung des königlichen Ansehens als Bürgschaft für Ordnung und Frieden wünschte. Republikaner aus Theorie und Überzeugung, hatte er nichtsdestoweniger der Monarchie seine große Leidenschaft und seine Schwäche, die Volkstümlichkeit, geopfert. Man konnte darauf wetten, daß Lafayette, sobald die Abreise des Königs bekannt wurde, in Stücke gerissen würde.

Und was sollte aus dem Minister Montmorin werden, einem liebenswürdigen und schwachen Menschen, der in leichtsinnigem Vertrauen auf die Worte des Königs, um die Blätter zu beruhigen, am 1. Juni an die Versammlung schrieb, er bezeuge „auf seine Verantwortlichkeit, auf seinen Kopf und auf seine Ehre", daß der König nie daran gedacht habe, Frankreich zu verlassen?

Was sollte vor allem aus dem unglücklichen Laporte werden, dem Intendanten des königlichen Hauses und persönlichem Freunde des Königs, dem der König, ohne ihn zu fragen, bei der Abreise den ge-



Herzogin von Polignac.
Nach dem Gemälde von Vigée-Lebrun.



Prinzessin von Lamballe.
Nach dem Gemälde von G. Staal.

Die Freundinnen der Königin Marie-Antoinette.

fährlichen Auftrag hinterließ, der Versammlung eine feierliche Protesterklärung vorzulegen? Der erste Ausbruch der öffentlichen Wut mußte diesen Unglücklichen treffen, den unfreiwilligen Überbringer einer Kriegserklärung des Königs an sein Volk; unfehlbar mußte Laporte das erste Opfer dieses Krieges werden; er war sein erster Toter; er konnte seinen Sarg bestellen und sein Leichentuch vorbereiten.

Lafayette wurde von mehreren Seiten gewarnt, wollte aber nur dem König selbst glauben; er suchte ihn auf und fragte ihn, was an den Gerüchten sei. Ludwig XVI. antwortete so klar, so einfach, so bieder, daß Lafayette ihn völlig beruhigt verließ. Einzig um der Unruhe des Publikums Rechnung zu tragen, verdoppelte er die Wachtposten. Bailly trieb die Ritterlichkeit weiter, sogar weit über das hinaus, was ihm die Pflicht gebot; er erhielt bestimmte Mitteilungen durch eine Frau im Dienst der Königin, eine Augenzeugin der Vorbereitungen, und hatte die sträfliche Schwäche, die Königin von dieser Anzeige zu unterrichten, die geheimzuhalten ihm doch schon seine Ehre zur Pflicht machte.

Der König und die Königin hatten sagen lassen, sie würden am nächsten Sonntag, dem Tage des Fronleichnamfestes, der Kirchspielprozession des konstitutionellen Klerus beiwohnen. Madame Elisabeth hatte die Teilnahme abgelehnt. Am 19., dem Tage vor der Abreise, sprach die Königin mit Montmorin, der der Schwester des Königs einen Besuch gemacht hatte, und äußerte zu dem Minister: „Sie macht mir Kummer; ich habe getan, was ich konnte, sie umzustimmen; mir scheint, sie könnte ihrem Bruder dies Opfer ihrer Überzeugung bringen.“

Der König zauderte bis zum 12. Juni; die Denunziantin sollte zuvor den Dienst verlassen, auch wollte er noch eine Vierteljahrsrate der Zivilliste mitnehmen; das erklärte er später selbst. Schließlich konnten die Österreicher erst am 15. Juni die Wege auf zwei Meilen von Montmédy besetzt haben. Die immer neuen Verzögerungen, die Bewegungen der Truppen, die zusammengezogen und wieder zurückgezogen wurden, waren nicht ohne Nachteil. Choiseul erklärte dem König im Auftrage Bouillés, falls er nicht in der Nacht vom 20. abreiste, würde er, Choiseul, alle unterwegs aufgestellten Posten an sich ziehen und mit Bouillé auf österreichisches Gebiet gehen.

Am 20. Juni vor Mitternacht war die ganze königliche Familie durch eine unbewachte Tür entwichen und stand auf der Place du Carrousel.

Ein von Bouillé bestimmter, sehr entschlossener Militär sollte im Wagen Platz nehmen, die etwa nötigen Antworten geben und die

ganze Sache leiten. Aber Frau von Tourzel, die Erzieherin der Kinder des Königs, berief sich auf das Vorrecht ihres Amtes: kraft des von ihr geleisteten Eides hatte sie die Pflicht, das Recht, die Kinder nicht zu verlassen; das Wort „Eid" machte einen großen Eindruck auf Ludwig XVI. Übrigens war es nach den Vorschriften der Etikette unerhört, daß die königlichen Kinder ohne Erzieherin reisen sollten. Der Militär stieg nicht in den Wagen, aber die Erzieherin stieg ein: statt eines fähigen Mannes hatte man eine unnütze Frau. Das Unternehmen hatte kein Haupt, hatte niemanden, es zu leiten; es ging auf gut Glück vonstatten.

Das Romantische des Abenteuers gefiel der Königin, trotz aller Besorgnis. Sie hielt sich lange mit der Verkleidung der Kinder auf; sie beging die unglaubliche Unvorsichtigkeit, auf die hell erleuchtete Place du Carrousel zu gehen, um die Kinder abfahren zu sehen. Sie stiegen in einen Mietwagen, dessen Kutscher Fersen war; um die etwaigen Verfolger besser irrezuführen, fuhr Fersen kreuz und quer durch die Straßen, kehrte dann zurück und wartete noch eine volle Stunde auf dem Carrousel; endlich kam Madame Elisabeth, dann der König, später die Königin, die von einem Garde du corps geführt wurde; der letztere kannte Paris schlecht und hatte die Königin über die Brücke in die Rue du Bac gebracht. Als sie gerade auf den Carrousel zurückkehrte, sah sie mit Haß und Freude Lafayette in einem Wagen vorüberfahren; der kam aus den Tuilerien, er hatte das Coucher des Königs versäumt. Man erzählt, sie habe in der kindischen Freude, ihren Kerkermeister überlistet zu haben, mit einem Spazierstock, wie ihn die Frauen damals trugen, an das Rad seines Wagens geschlagen. Die Sache ist schwer glaubhaft, der Wagen ging in raschem Trabe und war von mehreren fackeltragenden Lakaien zu Pferde geleitet. Dagegen versichert der Garde du corps, das Licht habe sie ängstlich gemacht, sie habe sich von seinem Arm losgemacht und sei auf die andere Seite geflohen.

Der Kutscher Fersen, der ein so kostbares Gut in seinem Fiaker hatte und sein Paris nicht besser kannte als die Gardes du corps, fuhr bis zum Faubourg Saint-Honoré, um zum Schlagbaum von Clichy zu gelangen, wo bei einem Engländer, Crawford, die Berline wartete. Von da ging's nach La Villette. Um den Fiaker loszuwerden, hinter dem die Gardes du corps ritten, ließ er ihn in einen Graben stürzen. Dann übernahm er die Führung bis Bondy. Dort war es Zeit, sich zu trennen; er küßte dem König die Hand und der Königin, die er dankbar verließ, um sie niemals wiederzusehen, nachdem er

für sie, die die Religion seiner Jugend war, sein Leben gewagt hatte[19*]).

Eine von den vielen Unvorsichtigkeiten dieser Reise war, daß man die Kammerfrauen sehr lange vor der königlichen Familie hatte abreisen lassen, so daß sie sechs Stunden eher in Bondy ankamen. Der Postillon, der sie führte, war im Ort geblieben und sah höchst verblüfft, wie ein als Fiakerkutscher gekleideter Mann allein in einen schönen vierspännigen Wagen stieg.

Nun waren sie unterwegs, sehr spät zwar, aber sie fuhren in vollem Trabe; ein Garde zu Pferd am Schlage, ein anderer auf dem Sitz; ein dritter, Herr von Valory, ritt voraus und bestellte die Pferde, großartig gab er jedem Postillon einen Taler Trinkgeld, was nur der König zu geben pflegte. Ein Zugriemen riß und hielt ein paar Augenblicke auf; auch der König hemmte die Sache ein wenig, da er bei einer Steigung zu Fuß gehen wollte. Im übrigen gab's keine Schwierigkeiten; dreißig Meilen und mehr wurden so zurückgelegt, auf der ganzen Strecke lagen keine Truppen. Vor Châlons sagte die Königin zu Valory: „Franz, alles geht gut; wenn man uns hätte anhalten können, wäre es bereits geschehen."

Alles geht gut? ... Für Frankreich? oder für Österreich? — Denn schließlich, wohin fährt der König?

Er hat es gestern zu Herrn von Valory gesagt: „M o r g e n werde

[19*]) Die Königin schenkte Fersen zum Andenken eine kostbare goldene Taschenuhr mit reichem Emailleschmuck. Graf Axel Fersen blieb sein ganzes Leben hindurch ein glühender Verehrer der unglücklichen Marie Antoinette, die er mit der schwärmerischen Hingabe eines Ritters der Minnesängerzeit geliebt hatte. Er heiratete niemals und vertrat am schwedischen Hofe unablässig die Interessen der entthronten Königsfamilie. Die Siege der republikanischen Heere brachten ihn zur Verzweiflung. „Armeen," schrieb er 1798, „Armeen, um dieses Gezücht zu zermalmen!" In die Verschwörungen verwickelt, die 1810 auf den Sturz Gustavs IV. folgten, beschuldigte man Fersen, er habe den Thronfolger Prinz Christian August von Augustenburg vergiftet, um selbst König von Schweden zu werden, und auf diese Weise am besten die unglückliche Königin Marie Antoinette rächen zu können. Als Fersen am 20. Juni 1810 in seiner Eigenschaft als Obersthofmarschall an den Beisetzungsfeierlichkeiten des verstorbenen Thronfolgers teilnehmen wollte, wurde er vom Stockholmer Pöbel aus dem Wagen gerissen und ermordet. Die Uhr der Marie Antoinette gelangte durch Erbschaft an die Familie der Grafen von Sandels und befindet sich heute im Besitz Ihrer Durchlaucht der Fürstin Augusta zu Eulenburg-Hertefeld, geb. Gräfin von Sandels. — Über die Schicksale Fersens und der übrigen Beteiligten an der Flucht des Königspaares nach Varennes vergleiche die aktenmäßige Schilderung dieser Vorgänge bei G. Lenôtre, Das Drama von Varennes. Deutsche Übertragung von A. Baderle, Wien und Leipzig 1908, A. Hartleben, ferner Paul Gaulot, Um ami de la reine (Marie Antoinette — M. de Fersen), Paris 1894. Anmerkung des Herausgebers.

ich in der Abtei Orval schlafen," außerhalb Frankreichs, auf österreichischem Boden.

Bouillé sagt das Gegenteil; aber er ist ja selbst der beste Beweis, daß der König, da er auf irgendwelche Sicherheit im Königreich nicht mehr rechnen konnte, seine Absicht hatte ändern und schließlich, wenn auch wider Willen, in das österreichische Netz hatte fallen müssen. Die wenigen Truppen, die Bouillé noch besaß, waren so wenig zuverlässig, daß er, als er dem König ein paar Meilen entgegengegangen war, umkehren zu müssen glaubte, um bei seinen Truppen zu sein, sie zu überwachen und zusammenzuhalten.

Der Plan, der im Oktober und sogar noch im Dezember ganz französisch schien, ist im Juni nicht mehr französisch. Denn Bouillés Kommando ist immer kleiner geworden, seine schweizerischen Regimenter sind verlegt, seine französischen Regimenter halten nicht mehr zu ihm, kaum hat er noch einige deutsche Kavallerie sicher. Der König weiß es und muß seinen Widerwillen, auf österreichisches Gebiet zu gehen, überwinden.

Der ursprüngliche Plan Bouillés war vielleicht noch gefährlicher. Wenn der König Frankreich verließ, so war er gerichtet; er beraubte sich selbst seines nationalen Charakters, wurde augenscheinlich Österreicher und also Ausländer; Frankreich würde unverzüglich den Krieg gegen ihn beginnen. Aber Bouillé wollte den Krieg diesseits der Grenze, in Frankreich selbst oder gerade noch eben in Frankreich, nicht von einer Festung, sondern von einem Lager bei Montmédy aus, einem rasch beweglichen Kavallerielager; so war er gleichzeitig im Königreich und nicht im Königreich. Diese militärische Stellung war gut gegen die Österreicher, „ist aber noch besser," sagt Bouillé, „gegen die Franzosen." War der König inmitten dieser Reiter, hinter diesen fliegenden Batterien, konnte er sich auf den Feind stützen, sich zu ihm zurückziehen oder ihm unsere Provinzen öffnen, dann durfte er ohne Umschweife sprechen; er durfte zum Beispiel sagen: „Ihr habt keine Armee, eure Offiziere sind emigriert, eure Kadres in Auflösung, eure Magazine leer; seit fünfundzwanzig Jahren habe ich eure Befestigungen an der ganzen österreichischen Grenze zerfallen lassen; euer Land ist offen und schutzlos. Nun wohl, der Österreicher kommt und anderseits der Spanier und der Schweizer; ihr seid also auf drei Seiten eingeschlossen. Ergebt euch, gebt eurem Herrn die Macht zurück." So hätte die Rolle des Königs sein können, von ihm konnte der Bürgerkrieg ausgehen, er konnte nach Belieben die Pforte zum auswärtigen Kriege öffnen und schließen. Man hätte vielleicht ein paar Worte von Verfassung ge-

redet, damit der Widerstand wirkungslos werde und die alte Versammlung das Land einschläfern und anständig ausliefern konnte.

Lüttich und Brabant sagten deutlich genug, wessen man sich von Fürstenworten zu versehen hatte. Der Bischof von Lüttich war mit väterlichen Worten und österreichischen Soldaten zurückgekehrt und hatte die Patrioten mit den alten barbarischen Strafen gezüchtigt, mit Tortur und Folter. Unsere Emigranten warteten nicht einmal die Rückkehr ab, um in Frankreich Proskriptionslisten herumgehen zu lassen. Und würde die Königin milde sein? Würde sie so leicht die Demütigung vom Oktober vergessen, als sie auf dem Balkon stand und vor dem Volke weinte? Dazu bestand keine Aussicht. Als Théroigne, die Frau, der man die Hauptschuld an dem Zuge der Frauen nach Versailles gab, in Lüttich war, wurde sie von Paris aus verfolgt, angezeigt und der Lütticher Polizei, der österreichischen Polizei ausgeliefert (Mai 1791); diese schleppte sie „als Königsmörderin“ nach Österreich, in die Gefängnisse des Bruders der Marie Antoinette. Ganz zweifellos hätte eine grausame Reaktion stattgefunden, im Stil von 1816; 1816, zur Zeit der Prevotalgerichte, war der Garde du corps Valory, der Kurier des Königs auf der Reise nach Varennes, Gerichtsherr im Departements Doubs.

„Nachmittags gegen vier oder fünf Uhr,“ erzählt Frau von Angoulême (in dem klaren Bericht Webers), „kam man durch die große Stadt Châlons-sur-Marne. Dort wurde man völlig erkannt. Viele Leute lobten Gott, als sie den König sahen, und beteten für das Gelingen seiner Flucht.“

Nicht alle lobten Gott. Auf dem Lande gärte es allerorten. Um die Anwesenheit der Posten auf dem Wege zu erklären, war man auf die unglückliche Idee geraten zu sagen, sie seien zum Geleit einer großen Wertsendung, die passieren würde, bestimmt. In einer Zeit, da man die Königin beschuldigte, sie ließe Geld nach Österreich bringen, hieß das, die Geister verwirren und zum wenigsten, die Aufmerksamkeit erregen.

Choiseul hatte den ersten Posten, drei Meilen von Châlons: er hatte vierzig Husaren, mit denen er, sagte Bouillé, die Passage des Königs sichern und jedem hinter ihm her Reisenden den Weg sperren sollte. Wenn der König in Châlons festgehalten wurde, sollte er ihn mit Gewalt befreien. Das ist ganz unverständlich; vierzig Reiter werden mit einer solchen Stadt nicht fertig, und wie erst, wenn die ganze Landbevölkerung der Umgegend sich in die Sache mischte!

Tatsächlich ärgerten sich die Bauern über die Husaren auf dem Wege, sie kamen in Scharen, sie anzusehen. Man kam sogar von Châlons, man machte sich lustig über die Wertsendung; alle Welt

verstand sehr wohl, um welche Wertsendung es sich handelte. Man begann, in den Dörfern die Sturmglocke zu läuten. Die Stellung Choiseuls war nicht zu halten. Nach vier- bis fünfstündigem Warten über die Zeit hinaus mußte nach seiner Berechnung der Streich mißglückt sein, der König hatte nicht abreisen können; war er aber abgereist, so hieß es die Passage hindern, wenn man auf diesem Wege blieb und die Unruhe des ganzen angesammelten Volkes vermehrte; entfernten sich aber die Husaren, so zerstreuten sich die Leute, und der Weg wurde frei. Choiseul beschloß, den Posten zu verlassen. Bei ihm befand sich der Sekretär der Königin, Goguelat, ein Stabsoffizier, der alle Vorbereitungen auf dem Wege getroffen hatte; er riet Choiseul, das in Gärung befindliche Sainte-Menehould zu vermeiden. Sie nahmen einen Führer und wählten den Weg durch die Wälder, sie wurden durch die scheußlichen Wege aufgehalten und kamen erst morgens nach Varennes. Choiseul hätte Goguelat oder einen andern auf der großen Straße lassen müssen, um den König zu führen, wenn er vorbeikam, um die andern Detachements zu benachrichtigen; das tat er nicht, aber er schickte einen Kammerdiener der Königin, einen treuen, aber leichtsinnigen Menschen, der wenig Verstand besaß (und durch die Aufregung selbst dieses Wenige verloren hatte). Choiseul sandte ihn an die Posten auf dem Wege mit der Mitteilung, es bestände keine Hoffnung mehr und es bliebe nichts mehr übrig, als zu Bouillé zu stoßen. Choiseul verließ Frankreich geradenwegs und reiste nach Luxemburg ab.

Der König kam an, als jener sich gerade entfernt hatte. Er fand keinen Choiseul, keinen Goguelat, keine Truppen: „Er sah in einen offenen Abgrund." Indessen war die Straße ruhig, man kam nach Sainte-Menehould; in seiner Unruhe steckt der König den Kopf aus dem Wagenschlage. Der Befehlshaber des Postens hatte seine Leute nicht zu Pferde steigen lassen; er will sich entschuldigen, nimmt den Hut ab; jeder erkennt den König. Der Gemeinderat ist schon versammelt und läßt den Dragonern verbieten, aufzusitzen. Doch sind deren Absichten zu ungewiß, als daß man versuchen sollte, den Wagen gegen ihren Willen anzuhalten; aber jemand erbietet sich, dem Wagen zu folgen und zu versuchen, ihn später anhalten zu lassen; der Gemeinderat ermächtigt den Mann ausdrücklich dazu. Dieser Mann, ein früherer Dragoner mit Namen Drouet, der Sohn des Postmeisters, machte sich tatsächlich auf den Weg; ein Reiter, der sein Vorhaben durchschaute, folgte ihm auf den Fersen und hätte ihn vielleicht getötet; da ging Drouet quer durch dichten Wald, auf Seitenpfaden, die eine Verfolgung unmöglich machten.

Indessen verfehlte er den König in Clermont; diese Stadt war nicht

weniger in Aufregung als Sainte-Menehould und hielt ebenfalls durch ihre Drohungen die Truppe zurück; den Wagen jedoch ließ sie passieren. Niemals hätte ihn Drouet erreicht, wenn er nicht von selbst — und zwar höchstens eine halbe Stunde — am Tore von Varennes halten geblieben wäre, weil er keinen Vorspann fand.

Hier liegt einer der Hauptfehler des Unternehmens. Goguelat, Staboffizier, Ingenieur und Topograph, hatte das Amt übernommen, alle Einzelheiten vorzubereiten und zu sichern und die Vorspannpferde an solchen Stellen bereit zu halten, wo kein Posthaus stand; er hatte dem König den ganzen Plan gegeben und ihm alles mehrmals erklärt. Ludwig XVI., der ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, wiederholte es Wort für Wort dem Kurier Valory; er sagte ihm, vor der Stadt Varennes würden Pferde und ein Truppenposten sein. Nun, Goguelat stellte diese hinter der Stadt auf und vergaß, den König von dieser Änderung im verabredeten Plan zu benachrichtigen.

Der Kurier Valory, der vorausgaloppierte, hätte schließlich den Vorspann gefunden, wenn er, wie es vernünftig gewesen wäre, eine oder wenigstens eine halbe Stunde den anderen voraus gewesen wäre; aber er zog es vor, eine so seltene Gelegenheit zu nutzen; er trabte am Schlage und erreichte so, daß die erlauchten Reisenden ein paarmal das Wort an ihn richteten; spät, sehr spät setzte er sein Pferd in Galopp und benachrichtigte den Vorspann. Das ging gut bei den anderen Posten, aber in Varennes verdarb es alles.

Eine halbe Stunde suchte er in der Finsternis, klopfte an die Türen, weckte die schon schlafenden Bewohner. Der Vorspann wurde inzwischen auf der anderen Seite der Stadt von zwei jungen Leuten bereit gehalten — der eine war ein Sohn Bouillés —; sie hatten den Befehl, sich nicht zu rühren, damit kein Alarm entstände, und befolgten ihn nur allzu gut. Und doch hätte einer von ihnen ohne Gefahr am Eingang der Stadt sein und, wenn der Wagen kam, diesen führen können; die Gegenwart eines einzigen Mannes auf der Straße, selbst wenn man ihn zu dieser Stunde, in dieser schwarzen Nacht hätte bemerken können, würde schon nicht auffällig gewesen sein.

Die Geschichte des tragischen Augenblickes, da der König gefangen genommen wurde, ist ungenügend bekannt und wird's immer bleiben. Die wichtigsten Historiker der Reise nach Varennes haben ihre Kenntnis nur vom Hörensagen. Die Herren Bouillé, Vater und Sohn, waren nicht da, die Herren Choiseul und Goguelat kamen erst eine oder zwei Stunden nach dem verhängnisvollen Augenblick, Deslons noch später. Als sicher könnten nur zwei Worte gelten (eins von

Drouet und eins von Madame d'Angoulême), wenn nicht Valory, der als Kurier verkleidete Garde du corps, später unter der Restauration seine Erinnerungen aufgezeichnet hätte. Seine etwas wirre, aber sehr umständliche Erzählung hat eine gewisse leidenschaftliche Naivität, die allen Zweifel ausschließt; man merkt, daß hier die Zeit das Gedächtnis nicht abschwächen konnte. Das ganze erloschene Dasein des Greises hat sich auf dieses außerordentliche Ereignis vereinigt; Gefahren und Verbannung, alles persönliche Unglück ist von ihm abgeglitten, sein Leben ging ganz in dieser Stunde auf; was vorher und nachher geschah, war ihm nichts.

Als man um elfeinhalb Uhr abends auf der Anhöhe von Varennes ankam, hatte im Wagen die Müdigkeit die Oberhand gewonnen; alles schlief. Plötzlich hielt der Wagen, und alle erwachten. Der Vorspann kam nicht, und es kamen auch keine Nachrichten von dem Kurier, der ihn bestellen sollte.

Der (Herr de Valory) suchte ihn schon lange; er hatte zuerst gerufen, dann das Gehölz auf beiden Seiten der Straße abgesucht, dann noch einmal vergeblich gerufen. Es blieb ihm nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, an die Türen zu klopfen und sich zu erkundigen. Da er nichts in Erfahrung brachte, kehrte er trostlos zum Wagen zurück; aber schon war ein furchtbarer Schlag auf diesen Wagen und seine Insassen niedergesaust, ein Wort, eine Aufforderung, bei der alle erschreckt emporfuhren: „Im Namen der Nation! . . .“

Ein Reiter sprengt in gestrecktem Galopp von hinten heran, hält gerade vor ihnen und ruft in die Finsternis: „Im Namen der Nation, Postillon, halt! Du fährst den König!“

Alles war starr. Die Gardes du corps hatten weder Schußwaffen, noch die Absicht, sich ihrer zu bedienen. Der Mann ritt weiter, jagte sein Pferd den Abhang hinab in die Stadt. Zwei Minuten später sah man Menschen mit Lichtern aus den Häusern treten, sich unruhig bewegen und miteinander sprechen, zuerst wenige, dann mehr; die Gehenden und Kommenden wurden zahlreicher, die kleine Stadt wurde hell . . . All das in zwei Minuten . . . Dann schlägt die Trommel.

Um sich ebenfalls zu erkundigen, war die Königin, von einem ihrer Gardes geführt, bei einem früheren Bedienten des Hauses Condé eingetreten, dessen Haus auf der nach Varennes führenden Anhöhe lag. Man wartet auf sie, sie kommt zurück, und die drei Gardes zwingen durch Versprechungen und Drohungen die sehr erschrockenen Postillone, durch die Stadt hindurchzufahren, schnell über die Brücke weg, die sie teilt, durch das enge Gewölbe des Brückenturms und das niedrige Tor — die einzige Möglichkeit der Rettung. Gerade erfährt

man, der Kommandant der Husaren, der in Varennes warten sollte, habe sich auf die Nachricht von der Ankunft des Königs und auf den Lärm hin, der sich nun erhob, im Galopp gerettet; die Husaren hätten sich zerstreut, die einen schliefen, die andern seien betrunken. Dieser Kommandant war ein Deutscher von siebzehn oder achtzehn Jahren; er war von nichts unterrichtet, erfuhr die Sache ganz plötzlich und verlor den Kopf.

Drouet und sein Kamerad Guillaume, der ihm gefolgt war, nutzten diese wenigen Minuten trefflich. Ihre Pferde in einen zufällig offenen Stall werfen, den Gastwirt benachrichtigen, damit der die andern benachrichtigte, zur Brücke laufen, diese mit einem Möbelwagen und andern Wagen verbarrikadieren, das ist das Werk eines Augenblicks. Dann rennen sie zum Maire und zum Kommandanten der Nationalgarde; sie haben nur acht Leute beisammen, tut nichts, sie gehen zum Wagen; der ist erst zum Fuß der Anhöhe gelangt. Der Kommandant und der Amtsanwalt verlangen die Pässe. „Die Königin: ‚Meine Herren, wir haben Eile!' — ‚Aber wer sind Sie denn?' — Frau von Tourzel: ‚Das ist die Baronin von Korff.'" — Inzwischen tritt der Amtsanwalt mit einer Laterne in der Hand halb in den Wagen und dreht das Licht dem Gesicht des Königs zu.

Dann gibt man den Paß. Zwei Gardes bringen ihn zur Herberge. Man liest ihn den Gemeindebeamten und allen Anwesenden laut vor. „‚Der Paß ist gut,' meinen die, ‚er ist ja vom König unterschrieben'. — ‚Aber,' sagt Drouet, ‚ist er von der Nationalversammlung ausgestellt?' — ‚Er ist von einem Ausschuß von Mitgliedern der Versammlung unterzeichnet.' — ‚Und steht der Präsident nicht darunter?'" So wurde die Grundfrage von Frankreichs Recht, der Knoten der Verfassung, in einer Herberge der Champagne geprüft und zerhauen, in entscheidender Weise, unwiderruflich. Die Behörden von Varennes, der Amtsanwalt Sauce, ein braver Spezereihändler, zögerten sehr, eine so große Verantwortung auf sich zu nehmen.

Aber Drouet und andere bleiben hartnäckig. Sie kehren zum Wagen zurück: „Wenn Sie Ausländerinnen sind, meine Damen, woher besitzen Sie so großen Einfluß, daß man Ihnen in Sainte-Menehould ein Geleit von fünfzig Dragonern zur Verfügung stellt und ebenso viele in Clermont? Und warum ferner steht hier in Varennes ein Posten Husaren, um Sie zu erwarten? . . . Haben Sie die Güte, auszusteigen und sich der Gemeindebehörde zu erklären."

Die Reisenden rühren sich nicht. Die Gemeindebeamten bezeigen durchaus keine Lust, sie zum Aussteigen zu zwingen. Die Bürger kommen nur langsam hinzu; beim Lärm der Trommeln legen sich die

meisten wieder zu Bett. Man muß deutlicher mit ihnen werden. Drouet und die Patrioten rennen zum Kirchturm und läuten wütend, mit aller Kraft die Sturmglocke. Die ganze Umgegend hört es. Ist Feuer ausgebrochen? Ist der Feind im Land? Die Bauern eilen, einer ruft den andern, sie bewaffnen sich, ergreifen, was sie haben: Flinten, Heugabeln, Sensen.

Der Amtsanwalt Herr Sauce, Spezereihändler, war in jedem Falle bloßgestellt, ob er handelte oder nicht. Er hatte eine kluge Frau, die ihn vermutlich in diesem kritischen Augenblick lenkte. Den König ins Hôtel de Ville führen, das hieß, die Achtung vor dem Königtum verletzen; ihn im Wagen lassen, das hieß sicherer Ruin durch die Patrioten. Er wählte den Mittelweg und führte den König in seinen Laden.

Er trat an den Wagen, den Hut in der Hand: „Der Gemeinderat erwägt, wie man den Reisenden erlauben kann, ihre Reise fortzusetzen; aber es hat sich hier das Gerücht verbreitet, daß es unser König und seine Familie ist, die wir die Ehre haben in unseren Mauern zu wissen. Ich habe die Ehre, die Herrschaften höflichst um die Erlaubnis zu bitten, ihnen mein Haus anbieten zu dürfen, als sicheren Zufluchtsort für ihre Personen, und dort das Ergebnis der Beratung abzuwarten. Das Zusammenströmen der Menge in den Straßen wird noch vermehrt durch die Landbewohner der Umgegend, die unsere Sturmglocke hierher zieht: denn sie läutet gegen unseren Willen seit einer Viertelstunde; und vielleicht sähe sich Eure Majestät Beschimpfungen ausgesetzt, die wir nicht verhindern könnten, und die uns tief bekümmern würden.“

Man konnte dem, was der gute Mann sagte, nicht widersprechen. Die Sturmglocke war nur allzu vernehmbar. Und Hilfe blieb aus.

Die Gardes du corps hatten vergeblich versucht, die Möbel und Wagen fortzuschaffen, welche die enge Brücke versperrten. Nahe beim Wagen wurden Todesdrohungen laut; ein paar mit Gewehren bewaffnete Leute machten Miene anzulegen. Man stieg aus und trat in den Laden von Sauce, die drei Damen, die beiden Kinder und Durand, der Kammerdiener. Diesem bestritt man seine Eigenschaft als Diener. Er blieb dabei, wiederholte, sein Name sei Durand. Jedermann schüttelte den Kopf: „Gut denn, ja, ich bin der König; hier sind die Königin und meine Kinder. Wir beschwören euch, uns mit der Rücksicht zu behandeln, welche die Franzosen immer gegen ihre Könige bewiesen haben.“ Ludwig XVI. pflegte nicht viel zu sprechen und sagte auch jetzt nicht mehr. Unglücklicherweise sprach sein Rock, seine traurige Verkleidung wenig für ihn. Dieser Lakai mit der kleinen Perücke erinnerte so gar nicht an den König. Der

ungeheure Gegensatz des Ranges und der Kleidung vermochte eher Mitleid einzuflößen als Achtung. Viele begannen zu weinen.

Indessen nahm der Lärm der Sturmglocke sonderbar zu. Die Glocken in den Dörfern antworteten auf das Läuten in Varennes und läuteten ebenfalls Sturm. Rings das dunkle Land war in Bewegung, vom Glockenturm aus konnte man die kleinen Lichter sehen, die sich anzogen und sich suchten; schwere Wolken zogen sich von allen Seiten zusammen, Wolken bewaffneter Menschen voll wirrer Bewegung.

„Wie! Der König rettet sich! Der König geht zum Feinde über! Er verrät die Nation! . . .“ Dies Wort, schon an sich furchtbar, tönt noch furchtbarer im Ohr der Menschen an der Grenze, die den Feind und alle Beschwerden, alles Elend einer Invasion so nahe haben. So bleiben die ersten, die nach Varennes kommen und dies Wort hören, nicht mehr Herr ihrer selbst.

Ein Vater seine Kinder ausliefern! — Unsere französische Bauern hatten noch keine andere politische Vorstellung, als die der väterlichen Regierung; es war weniger der revolutionäre Geist, der sie wütend machte, als der grausige Gedanke an die Ruchlosigkeit eines Vaters, der seine Kinder ausliefert, an den Vertrauensbruch!

Die rauhen Männer treten in Sauces Laden: „Was! Das ist der König! Die Königin! . . . Das fehlte noch! . . .“ Man schleudert ihnen alle möglichen Schmähungen ins Gesicht.

Indessen kommt eine Abordnung der Gemeinde, Sauce an der Spitze, unterwürfig und respektvoll: „Da es den Einwohnern von Varennes nicht mehr zweifelhaft ist, daß sie tatsächlich so glücklich sind, ihren König in ihrer Mitte zu haben, so kommen sie, ihn um seine Befehle zu bitten.“ — „Meine Befehle, meine Herren?“ sagt der König. „Sorgen Sie, daß meine Wagen angespannt werden, und daß ich abreisen kann.“

Choiseul und Goguelat kamen endlich mit ihren Husaren, dann, fast allein, Damas, der Kommandant des Postens von Sainte-Menehould, den seine Dragoner verlassen hatten. Die Herren hatten Mühe gehabt, in die Stadt zu gelangen: man verbot es ihnen im Namen des Gemeinderates, man schoß sogar auf sie. Sie kamen zu Sauces Hause. Sie stiegen über eine Wendeltreppe in das erste Stockwerk, fanden im ersten Zimmer eine Menge Bauern, unter andern zwei mit Sensen bewaffnete, die ihnen zuriefen: „Eintritt verboten!“ Sie traten aber doch ein. Im zweiten Zimmer war die königliche Familie. Ein merkwürdiger Anblick! Der Dauphin war ganz erschöpft auf einem Bett eingeschlafen, die Gardes du corps auf Stühlen, ebenso die Kammerfrauen; die Erzieherin, Frau von Tourzel und Madame

Elisabeth auf den Bänken beim Fenster; der König und die Königin plauderten stehend mit Herrn Sauce. Auf einem Tisch standen Gläser, waren Brot und Wein.

Der König: „Nun, meine Herren, wann reisen wir weiter?“ Goguelat: „Sire, sobald es Euer Majestät gefällt.“ Choiseul: „Geben Sie Ihre Befehle, Sire. Ich habe hier vierzig Husaren; aber es ist keine Zeit zu verlieren: in einer Stunde haben die andern sie gewonnen.“

Er sprach wahr. Die Husaren waren noch in der ersten Überraschung, in die die große Nachricht sie versetzt hatte; sie blickten sich an und riefen einander zu: „Der König! Die Königin?“ Aber, wenn sie auch Deutsche waren, so konnten sie doch nicht die Einmütigkeit der Franzosen übersehen. Sie hatten sie erfahren, selbst auf dem abgelegenen Wege, den sie mit Choiseul gekommen waren. Der erzählte, daß von Dorf zu Dorf die Sturmglocke hinter ihm herläutete; daß er ein paarmal gezwungen war, sich mit dem Säbel die Bahn frei zu machen; daß die Bauern ihm sogar vier Husaren gefangen nahmen, die seine Nachhut bildeten, er mußte schießen lassen, um sie zu befreien. Diese Deutschen sahen sich allein inmitten eines großen Volkes; sie fühlten, daß sie schließlich von Frankreich bezahlt und ernährt wurden, und konnten sich daher nicht leicht entschließen, Leute niederzusäbeln, die ihnen freundschaftlich die Hand schüttelten und mit ihnen tranken.

In diesem kritischen Augenblick, da jede Minute unendlich wichtig war, traten, bevor der König Choiseul antworten konnte, mit großem Lärm der Gemeinderat und die Offiziere der Nationalgarde ein. Mehrere warfen sich auf die Knie: „Um Gottes willen, Sire, verlassen Sie uns nicht, verlassen Sie nicht das Königreich.“ Der König versuchte, sie zu beruhigen: „Das ist nicht meine Absicht, Ihr Herren; ich verlasse Frankreich nicht. Die mir angetanen Beleidigungen zwangen mich, Paris zu verlassen. Ich gehe nur nach Montmédy; ich lade Sie ein, mir dorthin zu folgen . . . Nur sorgen Sie, darum bitte ich Sie, daß meine Wagen angeschirrt werden.“

Sie gingen hinaus. Es war dies die letzte Minute, die Ludwig XVI. blieb. Choiseul und Goguelat warteten auf seine Befehle. Es war zwei Uhr morgens. Rings um das Haus stand eine verwirrte, schlecht bewaffnete und schlecht geordnete Menge, die meisten ohne Schußwaffen. Und auch die Leute, die welche hatten, hätten nicht auf den König geschossen. (Drouet vielleicht ausgenommen) und noch weniger auf die Kinder. Die Königin allein hätte ernstlich in Gefahr geraten können. Und an sie wandten sich Choiseul und Goguelat. Sie fragten sie, ob sie mit dem König zu Pferde abreisen wolle; der

König sollte den Dauphin zu sich nehmen. Die Brücke war nicht passierbar, aber Goguelat kannte die Furten des kleinen Flusses: von dreißig oder vierzig Husaren umgeben, konnten sie sicher sein, durchzukommen. Waren sie einmal auf dem andern Ufer, so war die Gefahr vorbei; die Leute von Varennes hatten keine Reiter, sie zu verfolgen.

Dieser kühne Ritt konnte dennoch selbst eine mutige und entschlossene Frau erschrecken. Die Königin antwortete: „Ich mag nichts auf mich nehmen; der König hat sich für diesen Schritt entschieden, es ist an ihm zu befehlen; meine Pflicht ist es, ihm zu folgen. Schließlich muß ja auch Herr von Bouillé bald kommen.“ (Goguelat, 29.)

„Wirklich,“ begann der König wieder, „können Sie mir dafür bürgen, daß die Königin im Getümmel nicht von einem Flintenschuß getötet wird, oder meine Schwester, oder meine Kinder? Überlegen wir doch ruhig. Der Gemeinderat weigert sich nicht, mich gehen zu lassen; er bittet nur, ich möge den Anbruch des Tages abwarten. Der junge Bouillé ist um Mitternacht fortgeritten, um seinen Vater in Stenay zu benachrichtigen. Das sind acht Meilen, in zwei oder drei Stunden zurückzulegen. Bouillé muß spätestens morgen früh hier sein, dann können wir gefahrlos und ohne Gewalttätigkeit in Sicherheit abreisen.“

Inzwischen tranken die Husaren mit dem Volke, tranken „auf die Nation!“ Es war bald drei Uhr. Die Gemeinderäte kamen noch einmal zurück, gaben aber nur die kurze, sehr bedeutungsvolle Erklärung: „Da sich das Volk der Weiterreise des Königs durchaus widersetzt, so hat man beschlossen, einen Kurier an die Nationalversammlung zu senden, um deren Willen zu erfahren.“

Goguelat war hinausgegangen, um die Situation zu prüfen. Drouet trat auf ihn zu und sagte zu ihm: „Sie wollen den König entführen, aber er wird nur tot in Ihren Händen bleiben!“ — Der Wagen war von einer Gruppe Bewaffneter umgeben; Goguelat näherte sich mit einigen Husaren; der Major der Nationalgarde, der jene kommandierte, rief ihm zu: „Wenn Sie einen Schritt tun, töte ich Sie!“ Goguelat trieb sein Pferd auf ihn zu und erhielt zwei Schüsse, zwei ziemlich leichte Verletzungen; eine der Kugeln schlug sich am Schlüsselbein platt, er ließ die Zügel los, verlor das Gleichgewicht und fiel vom Pferd. Zwar konnte er sich wieder erheben, aber die Husaren standen bereits auf seiten des Volkes. Man hatte sie auf die kleinen, an den Enden der Straßen drohenden Kanonen aufmerksam gemacht; sie glaubten sich zwischen zwei Feuern; diese Kanonen, altes Eisen, waren nicht geladen und konnten es nicht werden.

Der verwundete Goguelat kehrte ohne Klage in das Zimmer der königlichen Familie zurück. Diese bot ein herzzerreißendes Schauspiel, alles in allem wenig ehrenhaft und tragisch. Das Entsetzen über ihre verzweifelte Lage hatte den König und die Königin zerbrochen, offenbar sogar ihren Geist stumpf gemacht. Sie bestürmten den Spezereihändler Sauce und seine Frau mit Bitten, als ob die armen Leute hätten etwas ändern können an der Sache. Die Königin saß auf einer Bank zwischen zwei Kisten mit Kerzen und versuchte, das gute Herz der Händlersfrau zu rühren: „Madame," sagte sie zu ihr, „haben Sie denn nicht auch Kinder, einen Mann und eine Familie!" Worauf die andere einfach und ohne lange Worte erwiderte: „Ich möchte Ihnen gern nützlich sein. Aber freilich! Sie denken an den König, und ich denke an Herrn Sauce. Jede Frau für ihren Gatten . . ." Die Königin wandte sich zornig ab, vergoß Tränen der Wut und wunderte sich, daß diese Frau, die ihr doch nicht helfen konnte, sich weigerte, mit ihr unterzugehen, ihr ihren Gatten und ihre Familie zu opfern.

Der König schien abwesend. Der Offizier, der den ersten Posten hinter Varennes kommandierte, Deslons, hatte die Erlaubnis erhalten, bei ihm einzutreten und meldete ihm, Bouillé sei benachrichtigt und würde ihm zweifellos zu Hilfe kommen — der König schien ihn nicht zu verstehen. Deslons wiederholte dieselbe Meldung dreimal, und als er sah, daß der König sie nicht erfaßte, sagte er: „Ich bitte Eure Majestät, mir Ihre Befehle für Herrn von Bouillé zu geben." — „Ich habe keine Befehle mehr zu geben, mein Herr," antwortete der König, „ich bin Gefangener. Sagen Sie ihm, ich lasse ihn bitten, alles für mich zu tun, was er kann."

Tatsächlich fürchteten viele Leute die Ankunft Bouillés sehr und wollten den König fortschaffen; Rufe ertönten: „Nach Paris!" Man ersuchte ihn, sich am Fenster zu zeigen, um die Menge zu beruhigen. Der Tag war schon angebrochen und beleuchtete hell die traurige Szene. Der König als Diener auf dem Balkon, ungepudert, in der kleinen, häßlichen, ausgekämmten Perücke, bleich und feist, mit dicken, fahlen Lippen, stumm, die Augen trübe und ausdruckslos. — — Die Überraschung war groß für die Tausende auf der Straße; zuerst tat eine tiefe Stille den Kampf der Gedanken und Gefühle in den Geistern kund. Dann kam das Mitleid zum Durchbruch, die Tränen, Frankreichs wahres Herz — — und mit einer solchen Gewalt, daß manche von diesen wütenden Menschen den Ruf ausstießen: „Es lebe der König!"

Der alten Großmutter Sauces, die eintreten durfte, zerriß es das Herz; sie sah die beiden Kinder, wie sie unschuldig beieinander

schliefen auf dem Familienbett, sie sank in die Knie und bat schluchzend um die Erlaubnis, ihnen die Hände küssen zu dürfen; sie segnete sie und ging weinend hinaus.

In der Tat eine grausame Szene, die die härtesten, die feindlichsten Herzen weich machen konnte. Ja, sogar ein Lütticher hätte geweint. Lüttich, von Leopold gefesselt, von den österreichischen Soldaten barbarisch mitgenommen, hätte geweint über Ludwig XVI.

So sonderbar war die Situation: die Revolution, durch die Könige ihrer Freiheit beraubt in Europa, beraubt die Könige ihrer Freiheit in Frankreich.

Die Zeit vergeht; schon steht die Sonne hoch am Himmel. Zehntausend Menschen erfüllen Varennes. Das kleine Zimmer der königlichen Familie, obgleich nach dem Garten gelegen, bebt unter dem wirren Geschrei, das sich auf der Straße erhebt. Die Tür öffnet sich. Ein Mann tritt ein, ein Offizier der Pariser Nationalgarde, mit düsterem Gesicht, völlig ermattet und erschöpft, aber aufgeregt, die Haare ungekämmt und ungepudert, den Rock am Halse geöffnet. Er spricht nur abgerissene Worte: „Sire, Sie wissen . . . in Paris erwürgen sie sich . . . Unsere Frauen, unsere Kinder sind vielleicht schon niedergemetzelt . . . Sie werden nicht weiter reisen . . . Sire . . . das Interesse des Staates . . . Ja, Sire, unsere Frauen, unsere Kinder!! . . .“ Bei diesen Worten ergreift ihn die Königin mit energischer Bewegung bei der Hand, zeigt ihm den Dauphin und Madame, die in tiefer Ermattung auf dem Bett des Herrn Sauce eingeschlummert waren: „Bin ich nicht auch eine Mutter?“ fragte sie ihn. — „Also, was wollen Sie?“ sagt der König. — „Sire, eine Verfügung der Versammlung . . .“ — „Wo ist sie?“ — „Mein Kamerad hat sie.“ „Die Tür öffnete sich, wir sahen Herrn von Romeuf im ersten Zimmer, gegen ein Fenster gelehnt, in der größten Verwirrung, das Gesicht von Tränen überströmt; er hielt ein Papier in der Hand und trat mit gesenkten Augen näher. ‚Wie, mein Herr, Sie sind es! Ah! das hätte ich niemals geglaubt!‘ sagte die Königin zu ihm. Der König entriß ihm hastig das Blatt, las es und sagte: ‚Es gibt keinen König mehr in Frankreich.‘ Die Königin durchläuft es, der König nimmt es wieder an sich, liest es noch einmal und legt es auf das Bett, auf dem die Kinder waren. Die Königin schleudert es ungestüm vom Bett hinunter mit den Worten: ‚Ich will nicht, daß es meine Kinder beschmutzt.‘ Da erhob sich ein allgemeines Murren unter den Gemeinderäten und den übrigen Anwesenden, als hätte man die heiligste Sache entweiht . . . Ich beeilte mich, es aufzuheben und legte es auf den Tisch.“ (Choiseul.)

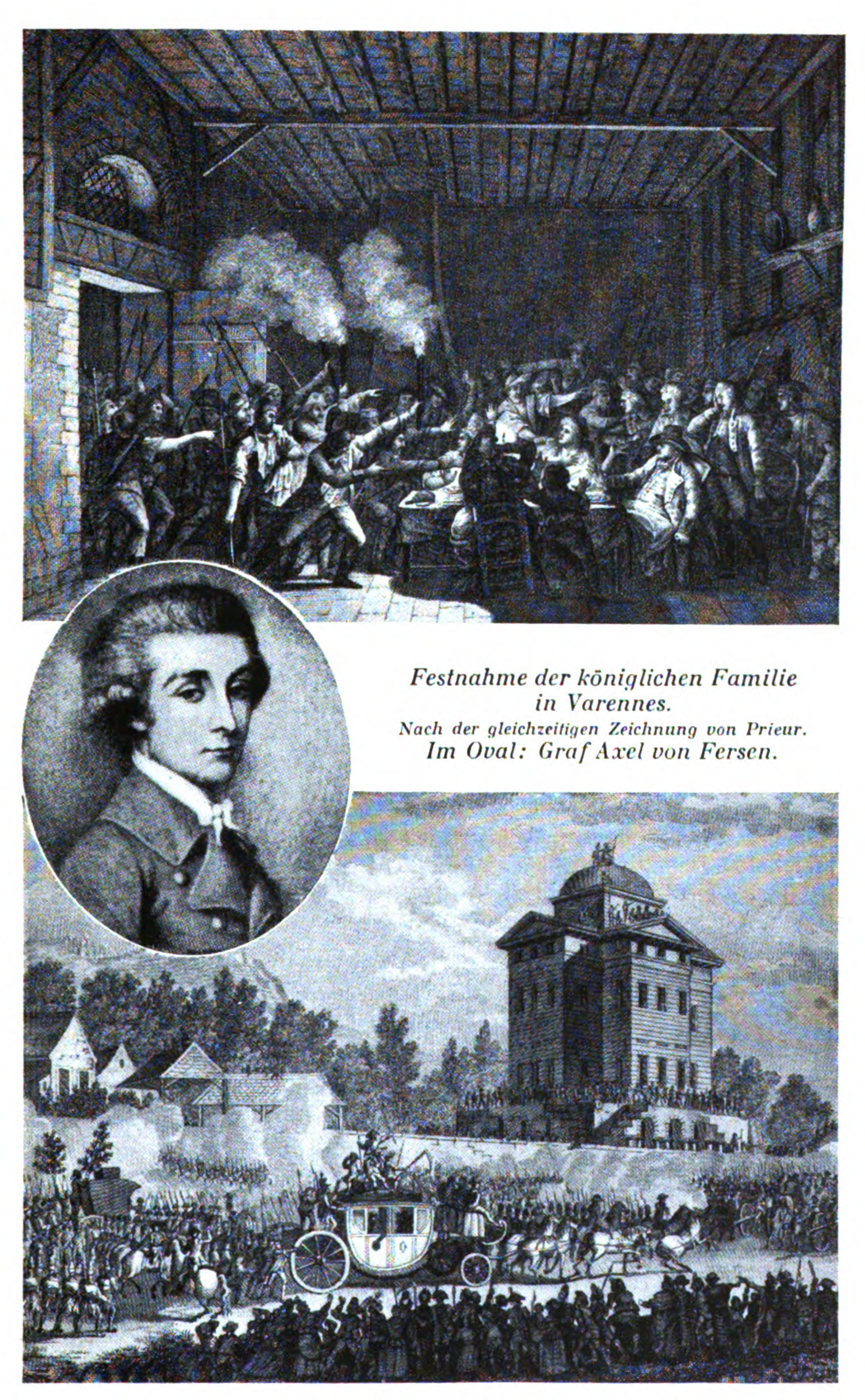
Was tat Bouillé? Warum kam er nicht? Er war nacheinander

durch seinen Sohn benachrichtigt, durch den kleinen Husarenoffizier von Varennes, dann durch Eilboten von Deslons und Choiseul, warum legte er nicht die kurze Strecke von acht Meilen in rasendem Galopp zurück?

Warum? Er sagt es selbst und beweist vollkommen, daß er nicht anders konnte. Er war seiner Truppen so wenig sicher, er war rings von so vielen „schlechten“ Städten umgeben (das sind seine eigenen Worte), war von Verdun, von Metz, von Stenay, von allen Seiten bedroht, daß er schleunigst umkehrte, um sich seiner Soldaten zu versichern, als er unterwegs war, dem König entgegen; von Augenblick zu Augenblick fürchtete er, im Stich gelassen zu werden. Und seinen sichersten Offizier, Louis von Bouillé, seinen ältesten Sohn, behielt er bei sich. Noch war das beste Regiment der Armee bei ihnen, „Royal Allemand“, das einzige, das ihnen wirklich blieb; aber sie brauchten zwei oder drei Stunden in der Nacht, um es zum Ausrücken bereit zu machen; in dieser furchtbaren Nacht, da jede Minute vielleicht über ein Jahrhundert entschied. Das Regiment war erhitzt durch ihre feurigen Worte, Mann für Mann hatte eine Reihe Franken bekommen; es legte die acht Meilen in schnellstem Galopp zurück, quer durch ein aufgewiegeltes Land, allein in dieser von Bewaffneten wimmelnden Gegend, wahrhaft auf feindlichem Boden, ungewiß der Rückkehr. Sie begegnen einem der Ihrigen: „Nun?“ — „Der König ist von Varennes abgereist.“ Bouillé drückt den Helm in die Stirn, flucht, setzt dem Pferde die blutigen Sporen in die Weichen. Einen Augenblick — und alles stiebt an dem Mann vorüber wie ein Sturmwind.

Endlich sind sie vor Varennes. Kein Durchzug. Barrikaden auf dem Weg. Sie finden eine Furt, passieren sie. Dann ein Kanal. Auch den versuchen sie zu passieren. Neue Nachrichten machen es unnötig. Sie verlieren jede Hoffnung, den König noch zu erreichen. Die Deutschen machen Bemerkungen: ihre Pferde könnten nicht mehr weiter. Und die Garnison von Verdun rückte in Gewaltmärschen an.

Der junge Louis von Bouillé, der von dieser letzten Stunde berichtet da sein Vater mit bloßem Degen hinter der großen Geisel herflog, sagt das Wort voll jugendlicher Verwegenheit: „Wir wühlten uns mit dieser kleinen Schar nach Frankreich hinein, das gegen uns in Waffen stand.“



Festnahme der königlichen Familie in Varennes.
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Prieur.
Im Oval: Graf Axel von Fersen.

Rückkehr der königlichen Familie nach Paris (25. Juni 1791).
Nach einer zeitgenössischen Darstellung.

Siebentes Kapitel

Wirkung der Flucht des Königs (21.—25. Juni 1791)

Zustand der Presse und der Klubs. — Die „Bouche-de-Fer" erklärt sich für die Republik. — Bedauerte Paris den König? — Der Eindruck in den Departements. — Es war nicht unmöglich, die Republik zu erklären. — Überraschung Lafayettes. — Befehl, die „Entführer" des Königs festzunehmen. — Keine Unruhen in Paris. — Erklärung des Königs. — Robespierre, Brissot und Roland bei Pétain. — Rede Robespierres bei den Jakobinern. — Rede Dantons gegen Lafayette. — Die Versammlung will den König aus dem Spiel lassen. — Sie gibt ihm eine Wache, die für seine Person bürgt.

„Wär' ein Verräter unter den Franzosen,
Der einen Herrn sich wünscht, die Könige bedauert, —
Der Niederträchtige sterbe auf der Folter;
Die schuldige Asche sei dem Wind gegeben — —"

Diese Verse des „Brutus" von Voltaire standen am 21. Juni 1791 am Kopf eines Anschlags der Cordeliers, der von dem Präsidenten, dem Schlächter Legendre, unterzeichnet war. Sie erklärten darin, sie hätten alle geschworen, die Tyrannen zu erdolchen, die es wagen würden, das Staatsgebiet, die Freiheit oder die Verfassung anzugreifen.

Übrigens scheint es, daß die Cordeliers nicht recht einig gewesen sind über die in dieser Krisis zu ergreifenden Maßregeln. Der einzige Ausweg, den Marat und Fréron in ihren Blättern vorschlagen, ist die Einsetzung eines Diktators oder Militärtribunen. „Man muß," schreibt der erstere, „den Bürger wählen, der am meisten Einsicht, Eifer und Zuverlässigkeit bewiesen hat." Das verstand jeder, der den Mann kannte, Marat schlug Marat vor. Fréron wagt nicht, auf einen einzelnen hinzuweisen; nur findet er Gelegenheit, an Danton zu erinnern, der bisher sehr zurückgetreten war; Fréron wünscht, Danton solle Maire von Paris werden.

Weder Pétion, noch Robespierre, noch Danton, noch Brissot sprachen sich über die künftige Regierungsform aus. Wenn nur das Wort „Republik" fiel, wurden die Jakobiner unwillig. Robespierre gab ihrem Standpunkt Ausdruck, als er noch am 13. Juli schrieb: „Ich bin weder Republikaner noch Monarchist."

Das einzige Blatt, das sich sofort klar und mutig für die Republik

entschied, war die „Bouche-de-Fer“[20]. Von den beiden Redakteuren war Fauchet unlängst zum Bischof von Calvados ernannt worden und hatte sich in sein Bistum begeben. Der andere war es, der junge Bonneville, der, freimütiger und kühner als Fauchet, die große Gelegenheit ergriff, in den Nummern vom 21. und 23. Juni. Es waren gerade zwei Jahre verstrichen, da hatte derselbe Bonneville, am 6. Juni 1789, in der Wahlmännerversammlung zuerst zu den Waffen gerufen.

Bonneville, ein Mann von Gesinnung, ein mystischer Freimaurer, der sehr oft in höheren Regionen schwebte, besaß in ernsten Fragen und gefährlichen Krisen viel Entschiedenheit. Gegen seinen Freund Fauchet vertrat er die Ansicht, die religiöse Grundlage der Revolution dürfe nicht eine philosophische Überbrückung des Christentums sein[21]. Was die Frage des Königtums angeht, so sah er mit

[20]) Die „Bouche-de-Fer“ wohnte in der Rue du Théâtre-Français (Ancienne-Comédie und Odéon), nicht in der Rue de Richelieu, wie ich irrtümlich im ersten Bande schrieb. In unmittelbarer Nähe, Rue de l'École-de-Médecine, waren die Cordeliers; die ursprüngliche Arbeiter-Brudergesellschaft, ein Zweigverein der Cordeliers, versammelte sich in der Rue des Boucheries. Legendre, Danton, Marat, Camille Desmoulins, Fréron wohnten ganz nahe. — Wenn ich hier die Geschichte von Paris schreibe, würde ich diesem Viertel eine besondere Aufmerksamkeit widmen und der Rolle der furchtbaren Sektion „du Théâtre-Français“, die bei allen Bewegungen allein und selbständig handelt, wie eine Republik für sich. Ich lese unter dem 21. Juni in den Registern der Stadt: „Die Sektion und der permanente Ausschuß des ‚Théâtre-Français‘ befehlen dem Bataillon von Saint-André-des-Arts, keinen anderen Befehl anzunehmen, als vom permanenten Ausschuß, und jeden Adjutanten zu verhaften, der sich auf dem Gebiet der Sektion einfinden sollte. Gezeichnet: Boucher und Momoro.“ — Der Gemeinderat erklärte diesen Beschluß für nichtig und verfassungswidrig und berichtete darüber an den Oberbefehlshaber der Nationalgarde, damit er, wenn nötig, einschreite. Als die Sektion sah, daß Paris sich ihrer Bewegung nicht anschloß, wurde sie bescheidener und schrieb an das „Conseil Municipal“: „Sie habe diesen Beschluß nur um der öffentlichen Wohlfahrt willen gefaßt, die das oberste Gesetz sei . . . Aber die Befehle des Gemeinderates würden beachtet werden. Unterzeichnet: Sergent und Momoro.“ (Archives de la Seine, Conseil Général de la commune, Register 19.)

[21]) Man findet diese merkwürdige Einzelheit über Bonneville in den Briefen der Madame Roland an Bancal. — Dieser bewundernswerte Narr war sehr verständig in großen Dingen. In solchen Fällen täuschte er sich weder über die allgemeine Lage noch über die kleinen Umstände. Er allein urteilt damals sehr richtig über Lafayette und Barnave, streng aber gerecht und mit Mäßigung, gerade so, wie die Nachwelt über sie urteilt. — Bonneville hat, soviel ich weiß, in keinem biographischen Lexikon eine Notiz. Er war Großneffe Racines, den er oft nachgeahmt, sogar abgeschrieben hat (kraft Familienrechtes, sagt er), besonders in einem mystischen Gedicht, das er selbst Tragödie nennt: „L'année MDCCLXXXIX, ou les Tribuns du

derselben Deutlichkeit, daß diese Institution erledigt war, und er verwarf die Blendformen, unter denen heuchlerische Intriganten sie wieder einzuführen versuchten. Er schreibt: „Man hat das infame Wort ‚König' aus dem Eide gestrichen . . . Keine Könige mehr, keine Menschenfresser! Bisher hat man schon oft den Namen geändert, aber man behielt immer die Sache . . . Keinen Regenten, keinen Diktator, keinen Protektor, keinen Orleans, keinen Lafayette . . . Ich liebe den Sohn Philipps von Orleans nicht, der gerade diesen Tag wählt, um die Wache in den Tuilerien zu beziehen, noch seinen Vater, den man niemals in der Versammlung sieht, und der sich gestern auf der Terrasse zeigte, an der Tür der Feuillants . . . Muß denn eine Nation immer einen Vormund haben? . . . Unsere Departements sollen sich zusammentun und erklären, daß sie weder einen Tyrannen wollen, noch einen Monarchen, weder Protektor, noch Regenten, die Schattenkönige sind und dem allgemeinen Besten ebenso verderblich, wie die Schatten jenes verfluchten Baumes, des Bohon Upas, dessen Schatten tödlich ist."

Und in einer anderen Nummer: „Endlich hat man die Piken vom 14. Juli wiedergefunden! Brüder und Freunde, man gibt uns unsere Piken wieder! Die erste, die am Hôtel de Ville erschien, wurde mit tausendstimmigem Beifall begrüßt. Was brauchen wir noch zu fürchten? . . . Habt ihr bemerkt, wie jedermann Bruder ist, wenn die Sturmglocke tönt, wenn man den Generalmarsch schlägt, wenn man die Könige los ist? . . . Ach, es ist ein Unglück, daß solche Augenblicke so selten wiederkehren! . . ."

„Es genügt nicht, sich ‚Republik' zu nennen; Venedig war auch ‚Republik'. Wir brauchen eine Nationalkommune, eine Nationalregierung . . . Versammelt das Volk im Angesicht der Sonne, verkündet, daß das Gesetz allein Herrscher sein soll, schwört, daß das Gesetz allein regieren wird . . . Es gibt keinen Freund der Freiheit auf der Erde, der nicht in diesen Schwur einstimmt. Ohne schon jetzt

peuple." Es sind ein paar schöne Verse darin. — Tissot, Professor der Philosophie, erzählt in einem sehr schönen Artikel einer Provinzzeitung, daß er noch 1824 Bonneville in Paris besuchte. „Er verbrachte seine letzten Tage in einem Winkelladen (Rue des Grès, 14), wo ihn eine alte Büchertrödlerin aufgenommen hatte, die fast ebenso arm war wie er selbst, und die ihn immer noch begeistert bewunderte. Sie verbarg ihre Aufopferung mit einer edlen Scham des Wohlwollens . . . Damit sie Vertrauen faßte, mußte sie sicher sein, daß der andere ihre Gefühle und ihre Verehrung teilte. Doch dann machte es sie glücklich, von Bonneville zu sprechen, aus seinem Leben zu erzählen und geheimnisvoll eine Sammlung vaterländischer Gedichte von ihm anzubieten. Noch in diesem Jahre verließ Bonneville plötzlich diese Welt, an der er schon fast keinen Teil mehr hatte; seine Wohltäterin folgte ihm bald, deren Tränen ich noch auf ihr Trauerkleid fließen sehe."

von einer Regierungsform zu sprechen: diejenige, die von der aufgeklärtesten Nation gewählt wird, ist die beste."

Es war am Fronleichnamstage, als der mystische Republikaner diese begeisterten Worte schrieb. Wie man auch darüber urteilen mag, man ist gerührt von dem jungen, lebendigen Glauben an die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft.

Dieser Glaube schien gerechtfertigt durch die ruhige, starke, wahrhaft eindrucksvolle Haltung der Bevölkerung von Paris. Sie wurde vortrefflich fertig ohne den König. Die Abreise des Königs hatte Klarheit darüber geschaffen, wie es in Wirklichkeit stand, nämlich, daß das Königtum schon lange nur ein Hemmnis gewesen war. Das Königtum handelte nicht mehr, vermochte nichts mehr, bereitete nur noch Schwierigkeiten. Viele fürchteten die Republik, aber tatsächlich lebte man schon in der Republik.

Drohende Gruppen hatten Lafayette auf dem Grèveplatz umringt, beschuldigten ihn der Mitwisserschaft. Der beruhigte sie mit einem einzigen Wort: „Wir sind vierundzwanzig Millionen Menschen; der König kostete uns vierundzwanzig Millionen; jeder verdient also gerade zwanzig Sous an seiner Abreise."

Camille Desmoulins berichtet, daß man im Palais-Royal einen Vorschlag machte (zweifellos hat er ihn selbst gemacht an der gewohnten Stätte seines Wirkens): „Meine Herren, es wäre ein Unglück, wenn man uns diesen treulosen Mann zurückbrächte; was sollten wir damit anfangen? Er würde, wie Thersites, uns jene dicken Tränen vorheulen, von denen Homer spricht. Bringt man ihn aber, so schlage ich vor, daß man ihn drei Tage lang an den Pranger stellt, mit dem roten Tuch auf dem Kopf, und ihn dann in Etappen an die Grenze führt, daß er dort . . . usw."

Diese Torheit war vielleicht das vernünftigste, was man tun konnte. Wenn Ludwig XVI. bei den fremden Armeen gefährlich werden konnte, so war er es noch viel mehr als Gefangener, wenn er angeklagt und verurteilt wurde, denn dann richtete sich das allgemeine Interesse und Mitleid auf ihn. Hier war Weisheit in den Worten des Kindes, wie ich Camille gern nenne. Die größte Gefahr für Frankreich war, den König zu rechtfertigen, indem man allzugroßes Mißgeschick über ihn brachte, ihm, der sich selbst der Krone beraubt hatte, die Weihe der Verfolgung zuteil werden zu lassen. Sein Betrug hatte ihn erniedrigt, degradiert, und dabei mußte es bleiben. Statt ihn zu bestrafen, mußte man ihn als unfähig und einfältig aufgeben; eine Ansicht, die Danton bei den Jakobinern vertrat mit den Worten: „Ihn im Namen der Menschheit für dumm erklären".

Prudhomme („Révolutions de Paris") schildert sehr gut die Hal-

tung des Volkes. „Alle Blicke richteten sich auf den Saal der Versammlung. ‚Dort ist unser König,‘ meinte man, ‚Ludwig kann gehen, wohin er will.‘ Wenn der Präsident der Versammlung auf dem Grèveplatz, in den Tuilerien, im Palais d'Orleans die republikanische Regierung zur Abstimmung gebracht hätte, dann wäre Frankreich keine Monarchie mehr.“

„Der Wunsch zur Republik,“ schreibt Frau Roland in einem Brief vom 22. Juni, „der Unwille gegen Ludwig XVI., der Haß gegen die Könige machen sich hier überall Luft.“

So leidenschaftliche Zeugen können verdächtig erscheinen. Aber ich finde fast dieselben Worte im Munde eines Fremden, eines kühlen Beobachters, der Frankreich und die Revolution nicht sehr liebt; ich meine den Genfer Dumont, der von England eine Pension bezog: „Dies Volk schien von einer höheren Weisheit inspiriert. Nun ist unser großer Hemmschuh fort,“ sagte es fröhlich. Und ferner: „Wenn der König uns verlassen hat, so bleibt doch die Nation; es kann wohl eine Nation ohne König geben, aber keinen König ohne Nation.“

Sehr bezeichnend ist, daß drei Häuser des Kapitels von Notre-Dame, die am 21. Juni verkauft wurden, einen bei weitem — ungefähr um ein Drittel — höheren Preis erzielten, als zu dem sie angesetzt waren.

Soviel von Paris. Wie war der Eindruck in den Departements? Man wird es sofort sehen, wenn ich über die Rückkehr von Varennes berichte. Hier genügt die Feststellung, daß im Osten und Norden, in der Nähe der Grenzen, in den Ländern, in die Ludwig XVI. den Feind führen wollte, die Empörung im allgemeinen viel größer war als in Paris. Die Ernte stand auf dem Halm und der Bauer war wütend über die Gefahr, in der er geschwebt hatte. Im Süden bewiesen viele Städte, Bordeaux voran, einen bewundernswerten Eifer. Viertausend Frauen von Bordeaux, alle Mütter, schworen, mit ihren Männern sterben zu wollen für Nation und Gesetz. Die Gironde schrieb: „Wir sind achtzigtausend Mann, alle marschbereit. Im Westen waren die Städte bei der unsicheren Haltung des platten Landes in großer Aufregung. Man vermutete, der König habe einen solchen Schritt nicht getan, ohne heimliche Schlingen zurückzulassen. Dumouriez, der damals in Nantes kommandierte, beschreibt die Erregung in der Stadt bei der Nachricht, die nachts eintraf. Vier- bis fünftausend Leute standen im Nachthemd auf dem Platz, sie alle sahen bestürzt aus. „Die Nation wird darum nicht untergehen,“ meinte Dumouriez und schrieb an die Versammlung, er wolle ihr zu Hilfe ziehen. Die Leute von Nantes gewannen ihren Mut so rasch wieder, daß die zweite

Nachricht, die von der Rückkehr Ludwigs XVI., ihnen beinahe schon ärgerlich war.

Bedenkt man alle diese Einzelheiten, so kann man, gegen die übliche Ansicht, kühn behaupten: Hätte die Versammlung am 21. Juni den Moment des allgemeinen Unwillens benutzt und die Absetzung des Königs ausgesprochen, hätte sie die tatsächlich schon bestehende republikanische Regierung anerkannt und offen beim rechten Namen genannt, so hätte ihr Paris zugejubelt; dem Beispiel von Paris wäre der ganze Osten und der ganze Norden, wären die Städte im Süden und Westen gefolgt, und sogar das offene Land hätte sich dafür ausgesprochen. Die Mächte des Widerstandes waren noch nicht bereit; ein oder zwei Jahre mußten noch vergehen, alle die Ränke der Priester und besonders das lange Martyrium Ludwigs XVI. waren nötig, um die Vendée zum Aufstand zu bringen.

So dachte ein zwar leidenschaftlicher, aber in seiner Leidenschaft durch hohe Einsicht abgeklärter Mann, der ein sicheres Urteil und große geistige Unabhängigkeit besaß. Condorcet erklärte diesen Moment für den geeigneten, die Republik ohne eigentlichen Widerspruch zu begründen: „Jetzt hat der König allen Boden verloren; warten wir nicht, bis er wieder so mächtig geworden ist, daß sein Sturz Mühe kostet; wenn die Republik sich durch die Revolution vollzieht, durch die Empörung des Volkes, dann wird die Mühe furchtbar sein; vollzieht sie sich aber jetzt durch eine allmächtige Versammlung, dann kann der Übergang nicht schwer sein." (Condorcet bei Et. Dumont, S. 125.)

Der vornehmste Einwand, den man damals machte, und den man immer macht, war: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, wir sind noch nicht reif genug, w i r h a b e n k e i n e r e p u b l i k a n i s c h e n S i t t e n." Eine platte Wahrheit; es ist klar, daß es nicht anders sein kann, wenn man von der Monarchie herkommt. Die Monarchie hütet sich wohl, das Volk zur Republik zu erziehen: ihre Gesetze und Einrichtungen haben natürlich nicht den Zweck, die Sitten auf die ihr entgegengesetzte Regierungsform vorzubereiten; woraus folgt, daß es stets zu früh wäre, es mit der Republik zu versuchen; ewig säße man fest in diesem „circulus vitiosus": „Republikanische Gesetzgebung und Erziehung allein können die Menschen zur Republik bilden, aber notwendigerweise muß die Republik selbst zuvor errichtet sein, um jene Gesetze und jene Erziehung zu wollen, zu beschließen." — Damit ein Volk sich aus diesem Zirkel löse, muß es durch einen energischen Akt seines Willens, durch eine gründliche Umgestaltung seiner politischen Moral wahrhaft würdig werden, mündig zu sein, würdig, die Kindheit zu verlassen, die toga virilis

anzulegen, muß es, um nicht wieder umzufallen, um sich auf der Höhe zu halten, sich die Gesetze und die Erziehung geben, die allein dem heroischen Augenblick Dauer verleihen können.

Ein anderer Einwand: „Angenommen, die Republik war schon möglich, war sie damals aber auch gerecht? Wäre sie nicht durch eine Minderheit der royalistischen Mehrheit aufgezwungen worden, — gewaltsam und unrechtmäßig aufgezwungen? War die Nation etwa im allgemeinen republikanisch?" — Wenn man die Republik von dem klaren, festumrissenen Willen der Nation abhängig macht — nein, die Nation hatte diesen Willen nicht. Wille und Denken der Nation waren in diesem Augenblick der Empörung über die Abtrünnigkeit des Königs, um es genau zu sagen, antiroyalistisch; sie waren republikanisch, sofern man die Republik als einfache Verneinung der Monarchie auffaßt. Hätte die aufgeklärte Minderheit den Augenblick genutzt und durch entsprechende Einrichtungen eine tatsächliche Republik begründet, so wäre die Masse in der antiroyalistischen Meinung, die damals hervortrat, bestärkt worden; die Minderheit hätte keinen Druck ausgeübt auf die Masse, sondern deren eigenes Denken richtig geleitet, deren dunkle Instinkte geformt und deren richtiges Gefühl, es sei zu Ende mit dem Königtum, fest und dauernd gemacht.

Die Politiker warteten, zauderten, und der Augenblick war verpaßt. Ein nicht weniger natürliches Gefühl machte sich geltend bei der Rückkehr des Königs: das Mitleid mit seinem Unglück. Er konnte als König nicht mehr sein, was er gewesen war; aber für den Menschen weckte man aufs neue Interesse und Sympathien, da man ihn gefangen, gedemütigt, unglücklich zurückbrachte. Alle edlen und zarten Seelen waren gerührt, Tränen trübten ihren Blick; sie sahen nicht mehr den doppelzüngigen, falschen König, sie sahen einen in sein Schicksal ergebenen Menschen und machten einen Heiligen daraus: die Wirklichkeit versank ihnen hinter der schmerzensreichen Legende, die sie im bekümmerten Herzen fanden. Wer war nun im Unrecht? Das unschuldige Frankreich, nicht mehr der schuldige König.

Die Abenteurer aller Farben, die unter der konstitutionellen Maske für den Hof arbeiteten, waren enttäuscht; der Hof hatte auch mit ihnen gespielt. Jetzt handelte es sich für sie darum, zu erfahren, mit welcher Partei der Versammlung der König, wenn er wieder frei war, seine Geschäfte machen würde. Eine dieser dunklen Gestalten, d'André, Abgeordneter der Provence, ein politischer Figaro, der (nach Weber) monatlich dreitausend Franken erhielt, um dafür beide Parteien hinters Licht zu führen, gehörte zu den ersten, die von der

Flucht Kenntnis hatten, und ging zu Lafayette. Es war beinahe sieben Uhr und man durfte annehmen, daß die Flüchtlinge einen großen Vorsprung hatten. Lafayette schlief den Schlaf des Gerechten, jenen historischen tiefen Schlaf vom 6. Oktober, den man ihm so sehr vorgeworfen hat. „Bah!" sagt er, „das ist unmöglich!" Tatsächlich hatte er seinen Adjutanten Gouvion am Abend vorher, um Mitternacht, an die Tür zum Gemach der Königin gelehnt, schlafend gefunden und hatte ihn weiter schlafen lassen.

Lafayette war wiederholt gewarnt worden; aber was ihn, wie auch Bailly, Montmorin und Brissac, den Kommandanten des Schlosses und persönlichen Freund des Königs, sicher machte, das war ihrer aller Vertrauen zu Ludwigs XVI. Anständigkeit. Sie setzten ihren Kopf darauf, daß der König nicht abreisen würde, und bildeten sich tatsächlich ein, er werde sie nicht in Gefahr bringen wollen.

Lafayette verließ schleunigst das Haus und begegnete zuerst Bailly und Beauharnais; der letztere war Präsident der Versammlung, Baillys Nase war noch länger und sein Gesicht noch gelber als gewöhnlich. In der Tat, niemand hatte sich mehr Vorwürfe zu machen als Bailly. Er hatte der Königin die schriftliche Denunziation mitgeteilt, von der ich gesprochen habe, so daß sie genau wußte, nach welcher Richtung man sie überwachte, und daher einen weniger gefährlichen Ausweg suchen und finden konnte. Bailly, der Sohn des Gemäldeaufsehers des Königs, vom König beschützt und von Hause aus der königlichen Familie ergeben, bewährte sich besser als Diener, denn als Beamter und Bürger; er vertraute der Königin völlig, glaubte, sie durch ihr Ehrgefühl und ihre Empfindsamkeit zu binden, und bildete sich ein, sie werde Bedenken tragen, durch ihre Flucht den schwachen und treuen Diener zu verlieren, der um ihretwillen seine Pflicht verletzte.

Bailly konnte sich für verloren halten, wenn der König nicht eingeholt wurde: „Welch ein Unglück," sagte er, „daß die Versammlung noch nicht bei der Sitzung ist." Der Präsident stimmte zu. Beide zeigten Lafayette, wie der König sich mit den Emigranten verbinden und die Österreicher ins Land führen, wie der Bürgerkrieg und der Krieg mit dem Ausland beginnen werde. „Ihr meint also," sagte Lafayette, „daß die öffentliche Wohlfahrt die Rückkehr des Königs erfordert?" — „Ja." — „Dann nehme ich die Verantwortung auf mich." Er schrieb ein Billet des Inhalts: „da die Feinde des Vaterlandes den König entführt hätten, so sei den Nationalgarden befohlen, diese zu verhaften".

Lafayette hätte sich nicht weigern können, ohne die im ersten

Augenblick allgemeine Ansicht zu bestätigen, er habe um die Flucht gewußt und sie begünstigt. Übrigens glaubt er, der König werde nicht mehr einzuholen sein. Sein Adjutant, Romeuf, der zweifellos seine Meinung teilte, brach auf, nahm aber zunächst einen ganz anderen Weg als der König; er wurde von einem andern Abgesandten, Baillon, eingeholt und gezwungen, mit größter Beschleunigung der Straße nach Varennes zu folgen. Er hatte durchaus nicht die Absicht, rechtzeitig anzukommen und rechnete damit, daß seine Eile vergebens sei; das erklärte er später selbst den Herren Choiseul und Damas.

Das Wort „Entführung", das zuerst in diesem Befehl Lafayettes stand, wurde von Barnave und Lameth, von den Konstitutionellen im allgemeinen, begierig aufgegriffen, um den König freizusprechen und das Königtum zu retten. Sie stürzten sich blindlings auf diese Pforte, die sich vor ihnen auftat. Regnault de Saint-Jean d'Angely gebrauchte das Wort, als er die Versammlung beschließen ließ, man solle die „Entführer" des Königs verfolgen. Man übernahm das Wort, das ein ganzes System schien, und man übernahm den Urheber, ich meine Lafayette. Der kam in die Versammlung, sich zu entschuldigen; Barnave und Lameth, seine alten Feinde, beeilten sich, ihm zuvorzukommen und ihn zu rechtfertigen; noch mehr, sie verlangten für ihn, der angeklagt und verdächtig war, das höchste Vertrauen und sorgten, daß er mit der Ausführung der anzuordnenden Maßregeln beauftragt wurde. So gewannen sie ihn. Es war damals wie immer das gleiche Schicksal dieses ausgezeichneten Republikaners, von den Royalisten mystifiziert zu werden.

Indem die Konstitutionellen die unmögliche Aufgabe übernahmen, das Königtum wiederherzustellen, gerieten sie in direkten Widerspruch mit sich selbst. Noch waren es nicht drei Monate, da hatte eine bemerkenswerte Aussprache stattgefunden, die von Thouret mit einer Kraft und einer Größe geführt worden war, wie sie nur die Vernunft aufbringen kann; die Versammlung hatte entschieden, das Königtum sei ein öffentliches Amt und trüge die Pflichten eines solchen; Strafbestimmungen müßten diese Pflichten bestätigen. Thouret war unerbittlich der graden Linie gefolgt und hatte ein Ende gemacht mit dem König-Gott, mit dem „König-Messias", wie er selbst es nennt.

Die Versammlung hatte beschlossen: „Wenn der König das Königreich verläßt, so soll es angesehen sein, als habe er der königlichen Würde entsagt." Sie wollte jetzt ihren eigenen Beschluß umgehen. Die Führer, die sich unlängst dem Hofe genähert hatten, konnten sich, obwohl sie von ihm im Stich gelassen waren, nicht entschließen,

ihre Pläne zu ändern, ihre Hoffnungen aufzugeben. Schon hatte die Königin sich ihres Rates bedient, und sie waren zweifellos schwer gekränkt, als sie sahen, daß jene mit ihnen gespielt hatte; immerhin dachten sie, hätten sie erst die Treulose zurückgebracht und gerettet, so werde sie glücklich sein, sich ihnen auf Gnade und Ungnade anvertrauen zu können, besäße sie doch dann keine andere Hoffnung mehr. Anderseits fürchteten Thouret und Chapelier, die Väter der Verfassung, in ihrer väterlichen Besorgnis, jede heftige Bewegung die die Gesundheit eines so zarten Kindes gefährden konnte; sie brauchten um jeden Preis die Rückkehr, die Wiedereinsetzung des Königs, um in Frieden die Verfassung betreuen, groß werden und zum Guten gedeihen lassen zu können.

Die gute Haltung des Volkes erleichterte die Aufgabe der Versammlung sehr. Man hätte sich auf große Unruhen gefaßt machen können. Um die öffentliche Meinung irre zu führen, hatte die Königin eine so große Falschheit bekundet, die die Erbitterung besonders steigern mußte. Sie hatte erklärt, sie wolle aus ihren Ställen die vier weißen Pferde für den Triumph Voltaires zur Verfügung stellen. Sie hatte das Gerücht verbreiten lassen, sie werde mit dem König an der Fronleichnamsprozession teilnehmen. Zwei Tage vor der Flucht hatte man den Dauphin auf dem Wege nach Saint-Cloud durch Paris fahren lassen; und am Tage vorher gegen Abend hatte die Königin den Sohn im Park von Monceaux spazieren gefahren und war dann die Boulevards entlang gefahren, graziös, mit Rosen geschmückt, das schöne Kind auf den Knien; sie lächelte der Menge zu und genoß im Geiste ihre völlig vorbereitete Abreise.

So erbittert das Volk auch war, es zeigte sich eher geringschätzig als gewalttätig. Die Unruhen beschränkten sich darauf, daß die Büsten des Königs zertrümmert wurden; ferner machten die Frauen aus harmloser Neugier einen Spaziergang in die Tuilerien, jedoch ohne Lärm und ohne etwas zu beschädigen. Sie nahmen das Bild des Königs vom Ehrenplatz fort und hängten es am Portal auf. Sie sahen sich das Gemach des Dauphin an und ließen es, wie es war; weniger gut ging es dem Kabinett der Königin. Sie betrachteten genau die Bücher, denn sie vermuteten, es seien alles unanständige Bücher. Ein Mädchen, dem man eine Haube der Marie-Antoinette aufsetzte, warf diese weit weg, wobei sie erklärte, sie wolle sich nicht damit beschmutzen, sie sei ein anständiges Mädchen.

Inzwischen ließ die Versammlung die Minister kommen, übernahm selbst die Justiz, änderte den Eid, befahl die Aushebung von dreihunderttausend Nationalgarden, die fünfzehn Sous pro Tag erhalten sollten. Diese Maßregeln wurden unterbrochen durch das Vorlesen

eines merkwürdigen Schriftstückes, das man überbrachte. Es enthielt eine Protesterklärung des Königs, die alles, was er seit zwei Jahren getan und bestätigt hatte, für nichtig erklärte und die Versammlung und die Nation verriet. Der König bescheinigte so, daß er in dieser ganzen Zeit der falscheste aller Menschen gewesen war; weniger, weil er unterzeichnet hatte, was er heute tadelte, sondern weil er es so oft gebilligt und — ganz ohne Not — mit lauter Stimme gelobt hatte. Form und Inhalt des Ganzen war gleich kläglich, schwerfällig, platt und dumm, die ernstesten Dinge bildeten mit niedrigen und nichtssagenden ein buntes Gemisch. Er hielt sich auf über seine Armut (bei einer Zivilliste von fünfundzwanzig Millionen), über die Wohnung in den Tuilerien, „wo er, ganz abgesehen von den Bequemlichkeiten, an die er gewöhnt war, sogar nicht einmal die Annehmlichkeiten gefunden hat, die sich wohlhabende Leute verschaffen.“ Vor allem aber redete er ein langes und breites über seine Frau, verdrießlich, wie ein betrogener Ehemann, der feierlich erklärt, er sei zufrieden, und der nur auf die Spötter wütend ist. Dies richtete sich mehr an die Emigranten und die Prinzen, als an die Versammlung. Die Königin ließ sich bei der Abreise gewissermaßen ein Attest gegen jene geben und gegen die Ratschläge, mit denen sie den König belagern würden; ihr Gatte erklärte sie „für eine treue Gattin, die soeben erst ihrer guten Führung die Krone aufgesetzt hat“. Er gab seinem Unwillen Ausdruck, daß man im Oktober davon gesprochen hatte, „sie in ein Kloster zu stecken“ usw. Das sonderbare Schriftstück war am Tage vorher Monsieur unterbreitet worden, dem größten Feinde der Königin, damit er es berichtige und genehmige und so später außerstande wäre, es anzugreifen.

Dies Aktenstück hatte durchweg einen anklagenden und drohenden Ton gegen die Versammlung. Die Royalisten verbargen ihre Freude nicht. Eins ihrer Blätter wagte an eben diesem 21. Juni folgendes zu drucken: „Alle diejenigen, die in die Amnestie des Prinzen von Condé einbegriffen werden können, können sich von heute an bis Anfang August in unserem Bureau eintragen lassen. Um es dem Publikum bequem zu machen, haben wir 1500 Listen aufgelegt; wir werden nur hundertfünfzig Individuen nicht aufnehmen.“

Diese Unverschämtheit ließ viele Leute vermuten, die Royalisten müßten in Paris oder ganz in der Nähe bedeutende Hilfskräfte haben. Die Einbildungskraft arbeitete mit rasender Schnelligkeit an diesem Text weiter, keiner aber hatte bei solchen Gelegenheiten eine größere Phantasie als Robespierre. Da die Sitzung von dreieinhalb bis fünf Uhr unterbrochen war, so verbrachte er diese Zeit bei Pétion, schüttete dort sein Herz aus und gestand freimütig seine schauerlichen

Befürchtungen. Die Versammlung war Mitschuldige des Hofes, Mitschuldige Lafayettes; sie würden eine Bartholomäusnacht ausrichten unter den Patrioten, unter den besten Bürgern, unter denen, die man am meisten fürchtete. Was ihn selbst betraf, er wußte genau, daß er verloren war, daß er keine vierundzwanzig Stunden mehr leben würde — —

Glaubte er es wirklich? Nicht ganz. Die Sache war zu unwahrscheinlich. Die Revolution sah damals durchaus nicht nach Blut aus, weder Lafayette war blutdürstig, noch waren es die andern führenden Männer. Wären sie es aber gewesen, so konnte man sich bei dem verrotteten Zustand der Polizei leicht in Paris verbergen. Robespierre hatte zweifellos Furcht, aber er übertrieb seine Furcht. Pétion hörte ihm ziemlich kühl zu. Die beiden Männer waren zu verschieden, um sich gegenseitig sehr zu beeinflussen. Robespierre war nervös, hager und bleich und an diesem Tage noch bleicher als gewöhnlich. Pétion war groß, dick, rosig und blond, phlegmatisch und gleichgültig. Er faßte die Dinge, seinem Temperament entsprechend, völlig entgegengesetzt auf: „Das Ereignis ist vielmehr glücklich," meinte er, „denn jetzt kennt man den König." Der Journalist Brissot, der gekommen war, um Neuigkeiten zu holen, äußerte sich ebenfalls in diesem Sinne: „Seien Sie sicher," sagte er in seiner erfinderischen und leichtgläubigen Art, „Lafayette hat die Flucht des Königs begünstigt, um uns die Republik zu geben. Ich werde außer dem ‚Patriote' noch ein neues Blatt gründen, den ‚Républicain'." Robespierre kaute gedankenvoll an den Nägeln und fragte, wobei er zu lachen versuchte: „Was heißt Republik?"

Als Antwort auf diese Frage, hätte man glauben können, trat die Republik in Person in das Zimmer. Ich meine Frau Roland, die in diesem Augenblick mit ihrem Gatten hinzukam. Sie trat ein, jung, lebhaft und stark, das kleine Zimmer mit froher Hoffnung durchstrahlend. Sie sah aus wie eine Dreißigjährige und sie war sechsunddreißig alt. Unter ihren schönen und üppigen braunen Haaren hatte sie einen mädchenhaften Teint, sonderbar durchsichtig, den bei der geringsten Erregung reiches und reines Blut tönte. Schöne, sprechende Augen, die Nase an der Spitze ein wenig dick und unfein. Der Mund ziemlich groß, frisch, jugendlich, liebenswürdig, dennoch ernsthaft, sogar ein Lächeln, verständig und beredt, sogar bevor er sich zum Sprechen auftat.

Die Rolands kamen vom Pont-Neuf und konnten ihren Freunden von dem Maueranschlag der Cordeliers berichten. Die kühne Anregung, die diese ergriffen, gab Robespierre den Mut zurück. Da er sie das Banner der Revolution so weit vorantragen sah, so über-

legte er, daß die Jakobiner folgen mußten auf dem Wege, an den sie gewöhnt waren, dem des Mißtrauens und der Anklage. Schon hatte er in der Vormittagssitzung eine Äußerung in diesem Sinne getan.

In der Abendsitzung sprach er überhaupt nicht, sondern wartete ab und beobachtete. Zwischen neun und zehn Uhr bemerkte er, daß Barnave und die Lameth, die Lafayettes, den sie am Morgen gewissermaßen überrascht hatten, sicher waren, überdies Sieyès und den alten Klub von 89 mitrissen. Alle zusammen, eine große Schar von ungefähr zweihundert Abgeordneten, setzten sich in Bewegung; sie wollten sich geschlossen zu den Jakobinern begeben, wo sie sich schon lange nicht mehr hatten blicken lassen; sie wollten diese in Erstaunen setzen mit dem unerwarteten Anblick und ihre Eintracht und ihn zweifellos im ersten Anlauf gewinnen. Es war kein Augenblick zu verlieren, Robespierre eilte zu den Jakobinern.

Wenn seine Rede so war, wie sein Freund Camille [22]) sie halten läßt, so war sie nichts weiter, als eine aus Tatsachen und Vermutungen ziemlich geschickt gewobene große Denunziation aller Leute und aller Dinge; er beschuldigte nicht nur den König und das Ministerium, Bailly und Lafayette, nicht nur die Ausschüsse, sondern die ganze Versammlung. Man konnte diese in solchem Grade allgemeine und unterschiedslose Anklage, dies einer erschreckten Phantasie entsprungene düstere Gebilde, kaum ohne Vorbehalt hinnehmen. Darum begann Robespierre von persönlichen Dingen, von seiner eigenen Gefahr; er wurde bewegt und beredt, er wurde gerührt über sich selbst — seine Erregung gewann die Zuhörer. Schließlich, um den Eindruck voll zu machen, sagte er: „Er sei übrigens zu allem bereit; wenn er schon in den Anfängen, da er nur Gott und sein Gewissen zu Zeugen gehabt habe, von vornherein sein Leben als Opfer betrachtet habe, so würde heute, da er seinen Lohn in den Herzen seiner Mitbürger fände, der Tod nur eine Wohltat für ihn sein."

Bei dieser rührenden Stelle wurde eine Stimme laut, ein junger Mann rief schluchzend: „Wir werden alle mit dir sterben!" Dieses naive Mitgefühl war wirksamer als die Rede; es gab eine förmliche Explosion von Rufen, von Tränen, von Schwüren: alles stand auf, die einen erboten sich, Robespierre zu verteidigen; die andern zogen den Degen, warfen sich auf die Knie und schwuren, der Devise der

---

[22]) Camille Desmoulins, der ein paar Tage später schrieb, bringt zwei Reden Robespierres durcheinander. Er leiht ihnen seine eigenen Ideen und seinen Stil, läßt ihn gegen die Priester reden, was Robespierre doch nie tat usw.

Gesellschaft treu zu bleiben: „Frei leben oder sterben." Madame Roland, die zugegen war, sagt, die Szene sei wahrhaft überraschend und pathetisch gewesen.

Der junge Mann war der Kamerad und Jugendfreund Robespierres, Desmoulins, der bürgerliche Künstler; er hatte zwei Stunden zuvor in einem Augenblick des Vertrauens Lafayette die Hand gedrückt.

Bei all dem verlor man den Kern der augenblicklichen Lage aus den Augen, und der Feind stand vor der Tür. Die viel zu allgemeine Rede Robespierres und das darauf folgende Mitgefühl brachte die Dinge nicht genügend vorwärts. Danton bemerkte dies rechtzeitig, er lenkte die Aufmerksamkeit auf die eigentliche Frage zurück und begrenzte diese scharf; er fühlte, die Sache erforderte nur einen einzigen Streich, und der mußte Lafayette treffen [23]).

Es ist eigenartig, aber wahr: die Gefahr lag in Lafayette. Er war gefährlich als Strohmann der republikanischen Diktatur, der ständig geneigt war, eine Fehlgeburt der Republik herbeizuführen; — gefährlich als der immer bereite Narr der Royalisten, dessen ewige Bestimmung es war, von ihnen getäuscht zu werden; — er wurde von seinem Edelmut gefoppt; man konnte darauf wetten, jetzt, da der König ihn in Lebensgefahr gebracht hatte, würde Lafayette Royalist werden. Die Partei Lameth und Barnave gebrauchte, solange sie den König nicht wieder hatte, einen Interimskönig, der stark war gegen den Aufstand und schwach gegen den Hof. Lafayette war der einzig Gefährliche, weil er der einzig Anständige war, er war so offenbar anständig, daß er noch jetzt, wo alles ihn anzuklagen schien, volkstümlich war.

Also mußte Danton ihn angreifen.

Es bestand nur eine Schwierigkeit: von dieser ganzen Versammlung war Danton vielleicht der einzige, der sich fürchten mußte, ihn anzugreifen.

Lafayette kannte Danton: er wußte, daß dieser, allzu gelehrig dem Beispiel des Meisters, den Lehren Mirabeaus folgend, Beziehungen

[23]) Schon am Morgen hatte Danton gegen Lafayette und die städtischen Behörden einen heftigen Ausfall gemacht: „Als sich am 21. Juni das Departement zur Versammlung begab und zu Fuß durch die Tuilerien ging, beschimpfte ein Zivilist Lafayette und erklärte, dieser sei ein Verräter. Mein Kollege Danton, der bei uns war und von vier Füsilieren begleitet wurde, während wir keine Wache hatten, wandte sich zum Volke und rief mit lauter Stimme und drohender Gebärde: „Ihr habt recht, alle eure Häupter sind Verräter und täuschen euch." Sogleich hörte man Rufe: „Es lebe Danton! Triumph für Danton! . . . Es lebe unser Vater Danton!" (Aussage zweier Administratoren des Departements. Seinearchiv, Mappe 310.)

hatte zum Hof. Zwar hatte er sein Wort nicht verkauft, das ersichtlich immer frei blieb; wahrscheinlich aber hatte er sich verpflichtet, als ein Bravo des Aufstandes den Hof persönlich gegen Mordversuche zu schützen, ein Schutz ähnlich dem, wie ihn italienische Briganten zu übernehmen pflegen. Was er dafür bekommen hat, weiß man nicht; sicher zu sein scheint nur (nach dem Zeugnis eines Feindes, das dennoch glaubwürdig ist), daß er seine Advokatur am Conseil verkauft hat, und daß ihm das Ministerium viel mehr dafür gab, als sie wert war. Die Sache blieb Geheimnis zwischen Danton, Montmorin und Lafayette, der letztere hatte ihn damit in der Hand, konnte ihn in dieser ungewissen Zeit kurz halten, oder ihm einen tödlichen Hieb versetzen.

Diese Gefahr schreckte Danton nicht ab; er sah auf den ersten Blick, daß Lafayette nichts wagen würde; der konnte Danton nicht treffen, ohne auch den Minister Montmorin zu treffen, und so durfte er nichts sagen.

„Herr Präsident," rief Danton, „die Verräter kommen. Man errichte zwei Schafotts; ich verlange, das eine besteigen zu dürfen, wenn jene nicht verdient haben, das andere zu besteigen!"

In diesem Augenblick traten sie ein. Es war eine stattliche Schar. An der Spitze Alexandre de Lameth, Arm in Arm mit Lafayette: ein beredtes Zeichen der Versöhnung, die ganze Linke der Nationalversammlung unter demselben Banner marschierend. Es folgte der Mann von 1789, der schon der Vorzeit angehörte, der Vater und Prophet der Revolution, oder wenigstens ihr Pate: Sieyès mit seiner abstrakten, gedankenvollen Miene, und neben ihm, ein scharfer Gegensatz, der Advokat der Advokaten, Barnave, die Nase in der Luft. Schließlich die großen Geschäftsmänner der Nationalversammlung, ihre gewöhnlichen Redakteure, beinahe ihre amtlichen Organe, Chapelier und andere, der ganze Verfassungsausschuß.

Trotz dieser starken Gegner griff Danton sofort in überraschender Weise an. Er sagte nicht gerade, Lafayette habe versucht, ihn zu bestechen und seine politische Moral zu untergraben, sondern er habe seinen Patriotismus lähmen und lau machen wollen, ihn für die beiden Kammern gewinnen, „für das System des Priesters Sieyès." Dann fragte er ihn plötzlich, warum er am gleichen Tage, als er die Männer aus dem Faubourg Saint-Antoine in Vincennes verhaften ließ, die Ritter vom Dolche in den Tuilerien laufen gelassen habe? Warum man (und diese Beschuldigung war nicht die ungefährlichste) in der Nacht der Flucht des Königs die Wache in den Tuilerien einer von Lafayette besonders zusammengestellten Kompanie übertragen hatte?"

„Was sucht Ihr hier? Warum steht Ihr in diesem Saal, den Eure Journalisten eine Mörderhöhle nennen? Und warum wählt Ihr diesen Augenblick zur Versöhnung? Denselben, da das Volk Euer Leben fordern müßte? Seid Ihr ein Verräter? Seid Ihr ein Dummkopf? In beiden Fällen könnt Ihr nicht mehr den Oberbefehl führen. Ihr hattet mit Eurem Kopf dafür gebürgt, daß der König nicht abreisen würde; wollt Ihr etwa Eure Schuld bezahlen?“

Antworten, bestreiten, Gegenvorwürfe machen, das hätte den Brand nur geschürt. Um ihn zu dämpfen, stimmte Lameth eine Pastorale an über das Thema: wie schön ist doch die brüderliche Eintracht. Lafayette erging sich, ohne die eigentliche Frage zu berühren, in seinem gewohnten Geschwätz: „Er sei der erste gewesen, der gesagt habe: eine Nation wird frei, sobald sie frei sein will usw.“ Sieyès und Barnave nahmen den Satz von der Eintracht wieder auf; sie machten eine Adresse daraus, die Barnave redigierte. Um jedoch den radikalen Flügel der Jakobiner zufrieden zu stellen, ersetzte man das Wort „Entführung“ durch ein schärferes: „Der König, ‚irregeleitet‘, hat sich entfernt . . .“ Man war zufrieden, denn als die Abgeordneten gegen Mitternacht mit Lameth und Lafayette an der Spitze den Verein verließen, gaben ihnen alle Jakobiner, alle Zuhörer und Zuschauer, ohne Ausnahme, im ganzen vielleicht zwei- oder dreitausend Personen, das Geleit; die eben noch geschworen hatten, Robespierre zu verteidigen, folgten nichtsdestoweniger Lafayette. In der Rue Saint-Honoré lag alles in den Fenstern und sah mit großer Freude bei Fackelschein das glänzende Schauspiel von Eintracht und Harmonie vorüberziehen [24]).

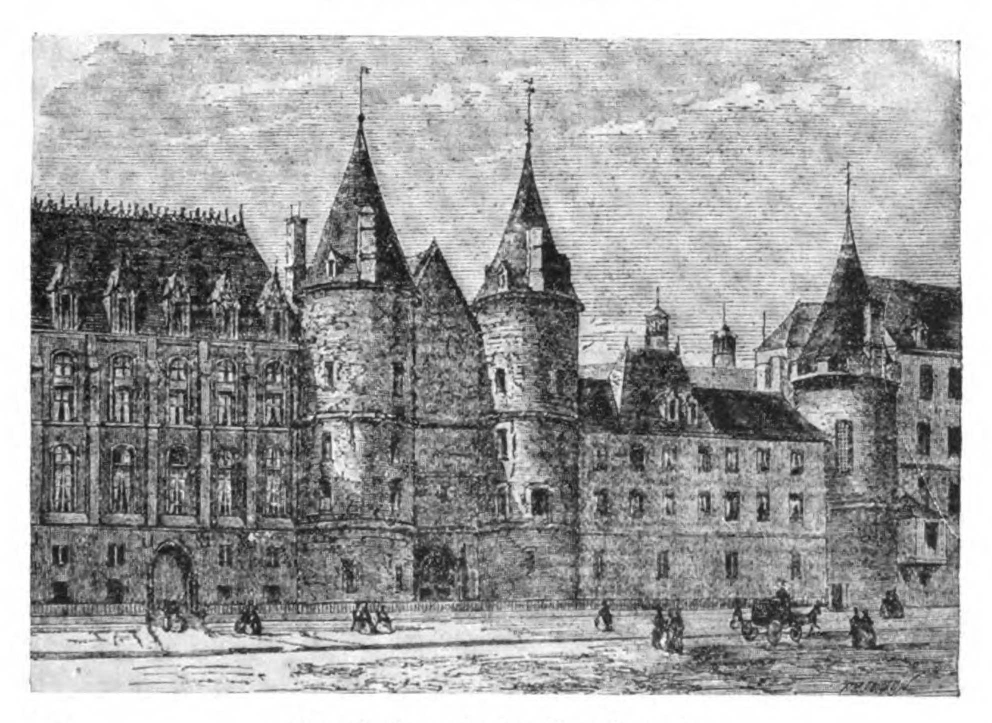
Das Wort „Entführung“, das in der Adresse der Jakobiner fehlte, erschien am folgenden Tage aufs neue in der Adresse der Nationalversammlung. Mochte auch der König in seiner Erklärung gesagt haben, er werde fliehen, die Nationalversammlung bescheinigt ihm, er sei „entführt“ worden.

Die Versammlung nahm es auf sich, das Gesetz zu „rächen“ (ein leichtsinniges Versprechen, eine bloße Phrase, die mit ihrer eigentlichen Meinung nichts zu tun hatte). Sie entschuldigt sich, daß sie bisweilen Regierung und Verwaltung an sich genommen habe: „Es geschah, weil damals weder der König noch die Minister das Vertrauen der Nation besaßen.“ Der König hatte also das Vertrauen wieder gewonnen, als er ins Ausland gehen wollte. Kann ein Vertrauen sich erneuern, das in sol-

[24]) Vergleiche den Bericht über diesen Vorgang (zurechtgemacht nach dem Gesichtspunkt von 1828) von Alexandre de Lameth: „Histoire de l'Assemblée constituante“, Bd. I, S. 427.



Drouet.
Nach der Lithographie von Raffet.



Das Gefängnis der Conciergerie.

chem Grade verloren ist? So fiel die Adresse schwankend aus, sie sagte hier zu viel und dort zu wenig. In ihr steckte bereits das falsche und hinkende System, in das man sich später verrannte, das ungewisse Hin und Her zwischen einer unpopulären Versammlung und einem gebundenen, verachteten, für immer verdächtigen Königtum, im System, das, eines Tages durch den klaren Blick des Volkes in seiner Nichtigkeit erkannt, in einem Ausbruch des Zornes hinweggefegt, leicht die Anarchie nach sich ziehen konnte [25]).

Am 22., abends gegen neun Uhr, entstand ein großer Lärm um das Gebäude der Versammlung, dann erscholl ein Ruf, der tosend wiederholt wurde: „Er ist verhaftet!" Wenige Leute freuten sich darüber. Die — mit Rücksicht auf die Stimmung der Tribünen — am lautesten ihren Beifall äußerten, fühlten gleichwohl die ungeheuren Schwierigkeiten, die mit diesem Ereignis ihren Anfang nehmen mußten.

Am folgenden Tage, dem 23., tat sich die Unruhe der Versammlung und der allgemeine Wunsch ihrer Mitglieder, das Königtum zu retten, in einem Antrage Thourets kund, der zum Beschluß erhoben wurde: „Die Versammlung erklärt als Verräter diejenigen, die zur Entführung des Königs geraten, geholfen oder sie ausgeführt haben; sie befiehlt die Verhaftung derer, welche die der königlichen Würde schuldige Achtung verletzen sollten." So waren das Königtum und die Person des Königs freigesprochen und sichergestellt.

Robespierre erklärte, der zweite Teil des Beschlusses sei unnütz und der erste unvollständig; es sei darin nur von den „Ratgebern" die Rede, aber die Pflicht nötige die Abgeordneten, sich mit einer „wichtigeren Frage" zu befassen. Ein Murren der Versammlung belehrte den Redner, daß er schon zuviel sagte.

---

[25]) Die beiden Lameth stützten ihr System auf das Bündnis der verschiedenen, mehr oder weniger konstitutionellen Fraktionen der Versammlung. Sie hatten Lafayette und Sieyès gewonnen; es fehlte ihnen noch die sogenannte „monarchische Gruppe", Malouet, Clermont-Tonnerre, die Konstitutionell-Royalisten, die von den Lameth selbst — damals die Häupter der Jakobiner — mit Hilfe des Volkes von Klub zu Klub, von Saal zu Saal gejagt worden waren. Jetzt handelte es sich darum, diese übel behandelten Männer zum Anschluß zu bewegen, und sie ebenso beim König zu gebrauchen, wie man Lafayette beim Pariser Volke gebrauchte. Im Laufe des 22. verhandelte man mit ihnen und setzte für den folgenden Tag eine gemeinsame Konferenz fest. Wie die Dinge gehen mußten, war klar: war der König nicht verhaftet, mußte man im Lager der fremden Armeen mit ihm verhandeln, so waren Malouet und die Monarchiens die natürlichen Vermittler; war der König verhaftet, so durften sich Lameth und Barnave schmeicheln, seine Retter, Vertrauten und Ratgeber zu sein. Vergleiche Droz, der hier wichtig ist; er folgt den unveröffentlichten Memoiren Malouets.

Eine große, entscheidende Bewegung des Volkes gegen das Königtum war sehr wahrscheinlich. Am 23. Juni frühmorgens wurde der Faubourg Saint-Antoine unruhig und setzte sich in Marsch. Die Konstitutionellen fanden ein Mittel, die Bewegung zum Vorteil des Königtums auszubeuten. Lafayette und sein Generalstab waren der ungeheuren Kolonne willig gefolgt von der Bastille zur Place Vendôme, zu den Feuillants und der Nationalversammlung. Hier ritt er an die Spitze. Wie wir es bisweilen bei unseren letzten Aufständen gesehen haben, sagte der Kopf genau das Gegenteil von dem, was der Körper dachte[26]). Alle waren gegen den König, und die Führer erklärten der Versammlung, das Volk käme, der Verfassung Gehorsam zu schwören, was im Grunde nichts anderes hieß als Gehorsam gegen den König, als einen Teil der Verfassung. Den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend, mehrere Stunden lang, war diese große bewaffnete Menge im Saal, sie verhält sich im allgemeinen wohlwollend, war aber von einer derben Vertraulichkeit; es fielen sogar drohende Worte gegen die schlechten Abgeordneten.

Am 25. beschloß die Versammlung auf Bouvets Antrag: „Der König soll bei seiner Ankunft eine vorläufige Wache erhalten, die für seine Sicherheit und seine Person verantwortlich ist. Die Begleiter des Königs auf der Flucht werden verhört, die Erklärungen des Königs und der Königin entgegengenommen. Der Justizminister fügt auch fernerhin den Beschlüssen das Siegel bei, ohne daß es der königlichen Bestätigung bedarf."

Malouet: „Demnach ist die Regierung eine andere! der König ist Gefangener! . . ." Roederer, um abzuschwächen: „Dies berührt die Unverletzlichkeit nicht; es handelt sich lediglich darum, den König in vorläufigem Verhaft zu behalten." — Thouret gegen Roederer: „Nein, nein! So ist es nicht." — Schließlich Alexandre de Lameth: „Es geschieht ebensosehr für die Sicherheit des Königs, wie für die Sicherheit der Nation."

D'André benutzte diese Gelegenheit, um die Versammlung end-

---

[26]) Sehr merkwürdig ist, daß Frau Roland, die dem Vorgang beigewohnt zu haben scheint, und die sich zweifellos völlig auf ihre lebhaften Eindrücke verläßt, nicht bemerkt, mit welch sonderbarer Geschicklichkeit man dieser Kundgebung gegen das Königtum einen anderen Sinn unterschob: „Sie riefen: ‚Es lebe das Gesetz, es lebe die Freiheit, wir pfeifen auf den König! Es leben die guten Abgeordneten! Die anderen mögen sich hüten!' Während dieser in ihrer gemeinen Energie imposanten Szene, die die Republikaner ermutigen mußte, verbrachten die Jakobiner ihre Zeit mit kläglichen Erörterungen, begrüßten d'Orleans und Chapelier mit Beifall und zeichneten Robert aus, der die Republik rühmte . . ." (Lettres de Madame Roland à Bancal des Issarts, S. 252.)

gültig festzunageln und bloßzustellen; er begann, in ihrem Namen zu sprechen, und bekannte sich an ihrer Statt voll zum Royalismus, erklärte, die Monarchie sei die beste Regierungsform. Die ganze Versammlung klatschte Beifall, aber die Tribünen schwiegen. Dies Schweigen wurde sehr düster und verbreitete sich über den ganzen Saal, als eine Abordnung aus dem Hérault eine Adresse vorlas, die die ganze Heftigkeit des Südens atmete und die Worte enthielt: „Die Welt erwartet einen großen Akt der Gerechtigkeit."

Fast unmittelbar darauf (es war ungefähr siebeneinhalb Uhr abends) bemächtigte sich eine große Erregung der Gemüter; das Gerücht verbreitete sich: der König fährt soeben durch die Tuilerien, . . . dann, die drei Kuriere auf dem Wagen des Königs sind in den Händen des Volks, schweben in Lebensgefahr . . . Zwanzig Abgeordnete eilen zur Hilfe. Bald treten Barnave, Pétion und Latour-Maubourg in den Saal; die Versammlung hatte sie beauftragt, die Rückkehr des Königs zu leiten und zu schützen; sie kommen jetzt, um Bericht zu erstatten.

Achtes Kapitel

Die Rückkehr des Königs und der Königin von Varennes (22.—25. Juni 1791)

Die Bevölkerung ist geschlossen gegen den König. — Châlons allein empfängt ihn gut, 22. Juni. — Die Kommissare der Nationalversammlung, 23. Juni. — Die Königin und Barnave. — Rast in Dormans. — Die königliche Familie in Meaux, im Palast Bossuets, 24. Juni. — Pétion will die drei Gardes du corps retten. — Einzug in Paris, 25. Juni. — Ankunft in den Tuilerien. — Wechselnde Regungen im Volke.

Der König und die Königin hatten lange in der Einbildung gelebt, die Revolution beschränke sich lediglich auf den Aufruhr in Paris, sie sei etwas ganz Künstliches, eine isolierte Verschwörung der Orleanisten oder der Jakobiner. Die Reise nach Varennes konnte ihnen das Gegenteil beweisen und die Rückkehr noch mehr.

Vergebens versuchte die Königin, sich selbst zu täuschen und das Mißlingen des Unternehmens auf unbekannte Ursachen zu schieben. „Es bedurfte," meinte sie, „eines außergewöhnlichen Zusammentreffens von Umständen, eines Wunders." Das wahre Wunder war die Einmütigkeit der Nation. Einig in demselben Gefühl der Gerechtigkeit und des Unwillens, rettete Frankreich sich selbst.

Denken wir an die Begleitumstände der Reise. Diese Einmütig-

keit kommt überall zum Durchbruch. Überall wird die militärische Gewalt vom Volke unwirksam gemacht. Schon bei Châlons kann Choiseul den durchdringenden Blick der Menge nicht ertragen, die ihn überwacht und sein Vorhaben ahnt; trotz der Wälder, trotz der Nacht, folgt ihm das Auge des Volkes, sieht ihn; überall, von Dorf zu Dorf, hört er die Sturmglocken läuten. Die Offiziere in Sainte-Menehould und Clermont sind machtlos und gelähmt durch diese ruhelose Wachsamkeit. Der in Varennes entflieht, der junge Bouillé wird bedroht und kann dessen Kommando nicht übernehmen. Bouillé selbst vermag nicht, dem König entgegenzugehen, denn er ist weder seiner Truppen sicher noch der benachbarten Garnisonen, und das Land steht in Waffen. Ein vielleicht noch gewichtigerer Umstand, den wir ausgelassen haben, ist der, daß die Soldaten überall in den Quartieren bemerken mußten, wie ihre Wirte ihnen im Schlafe die Patronen weggenommen hatten; die Soldaten des Königs schliefen, das Volk schlief nicht.

Diese furchtbare Einmütigkeit wurde noch deutlicher bei der Rückkehr. Von Varennes bis Paris, auf einem Wege von fünfzig Meilen, den man unendlich langsam, erst in vier vollen Tagen, zurücklegte, sah sich der König beständig von einer kompakten Masse Volkes umgeben; die schwere Berline schwamm in einem dichten Menschenmeer und teilte nur mit Mühe die Fluten. Es war wie eine Überschwemmung von allen benachbarten Bezirken her, die nacheinander unterwegs lebendige Wogen auf den unglücklichen Wagen schleuderten, wütende, tosende Wogen, die alles zu verschlingen drohten und sich dennoch am Wagen brachen. Die Leute waren bis zu den Zähnen bewaffnet mit allem, was sie an Waffen besaßen; sie trugen Gewehre, Säbel und Spieße, Heugabeln und Sensen: sie kamen von weither, um dreinzuschlagen; waren sie da, so fluchten sie und machten ihrem Zorn Luft, schalten auf die Feiglinge und Verräter, folgten dem Wagen einige Zeit und kehrten zurück. Andere kamen und immer wieder andere, unentwegt, und sie waren nicht weniger hitzig als die ersten, ganz Kraft und ganz Wut. Sie schrien, bis ihre Kehle trocken war, dann tranken sie, um weiter zu schreien. Die stechende Glut des Juni erhitzte die Köpfe, die Sonne brannte heiß, verwandelte den Weg in weißen Staub, der sich in Wolken ballte, so ging's weiter durch Wälder von Bajonetten und Ähren.

Magere Ähren, ärmliche Ernte der „Lausechampagne"; der Anblick dieser Ernte allein, die so mühsam zum Gedeihen gebracht war, trug nicht wenig dazu bei, die Wut der Bauern zu steigern: gerade diese Tage hatte der König gewählt, um den Feind zu holen, um die Husaren und Panduren auf unsere Felder zu führen, die diebische, ge-

fräßige und gewalttätige Kavallerie, um das Leben Frankreichs von den Hufen der Pferde zerstampfen zu lassen, um für dieses und das nächste Jahr die sichere Hungersnot zu bringen.

Dies war der wahre Prozeß gegen Ludwig XVI., in höherem Sinne als der vom 21. Januar. Vier Tage nacheinander hörte er aus dem Munde des ganzen Volkes seine Anklage und sein Urteil. Das so grausam enttäuschte Kindesgefühl dieses Volkes hatte sich in Wut verwandelt; und die Wut, die sich in Geschrei entlud, kam auch in Vorwürfen von erdrückender Wahrheit zum Ausdruck, in furchtbaren Worten, die auf die schuldigen Insassen des Wagens fielen, wie die unbarmherzigen Schläge der Gerechtigkeit selbst.

Als man in die Nähe von Sainte-Menehould kam, verdoppelte sich das Geschrei. Der König und die Königin wurden unruhig und erklärten, sie würden haltmachen, sie würden nicht weiter reisen. Ein Bote des Pariser Gemeinderates versuchte, sie zu beruhigen. Sie ließen ihn versprechen und bei seinem Haupte schwören, daß weder ihnen selbst noch den Ihrigen etwas geschehen würde, und zwar weder unterwegs noch in Paris, und daß er sie überdies zur größeren Sicherheit nicht verlassen würde [27]).

Niemand konnte eine solche Bürgschaft übernehmen. Das Leben der königlichen Familie schien an einem Faden zu hängen. Bei so vielen wütenden Menschen (viele waren zudem betrunken) war sehr zu befürchten, daß aus blinder Wut oder aus Trunkenheit wie zufällig ein paar Schüsse losgingen. Aber die Wut richtete sich besonders gegen die vermeintlichen Entführer des Königs. Die Herren Choiseul und Damas wären sicherlich verloren gewesen, wenn sich nicht der Adjutant Lafayettes mit ihnen hätte verhaften lassen. Die drei Gardes du corps auf dem Bock des Wagens konnten von vornherein als tot gelten; mehrmals setzte man ihnen die Bajonette auf die Brust, doch schoß keiner auf sie. Bei allen Beschimpfungen machte sich sogar ein Rest von Rücksicht für den König gelten, wenigstens ein gewisses Mitleid für seine Unfähigkeit und seine bekannte Schwäche. Auch entwaffnete der Anblick der Kinder am Wagenschlage die Menge und hielt die Wütendsten zurück. Sie waren gekommen, völlig bereit, den Streich zu führen, aber sie hatten nicht an die Kinder gedacht.

Auf dem sanften Gesicht der Madame Elisabeth lag, trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre, ein sonderbar kindlicher Reiz, die Seelenruhe einer Heiligen, die in dieser Lage eigenartig wirkte. Und wenn auch die kleine Prinzessin bei ihren vierzehn Jahren schon etwas von der

[27]) Bericht des Herrn Godan, Abgesandten des Gemeinderates. Seinearchiv, Mappe 310 und Register 19, S. 95.

hochmütigen Haltung ihrer Mutter hatte, so hatte sie doch auch den blendenden Glanz ihrer rotblonden Schönheit. Die Menge bestand hauptsächlich aus Männern (es waren wenig Frauen darunter); nun: es gab keinen Mann, mochte er noch so betrunken oder wütend sein, dessen Herz nicht schwach wurde angesichts der jungen Blüte.

Wohl die Wütendsten waren die, die von weither kamen, die nicht rechtzeitig anlangten und die Königsfamilie nicht mehr zu sehen bekamen. Ich erwähne zwei Fälle, die nirgendwo berichtet sind, und die deutlich erkennen lassen, wie heftig die Erregung in Frankreich war, sobald man den Verrat erfuhr:

Clouet aus den Ardennen, einer der Gründer der Ecole Polytechnique, ein strenger und ungeselliger Stoiker, der niemals eine andere Liebe hatte als die zum Vaterlande, brach auf der Stelle mit seinem Gewehr auf von Mézières; er kam in Eilmärschen, zu Fuß (er reiste nie anders) und legte sechzig Meilen in drei Tagen zurück, in der Hoffnung, den König zu töten. In Paris änderte er seine Absicht.

Ein anderer, ein junger Tischler aus dem Innersten von Burgund (der sich später in Paris niederließ und Vater zweier ausgezeichneter Gelehrter wurde), verließ ebenfalls sein Land, um der Verurteilung und Bestrafung des Verräters beizuwohnen. Unterwegs machte er halt bei einem Tischlermeister; sein Wirt machte ihm begreiflich, er werde zu spät kommen und er täte besser, sich mit ihm zu verbrüdern; um die Bruderschaft zu besiegeln, gab der Meister ihm seine Tochter zur Frau.

Nur ein Mann wurde bei der Rückkehr von Varennes getötet, ein Ritter vom Heiligen Ludwig, der wie ein anderer Sankt Georg kühn an den Wagenschlag heransprengte und sein Pferd in die Fußgänger trieb, er wollte dem König huldigen, der Verdammung durch das Volk zum Trotz. Der Adjutant mußte ihn bitten, sich zu entfernen, es war zu spät; er versuchte, sich langsam aus der Menge zu entfernen, dann, als man sich an ihn drängte, gab er dem Pferde die Sporen und warf sich in die Felder. Man schoß, er schoß wieder: da gingen vierzig Schüsse auf einmal los, und er fiel; er verschwand in einer Gruppe Leute, und man schnitt ihm den Kopf ab. Unmenschlicherweise brachte man den blutigen Kopf bis an den Schlag, und nur mit Mühe wurden die rohen Gesellen bewogen, den schauerlichen Gegenstand vor der königlichen Familie zu verbergen.

In Châlons änderte sich das Bild. Diese alte Stadt, die keinen Handel hatte, war fast nur von Adligen, Rentiers und royalistischen Bürgern bewohnt. Den Ideen der Zeit fremd und ohne Kenntnis der Lage, sahen diese Leute des ancien régime mit tiefer Wehmut, wie ihr

armer König so übel behandelt wurde; sie kamen alle und baten darum, „vorgestellt zu werden"; die Damen und die Fräulein überreichten den Prinzessinnen Blumen, die sie mit ihren Tränen benetzt hatten. Ein prächtiges Mahl war vorbereitet, die königliche Familie soupierte öffentlich, und man bildete Spalier um die Tische. War man in Châlons oder in Versailles? Der König hätte es kaum zu sagen gewußt. Die Nationalgarde kam: „Sire, fürchten Sie nichts, wir werden Sie verteidigen." Viele erklärten sogar, sie würden den König bis nach Montmédy geleiten.

Der König ißt, geht zeitig schlafen und morgens in die Messe. Aber schon hat sich alles geändert. Die Arbeiter von Reims sind angekommen, die ganze Champagne kommt, noch vor Tagesanbruch drängt sich ein wahres Heer in die Stadt, alles ist vom Marsch erhitzt; sie wollen sofort den König sehen, sofort mit ihm weitermarschieren. Paris! Paris! Das ist der allgemeine Ruf; schon nimmt man die Fenster aufs Korn. Der König erscheint mit der Familie auf dem Balkon, würdig und ruhig: „Da man mich dazu zwingt," sagt er, „so will ich weiterreisen."

Zwischen Epernay und Dormans stießen drei Abgesandte der Nationalversammlung auf den Zug; sie sollten die Rückkehr des Königs sichern und leiten. Alle drei waren von der Linken genommen. Der „Monarchien" Malouet wäre der natürliche Vermittler und Unterhändler mit einem freien König gewesen; um den gefangenen König zu bewachen, hatte die Linke drei Männer geschickt, die ihre drei Fraktionen darstellten: Barnave, Latour-Maubourg und Pétion.

Von der Königin wurden sie sehr schlecht empfangen; von der Mission dieser Männer abgesehen, die sie wenig angenehm machte, hatte die Königin andere und sehr verschiedene Gründe, warum sie diese eben nicht gern sah. Latour-Maubourg, ein ehemaliger Höfling und Günstling, nichtsdestoweniger ein persönlicher Freund des Wächters des Königs, und heute Lafayettes Vertreter, war besonders verhaßt; er ertrug den Blick der Königin nicht, stieg in einen anderen Wagen, in dem die Frauen saßen, und überließ seinen Kollegen die traurige und gefährliche Ehre, in der Karosse des Königs Platz zu nehmen. Pétion war natürlich nicht gelitten; man meinte in ihm den schlimmsten aller Jakobiner, die Revolution selbst zu sehen. Noch ärger stand es mit Barnave, in ihm sah man die verhaßte Dreieinheit (Duport, Barnave und Lameth) von Intriganten und Undankbaren, Leute überdies, gegen die man noch ganz frisch im Unrecht war, die man scheinbar um Rat gefragt und denen man Vertrauen geschenkt,

die man aber in Wirklichkeit hingehalten und getäuscht hatte; und jetzt wollte es das Verhängnis, daß man ihnen in die Hände fiel.

Pétion erregte gleich zu Anfang großen Anstoß mit der Erklärung, als Vertreter der Nationalversammlung müsse er im Fond des Wagens sitzen. So war Madame Elisabeth genötigt, auf dem Vordersitz Platz zu nehmen: Barnave setzte sich neben sie, der Königin gegenüber.

Barnave war achtundzwanzig Jahre alt, hatte ein sehr jugendliches Gesicht, schöne blaue Augen, einen großen Mund, Stulpnase und eine helle Stimme. Seine Figur war elegant, und er sah verwegen aus wie ein duellgewohnter Advokat, der in beiden Arten der Fechtkunst bewandert ist. Er schien kalt, trocken und boshaft und war es im Grunde gar nicht. In seinen Zügen spiegelte sich in Wirklichkeit nur sein kampf- und zankerfülltes Leben und der beständige Stachel der Eitelkeit.

Er sprach zuerst von den royalistischen Absichten seiner Partei. Er las den Beschluß der Versammlung laut vor, worauf der König erwiderte: „Er habe niemals die Absicht gehabt, Frankreich zu verlassen.“ Barnave griff dies Wort lebhaft auf und bemerkte zu Mathieu Dumas, Lafayettes Leutnant: „Da haben wir ein Wort, welches das Königtum retten wird.“

Inzwischen bemerkte die Königin, daß der junge Abgeordnete sich häufig umwandte, um die Gardes du corps auf dem Bock des Wagens zu betrachten; danach pflegte er seine Blicke mit hartem Ausdruck, in dem etwas Zweideutiges und Ironisches lag, ihr zuzuwenden [28]). Die Königin war ein Weib; sie fühlte sofort, was kein Mann gemerkt hätte, mit schnellem und feinem Erkennen ermaß sie zuerst den ungeheuren Vorteil, den sie aus dieser anscheinend übelwollenden Gemütsverfassung ziehen konnte.

Sie begriff unschwer, daß Barnave bei dem Gardes du corps den ergebenen Mann zu sehen meinte, dem die Königin die Gunst gewährt hatte, die Entführung zu leiten, die Gunst, für sie zu sterben, den glücklichen Grafen Fersen. Um es deutlich zu sagen: sie verstand, daß Barnave eifersüchtig war.

Um das nicht absonderlich zu finden, muß man wissen, daß Barnave in seinem Dünkel durchaus der Nachfolger Mirabeaus werden wollte; er glaubte, die Nachfolge auf der Tribüne schon zu besitzen, aber er wollte sie vollständig: die Königin gehörte dazu nach seiner Meinung. Das Vertrauen der Königin erschien ihm als der schönste

---

[28]) Die folgenden Einzelheiten werden romanhaft erscheinen und sind nichtsdestoweniger sehr wahrscheinlich. Sie stammen von Weber, Valery, Campan usw.

Diamant des Verstorbenen in der Erbschaft. Als der Hof die drei Freunde scheinbar um ihren Rat fragte, hatte er eine Zeitlang geglaubt, dies hohe Glück zu erreichen. Zwei von den dreien, Lameth und Duport, waren notorisch in Ungnade, der Vertraute mußte notwendigerweise Barnave sein, wenigstens hatte er so geglaubt. Die Entführung von Varennes hatte ihn also schwer enttäuscht, sowohl als Politiker wie als Menschen; es schien ihm, als stehle man ihm das, was er in seinem maßlosen Dünkel schon sein glaubte.

Die Königin war zu hochmütig, um sich die Dinge so deutlich zu machen, wie ich sie hier sage; doch sah sie gleichwohl alles, was sie sehen mußte. Sie benutzte unauffällig die erste sich bietende Gelegenheit, um die drei Gardes du corps bei Namen zu nennen. Barnave sah, daß er sich getäuscht hatte, daß Fersen nicht darunter war. Nun wurde er ein ganz anderer; er senkte den Kopf, seine Stimme wurde sanft, sein Ton respektvoll: er fühlte sich schuldig und bemühte sich, durch rücksichtsvolles Benehmen seine Unverschämtheit wieder gutzumachen. Das schien schwierig, denn die Königin geruhte nicht, das Wort an ihn zu richten.

Barnave konnte nur sehr langsam und auf Umwegen vorgehen. Er saß zwar der Königin gegenüber, hatte aber gleichzeitig auch das kalte Gesicht seines Kollegen Pétion vor sich, der allerdings Welt und Leidenschaften zu wenig kannte, um von alldem etwas zu bemerken. Pétion war ausnehmend schwerfällig und linkisch[29]) und hatte irgendeine unpassende Bemerkung zu Madame Elisabeth gemacht, die von dieser anscheinend so schlichten Dame sehr schlagfertig beantwortet worden war. Um die Sache wieder gutzumachen, hatte er gerade den Punkt berührt, wo die junge Prinzessin am leichtesten zu verwunden war, den Glauben, die Religion, und irgendeine philosophische Banalität gegen das Christentum angeführt. Erregt begann die arme Prinzessin gegen ihre Gewohnheit sofort zu sprechen, um ihren Schatz zu verteidigen; sie wurde beinahe beredt.

Barnave hörte zu und sagte nichts. Der König in seiner gewohnten Gutmütigkeit richtete ohne besondere Veranlassung das Wort an ihn; er sprach von der Nationalversammlung, ein angenehmer Gegenstand für den jungen Redner; der war so mit einem Male zurückversetzt auf die Stätte seiner Triumphe. Dann kam die allgemeine

---

[29]) Was dem Charakter Pétions etwas unauslöschlich Lächerliches gibt, ist, daß er — nach der von ihm hinterlassenen, unveröffentlichten Denkschrift über die Reise von Varennes — glaubt, Madame Elisabeth, die am zweiten Tage neben ihm saß und sich in äußerster Ermüdung unwillkürlich an ihn lehnte, sei in ihn verliebt gewesen; oder, um in der sinnlichen Sprache jener Zeit zu reden: „sie habe der Natur nachgegeben“.

Politik an die Reihe, und Barnave verteidigte seine Ansichten unendlich schonend und respektvoll.

In scharfem und für Barnave sehr nützlichem Gegensatz dazu stand Pétions zynische Vertraulichkeit. Als der König Gelegenheit fand zu sagen, sein ganzes Tun sei aus besten Absichten entsprungen, „denn nach allem könne Frankreich nicht als Republik bestehen", da bemerkte Pétion trocken: „Freilich noch nicht, die Franzosen sind noch nicht reif genug dafür . . ." Es wurde sehr still im Wagen.

Das ist nicht alles. Der Dauphin, der sehr unruhig war, hatte sich zuerst zwischen Pétions Beinen einen Platz gesucht. Dieser strich ihm väterlich über die blonden Locken und zupfte manchmal ein wenig daran, wenn das Gespräch lebhaft wurde. Das verletzte die Königin sehr; sie zog das Kind hastig an sich, welches nun, seinem kindlichen Instinkt folgend, keck den Platz belegte, wo er einer guten Aufnahme sicher war: auf den Knien Barnaves. Dort, auf seinem bequemen Sitz begann es, mit Muße die Worte zu entziffern, die auf jedem Knopf am Rock des Abgeordneten standen, und es brachte schließlich den schönen Spruch heraus: „Frei leben oder sterben".

Dies kleine Genrebild — wer hätte es glauben mögen? — friedlich durch eine erregte Menge, während Geschrei und Drohungen es umtobten. Man wurde schließlich stumpf gegen das, was man hörte. Die Gefahr blieb die gleiche, und man dachte kaum mehr daran. Die Abspannung trat ein und damit die Unempfindlichkeit gegen das bewegte, immer neue Bild draußen. Es ist sonderbar und beweist die Unerschöpflichkeit der Lebensquellen der Natur, daß diese kleine, schwache Gruppe von Leuten, die alle dem Tode entgegengingen, unterwegs sich mühte, noch im Sturm so angenehm wie möglich zu leben.

Aber plötzlich erfolgt ein Zusammenstoß . . . Eine neue Woge Menschen dringt auf die Gardes du corps ein; Barnave steckt den Kopf aus dem Schlage und sieht die Wütenden an; es ist, als sei die Nationalversammlung selbst erschienen: alles weicht zurück.

Kurze Zeit darauf ein anderer, ernsterer Zwischenfall, der beinahe schlimm geendet hätte. Ein armer Priester kommt, dem das Schicksal des Königs das Herz zerreißt; Tränen stehen ihm in den Augen, und er hebt die Hände zum Himmel. Die wütende Menge ergreift ihn, zerrt ihn fort, gleich wird's um ihn geschehen sein . . . Hastig beugt sich Barnave weit aus dem Wagen: „Ihr Tiger, seid ihr denn nicht Franzosen? . . . Ist Frankreich, das Volk der Tapferen, vielleicht ein Volk von Mördern?" Dies Wort rettet den Priester. Aber Barnave wäre hinausgestürzt, hätte nicht Madame Elisabeth

die ihr durch die Etikette aufgezwungene gewohnte Zurückhaltung in diesem Augenblick vergessen und ihn am Rockschoß festgehalten. Die Überraschung der Königin war groß, aber auch ihre Dankbarkeit gegen den edlen jungen Mann. Von nun an sprach sie mit ihm.

Am Abend des dritten Tages [30]) war die königliche Familie in Meaux und stieg im bischöflichen Palast ab, im Palast Bossuets. Es war ein würdiger Aufenthaltsort in solchem Unglück, würdig durch seine Melancholie. Weder Versailles noch Trianon haben diese edle Trauer, machen die Größe vergangener Zeiten so gegenwärtig. Und, was noch rührender ist: hier ist die Größe einfach. Eine breite, düstere Backsteintreppe ohne Stufen führt in sanftem Anstieg zu den Gemächern. Der einförmige Garten wird vom Kirchturm beherrscht und von den alten Stadtwällen begrenzt, die heute völlig von Efeu bewachsen sind; vom Garten her führt eine Stechpalmenallee direkt zum Arbeitszimmer des großen Mannes, eine düstere, todestraurige Allee, von der man gern glaubt, daß Bossuet hier das Ende der monarchischen Welt vorausahnte, deren Ruhm er so laut verkündete.

Und sie kam selbst, die erloschene Monarchie und bat, Bossuets Dach möge ihr Schutz gewähren für eine einzige Nacht.

Die Königin fand diesen Ort so sehr nach ihrem Herzen, daß sie, ohne auf ihre Lage Rücksicht zu nehmen, ohne sich darum zu sorgen, ob sie morgen noch leben würde, Barnave um seinen Arm bat und sich den Palast zeigen ließ. Das Palais ist ganz voll Erinnerungen und besitzt mehrere kostbare Porträts. Sie betrachtete das Bild einer Prinzessin in dem Schlafzimmer des großen Mannes; wenn ich mich nicht irre, war es das Bild der Dame, die sterbend Bossuet ihren Ring vermachte.

Barnave benutzte an diesem ernsten Ort die Lage und die Ergriffenheit der Königin und gab ihr aus wohlmeinendem Herzen Ratschläge, um sie zu retten. Er stellte ihr die Fehler der royalistischen Partei handgreiflich dar: „Ah, Madame! Wie schlecht hat man sich Ihrer Sache angenommen! Wie verkennt man den Geist der Zeit und das Genie Frankreichs! Wie oft war ich im Begriff, mich Ihnen anzubieten, mich für Sie zu opfern! . . .“ — „Nun denn, mein Herr, nennen Sie mir die Mittel, zu denen *Sie* geraten hätten.“ — „Es gibt nur ein Mittel, Madame: Sie müssen die Liebe des Volkes

[30]) Die königliche Familie hielt das erste Nachtquartier in Châlons, das zweite in Dormans. Hier erklärten die Kommissare unter dem Vorwand, es bestände noch immer die Gefahr der Verfolgung, sie würden nur noch Kavallerie als Geleit annehmen; die Nationalgarde zu Fuß sollte heimkehren. Dadurch wurde die Reise abgekürzt, wurden die Gefahr und die Kränkungen unterwegs geringer.

erringen.“ — „Wie hätte ich das gekonnt? Alles arbeitete daran, mir diese Liebe zu nehmen.“ — „Wie, Madame! Wenn ich, der Unbekannte, volkstümlich geworden bin, sowie ich aus meiner Verborgenheit hervortrat, wie leicht mußte es Ihnen fallen bei der geringsten Mühe, Ihre Popularität zu behalten, sie zurückzuerobern . . .“ [31]) — Man meldete, das Souper sei bereit.

Nach dem Souper tat Pétion einen sehr mutigen, sehr menschlichen Schritt, der von seiner angenommenen Kälte sehr absticht: er nahm den König beiseite und bot ihm an, die drei Gardes du corps als Nationalgarden zu verkleiden und sie entwischen zu lassen. Das Anerbieten war auch eines guten Bürgers, eines ausgezeichneten Patrioten würdig; es hieß das Volk lieben, wenn man ihm ein Verbrechen ersparte, es hieß die Ehre Frankreichs retten. Die Königin nahm das Anerbieten nicht an; sei es, daß sie Pétion nichts verdanken wollte, sei es, daß sie die unvernünftige Idee hatte (was Valory offen ausspricht), daß Pétion die Soldaten entfernen wollte, um sie — fern von der schützenden Gegenwart des Königs — nur um so sicherer ermorden zu lassen!

Es kam der 25. Juni, der letzte Tag, der furchtbare Tag, da man Paris die Stirn bieten mußte. Barnave nahm im Fond Platz, zwischen dem König und der Königin, zweifellos um die letztere zu beruhigen und auch, um die Gefahr besser zu teilen; wenn ein Wütender geschossen hätte, so wäre Barnave getroffen worden. Freilich waren Vorsichtsmaßregeln ergriffen, so gut es die Situation erlaubte. Ein vornehmer Militär, Mathieu Dumas, war von Lafayette mit dem Schutz der Rückkehrenden beauftragt worden; er

---

[31]) Barnave wurde heftig angegriffen wegen dieses Gespräches unter vier Augen; er rechtfertigt sich erst spät, in seiner „Introduction à la Revolution“, die 92 oder 93 geschrieben wurde, als er in höchster Gefahr schwebte. Er gibt an, in jedem Falle hätte die Zeit zu einem solchen Gespräche gefehlt; das ist falsch, wenigstens für den in Frage kommenden Tag; in seinem Bericht an die Versammlung sagt Barnave selbst: „da wir nur die berittenen Wachen bei uns behielten, so kamen wir von Dormans nach Meaux sehr schnell voran.“ Woraus folgt, daß man früh in Meaux sein mußte und sich dort ausruhen konnte. — Er erklärt ferner (Oeuvres, Bd. I, S. 132): „Pétion empfahl mir besonders zu sagen, wir hätten während des ganzen Weges einander nicht verlassen.“ Das glaube ich gern. Jeder von beiden war auf die Diskretion des anderen angewiesen. Sicher hatte Pétion mit dem König insgeheim gesprochen, um ihm die Flucht der Gardes du corps vorzuschlagen. Und ebenso wahrscheinlich ist, daß Barnave die Königin insgeheim sprach und ihr Ratschläge erteilte. Das oft wenig zuverlässige Zeugnis der Frau Campan bedeutet mir hier sehr viel, weil es nicht nur der Überlieferung, sondern auch der Wahrscheinlichkeit entspricht. Widersprochen ist es nur von einem Angeklagten, der großes Interesse daran hat, zu leugnen, weil ihm das Messer an der Kehle sitzt.

hatte den Wagen mit einem starken Trupp Grenadiere umgeben, deren große Pelzmützen die Wagenschläge fast bedeckten; ebenso saßen Grenadiere auf einem Sitz, der unter dem von den Gardes du corps eingenommenen Sitz des Wagens provisorisch angebracht war; diese übernahmen es, die Gardes du corps zu schützen, und es gelang ihnen; andere Grenadiere schließlich saßen auf den Pferden.

Die Hitze war maßlos, der Wagen bewegte sich in einer Staubwolke; man konnte kaum atmen; in der Nähe von Paris schien es, als fehle die Luft; die Königin rief wiederholt, sie ersticke. In Lebourget bat der König um Wein, um seinen Mut zu beleben. Unter schauerlichem Geschrei und Geheul ging der Einzug vonstatten; überall, bis auf die Dächer drängte sich die Menge. Man war mit Recht der Ansicht, es wäre äußerst gefährlich, sich in den Faubourg und die Rue Saint-Martin zu wagen, die noch von dem gräßlichen Fall Berthier her berühmt waren. Man fuhr um Paris herum, durch die Champs-Elysées, über die Place Louis XV. und erreichte die Tuilerien durch den Pont tournand. Jedermann behielt den Hut auf dem Kopf; totenstill verhielt sich die Menge; dies eisige Schweigen, das auf einem solchen Meer von Menschen lagerte, war furchtbar.

Das Volk von Paris war erfinderisch in seiner Rache; es hatte nur eine Kränkung für den König, ein Zeichen, einen stummen Vorwurf. Auf der Place Louis XV. hatte man der Statue die Augen verbunden, und dies demütigende Symbol sollte Ludwig XVI. die Verblendung des Königtums dartun.

Die schwere deutsche Berline rollte langsam und traurig, mit halb heruntergelassenen Gardinen dahin; man hätte denken können, die Monarchie würde zu Grabe getragen. Als die Truppen und die Nationalgarde sich bei den Tuilerien begegneten, schwenkten sie die Waffen und verbrüderten sich untereinander und mit dem Volke. Allgemeine Einigkeit Frankreichs und nur eine Familie ausgeschlossen!

Allein fuhr der traurige Wagen im Bann des Schweigens. Man hätte ihn für leer halten können, wenn nicht ein Kind am Schlage gestanden hätte, das beim Volke um Gnade bat für seine unglücklichen Eltern.

Man ersparte der königlichen Familie den schrecklichen und gefahrvollen Weg quer durch die feindliche Menge, die den Tuileriengarten in seiner ganzen Länge füllte.

Man ließ den Wagen bis zu den Stufen der breiten Terrasse fahren, die vor dem Palast liegt. Hier indessen mußte man aussteigen, und hier warteten wütende Menschen, Tiger, in der Hoff-

nung auf Beute; sie nahmen an, wäre der König einmal ausgestiegen, so würden die drei Gardes du corps ohne Schutz sein.

Der König blieb im Wagen. Man benachrichtigte die Versammlung, die zwanzig Abgeordnete schickte; aber diese Hilfe hätte nichts genutzt, wenn nicht die Nationalgarden einen Kreis um die drei Unglücklichen gebildet und die Bajonette über ihren Köpfen gekreuzt hätten; dennoch erhielten sie leichte Verletzungen. Dann stiegen der König und die Königin aus. Zwei Abgeordnete, Aiguillon und Noailles, waren da, um die Königin, von der sie als persönliche Feinde betrachtet wurden, zu empfangen und über ihre Sicherheit zu wachen; sie boten ihr die Hand und führten sie ohne ein Wort schnell in den Palast, unter den Verwünschungen der Menge. Die Königin hielt sich für verloren in ihren Händen, sie meinte, jene wollten sie dem Volke ausliefern oder allein in irgendein Gefängnis bringen.

Dann regte sich eine andere Angst in ihr; sie sah ihren Sohn nicht mehr. War er erwürgt worden? Oder wollte man ihn von ihr trennen? Zum Glück fand sie ihn endlich wieder, man hatte ihn genommen und auf den Armen in sein Gemach getragen.

Von den wütenden Gruppen abgesehen, die die Gardes du corps töten wollten, war der allgemeine Eindruck der scheinbar so empörten Menge im Grunde sehr verschieden. Es gab nur wenige, die nicht angesichts eines solchen Sturzes, einer solchen Demütigung, eine gewisse Rührung empfanden, und denen nicht unwillkürlich das furchtbare Spiel des Schicksals eine ernste Mahnung wurde. Zwei Tatsachen werden zur Genüge die so natürliche Mischung entgegengesetzter Gefühle beweisen. Ein royalistischer Abgeordneter, von Guilhermy, war aufgebracht darüber, daß man alle Welt zwang, bei der Vorbeifahrt des Königs den Hut auf dem Kopf zu behalten; er warf den seinigen weit in die Menge und rief: „Man wage es nur, ihn mir wiederzubringen!“ Man ehrte seinen Mut oder seine Treue; niemand murrte. Ebenso ging's an den Portalen des Palais. Fünf oder sechs Frauen der Königin wollten die Tuilerien betreten, um sie zu empfangen; sie wurden von den Schildwachen angehalten; Fischweiber riefen ihnen die kränkenden Worte zu: „Ihr Sklavinnen der Österreicherin!“ — „Hört einmal,“ antwortete eine der Frauen, eine Schwester der Frau Campan, „seit meinem fünfzehnten Jahr bin ich bei der Königin; sie hat mir eine Aussteuer gegeben und mich verheiratet; ich habe ihr gedient, als sie mächtig und glücklich war. Jetzt ist sie unglücklich, soll ich sie nun verlassen?“ — „Sie hat recht,“ riefen die Fischweiber, „sie darf ihre Herrin nicht verlassen; wir wollen sie eintreten lassen.“ Sie umringten die Schild-

wache, zwangen sie, den Weg frei zu geben und führten die Frauen hinein.

So war das Volk zwischen zwei sich widersprechenden Gefühlen geteilt. Menschlichkeit einerseits, anderseits Empörung und (wie man gleich sehen wird, allzu begründetes) Mißtrauen. Die wahrhaft klägliche Szene der Rückkehr des Königs hatte einen lebhaften Eindruck auf die Geister gemacht. Als man am Abend zu Hause war, hatten die Frauen ein schweres Herz, und viele aßen nicht zur Nacht. Am folgenden Tage führte man den Dauphin auf der Terrasse am Wasser spazieren; ein Nationalgardist hob ihn auf die Schulter, damit man ihn besser sehen könnte vom Kai aus; das arme Kind warf dem Volk Kußhände zu. Keiner sah es ungestraft mit an, ohne in Verwirrung zu geraten. Die wahre oder vorgebliche Heftigkeit der Blätter genügte nicht mehr, um das öffentliche Mitgefühl zu bekämpfen.

Die „Révolutions de Paris" schrieben vergeblich, das Ungeheuer von König besäße so wenig Herz, wäre so unempfindlich gegen seine Lage, daß er schon an dem seiner Rückkehr folgenden Abend wie gewöhnlich mit seinem Kinde gespielt habe. Viele eifrige Patrioten wurden zornig auf sich selbst, denn sie fühlten Tränen in den Augen, als sie das lasen.

Neuntes Kapitel

Unentschiedenheit und Schwankungen bei den politischen Führern (Juni 1791)

Allgemeine Unschlüssigkeit. — Schwankungen bei der Königin und den Royalisten, bei den Jakobinern, bei Camille Desmoulins. — Abwartende Haltung Dantons, Robespierres, Pétions und Brissots. — Verschiedene Einflüsse streiten sich um Lafayette. — Diskussion im Hause La Rochefoucaulds. Sieyès Ansicht. Frau von Lafayette. — Überspanntheit der royalistischen Damen.

Nun ist der König in den Tuilerien. Die Schwierigkeit beginnt. Vorher glaubten die meisten, zu wissen, was zu tun sei; jetzt weiß es niemand mehr.

Bei so gewaltig erregten Leidenschaften sollte man annehmen, jeder müßte sein Ziel kennen, müßte wissen, was er will, und wohin er strebt. Indessen herrschte die größte Unsicherheit. Unter heftigen Worten barg sich eine große geistige Unschlüssigkeit. Daher die halben, wenig konsequenten Schritte. Man braucht den Führern nicht voreilig Falschheit vorzuwerfen, wenn ihre Bewegungen zwie-

spältig sind, wenn sie nach rechts und nach links schwanken und neigen; das Schiff ist im offenen Meer, und schaukelt im Sturm.

Dies Schwanken in Worten und Taten ist so allgemein, daß selbst das Verhalten der Königin für kurze Zeit revolutionär erscheint. Sobald sie Frau Campan in den Tuilerien wiedersieht, erzählt sie ihr mit Wärme und Bewegung von Barnave; sie lobt und rechtfertigt ihn vor der Kammerfrau! In ihrem indiskreten Herzenserguß macht sie unbesonnen das Prinzip der Revolution zu dem ihren: „Ein Gefühl des Stolzes," meint sie, „das ich nicht tadeln kann, läßt ihn alles begrüßen, was der Klasse, in der er geboren ist, den Weg zur Ehre und zum Ruhme ebnet. Kein Pardon für die Adligen, die (nachdem sie alle Vorrechte erlangt haben, oft zum Schaden der Nichtadligen von größtem Verdienst) die Revolution heraufbeschworen haben . . . Aber wenn wir jemals wieder zur Macht gelangen, so ist Barnave im voraus Verzeihung gewährt in unserem Herzen." — Das ancien régime muß sehr krank sein, wenn sich die Königin, blind einer privaten Regung folgend, zum Anwalt der Gleichheit aufwirft, ohne es nur zu merken.

Die Königin ist also bekehrt? Keineswegs. Sie folgt in diesem Augenblick einer Leidenschaft, und in einem andern einer andern Leidenschaft. Während eines Monats ändert sie dreimal ihre Ansicht, je nachdem Furcht, Ärger oder Hoffnung sie bestimmte. Auf der Reise hat sie Furcht und klammert sich an Barnave, hört auf ihn, glaubt ihm. In den Tuilerien ist sie eine Gefangene, sie erzürnt sich und ruft das Ausland herbei (7. Juli). Dann flackert die Hoffnung wieder auf, sie vertraut sich von neuem Barnave und den Konstitutionellen an und bittet Leopold, nichts zu unternehmen (30. Juli). Wir kommen später auf all dies zurück.

Nicht nur die Königin, sondern alle großen Persönlichkeiten schwankten damals hin und her. Um rechtmäßig Geschichte zu schreiben, müßte man mit dem gemeinsamen Helden beginnen, dem Vorbild der meisten revolutionären Führer: Mirabeau; er war der Meister der Veränderung. Jede war ihm natürlich; in ihm trafen sich alle widersprechenden Grundsätze; die Natur hatte in ihm ein erhabenes Ungeheuer geschaffen, dessen Anblick unmoralisch wirkte. Edelmann, Aristokrat bis zum Lächerlichen, hatte der Herr Graf nichtsdestoweniger in Augenblicken republikanische Anwandlungen, die ihm von den Riquetti aus Marseille und Florenz her im Blute saßen. Seine grimmige Geschichte des Königtums, die im Schloßturm geschrieben wurde, enthält unausgesprochen bereits die Verteidigung der Republik. Royalist von dem Augenblick an, da er das Königtum zerbrach, verfaßte er Reden für die Königin, was ihn nicht



Germaine von Staël-Holstein.
Nach dem Gemälde von Vigée-Lebrun.



Caritat de Condorcet.
Nach dem Schabkunstblatt von Levachez.

hinderte, für die Le Jay, seine Geliebte und seinen Buchhändler das glühend republikanische Buch Miltons zu übersetzen; seine Freunde zwangen ihn, das Manuskript zu verbrennen. Schwach gegen seine Freunde, seine Geliebten und seine Laster, schwach auch durch seine Anschauung von den Lastern und der Schwäche Frankreichs, betrachtete er die Republik nicht als das natürliche Alter der Mündigkeit, in das jedes erwachsene Volk gelangt, sondern als die äußerste Krisis, als ein letztes verzweifeltes Mittel: „Wenn sie nicht vernünftig sind," sagte er, „dann besch . . . ich sie mit der Republik."

Man könnte ein Buch schreiben über die Wandlungen seines treuen Schülers, des armen Camille. Er ist fast gleichzeitig für und gegen Mirabeau, für und gegen die Lameth; erst unlängst schrieb ich, wie er Lafayette die Hand drückte und zwei Stunden später um Robespierre weinte. Ihm fehlte es weder an geistigem Mut noch an Kraft zur Ausführung. Er gab 1789 mit seinem Ruf zu den Waffen den ersten Anstoß zur Republik. Dann machte sich sein schwaches, schwankendes Herz geltend und der Einfluß der Freunde; er fragte die um Rat, die er liebte oder bewunderte, und brachte nur den Zweifel mit heim.

Er verläßt seinen ersten Meister nur, um einen anderen zu suchen. Immer braucht er ein Orakel, einen, der überlegen zu ihm spricht, der Autorität über ihn gewinnt. Diese Orakel indessen, diese großen politischen Taktiker, lassen ihn trotz ihres stolzen Auftretens und ihrer scharfen Worte in der Schwebe zwischen „ja" und „nein". Sie befragen weniger das Recht, weniger die allgemeine Lage, als ihr persönliches Interesse, sie überlegen, ob es an der Zeit ist, voranzugehen oder zurückzuweichen, sie warten ab, lauern auf die öffentliche Meinung, um sich von ihr tragen zu lassen, während es den Anschein hat, als leiteten sie sie.

Die Geschicklichkeit, mit der Danton und Robespierre immer über die Republik sprechen, ohne sich dafür oder dagegen zu erklären, ist sehr bemerkenswert. Die dröhnende Stimme des einen und der Dogmatismus des andern mußten scheinbar kompromittierend für sie sein. Durchaus nicht. Beide blickten aufmerksam auf die Jakobiner und wagten sich nur Schritt vor Schritt vor. Sie mußten abwarten, was diese mächtige Gesellschaft tun würde, mußten sehen, was die angeschlossenen Gesellschaften in den Provinzen dachten; wenn man sich vorzeitig erklärte, konnte man sich mit jenen in Widerspruch setzen und allein bleiben.

Die Adressen der Provinzvereine mußten die Pariser Gesellschaft stark beeinflussen; sie mußten die eine oder die andere Fraktion

der letzteren stärken; entweder die royalistisch-konstitutionelle, die besonders aus Abgeordneten der gegenwärtigen Nationalversammlung bestand, oder die unabhängige, in der, wie man annehmen konnte, die Mitglieder der künftigen Versammlung saßen.

Bis dahin herrschte die erste Fraktion. Am 22. Juni erzählte der Cordelier Robert bei den Jakobinern naiv: „er habe einen Vorschlag zur Abschaffung der Monarchie unterbreitet! . . .“ Verwünschungen und Flüche: „Wir sind die Freunde der Verfassung . . . Das ist eine Niederträchtigkeit“, usw.

Am 8. Juli, wie wir sehen werden, sieht es anders aus in der Gesellschaft; die unabhängige Fraktion hat die Oberhand gewonnen; diese bringt den Antrag auf Absetzung des Königs zur Annahme. Wodurch konnte sich in so kurzer Zeit ein so eigentümlicher Wechsel vollziehen? Besonders durch die Adressen der Provinzgesellschaften, die sich fast alle gegen die Monarchie aussprachen.

Und was taten inzwischen Danton und Robespierre? Sie hielten sich zurück. Danton sprach immer laut und fest, blieb aber vorsichtig, selbst wenn er kühn wurde. Seine gewaltige Stimme täuschte, in ihr lag immer etwas wie eine Bestätigung. Und doch wagte er kaum, ein Wort für den Cordelier Robert einzulegen. Wenn er über den König sprach, so gebrauchte er, ihn zu retten, ein Mittel, das er später mit Erfolg anwandte, als er Garat und andere retten wollte; er beleidigte und erniedrigte ihn, erklärte, er sei es nicht wert, daß man nach der Gerechtigkeit mit ihm verfahre: „Wenn wir vor der Möglichkeit stehen, einen König als Verbrecher oder als Dummkopf zu erklären, und wählen nicht das letztere, dann würden wir der Welt ein trauriges Schauspiel bieten.“ Und er schlug keine Regentschaft, sondern ein „Kuratelconseil“ vor. Wer anders hätte in diesem Staatsrat den Vorsitz geführt, als der Herzog von Orleans? Diese unter großem Lärm mit alles übertönender Stimme vorgetragene Ansicht nahm in bewundernswerter Weise auf alles Rücksicht; sie rettete Ludwig XVI. persönlich, hielt den Dauphin in Reserve, bereitete auf den Herzog von Orleans vor und entmutigte die Anhänger der Republik nicht.

Robespierre war ebenso unentschieden. Während er durchblicken ließ, es genüge nicht, Mitschuldige zu verfolgen, sondern man müsse einen Hauptschuldigen finden, mit anderen Worten, es sei Zeit, dem König den Prozeß zu machen, erklärte er sich durchaus nicht über die zu konstituierende Regierung. Das nüchterne Wort „Republik“ hatte für ihn nichts Verlockendes; zweifellos fürchtete er eine Republik aus Ausschüssen der Nationalversammlung, eine Präsidentschaft Lafayettes usw. Daher ließ er sich auf nichts ein; eine ganz

negative Stellung war für ihn das sicherste; hier konnte er abwarten. Noch am 13. Juli, als viele Schriftsteller und Journalisten sich deutlich ausgesprochen hatten, sagte Robespierre bei den Jakobinern: „Man hat mich beschuldigt, ich sei Republikaner; man hat mir zuviel Ehre erwiesen: ich bin es nicht. Wenn man mich beschuldigt hätte, Monarchist zu sein, so wäre man meiner Ehre zu nahe getreten: ich bin es ebensowenig.“ Dann spielte er mit dem Wort „Republik“ (sie sei eine „öffentliche Angelegenheit“ [= chose publique]) und tat, als glaube er, Republik bedeute überhaupt keine Regierungsform.

Auch Pétion, der ausgesprochener Republikaner war und sogar im Wagen Ludwigs XVI. bei der Rückkehr aus Varennes die Republik verkündigt hatte, glaubte den Augenblick, sich zu erklären, noch nicht gekommen. Als eines Tages mehrere Persönlichkeiten in seinem Hause zusammenkamen, um zu besprechen, was man bezüglich des Königs beantragen sollte, spielte Pétion Geige, um nicht reden zu müssen.

Brissot, der auch zugegen war, ärgerte sich darüber und warf ihm seine augenblickliche Gleichgültigkeit vor. Er selbst aber rückte auch nicht voreilig mit seiner Meinung heraus. Noch am 23. Juni begnügte er sich damit, in seinem „Patriote“ die Artikel der anderen Blätter nachzudrucken; er versprach, seine eigene Ansicht später zu sagen. Und gerade am 26. regte er sich heftig auf über Lameth und beschuldigte ihn, für die Republik Propaganda zu treiben und Boten entsandt zu haben, die für republikanische Aufrufe sorgen sollten. Zweifellos war Brissot schon tätig, aber seine Tätigkeit sollte noch nicht bekannt werden. Am 27. stellte sein junger Freund Girey-Dupré, der ihm völlig ergeben war und viel Mut und Eifer besaß, bei den Jakobinern die ausdrückliche Forderung: „Man mache dem König den Prozeß.“ Erst am 1. Juli verlangte Brissot in seinem Blatte die Absetzung Ludwigs XVI.

Brissot wirkte auf Lafayette, den er für einen Republikaner hielt. Lafayette hatte ihm versprochen, sein Blatt mit Geld zu unterstützen und verbreiten zu helfen. Er entschuldigte die augenblickliche Verbindung Lafayettes mit den Lameth durch die Gefahren der Krisis und die Notwendigkeit, alle Kräfte zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu vereinigen. Vielleicht war Lafayette in der Tat noch nicht unwiderruflich entschieden. Sehr wahrscheinlich, um ihn an den Royalismus zu fesseln, lud sein intimer Freund, der Herzog von La Rochefoucauld, eine Anzahl Abgeordnete in sein Haus und regte eine Besprechung über die Frage der Republik an. Dieser Grandseigneur war vor der Revolution der Freund, der Vater der Philo-

sophen gewesen, der Mittelpunkt und die Stütze aller philanthropischen Gesellschaften. Er hatte lebhaft zu der Bewegung von 89 gedrängt, aber 91 erschrak er und hätte sich gern zurückgezogen. Feierlich ließ er in seinem Hause die Fragen der Republik erörtern vor denen, die noch schwankten. Der Royalist Dupont aus Nemours machte sich zum „Anwalt des Teufels", ich meine der Republik. Der Teufel, wie es ihm immer in solchen Fällen geschieht, wurde unschwer getötet, die Republik für unmöglich erachtet und Frankreich für royalistisch erklärt.

La Rochefoucauld versicherte bei dieser Erörterung, er habe eine natürliche Vorliebe für die Republik; er sei es gewesen, der seinerzeit zuerst die Verfassungen der Vereinigten Staaten habe übersetzen lassen. Aber schließlich, er sei geschlagen; Frankreich sei royalistisch, wie es selbst in den „Heften" von 1789 erklärt habe. Derselben Ansicht war die große Autorität der Zeit, das Orakel Sieyès, das man bei feierlichen Gelegenheiten niemals zu befragen verfehlte, und das jetzt erklären und drucken ließ, die monarchische Regierung lasse dem Individuum die meiste Freiheit. Die Freiheit des Sieyès, die er für sich und die andern wünschte, war jene passive, träge, egoistische Freiheit, die sich bloß dem Genuß, dem Nichtstun überläßt. Schon damals trug er sich mit dem sonderbaren System, das er später Bonaparte vorschlug, und worüber dieser sich lustig machte.

Außer Sieyès, außer La Rochefoucauld und allen Freunden aus seinen Kreisen hatte Lafayette noch einen anderen — und sehr mächtigen — Anwalt des Königtums um sich. Ich meine Frau von Lafayette, eine vortreffliche, tugendhafte, liebende Gattin, die aber ihrem Gatten gefährlich wurde durch das Übermaß ihrer Gottesfurcht und ihres Royalismus. Sie war eine geborene Noailles und teilte durchaus nicht den revolutionären Eifer einiger ihrer Verwandten. Den Damen von Noailles und von Ayen war sie in glühender Frömmigkeit verbunden, wie es 1794, bei dem Tode der drei, deutlich wurde. Diese Damen waren häufige Gäste des Klosters der Miramionen, damals einer der vornehmsten Herde des Fanatismus. Sie waren liebenswürdige, leidenschaftliche Frauen, stark durch ihre Tugenden; sie umstellten Lafayette und führten einen zarten Krieg gegen ihn, der gerade wegen seiner Zartheit furchtbar war. Frau von Lafayette vor allem verzieh ihm nicht, daß er sich zum Gefangenenwärter des Königs hergab. Ihre fromme Duldung vermochte nichts über dieses Gefühl; im Mai 1791 reiste sie plötzlich von Paris ab und floh in die Auvergne [32]). Diese unvermutete Abreise amü-

[32]) Vergleiche die Briefe der Frau Roland an Bancal. Vergleiche auch Lafayette, Bd. III, S. 177.

sierte die Pariser; man brachte sie mit der der Herzogin von Orleans in Verbindung, die gerade um dieselbe Zeit ebenfalls von ihrem Gatten floh.

Frau von Lafayette ging zweifellos noch aus einem anderen Grunde fort. Die romantische Begeisterung, mit der die Frauen den Helden beider Welten verfolgten, mußte sie ermüden. Viele erklärten rund heraus, sie seien verliebt in ihn und sie könnten nicht leben ohne sein Bild. Er war ein Gott, ein Erretter. Und kraft dieser Eigenschaft beteten und flehten sie ihn an, das Königtum zu retten. „Ach, Herr von Lafayette, retten Sie uns den armen König!" Mochte der blonde General auch noch so vernünftig und phlegmatisch, noch so amerikanisch-kalt erscheinen, und wäre er der weiseste der Menschen gewesen: es war außerordentlich peinlich und schwer, so viele schöne Damen vergebens zu seinen Füßen weinen zu sehen.

Man muß zugeben: die Frauen zeigten sich in all dem viel entschlossener als die Männer. Die Männer schwankten in Ideen hin und her; die Frauen folgten dem Gefühl und schwankten nicht. Für sie waren die Parteien Religionen, bei denen ihr Herz war. Vor Varennes liebten die royalistischen Damen; nachher beteten sie an; der große Fehler und das große Unglück waren für sie nur ein Grund, noch mehr zu lieben. Die Königin war für sie ein Gegenstand der Abgötterei geworden. Sie weinten unter den Fenstern der Königin; sie hätten gern ihre Gefangenschaft geteilt, wie Frau von Lamballe, die bei der Rückkehr von der Königin einen Ring aus deren Haaren erhielt mit der Inschrift: „Durch das Unglück gebleicht." Die arme kleine Frau, die ehemals verheiratet war, ohne eine Ehe zu haben, die von ihrem Gatten verlassen wurde, die später von der Königin verlassen wurde, um der schönen Polignac willen, blieb die Gefährtin der Königin in der Gefahr, das gelehrige Werkzeug politischer Intrigen, das erklärte Opfer des Hasses des Volkes.

Aber auch die Gefahr lockte die Frauen. Das bewies der erste Tag, da die Königin ins Theater gehen konnte, ein Tag des Kampfes zwischen den royalistischen Logen und dem jakobinischen Parterre. Auf diesem Kampfplatz der Parteien wagte die reizende Dugazon, die demütige Dienerin des Publikums, obwohl sie sehr exponiert war, ein Wort aus ihrer Rolle zu benutzen, um ihrem Herzen Luft zu machen; sie wandte sich von der Bühne zur königlichen Loge und stieß, zitternd vor Liebe und Mut, dies Wort hervor, das ihr bald den Kopf kosten konnte: „Ah! Wie liebe ich meine Herrin!"

Zehntes Kapitel

Die Gesellschaft im Jahre 1791 — Der Salon Condorcets

Zwei Religionen stehen einander gegenüber: das Idol und die Idee. — Herrschaft des Gefühls und der Frauen. — Die Liebe zum Wirklichen und zum Idealen wird eins. — Höheres Streben der Frauen. — Sie nehmen teil am politischen Leben. Genlis, Staël, Kéralio, de Gouges usw. — Der Salon der Frau von Condorcet. — Charakter Condorcets; edler Einfluß seiner Frau auf ihn. — Sein Republikanismus (Juli 1791). — Seine widerspruchsvolle Lage.

Beinahe den Tuilerien gegenüber, auf dem anderen Ufer, angesichts des Pavillons der Flora und des royalistischen Salons der Frau von Lamballe, steht das Palais de la Monnaie. Hier befand sich der Salon des Herrn von Condorcet, den ein Zeitgenosse die Heimat der Republik nennt.

Dieser europäische Salon des berühmten Sekretärs der Akademie der Wissenschaften, des letzten Philosophen, sah in der Tat von allen Himmelsrichtungen her den republikanischen Gedanken der Zeit sich verdichten. Dort geriet er in Gärung, dort nahm er Form und Gestalt an, dort fand er seine Formeln. Was den tätigen Anstoß und den zündenden Gedanken betrifft, so gehörte er, wie wir gesehen haben, seit dem Jahre 1789 Camille Desmoulins. Im Juni 1791 haben ihn Bonneville und die Cordeliers zum erstenmal hinausgerufen. Bald kommt Frau Roland und verleiht der republikanischen Idee die moralische Kraft ihrer stoischen Seele und den Zauber ihrer Leidenschaft.

Ich gehöre nicht zu denen, die den individuellen Einfluß zu hoch einschätzen. Für mich liegt der eigentliche Kern der Geschichte im Denken des Volkes. Zweifellos enthielt dieses Denken bereits die Idee der Republik. Fast jedermann in Frankreich besaß sie, und zwar in negativer Gestalt, unter der Form: „Der König ist von nun an unmöglich.“ Vielen Leuten war schon die positive Form geläufig: „Von nun an muß Frankreich sich selbst regieren.“ Damit jedoch diese allgemeine Idee ihre besondere und anwendbare Formel erhielt, mußte sie in einem begrenzten Herde gären, mußte dort Wärme und Glanz annehmen, mußte aus dem Aufeinanderprall der Meinungen der zündende Funke zucken.

Hier muß ich stehen bleiben und einen ernsten Blick auf die Gesellschaft der Zeit werfen. Diese Geschichte würde völlig dunkel bleiben, wenn ich nur den äußeren Verlauf schildern wollte, ohne

die Ursachen bloßzulegen. Urteilt man nur nach dem, was geschieht, nach der Unentschlossenheit der politischen Führer, wie wir sie soeben beobachten konnten, dann ahnt man die glühende, leidenschaftliche Welt nicht, die sich darunter birgt.

Mag man mir, wenn man will, die „Abschweifung" vorwerfen, die doch in Wirklichkeit innerster Kern der Dinge ist. Die erste Bedingung der Geschichte ist die Wahrheit. Deshalb muß ich bisweilen haltmachen, sogar, wenn nötig, die Straße verlassen, um in der Tiefe der Erde umfangreiche und fruchtbare Grabungen vorzunehmen.

Auch ich werde hinabsteigen und die lebendigen Wasser suchen, die bald emporquellen und belebend durch diese Geschichte rinnen werden[33]).

Das Eigenartige des Jahres 1791 ist, daß die Parteien zu Religionen werden. Zwei Religionen stehen einander gegenüber, die frömmelnde royalistische Gößenanbetung und der republikanische Idealismus.

Die Frauen sind weniger als wir durch schulmäßige Verbildung verdorben und schreiten in beiden Religionen den Männern weit voran. Es ist ein erhebender und rührender Anblick, wie nicht nur die reinen, untadeligen, sondern sogar die weniger würdigen einem edlen Antrieb zum uneigennüßigen Schönen folgen, das Vaterland zur Herzensfreundin nehmen und das ewige Recht zum Liebhaber.

Zwar änderten sich die Sitten nicht, aber die Liebe nahm ihren Flug zu den Höhen des Gedankens. Vaterland, Freiheit, das Glück der Menschheit ergriffen die Herzen der Frauen. Die Tugend der Römerzeit lebt nicht in den Sitten, aber in der Vorstellung, in der Seele, im edlen Begehren. Sie blicken um sich und suchen nach den Helden Plutarchs, auf diese richtet sich der Wille, diese wollen sie hervorbringen. Von Rousseau und Mably zu sprechen, genügt nicht, um ihnen zu gefallen. Lebhaft und aufrichtig, voll von ernsthaften Ideen, wollen sie, daß die Worte zu Taten werden. Immer haben sie die Stärke geliebt. Sie vergleichen den modernen Mann mit dem Ideal antiker Kraft, das sie im Geiste tragen. Nichts vielleicht hat

[33]) Dazu ist hier der Augenblick. Bei dem furchtbaren Aufschwung der Bewegung, im Jahre 1792, kann ich nicht haltmachen; der Staub, den der Kampf aufwirbelt, würde mir den klaren Blick trüben. Die politischen Salons, der der Madame de Staël, der Condorcet, haben 1791 ihre Glanzzeit. Damals beginnt die umfassende Tätigkeit der Madame Roland, diese hat 1792 an der Regierung teil und ist gegen das Ende desselben Jahres schon überholt. Sprechen wir also heute davon; zeichnen wir im Vorbeigehen rasch diese armen Eintagsakteure, sobald sie zum erstenmal auftreten; morgen wäre es schon zu spät; ich sehe düstere Schatten am Horizont.

mehr als dieser Vergleich, als das ungestüme Verlangen der Frauen dazu beigetragen, die Männer zu Taten zu treiben und den reißenden Lauf unserer Revolution zu beschleunigen.

Diese Gesellschaft brannte! Wenn wir unter sie treten, glauben wir den glühenden Atem zu spüren!

1791 herrschten die Frauen durch das Gefühl, durch die Leidenschaft und — das muß gesagt werden — auch durch die Überlegenheit ihrer Antriebskraft. Niemals, weder vorher noch nachher, hatten sie soviel Einfluß. Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Enzyklopädisten, herrschte der Geist in der Gesellschaft; später war es die Tat, die mörderische, furchtbare Tat. Im Jahre 1791 herrschte das Gefühl und folglich die Frau.

Das Herz Frankreichs schlägt stark zu dieser Zeit. Die Erregung war seit Rousseau gewachsen. Sentimental war sie zuerst, träumerisch, eine Zeit unruhiger Erwartung, wie die Stunde vor einem Sturm, wie in einem jungen Herzen die Liebe unsicher schwankt, ehe der Liebhaber kommt. Dann, im Jahre 1789, ein heftiges Wehen, und alle Herzen pochen. Im Jahre 1790 der Bund, die Verbrüderung, die Frauen, 1791 die Krisis, die Debatte, der leidenschaftliche Wortstreit. — Aber überall sind die Frauen dabei, überall die persönliche Leidenschaft in der öffentlichen Leidenschaft; das private und das soziale Drama vermischen und verwickeln sich; die beiden Fäden verweben sich ineinander; leider werden sie später sehr oft gleichzeitig durchschnitten.

Der Beginn war schön. Was man viel zu sehr vergessen hat: die Frauen gerieten unter dem Einfluß des „Emile" Rousseaus auf den Weg der Freiheit, das heißt durch den Gedanken der Erziehung, durch die Hoffnungen und das Verlangen nach Mutterschaft, durch alle Fragen, die das Kind von seiner Geburt an in einem Frauenherzen, was sage ich: in jedem Mädchenherzen lange vor der Mutterschaft erregt: „Möge dies Kind glücklich werden! Möge es gut und groß werden! Möge es frei werden! — Heilige Freiheit des Altertums, die du Helden schufst, wird mein Sohn in deinem Schatten leben?" So dachten die Frauen, und darum sah man sie auf den Plätzen und in den Gärten, wo das Kind unter den Augen der Mutter oder der Schwester spielt, träumen und lesen. Wie heißt das Buch, welches das junge Mädchen, als du zu ihm tratest, so schnell in seinem Busen verbarg? Irgendein Roman? Die „Héloise"? Nein, sondern die „Lebensbeschreibungen" Plutarchs oder der „Contrat social".

Eine Legende aus England lief um, die unseren Französinnen ein großes Beispiel zur Nacheiferung gab. Mistress Macaulay, die große

Geschichtsschreiberin der Stuarts, hatte den alten Minister Williams so sehr für ihren Geist und ihre Tugend begeistert, daß er ihre Marmorstatue sogar in einer Kirche als Göttin der Freiheit geweiht hatte.

Fast alle schreibenden Frauen träumten damals, die Macauly Frankreichs zu werden. Die begeisternde Göttin findet sich in jedem Salon. Sie diktieren, korrigieren, ändern die Reden, die am folgenden Tage in den Klubs, in der Nationalversammlung gehalten werden. Sie folgen diesen Reden und hören sie von den Tribünen aus an; sie nehmen als leidenschaftliche Richter an den Sitzungen teil und stützen mit ihrer Gegenwart den schwachen oder furchtsamen Redner. Er soll Mut fassen und sie ansehen! Sieht er nicht das feine Lächeln der Frau von Genlis zwischen ihren verführerischen Töchtern, der Prinzessin und Pamela? Und gehört dies schwarze, lebensprühende Auge nicht der Frau von Staël? Wie sollte da die Beredsamkeit nachlassen? Und wie könnte ihnen der Mut versagen vor Frau Roland?

Unter den schreibenden Frauen drängte vielleicht keine mit ungestümerem Eifer vorwärts als eine kleine, lebhafte, witzige, ehrgeizige bretonische Dame, Fräulein Kéralio. Sie hatte lange Zeit ausschließlich ein Leben der Arbeit geführt. Von einem gebildeten Vater, der Lehrer an der Ecole militaire war, erzogen, hatte sie viel übersetzt und sogar eine große Geschichte der Zeit, die der „Stuarts" der Mistress Macaulay vorangeht, geschrieben, eine Geschichte der Regierungszeit Elisabeths. Sie heiratete einen mehr eifrigen, als bedeutenden Patrioten, den Cordelier Robert, und regte ihn im Januar 1791 zu der Schrift an: „Le Républicanisme adapté à la France." Bei der furchtbaren Szene vom Champ-de-Mars, von der ich noch berichten werde, war sie unter den ersten auf dem Altar des Vaterlandes.

Eine andere Schriftstellerin, die glänzende Stegreifdichterin Olympe de Gouges, die, wie Lope de Vega, jeden Tag ein Trauerspiel diktierte, ohne, wie sie selbst sagt, lesen oder schreiben zu können, erklärte sich als Republikanerin unter dem Eindruck von Varennes und des Verrates des Königs. Vorher war sie Royalistin und wurde es später wieder, als die Gefahr für Ludwig XVI. größer wurde; sie bot sich ihm zur Verteidigung an. Sie wußte, wohin dies Anerbieten sie führen mußte. Sie selbst hatte, als sie für die Rechte der Frauen eintrat, das schöne Wort gesagt: „Sie haben wohl ein Recht auf die Tribüne, denn sie haben ja auch ein Recht auf das Schafott[34])."

[34]) Wer könnte bei dem Schicksal dieser reizenden Frau an ihre galanten Abenteuer und lächerlichen Seiten denken? Ihr Herz trieb sie ihr Leben lang hin und her; aber dies Herz war gut und edel. Sie besaß nur das Not-

Diese glühende Frau aus dem Languedoc hatte mehrere Frauenvereine gegründet. Diese Vereine wurden zahlreich. Im „Cercle social“, einer großen aus Männern und Frauen bestehenden Vereinigung, verlangte eine vornehme Holländerin, Frau von Palm-Aelder, feierlich die politische Gleichberechtigung für ihr Geschlecht. Sie wurde in dieser Forderung durch den vielleicht ernstesten Mann der Zeit unterstützt, der selbst mehr als sonst jemand in der Frau die Inspiration der Freiheit fand. Sprechen wir ausführlich von ihm.

Der letzte der Philosophen des großen achtzehnten Jahrhunderts, der alle überlebte, um ihre Theorien auf den Kampfplatz des Lebens geschleudert zu sehen, war Herr von Condorcet, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, der Nachfolger d'Alemberts, der letzte, mit dem Voltaire im Briefwechsel stand, der Freund Turgots. Sein Salon war der natürliche Mittelpunkt des denkenden Europa. Jede Nation und jede Wissenschaft war hier vertreten. Alle die vornehmen Fremden kamen, nachdem sie die Theorien von Frankreich übernommen hatten, hierher, um den Weg zu ihrer Verwirklichung zu suchen und zu besprechen. Da war der Amerikaner Thomas Payne, der Engländer Williams, der Schotte Mackintosh, der Genfer Dumont, der Deutsche Anacharsis Clootz, dieser letztere ohne jedes innere Verhältnis zu einem solchen Salon. Aber im Jahre 1791 kamen alle dahin, alle waren da im bunten Gemisch. In einer Ecke saß unentwegt der tätige Freund, der Arzt Cabanis, kränklich und melancholisch, der die zärtliche, tiefe Neigung, die er für Mirabeau gehegt, auf dieses Haus übertragen hatte.

Mitten unter diesen berühmten Denkern schwebte die edle, jungfräuliche Gestalt der Frau von Condorcet, die Raphael zum Urbild der Metaphysik hätte wählen können. Sie war ganz Licht, alles schien hell und rein zu werden unter ihrem Blick. Sie war Stiftsfräulein gewesen und schien immer noch weniger verheiratete Dame als vornehmes Fräulein zu sein. Sie war damals siebenundzwanzig Jahre alt (zweiundzwanzig Jahre jünger als ihr Gatte). Sie hatte gerade ihre „Lettres sur la sympathie“ geschrieben, ein feines und zartes Buch, in dem man unter dem Schleier äußerster Zurückhaltung dennoch oft die Melancholie eines jungen Herzens spürt, dem

---

wendigste zum Leben und gab ein Viertel ihres Einkommens und den Ertrag eines ihrer Dramen als patriotische Steuer. Bernardin von Saint-Pierre schrieb ihr: „Sie sind ein Friedensengel“. Man schaudert, wenn man an die Schmach denkt, die ihr die Barbaren der Schreckenszeit zufügten. Vor dem Revolutionstribunal erlebte sie den Kummer, von ihrem Sohn verleugnet zu werden. Auf dem Schafott sagte sie: „Kinder des Vaterlandes, ihr werdet meinen Tod rächen.“

etwas versagt geblieben war[35]). Man hat umsonst die Vermutung ausgesprochen, daß sie ruhmsüchtig Ehrung und Gunst des Hofes erstrebte, und daß ihr Ärger über die enttäuschte Erwartung sie der Revolution in die Arme getrieben hatte. Nichts lag einem solchen Charakter ferner.

Weniger unwahrscheinlich ist, was man ebenfalls behauptet hat: sie habe Condorcet vor der Heirat erklärt, daß ihr Herz nicht mehr frei sei; sie liebte und zwar hoffnungslos. Der Weise nahm dieses Geständnis mit väterlicher Güte auf und achtete es. Zwei volle Jahre lebten sie nach derselben Überlieferung lediglich in geistiger Gemeinschaft. Erst im Jahre 1789, an jenem bedeutsamen Julitage, sah Frau von Condorcet, wie groß die Leidenschaft in diesem äußerlich kalten Manne war; sie begann den großen Bürger zu lieben, die zärtliche, tiefe Seele, die wie sein eigenes Glück so auch die Hoffnung auf das Glück der Menschheit in sich barg. Sie fand ihn jung von der ewigen Jugend jenes großen Gedankens, jenes schönen Wunsches. Das einzige Kind, das sie besaßen, wurde neun Monate nach der Einnahme der Bastille, im April 1790, geboren.

Condorcet war damals neunundvierzig Jahre alt und wurde tatsächlich durch diese großen Ereignisse wieder jung; er begann ein neues Leben, das dritte. Er hatte als Mathematiker mit d'Alembert gelebt, als Kritiker mit Voltaire, und nun schiffte er sich ein auf den Ozean des politischen Lebens. Er hatte den Fortschritt geträumt, jetzt hieß es, ihn zu schaffen, oder wenigstens sich ihm zu opfern. Sein ganzes Leben bedeutete ein bemerkenswertes Bündnis zwischen zwei selten vereinigten Fähigkeiten: einer starken Vernunft und einem unendlichen Glauben an die Zukunft. Fest selbst gegen Voltaire, als er ihn ungerecht fand[36]), Freund der Volkswirtschaftler, ohne verblendet gegen sie zu sein, blieb er sogar der Gironde gegen-

[35]) Das rührende kleine Buch ist vor der Revolution geschrieben und nachher, im Jahre 1798, veröffentlicht worden. Es hat teil an den Umwälzungen der Zeit. Die Briefe sind an Cabanis gerichtet, den Schwager der liebenswürdigen Verfasserin, ihren untröstlichen Freund, den Vertrauten ihres verwundeten Herzens. Sie sind vollendet in jenem fahlen Elysée d'Auteuil, das so voll von Klagen und geliebten Schatten ist. Diese Briefe reden mit leiser Stimme, nur gedämpft klingen die Saiten an. Bei einer so großen Zurückhaltung unterscheidet man unter den Anspielungen nicht immer, was der erste Kummer des jungen Mädchens, was die Klagen der Witwe sind. Richtet sie sich an Condorcet oder an Cabanis, jene zarte, bewegte Stelle, die beinahe verräterisch geworden wäre, wenn sie nicht plötzlich wieder zurückhaltend verliefe: „Der Heiland und der Führer unseres Glückes . . .“

[36]) Als Voltaire wollte, daß man d'Agnesseau den Vorzug gab vor Montesquieu.

über unabhängig. Man liest noch mit Bewunderung seine Verteidigungsrede für Paris gegen das Vorurteil der Provinzen, das heißt der Girondisten.

Dieser große Geist war immer gegenwärtig, aufgeweckt, Herr seiner selbst. Seine Türe stand immer offen, an welcher abstrakter Arbeit er auch sein mochte. Auch im Salon, unter einer Menge Menschen, blieb er immer der Denker; es gab für ihn keine Ablenkung. Er sprach wenig, hörte alles, nutzte alles; niemals hat er etwas vergessen. Jeder Spezialist, der ihn ausfragte, erkannte ihn als den größeren Spezialisten auf dem Gebiete, das ihn beschäftigte. Die Frauen waren erstaunt, erschreckt, als sie sahen, daß er sogar die Geschichte ihrer Moden kannte[37]), und zwar sehr weit zurück und bis in die kleinste Einzelheit. Er erschien sehr kalt, er schüttete nie sein Herz aus[38]). Seine Freunde erkannten seine Freundschaft nur durch den brennenden Eifer, den er daran wandte, ihnen Dienste zu erweisen. „Er ist ein Vulkan unter dem Schnee", sagte d'Alembert. Als junger Mensch, erzählt man, hatte er geliebt, und da er keine Hoffnung hatte, so war er kurze Zeit dem Selbstmord nahe. Dann war er alt und sehr reif, doch im Grunde nicht weniger glühend, und liebte seine Sophie mit einer verhaltenen, ungeheuern Liebe, mit jener Leidenschaft, die um so tiefer ist, je später sie kommt, tiefer als das Leben selbst und unergründlich.

Sophie war dessen sehr würdig. Ich will die allgemeine Bewunderung, die die Männer jener Zeit für sie hegten, unerwähnt lassen und nur eine Tatsache berichten, aber eine große, beinahe heilige Tat. Als der unglückliche Condorcet, verfolgt wie ein wildes Tier, an einen wenig sicheren Zufluchtsort gefesselt, sich in Gedanken über die Gegenwart verzehrte und seine Verteidigung, sein politisches Testament schrieb, gab ihm seine Frau den erhabenen Rat, den eitlen Kampf aufzugeben, vertrauend der Nachwelt sein Andenken anheimzugeben und in Frieden die „Esquisse d'un tableau des progrès de l'esprit humain" zu schreiben. Er hörte auf sie und schrieb dies edle Buch, das so reich ist an Wissen, an schrankenloser Menschenliebe, an übergroßer Hoffnung; der rührendste aller Träume tröstete ihn über seinen bevorstehenden Tod: Im Fortschritt der Wissenschaft wird man den Tod besiegen!

[37]) Vergleiche das Porträt Condorcets von Fräulein Lespinasse, Bd. XII der „Oeuvres complètes" (herausgegeben von Frau Condorcet O'Connor, mit einer Vorrede von Arago und Anmerkungen von Génin usw.).

[38]) Unter seinen trockenen und kalten Formen barg er eine große Empfänglichkeit für alles, was in Natur und Leben vor sich geht. Vergleiche in seinem an die Tochter gerichteten Testament (Bd. XII der „Oeuvres") seine rührende Fürsprache zugunsten der Tiere.

Eine herrliche Zeit! Und wie waren diese Frauen würdig, geliebt zu sein, würdig, durch den Mann mit dem Ideal selbst, mit dem Vaterland und der Tugend eins zu werden. Wer erinnert sich nicht noch des düsteren Frühstücks, wo die Freunde Camille Desmoulins diesen zum letzten Male baten, seinen „Vieux Cordelier“ zurückzuhalten und seine Forderung eines „Komitees der Milde“ zu vertagen? Seine Lucile vergaß, daß sie Gattin und Mutter war, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief: „Laßt ihn! Laßt ihn! Er soll seiner Bestimmung folgen!“

So haben sie ruhmvoll Ehe und Liebe geheiligt; sie richteten die ermattete Stirn des Mannes im Angesicht des Todes auf, flößten ihm noch Leben ein und errangen ihm die Unsterblichkeit.

Auch sie werden immer unsterblich sein. Immer werden die Männer der Zukunft es bedauern, daß sie diese heldenmütigen, reizenden Frauen nicht mehr gekannt haben. Sie leben in uns fort, in den edelsten Träumen des Herzens, als Urbild einer ewigen Liebe, nach der wir uns sehnen!

Wie ein Schatten lag jene tragische Bestimmung des Opfers auf den Zügen und im Ausdruck Condorcets. Mit einer zaghaften Haltung (wie die des Weisen zu sein pflegt, der immer einsam ist mitten unter Menschen) verband er eine gewisse Traurigkeit, Geduld und Entsagung. Die obere Hälfte des Gesichtes war schön. Die Augen, edel und sanft, voll von ernstem Idealismus, schienen in die letzten Gründe der Zukunft zu blicken; seine breite Stirn aber, hinter der sich jede Wissenschaft barg, ein ungeheures Magazin, war wie ein vollständiges Archiv der Vergangenheit.

Freilich war der Mann eher groß als stark. Man erkannte es an seinem Munde, der ein wenig weich und schwach, ein wenig zurückfallend war. Die Universalität, die den Geist sich auf alle Gegenstände zersplittern läßt, ist eine Ursache der Entnervung. Man bedenke, daß er sein Leben im achtzehnten Jahrhundert verbracht hatte, und daß dessen Geist ihm anhing. Er hatte dessen Wortstreite sämtlich miterlebt, alle seine wichtigen und unwichtigen Geschehnisse. Und er trug verhängnisvoll an seinen Widersprüchen. Neffe eines völlig jesuitischen Bischofs, teilweise sogar von ihm erzogen, dankte er auch vieles der Fürsprache La Rochefoucaulds. Wiewohl arm, war er adlig, trug einen Titel, war Marquis von Condorcet. Geburt, Stellung, Beziehungen, viele Umstände banden ihn an das ancien régime. Sein Haus, sein Salon, seine Frau verkörperten den gleichen Widerspruch.

Frau von Condorcet, geborene Grouchy, die zuerst Stiftsfräulein, dann begeisterte Schülerin Rousseaus und der Revolution gewesen

war und ihre halbkirchliche Stellung aufgegeben hatte, um einem Salon vorzustehen, welcher der Mittelpunkt der Freidenker war, sah aus wie eine vornehme Jüngerin der Philosophie.

Die Krisis vom Juni 1791 mußte auf Condorcet entscheidend wirken; sie rief ihn auf, sich zu erklären. Er mußte wählen zwischen seinen Beziehungen und seiner Vergangenheit einerseits und seinen Ideen anderseits. Interessen dagegen waren für einen solchen Mann nicht vorhanden. Das einzige vielleicht, für das er empfänglich gewesen wäre, bestand darin, daß seine Sophie Königin geworden wäre, wenn die Republik jeden Geburtsadel erniedrigte und stattdessen die von Natur überlegenen Geister erhöhte.

Herr de La Rochefoucauld, sein vertrauter Freund, gab die Hoffnung nicht auf, seinen Republikanismus wie jenen Lafayettes unwirksam zu machen. Er glaubte, mit dem bescheidenen Gelehrten, dem sanften, fast ängstlichen Manne, den überdies seine Familie früher unterstützt hatte, leichtes Spiel zu haben. Man ging so weit, zu behaupten und in der Öffentlichkeit die Meinung zu verbreiten, daß Condorcet die royalistischen Ideen Sieyès teile. Man stellte ihn auf diese Weise bloß und suchte ihn gleichzeitig mit der Aussicht auf die Ernennung zum Hofmeister des Dauphin in Versuchung zu führen.

Diese Gerüchte bestimmten ihn wahrscheinlich, sich früher zu erklären, als er es sonst getan hätte. Am 2. Juli ließ er durch die „Bouche-de-Fer“ verkünden, daß er ein „Cercle social“ über die Republik sprechen werde. Er wartete bis zum 12. und tat es dann nur mit einer gewissen Zurückhaltung. In einer scharfsinnigen Rede widerlegte er mehrere der gewöhnlichen Einwendungen, die man gegen die Republik erhebt, fügte aber gleichwohl diese Worte hinzu, die großes Erstaunen hervorriefen: „Wenn dennoch das Volk sich vorbehält, einen Konvent zu berufen, der erklären soll, ob man den Thron erhalten will, wenn das Erbrecht für eine kleine Zahl von Jahren zwischen zwei Konventen fortbesteht, so ist in diesem Falle das Königtum im wesentlichen den Rechten der Bürger nicht entgegen.“ Er spielte auf das umlaufende Gerücht an, daß man ihn zum Hofmeister des Dauphin ernennen wolle, und sagte, daß er ihn „in diesem Falle“ vor allem lehren wolle, auf den Thron verzichten zu können.

Diese scheinbare Unentschiedenheit gefiel den Republikanern nicht sehr und kränkte die Royalisten. Diese wurden noch viel mehr verletzt, als man in Paris eine geistreich-spöttische Flugschrift verbreitete, die von seiner Hand geschrieben war. Condorcet war darin wahrscheinlich das Echo und der Schriftführer derjenigen Gesell-

schaft, die seinen Salon besuchte. Die Flugschrift war ein „Brief eines jungen Mechanikers“, der sich für eine mäßige Summe verpflichtete, einen ausgezeichneten konstitutionellen König herzustellen. „Dieser König,“ sagte er, „würde wunderbar die Funktionen des Königtums erfüllen; er würde sich zu den Zeremonien begeben, würde in angemessener Form Sitzungen abhalten, zur Messe gehen und mittels einer gewissen Vorrichtung die Liste der von der Mehrheit bezeichneten Minister aus den Händen des Präsidenten der Nationalversammlung entgegennehmen. Mein König würde der Freiheit nicht gefährlich sein; überdies wäre er bei sorgfältiger Ausbesserung unsterblich, was noch schöner ist, als erblich zu sein. Man könnte ihn sogar, ohne ungerecht zu sein, für unverletzlich erklären und, ohne abgeschmackt zu sein, ihn unfehlbar nennen.“

Bemerkenswert ist, daß dieser reife und ernste Mann, der sich mit einem Scherz auf die Wogen der Revolution wagte, sich keineswegs die Möglichkeiten verhehlte, auf die er zutrieb. Voll Vertrauen auf die ferne Zukunft der Menschheit, traute er weniger der Gegenwart, bildete sich keine falsche Vorstellung von der Lage und sah sehr wohl die Gefahren. Er fürchtete sie, nicht für sich selbst (er gab gern sein Leben hin), aber für die angebetete Frau, für das junge Kind, das sein Leben dem heiligen Julitage verdankte. Seit mehreren Monaten hatte er heimlich nach einem Hafenort gesucht, von dem aus er, wenn nötig, seine Familie entfliehen lassen konnte, und hatte sich für Saint-Valery entschieden.

Elftes Kapitel

Frau Roland

Reise der Rolands nach Paris. — Verdienst Rolands. — Seine Frau arbeitet für ihn. — Schönheit und Tugend der Frau Roland. — Ihre Begeisterung beim Verbrüderungsfest im Juli 1790. — Ihre Leidenschaft wandelt sich. — Ihre Ankunft in Paris, Februar 1791. — Die Macht ihres Impulses. — Sie findet die Mehrzahl der politischen Führer bereits ermüdet. — Ihre Geistesfrische, ihre Stärke und ihr Glaube, Juni—Juli 1791.

Um die Republik zu wollen, sie in die Seelen zu tragen, sie zu schaffen, war es nicht getan mit einem edlen Herzen und einem großen Geist. Noch etwas anderes war nötig. Und was? Die Jugend, die junge Seele, die Wärme des Blutes, die fruchtbare Blindheit, die schon in der Welt erfüllt sieht, was nur erst im Herzen ist, und die, wenn sie es sieht, es auch erschafft. Man mußte den Glauben haben!

Eine gewisse Übereinstimmung, nicht nur des Willens und der

Ideen, sondern auch der republikanischen Gewohnheiten und Sitten war nötig; in sich mußte man die innere Republik tragen, die moralische Republik, die einzige, welche die politische Republik rechtfertigt und sie auf festen Grund stellt; ich meine, man mußte Selbstbeherrschung besitzen, seine eigene Demokratie, man mußte seine Freiheit im Gehorsam gegen die Pflicht finden. Und dann mußte noch solch eine starke und tugendhafte Seele — und das scheint ein Widerspruch zu sein — einen Augenblick der Leidenschaft haben, der sie aus sich selbst herausgehen ließ und sie zur Tat trieb.

In den bösen Tagen der Erschlaffung, der Ermüdung, als der Glaube an die Revolution nachließ, holten sich mehrere Abgeordnete und bedeutende Journalisten der Zeit neue Kraft und neuen Mut in einem Hause, wo diese beiden Eigenschaften niemals fehlten: ein bescheidenes Haus, das kleine Hôtel Britannique in der Rue Guénégaud, in der Nähe des Pont Neuf. Diese ziemlich dunkle Straße, die auf die noch dunklere Rue du Magazine führt, besitzt bekanntlich keine andere Aussicht als auf die langen Mauern der Münze. Man stieg in das dritte Stockwerk und fand dort stets und ständig zwei Menschen, die miteinander bei der Arbeit saßen, Herrn und Frau Roland, die kürzlich von Lyon gekommen waren. In dem kleinen Salon stand nur ein Tisch, an dem die beiden Gatten schrieben; im halbgeöffneten Schlafzimmer sah man zwei Betten. Roland war beinahe sechzig Jahre alt, sie sechsunddreißig, doch erschien sie bedeutend jünger; er sah aus wie der Vater seiner Frau. Er war ein großer, magerer Mann mit finsterem und leidenschaftlichem Ausdruck. Dieser Mann, den man neben dem Ruhm seiner Frau[39]) zu wenig beachtet hat, war ein begeisterter Bürger, der Frankreich im Herzen trug, einer der alten Franzosen vom Schlage der Vauban und Boisguilbert, die trotz

[39]) Das wird einem klar, wenn man die „Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicile et de Malthe, par M*** (Roland de la Platière), avocat en Parlement, à mademoiselle *** (Manon Phlipon, später Frau Roland) en 1776, 1777, 1778", Amsterdam, 1780, 6 Bände, liest. Dieses Buch, dessen Stil ungleich, manchmal unkorrekt und dunkel ist, ist gleichwohl von allen italienischen Reiseberichten, die im achtzehnten Jahrhundert geschrieben worden sind, die lehrreichste. Sie beweist die unendlich vielseitigen Kenntnisse des Autors, der seinen Gegenstand nach jeder Richtung behandelt, von der Musik bis zu den kleinsten Einzelheiten des Handels und der Industrie. Er reiste gewöhnlich zu Pferde oder zu Fuß, wodurch er in der Lage war, alles aus nächster Nähe zu beobachten, haltzumachen und Einzelheiten kennenzulernen, die den im Wagen Reisenden entgehen. Ich finde unter andern merkwürdigen Dingen, die die damalige Ausdehnung des französischen Handels beweisen, die Bemerkung, daß das grobe Tuch von Amiens in Lugano verkauft wurde. Er beurteilt das religiöse Italien und besonders Rom vom Standpunkt der zeitgenössischen Philosophie, aber oft mit einer seltenen Billigkeit, die bei diesem strengen Richter um so erstaunlicher ist. Alles, was ein anständiger



Jean-Marie Roland de la Platière. *Marie-Jeanne Roland, geb. Phlipon.*

Nach den Stichen von Levachez.

des Königtumes auf den einzigen Wegen, die damals offen standen, den heiligen Gedanken des öffentlichen Wohles verfolgten. Als Inspektor der Fabriken hatte er sein ganzes Leben mit Arbeiten und Reisen verbracht, um Verbesserungen zu suchen, deren unsere Industrie fähig war. Er hatte mehrere Bücher über diese Reisen veröffentlicht und verschiedene Abhandlungen und Druckschriften über gewisse Berufszweige. Seine schöne und mutige Frau schrieb ab, übersetzte und trug für ihn Material zusammen, ohne vor der Trockenheit der Gegenstände zurückzuschrecken. „Die Kunst des Torfstechens", „die Kunst des Wollfabrikanten", „das Lexikon der Fabriken" hatten die schöne Hand der Frau Roland beschäftigt, ihre besten Jahre in Anspruch genommen, ohne andere Ablenkung als die Geburt des einzigen Kindes, das sie gehabt hat. Eng mit den Arbeiten und Ideen ihres Gatten verwachsen, empfand sie für ihn eine beinahe kindliche Verehrung, die so weit ging, daß sie ihm oft seine Speisen selbst zubereitete; eine ganz besondere Zubereitung war notwendig, der Magen des alten Mannes war empfindlich und durch die Arbeit schwach geworden.

Roland schrieb selbst und bediente sich zu dieser Zeit keineswegs der Feder seiner Frau; später, als er Minister geworden war und mit endlosen Schwierigkeiten und Sorgen zu kämpfen hatte, nahm er seine Zuflucht zu ihr. Sie brannte gar nicht darauf, zu schreiben, und wenn die Revolution sie nicht aus der Verborgenheit hervorgeholt hätte, dann hätte sie diese ungenutzten Gaben, ihr Talent, ihre Beredsamkeit ebenso wie ihre Schönheit mit ins Grab genommen.

Wenn die Politiker kamen, mischte sich Frau Roland nicht von selbst in die Unterredung, sie blieb bei ihrer Arbeit oder schrieb Briefe; aber wenn man sich, wie es geschah, an sie wandte, dann

---

Mensch an einen anständigen Menschen schreiben kann, schreibt er ohne alberne Prüderie an seine junge, so reine, so starke, so ernste Freundin; nichts erinnert in diesem Briefwechsel der beiden Geister an die Unterschiede in Geschlecht und Alter. Dieser Mann von fünfundvierzig Jahren besaß keinen andern Freund als das junge Mädchen von zwanzig, das er später heiratete. Als Roland nach Italien reiste, vertraute er ihr seine Manuskripte an; mit seinen frommen, aristokratischen Eltern war er überworfen. Fräulein Phlipon war wegen des schlechten Lebenswandels ihres Vaters gezwungen gewesen, sich in ein Kloster zurückzuziehen in der Rue Neuve-Saint-Etienne, die zum Jardin des Plantes führt, eine kleine Straße, die durch das Andenken an Pascal, Rollin und Bernardin de Saint-Pierre so berühmt geworden ist. Sie lebte dort zwar nicht als Nonne, immerhin verborgen in ihrem Zimmer, zwischen Plutarch und Rousseau, heiter und mutig wie immer, aber in äußerster Armut und in einer mehr als spartanischen Enthaltsamkeit; sie schien sich schon damals in den Tugenden der Republik zu üben.

sprach sie mit einer Lebhaftigkeit, einer treffenden Ausdrucksweise, einer liebenswürdigen und überzeugenden Kraft, von der man ganz ergriffen wurde. „Die Eigenliebe hätte gern eine besondere Vorbereitung in ihren Worten gefunden; aber das war nicht möglich; sie war ganz einfach eine vollkommene Natur."

Beim ersten Anblick war man versucht, zu glauben, man habe Rousseaus Julie[40]) vor sich; ganz mit Unrecht, das war weder Julie noch Sophie, das war Frau Roland, gewiß eine Tochter Rousseaus, und vielleicht eine noch rechtmäßigere als die, welche unmittelbar aus seiner Feder hervorgingen. Diese hier war nicht wie die beiden anderen ein adliges Fräulein. Manon Phlipon, das ist ihr Mädchenname, hatte einen Graveur zum Vater, und sie gravierte selbst im väterlichen Hause. Sie kam aus dem Volke, das erkannte man leicht an einer gewissen Vollblütigkeit und frischen Hautfarbe, die man in den höheren Kreisen viel seltener findet; sie hatte eine schöne, aber keine kleine Hand, der Mund war ein wenig groß, das Kinn ziemlich vorstehend, die Figur elegant mit stark ausgeprägten Linien; die Hüften und der Busen üppig, wie es die Damen nicht oft haben.

Sie unterschied sich noch in anderer Beziehung von den Heldinnen Rousseaus, sie besaß nicht ihre Schwäche. Frau Roland war tugendhaft, keineswegs durch Untätigkeit und Träumerei, in der die Frauen dahindämmern, erschlafft; sie war im höchsten Maße arbeitsam und tätig, die Arbeit war ihr Tugendwächter. Ein heiliger Gedanke, die Pflicht, schwebt über diesem schönen Leben, von der Geburt bis zum Tode; dieses Zeugnis gibt sie sich im letzten Augenblick, in der Stunde, in der man nicht mehr lügt: „Niemand," sagt sie, „hat weniger als ich die Wollust gekannt." Und bei anderer Gelegenheit: „Ich habe meine Sinne beherrscht."

Rein im Vaterhause, am Quai de l'Horloge, wie das tiefe Blau des Himmels, den sie, wie sie erzählt, von da bis zu den Champs-Elysées überblicken konnte; — rein am Tisch ihres ernsten Gatten, unermüdlich arbeitend für ihn; rein an der Wiege ihres Kindes, das sie unbedingt selbst stillen wollte, trotz heftiger Schmerzen; — ebenso

[40]) Man betrachte die Bilder von Lémontey, Riouffe und so vielen anderen, und das für einen Stich gute und naive Bild, das Champagneux der ersten Ausgabe der Memoiren vorausgesetzt hat (i. J. VII). Er stellt sie kurze Zeit vor ihrem Tode im Alter von neununddreißig Jahren dar. Sie ist stark, schon ein wenig Mutter, wenn ich so sagen darf, sehr heiter, standhaft und entschlossen, mit einer offenbar kritischen Ader. Dieser letzte Charakterzug hängt nicht nur mit ihrer revolutionären Polemik zusammen, sondern so sind meistens die Menschen, die mit dem Leben gerungen, sich wenig Vergnügungen gegönnt, die die Leidenschaft bezwungen und auf später vertagt haben, kurz, die in dieser Welt keine Befriedigung gehabt haben.

erscheint sie in den Briefen, die sie an ihre Freunde schreibt, an die jungen Männer, die sie in leidenschaftlicher Freundschaft umgaben[41]); sie beruhigt und tröstet sie, sie hebt sie über die Schwachheit hinaus. Sie blieben ihr treu bis zum Tode, wie der Tugend selbst.

Einer von ihnen sucht sie, während die Schreckensherrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht stand, ohne an die Gefahr zu denken, im Gefängnishof auf, um die unsterblichen Blätter aus ihrer Hand zu empfangen, auf denen sie ihr Leben erzählt hat. Er selbst geächtet und verfolgt, durch das schneebedeckte Land entfliehend, ohne einen anderen Schutz als die bereiften Bäume, rettete diese heiligen Papiere; sie retteten vielleicht ihn, indem sie in seiner Brust die Wärme und Gewalt des großen Herzens bewahrten, das sie geschrieben hatte[42]).

Die Leute, die sich bei dem Anblick einer allzu vollkommenen Tugend nicht wohl fühlen, haben rastlos gesucht, ob sie nicht irgendeine Schwäche in dem Leben dieser Frau fänden, und haben ohne Beweis, ohne den geringsten Anhaltspunkt[43]) sich eingebildet, daß

---

[41]) Man vergleiche den schönen Brief an Bosc, der damals in großer Unruhe um sie und betrübt darüber war, daß man sie in die Nähe von Lyon, so weit von Paris, verpflanzt hatte: „Ich sitze am Herdfeuer nach einer friedlichen Nacht und nach den verschiedenen Sorgen des Vormittags, mein Freund sitzt am Schreibtisch, meine Kleine strickt, und ich plaudere mit dem einen, überwache die Arbeit der anderen, genieße das Glück, ganz warm im Schoße meiner kleinen, teuren Familie geborgen zu sein, und schreibe an einen Freund, während der Schnee auf so viele Unglückliche herabfällt, ich habe Mitleid mit ihrem Geschick“ usw. — Ein stilles Glück der Tugend, das dem jungen Manne gezeigt wird, um sein Herz zu beruhigen, es zu läutern, es zu erheben. Morgen hat dennoch der Sturm das Nest hinweggespült.

[42]) Bosc war es auch, der ehrenhafte und würdige Mann, der im letzten Augenblick über sich selbst hinauswuchs, um in ihr das hohe Ideal zu erfüllen, das er immer bewundert hatte, und ihr den edlen Rat gab, ihren Tod nicht den Blicken der Menschen zu entziehen, sich nicht zu vergiften, sondern das Schafott zu wählen, öffentlich zu sterben und durch ihren Mut die Republik und die Menschlichkeit zu ehren. Er ist gleich ihr unsterblich um dieses heroischen Rates willen. Frau Roland steigt lächelnd hinan in die Unsterblichkeit, die Hand in der Hand ihres ernsten Gatten, und sie führt mit sich hinauf die Gruppe junger, liebenswürdiger, untadliger Freunde (von der Gironde abgesehen), die Bosc, Champagneux, Bancal des Issarts. Nichts wird sie mehr trennen.

[43]) Wenn man nach Anhaltspunkten sucht, so wird man auf zwei Stellen aus den „Mémoires de Madame Roland“ verweisen, die gar nichts beweisen. Sie spricht von den Leidenschaften, „vor denen sie kaum mit Athletenstärke das reife Alter rettet“. Was kann man daraus schließen? — Sie spricht von den „guten Gründen“, die sie, um den 31. Mai, zur Abreise trieben. Es ist völlig ungewöhnlich und äußerst verwegen, zu folgern, daß diese guten Gründe nur eine Liebe zu Barbaroux oder Buzot sein können.

Madame Roland mitten in dem bewegtesten Teil des Dramas, an dem sie teilhatte, in ihrem männlichsten Augenblick, in allen Gefahren und Schrecken (offenbar nach den Septembermorden? Oder am Vorabend der Katastrophe, die die Gironde mit fortriß?) Zeit fand und das Herz hatte, verliebte Reden anzuhören und sich den Hof machen zu lassen. Das einzige, was ihnen Schwierigkeiten macht, ist, den Namen des begünstigten Liebhabers zu finden.

Noch einmal: es gibt nichts, was diese Vermutungen begründet. Frau Roland, alles spricht dafür, war immer Herrin ihrer selbst, absolute Herrin ihres Willens und ihrer Taten[44]). Hatte sie denn nicht einen Aufruhr ihres Herzens erlebt? Brauste in dieser starken, aber leidenschaftlichen Seele nicht einmal ein Sturm? Diese Frage lautet ganz anders, und ohne Zögern beantworte ich sie mit: Ja.

Ich möchte den Punkt besonders hervorheben. Dieses Ereignis, das noch zu wenig Beachtung gefunden hat, ist keineswegs eine gleichgültige, rein anekdotische Einzelheit ihres Privatlebens. Es hatte im Jahre 1791 einen bedeutenden Einfluß auf Frau Roland, und die machtvolle Tätigkeit, die sie von dieser Zeit an ausübte, würde viel weniger zu erklären sein, wenn man nicht die besonderen Ursachen klar sähe, welche die bis dahin ruhige und starke Seele, deren Stärke jedoch ganz verinnerlicht war und sich nicht nach außen in Handlungen kundtat, leidenschaftlich begeisterten.

Frau Roland lebte ihr verborgenes, arbeitsames Leben im Jahre 1789 in dem trüben Winkel der Platière, nahe bei Villefranche und nicht weit von Lyon. Sie hört, wie ganz Frankreich, den Donner der Kanonen von der Bastille; ihr Atem geht rasch, und ihr Herz gerät in Wallung; das wundervolle Ereignis scheint alle ihre Träume zu verwirklichen, alles, was sie von den Alten gelesen, was sie gedacht und gehofft hatte: nun hat sie ein Vaterland. Die Revolution breitet sich über Frankreich aus; Lyon erwacht und Villefranche, das Land, alle Dörfer. Die Verbrüderung vom Jahre 1790 ruft die Hälfte des Königreichs nach Lyon, alle Abordnungen der Nationalgarde, von Korsika bis nach Lothringen. Vom frühen Morgen an stand Frau Roland in Verzückung auf dem wunderbaren Rhônekai und berauschte sich an all dem Volk, an der neuen Brüderlichkeit, an dem Glanz dieser Morgenröte. Abends schrieb sie den Bericht darüber für ihren Freund Champagneux, einen jungen Mann aus Lyon, der

[44]) Die unlängst veröffentlichten „Lettres de Madame Roland à Buzot“ ändern nichts an meiner 1848 zum Ausdruck gebrachten Überzeugung. Das von Dauban veröffentlichte Testament Buzots beweist in einer sehr deutlichen Anspielung, daß dieses Gefühl nie die Grenzen höchster Moral überschritt.

ohne Vorteil, aus reinem Patriotismus eine Zeitung herausgab. Die Nummer trug keinen Namen und wurde in sechzigtausend Exemplaren verkauft. Alle Nationalgarden trugen bei der Rückkehr, ohne es zu wissen, die Seele der Frau Roland bei sich.

Auch sie kehrte zurück und kam nachdenklich in ihrer verlassenen Klause auf der Platière an, die ihr noch mehr als gewöhnlich dürftig und kahl erschien. Da sie wenig Lust hatte zu den technischen Arbeiten, mit denen sich ihr Mann beschäftigte, so las sie das interessante Protokoll der Wahlmänner von 1789, die Revolution vom 14. Juli, die Einnahme der Bastille. Der Zufall wollte gerade, daß einer dieser Wahlmänner, Bancal des Issarts, von ihren Freunden aus Lyon an die Rolands empfohlen wurde und mehrere Tage bei ihnen verbrachte. Bancal, der aus einer Fabrikantenfamilie in Montpellier stammte, war nach Clermont übergesiedelt und dort Notar gewesen; er hatte diese einträgliche Stelle aufgegeben, um sich ganz dem Studium eigner Wahl zu widmen, politischen und philantropischen Forschungen und den Pflichten des Bürgers. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, keine glänzende Erscheinung, aber er besaß viel Milde und Empfänglichkeit und hatte ein gutes, hilfreiches Herz. Er hatte eine sehr religiöse Erziehung genossen, und nachdem er eine philosophische und politische Periode, den Konvent und eine lange Gefangenschaft in Österreich hinter sich hatte, ist er äußerst fromm, bei der Lektüre der Bibel, die er hebräisch zu lesen versuchte, gestorben.

Er wurde von einem jungen Arzte namens Lanthenas auf die Platière gebracht, einem Freunde der Rolands, der oft bei ihnen lebte und dort Wochen und Monate verbrachte, mit ihnen und für sie arbeitete und ihre Aufträge ausführte. Die Milde Lanthenas', die Empfänglichkeit Bancal des Issarts', die ernste, aber warme Güte Rolands, ihre gemeinsame Liebe für das Schöne und Gute, ihre Anhänglichkeit an diese vollkommene Frau, die dessen Ebenbild für sie war, das führte ganz natürlich zu einer Gemeinschaft, zu einer völligen Harmonie. Sie stimmten so gut überein, daß sie sich fragten, ob sie das gemeinsame Leben nicht fortsetzen könnten. Wer von den dreien den Gedanken zuerst hatte, weiß man nicht; aber er wurde von Roland lebhaft aufgegriffen und warm unterstützt. Die Rolands brachten alles zusammen, was sie besaßen, und konnten ungefähr sechzigtausend Franken zu der geplanten Gemeinsamkeit beitragen; Lanthenas hatte zwanzigtausend oder ein wenig mehr, und Bancal hatte noch ungefähr hunderttausend hinzugefügt. Das ergab eine ziemlich runde Summe, die ihnen erlaubte, Nationalgüter zu kaufen, wie sie damals sehr wohlfeil waren.

Nichts ist rührender, würdiger, anständiger als die Briefe, in denen Roland von diesem Plane an Bancal berichtet. Sein edles Vertrauen, der Glaube an die Freundschaft, an die Tugend erweckt von Roland und ihnen allen die günstigste Meinung. „Kommen Sie, lieber Freund“, schreibt er. „Warum zögern Sie? Sie haben unsere freimütige und offene Art gesehen; in meinem Alter ändert man sich nicht mehr, wenn man niemals anders gewesen ist. Wir predigen den Patriotismus, wir erheben die Herzen; der Doktor geht seinem Beruf nach; meine Frau ist Apothekerin für die Kranken der Gegend. Sie und ich besorgen die geschäftliche Seite“ usw.

Rolands große Aufgabe war, die Bauern der Umgegend zu unterweisen und ihnen das neue Evangelium zu predigen. Trotz seines Alters war er ein bewundernswerter Fußgänger; bisweilen wanderte er, den Stock in der Hand, mit seinem Freunde Lanthenas bis Lyon und streute überall am Wege den guten Samen der Freiheit aus. Der würdige Mann glaubte in Bancal eine nützliche Hilfe zu finden. einen neuen Missionar, dessen mildes und salbungsvolles Wort Wunder verrichten würde. Gewohnt, die uneigennützige Dienstfertigkeit des jungen Lanthenas Madame Roland gegenüber zu sehen, kam es ihm nicht entfernt in den Sinn, daß Bancal, der älter und ernster war, etwas anderes als Frieden in sein Haus bringen konnte. Obwohl er seine Frau so innig liebte, hatte er ein wenig vergessen, daß sie Frau war, und erblickte nur den unablässigen Gefährten seiner Arbeit in ihr. Arbeitsam, mäßig, frisch und rein, mit durchsichtiger Hautfarbe, mit festem und hellem Auge, war Frau Roland das beruhigendste Ebenbild von Kraft und Tugend. Ihre Grazie war durchaus weiblich, aber ihr starker Geist, ihr stoisches Herz waren männlicher Art. Wenn man ihre Freunde betrachtet, so könnte man viel eher sagen, daß diese neben ihr Weiber sind; Bancal, Lanthenas, Bosc, Champagneux haben alle ziemlich sanfte Züge. Und das weiblichste Herz von allen vielleicht, die größte Schwäche, besitzt der, den man für den standhaftesten hält, der ernste Roland, der schwach war aus der tiefen Leidenschaft des Greises, der abhing von dem Leben der anderen; das wurde nur allzu deutlich beim Tode.

Die Sachlage wäre, wenn nicht gefährlich, doch wenigstens voll von Kämpfen und Stürmen gewesen. Er war Volmar, der Saint-Preux zu Julie rief; es war das gefährdete Boot an dem Felsen der Meillerie. Einen Schiffbruch hätte es nicht gegeben, nehmen wir an, aber es war vorsichtiger, nicht einzusteigen.

So ungefähr schrieb Frau Roland an Bancal in einem tugendhaften Briefe, der aber gleichzeitig allzu naiv und erregt war. Dieser Brief, der wundervoll unvorsichtig ist, stellt gerade darum ein un-

schätzbares Denkmal für die Reinheit von Frau Roland dar, für ihre Unerfahrenheit, für die Jungfräulichkeit ihres Herzens, die sie immer bewahrte.

Nichts hat mich jemals mehr überrascht und gerührt. Dieser Held war also wirklich ein Weib? Es gab also in der Tat einen Augenblick (der einzige), in dem ihr großer Mut gebeugt war. Der Panzer der Kriegers öffnet sich halb, und man erblickt ein Weib, das verwundete Herz Clorindes.

Bancal hatte an die Rolands einen herzlichen, zärtlichen Brief geschrieben, worin er sich über die geplante Vereinigung äußert: „Sie wird die Würze unseres Lebens bilden, und wir werden unseren Mitmenschen nicht unnütz sein.“ Roland, der damals in Lyon war, schickte den Brief seiner Frau. Sie war allein auf dem Lande; der Sommer war sehr trocken gewesen und die Hitze noch sehr groß, obwohl man schon im Oktober war. Der Donner grollte, und das dauerte mehrere Tage an. Sturm im Himmel und auf der Erde, Sturm der Leidenschaft, Sturm der Revolution. Zweifellos waren große Wirren im Anzug; eine unbekannte Flut von Ereignissen mußte bald die Herzen und die Schicksale umwälzen; in diesen großen Augenblicken der Erwartung glaubt der Mensch gern, daß Gott für ihn donnert.

Kaum las Frau Roland den Brief, als Tränen ihn benetzten. Sie setzte sich an den Tisch, ohne zu wissen, was sie schreiben würde; sie schilderte ihre Verwirrung selbst und verbarg nicht, daß sie weinte. Es war viel mehr als ein zärtliches Geständnis. Aber zu gleicher Zeit zerbrach diese ausgezeichnete und mutige Frau ihre Hoffnung und brachte es fertig, hinzuschreiben: „Nein, ich bin keineswegs sicher, daß Sie glücklich werden, und ich würde mir niemals verzeihen, Ihr Glück gestört zu haben. Ich glaube, daß Sie sich in Verhältnisse begeben, die ich für falsch halte; daß Sie eine Hoffnung hegen, die ich verbieten muß.“ Das übrige ist eine sehr rührende Mischung von Tugend, Leidenschaft und Zweifel; hier und da ein melancholisches Wort und eine unbestimmte, düstere Vorahnung des Geschickes: „Wann werden wir uns wiedersehen? Diese Frage lege ich mir oft vor und wage nicht, sie zu lösen. Aber warum versuchen, die Zukunft zu durchdringen, die die Natur uns hat verbergen wollen? Lassen wir sie also ruhen unter dem dichten Schleier, mit dem sie sie bedeckt, da es uns nicht gegeben ist, sie zu durchdringen; wir haben nur eine Möglichkeit, auf sie einzuwirken, eine große zweifellos: sein Glück vorbereiten durch die weise Ausnutzung der Gegenwart.“ Und weiter: „Nicht vierundzwanzig Stunden in dieser Woche sind vorübergegangen, ohne daß der Donner sich hören ließ. Soeben

hat er noch gegrollt. Ich liebe die Farbe sehr, die das Gewitter der Landschaft verleiht, sie ist erhaben und düster, aber sie würde furchtbar sein, wenn sie nicht noch etwas anderes sein könnte als Schrecken." — Bancal war klug und ehrbar. Sehr betrübt weilte er trotz des Winters in England und blieb lange dort. Darf ich es sagen? Länger vielleicht, als Frau Roland selbst es gern gesehen hätte. Das ist die Inkonsequenz des Herzens, selbst des tugendhaftesten. Wenn man ihre Briefe aufmerksam liest, so zeigen sie ein merkwürdiges Schwanken der Stimmung; sie entfernt sich, sie nähert sich; einmal mißtraut sie sich selbst, und in anderen Augenblicken ist sie ganz gefestigt.

Wer will behaupten, daß sie sich im Februar, auf der Reise nach Paris, wohin Roland die Geschäfte der Stadt Lyon führten, nicht heimlich freute, in die große Zentrale zu kommen, in die Bancal notwendigerweise zurückkehren mußte? Aber gerade Paris gibt ihren Gedanken bald eine ganz andere Richtung. Die Leidenschaft wandelt sich, sie wendet sich ganz den öffentlichen Angelegenheiten zu. Ein sehr interessanter und rührender Vorgang. Nach der großen Begeisterung des Verbrüderungsfestes in Lyon, diesem ergreifenden Schauspiel der Vereinigung eines ganzen Volkes, war ihr persönliches Gefühl schwach und zart geworden. Und jetzt, beim Anblick von Paris, ging dieses Gefühl wieder ganz ins Allgemeine, Bürgerliche und Patriotische; Frau Roland findet sich selbst wieder und liebt nur noch Frankreich.

Wenn es sich um eine andere Frau handelte, würde ich sagen, daß sie durch die Revolution, durch die Republik, durch den Kampf und den Tod vor sich selbst gerettet wurde. Der ernste Charakter ihrer Vereinigung mit Roland wurde vertieft durch ihre gemeinsame Teilnahme an den Ereignissen der Zeit. Diese auf Arbeit gestellte Ehe wurde eine Ehe voll gemeinsamer Kämpfe, Opfer, heroischer Mühen. So behütet gelangte sie, rein und siegreich, zum Schafott, zum Ruhm.

Im Februar 1791 kam sie nach Paris; am Vorabend des ernsten Augenblicks, wo die Frage der Republik verhandelt werden mußte; zwei wirksame Eigenschaften brachte sie mit, die Tugend und die Leidenschaft zugleich. Solange in ihrer Einsamkeit für die großen Ereignisse vom Schicksal aufbewahrt, kam sie an in einer Jugendlichkeit des Geistes, in einer Frische der Ideen, der Gefühle, der Eindrücke, daß sie die ermüdetsten Politiker verjüngen konnte. Die waren schon müde; sie fing erst an zu leben an diesem Tage.

Noch eine andere geheimnisvolle Macht! Diese reine, vom Schicksal wunderbar gehütete Persönlichkeit, kam dennoch gerade an dem

Tage an, wo die Frau Besorgnis erregt, an dem Tage, wo das Pflichtbewußtsein nicht mehr ausreicht, an dem Tage, wo das lange im Zaum gehaltene Herz überfließt. Sie kam an, unbesiegbar in einer unbekannten Triebkraft! Kein Bedenken hielt sie auf; das Glück wollte, daß, da das persönliche Gefühl besiegt oder umgangen war, die Seele sich völlig einem edlen, großen, tugendhaften, ruhmreichen Ziel zuwandte und, da sie nur das Ehrenhafte dabei empfand, mit vollen Segeln auf den neuen Ozean der Revolution und des Vaterlandes hinausfuhr.

Darum war sie in diesem Augenblick unwiderstehlich. So war es ungefähr mit Rousseau, als er, nach seiner unglücklichen Leidenschaft für Frau von Houdetot, auf sich selbst zurückgeworfen, Einkehr hielt und eine ungeheure Glut in sich fand, die unauslöschliche Flamme, an der sich das ganze Jahrhundert entzündete; noch das unsrige fühlt nach hundert Jahren ihre Wärme.

Nichts ist strenger, als der erste Blick der Frau Roland auf Paris. Die Nationalversammlung flößt ihr Schrecken, ihre Freunde Mitleid ein. Sie sitzt auf den Tribünen der Versammlung oder der Jakobiner und durchdringt mit scharfem Auge alle die Charaktere; sie sieht das Falsche, Erbärmliche, Feige, die Komödie der Konstitutionellen, die Schliche, die Unentschiedenheit der Freunde der Freiheit in ihrer ganzen Nacktheit. Sie schont weder Brissot, den sie liebt, den sie jedoch für furchtsam und leichtsinnig hält, noch Condorcet, von dem sie glaubt, er sei doppelzüngig, noch Fauchet, in dem, wie sie sehr wohl bemerkt, „ein Priester steckt". Kaum läßt sie Pétion und Robespierre gelten; man merkt, wie ihre Langsamkeit, ihre Rücksichten ihrer eigenen Ungeduld wenig zusagen. Jung, feurig, stark, streng, fordert sie von allen Rechenschaft, will nichts von Aufschub und Hindernissen hören; sie fordert sie auf, Männer zu sein und zu handeln.

Bei dem traurigen Schauspiel der halb erblickten, erhofften und nach ihrer Ansicht schon verlorenen Freiheit möchte sie nach Lyon zurückkehren, sie vergießt blutige Tränen. „Wir brauchten," sagt sie (am 5. Mai), „eine neue Erhebung, in der wir für Glück oder Freiheit zugrunde gehen; aber ich zweifle, daß noch genug Nachdruck im Volke sitzt. Der Bürgerkrieg selbst, so furchtbar er sein mag, würde die Erneuerung unseres Charakters und unserer Sitten beschleunigen. Man muß zu allem bereit sein, sogar ohne Kummer zu sterben."

Die Generation, an der Frau Roland so leicht verzweifelt, hatte bewundernswerte Gaben, den Glauben an den Fortschritt, den auf-

richtigen Wunsch nach dem Glück der Menschen, die brennende Liebe zur öffentlichen Wohlfahrt; sie hat die Welt durch die Größe ihrer Opfer in Erstaunen gesetzt. Indessen muß man sagen, zu dieser Zeit, wo die Situation noch nicht mit gebieterischer Gewalt herrschte, kündeten sich die Charaktere, die unter dem ancien régime gebildet waren, noch nicht mit diesem männlichen und ernsten Zuge an. Der Mut des Geistes fehlte. Keiner brachte den Mut zum selbständigen Handeln auf; ich nehme Mirabeau nicht aus, trotz seiner ungeheueren Begabung.

Die Männer von damals, das muß auch gesagt werden, hatten schon ungeheuer viel geschrieben, geredet, gestritten. Wieviel Arbeiten, Unterredungen, Ereignisse sind da zusammengedrängt! Wieviel schnelle Reformen! Welch eine Erneuerung der Welt! Das Leben der bedeutenden Männer in der Nationalversammlung, in der Presse war so arbeitsreich gewesen, daß es uns ein Rätsel scheint; zwei Sitzungen in der Versammlung, ebenso ohne Pause wie die Sitzungen der Jakobiner und anderer Klubs, bis elf Uhr oder Mitternacht; dann die Vorbereitung der Reden für den folgenden Tag, die Artikel, die Geschäfte und Intrigen, die Sitzungen der Ausschüsse, der politischen Geheimklubs. Die ungeheure Begeisterung des ersten Augenblicks, die unendliche Hoffnung hatten sie zunächst fähig gemacht, all das zu ertragen. Aber schließlich dauerte die Mühe fort, die unendliche, grenzenlose Arbeit; da lassen sie ein wenig nach. Diese Generation war weder an Geist noch an Kraft mehr unversehrt; so aufrichtig auch ihre Überzeugungen waren, ihr fehlte die Jugend, die Frische des Geistes, der erste Enthusiasmus des Glaubens.

Am 22. Juni, inmitten des allgemeinen Zauderns der Politiker, zögerte allein Frau Roland nicht. Sie schrieb und ließ in die Provinz schreiben, daß, entgegen den schwachen und farblosen Erklärungen der Jakobiner, die Urversammlungen eine allgemeine Einberufung verlangen sollten: „Um durch Ja oder Nein zu entscheiden, ob es am Platze ist, die monarchische Form der Regierung beizubehalten.“ Sie beweist am 24. sehr gut, daß jede Regentschaft unmöglich ist, daß man Ludwig XVI. absetzen muß.

Alle oder fast alle scheuten zurück, zögerten, waren noch unschlüssig. Sie erwogen ihre Interessen, warteten einer auf den andern, stellten ihre Zahl fest. „Wir waren nicht ein Dutzend Republikaner im Jahre 1789“, sagt Camille Desmoulins. Sie hatten sich im Jahre 1791 vervielfacht, dank der Reise von Varennes, und ungeheuer war die Zahl derer, die Republikaner waren, ohne es zu wissen; man mußte es ihnen erst selbst beweisen. Die allein berech-

neten die Sache gut, die nicht berechnen wollten. An der Spitze dieser Vorhut schritt Frau Roland; sie warf das goldene Schwert in die schwankende Waage, ihren Mut und die Idee des Rechtes [44*]).

Zwölftes Kapitel

Verhör des Königs — Erste republikanische Handlungen (26. Juni—14. Juli 1791)

Man nimmt die Erklärungen des Königs und der Königin entgegen, 26. und 27. Juni. — Herausforderung Bouillés, 29. Juni. — Republikanischer Anschlag Paynes und anderer Freunde Condorcets, 1. Juli. — Orleanistische Umtriebe. — Maßregeln der Versammlung. — Die Jakobiner. Pétion gegen den König, 8. Juli; Brissot gegen den König, 13. Juli. — Die Ausschüsse der Versammlung für den König, 13. Juli. — Bewegung unter den Cordeliers und den Brudergesellschaften. — Ränke der Führer der Nationalversammlung, 14. Juli. — Wachsende Unruhe in der Woche vom 10. zum 17. Juli. — Triumph Voltaires und andere Feste.

Wir kennen jetzt die Hauptspieler, die privaten und öffentlichen Einflüsse; verfolgen wir jetzt den Gang der Ereignisse.

Es ist nicht schwer, die Bewegungen der öffentlichen Meinung in diesen stürmischen Tagen zu verfolgen, die mehr oder weniger lebhaften Schwingungen des öffentlichen Geistes, das unruhige Pochen von Frankreichs Herzen.

Im ersten Augenblick, am 21. Juni, atmet man auf trotz des großen Unwillens. „Nun ist das große Hemmnis fort!"

[44*]) Lamartine (Geschichte der Girondisten) entwirft folgendes Bild von Frau Roland: „Die glühende und reine Seele einer Frau war würdig, der Mittelpunkt zu werden, in dem alle Strahlen der neuen Wahrheit zusammenliefen, um sich an ihres Herzens Wärme zu befruchten und den Scheiterhaufen der alten Institutionen zu entzünden. Die Männer haben den Genius der Wahrheit, nur die Frauen besitzen der Wahrheit Leidenschaft. Jede Schöpfung bedarf der Liebe; die Wahrheit, scheint es, hat zwei Geschlechter wie die Natur. Am Anfang aller großen Ereignisse steht ein Weib, auch am Anfang der Revolution. Man kann sagen, daß die Philosophie dieses Weib in Frau Roland fand . . . Brissot, Pétion, Buzot, Robespierre kamen überein, sich viermal wöchentlich des Abends im Salon der Frau Roland zusammenzufinden. So sah sich Frau Roland gleich in den ersten Tagen mitten in die Bewegung geworfen. Ihre unsichtbare Hand berührte die ersten Fäden des noch verworrenen Gewebes, aus dem die größten Ereignisse sich entwickeln sollten. Diese Rolle — die einzige, die ihr Geschlecht ihr gestattete — schmeichelte zugleich ihrem weiblichen Stolz und ihrer politischen Leidenschaft. Wie bei der Verschwörung der Harmodius war es eine Frau, die die Fackel hielt, um den Verschwörern zu leuchten."

Anmerkung des Herausgebers.

Dann, am 25. abends, kommt das Hemmnis zurück, gefangen und gedemütigt, vom Throne herab tiefer gesunken als der geringste Untertan. Tiefes Schweigen empfängt ihn, Schweigen des Zornes und des Vorwurfs, Schweigen auch des Mitleids, das die Herzen ergreift, ihnen selbst unbewußt.

Doch schließlich gewinnen Mißtrauen und Zorn die Oberhand über das Mitleid, als die Füchse in der Versammlung versuchen, das Verbrechen und den Verbrecher hinwegzuleugnen (so daß nur der König übrig bleiben würde in blütenweißer Unschuld), als sie versuchen, die Geschichte auszulöschen, Varennes auszustreichen und durch einen ohnmächtigen Kniff das Wunder zu vollbringen, das Gott selbst nicht zustande brächte: Tatsachen ungeschehen zu machen.

Beobachten wir sie am Werke.

Am 26. stellen die Ausschüsse für Verfassung und für Strafgesetzgebung durch Duport den Antrag: „Die Begleiter des Königs sollen durch die ordentlichen Richter verhört werden, dagegen sollen vom König und von der Königin durch drei Kommissare der Nationalversammlung Erklärungen entgegengenommen werden."

Als jemand verlangte, daß diese Untersuchung vor dem höchsten Gerichtshof in Orleans geschähe, antwortete Duport, es sei nur eine erste Belehrung.

„Wenn es eine Information ist," meinten Robespierre, Bouchotte und Buzot, „so könnt ihr sie nicht trennen, sie ist nur eine und kann nicht durch verschiedene Behörden geschehen. Der König ist nur ein Bürger, ein Beamter, als solcher verantwortlich und dem Gesetz unterworfen."

Da geriet Duport in die Irrwege der alten Überlieferungen und erklärte, der König sei kein Bürger, sondern eine der Gewalten des Staates. Ungeschickt fügte er hinzu: „Es ist kein unmittelbar gegen den König gerichtetes Verfahren; unsere Klugheit verlangt, nicht in die Zukunft zu forschen . . . Es handelt sich noch nicht um eine Kriminalklage, sondern um eine politische Handlung der Versammlung gegen den König . . ."

Darüber entrüstete sich Malouet und verdarb die Sache noch mehr. Die Juristen und Anwälte kamen ihm zu Hilfe, ließen Duports Formel, die allzu schwer zu verteidigen war, auf sich beruhen und wanden sich hin und her. Chabroud und d'André sagten, es käme überhaupt nichts Juristisches in Frage, weder eine Klage noch ein Verfahren; es handele sich einfach darum, „Auskünfte" zu erhalten.

Auf diesem neuen Boden rollte ihnen der scharfsinnige Barrère einen Stein des Anstoßes vor die Füße: „Ob man es Klage nennt oder nicht, ist gänzlich unwichtig. Es hat eine Entführung stattge-

funden, und das Opfer der Entführung kann sehr wohl durch die ordentlichen Richter gehört werden."

Aber Tronchet trat dazwischen, und mit seiner überlegenen und anerkannten Autorität schloß er die Erörterung mit dem Stichwort „Auskünfte". Die Versammlung ernannte Kommissare: zuerst Tronchet, mit großer Mehrheit, weil er den Faden abgeschnitten hatte; dann d'André, der den Knoten entwirrt hatte; schließlich Duport, obwohl er weniger scharfsinnig und listig gewesen war.

Gegen sieben Uhr abends begaben sich die drei zum König, um die Komödie des Verhörs zu spielen, um mit großem Ernst aus seinem Munde die Erklärung entgegenzunehmen, die sie zweifellos mit Barnave und Lameth in allen Einzelheiten verabredet hatten. — Diese Erklärung war sehr geschickt, hatte aber einen schweren Fehler: sie stand in allzu krassem Widerspruch zu dem feierlichen Protest, den der König bei seiner Abreise hinterlassen hatte. Die Sorge um seine eigene Sicherheit, und der Wunsch, seine Familie in Sicherheit zu bringen, hatten ihn zur Abreise bestimmt; er war abgereist, um wiederzukehren; er hatte keinerlei Verbindungen mit den fremden Mächten, keine mit den Emigranten unterhalten. Wenn er sich in die Nähe der Grenze begeben hatte, so war es geschehen, um den etwaigen Invasionen des Auslands besser Widerstand leisten zu können. Die Reise war ungemein belehrend und aufklärend für ihn gewesen: er wußte nun, daß die allgemeine Ansicht auf seiten der Verfassung war und kam bekehrt zurück.

Es machte der Geschicklichkeit der Redakteure wenig Ehre und überschritt jedes Maß, daß man den König sagen ließ: „Da er gesehen habe, daß man ihn gefangen glaubte, und daß diese Meinung der Anlaß zu Unruhen werden konnte, so habe er diese Reise für ein ausgezeichnetes Mittel gehalten, die Öffentlichkeit eines besseren zu belehren und seine Freiheit zu beweisen."

Das klang wie Hohn und wurde sehr übel aufgenommen. Und einen ebenso schlechten Eindruck machte es, daß die Königin, statt eine Antwort zu geben, den Kommissaren der Nationalversammlung sagen ließ, „sie sei im Bade", und sie müßten wiederkommen. So ließ sie sich noch eine weitere Nacht Zeit, um ihre Erklärung zurechtzulegen. Sie war vierundzwanzig Stunden vorher angekommen und wählte zum Bade den Augenblick, da die Nation in Person der Abgesandten vor der Türe stand und wartete; sie ließ die Nation warten und betonte damit, was der König selbst ausgesprochen hatte: „man solle wohl beachten, daß es sich um kein Verhör handele." Es war eine freiwillige Unterredung, eine Audienz, welche die Königin gnädig gewährte. „Der König wünschte abzureisen, nichts

hätte mich verhindern können, ihm zu folgen. Und was mich dazu bestimmte, das war die feste Gewißheit, daß er das Königreich nicht verlassen wollte.“ Die drei verneigten sich tief und entfernten sich beruhigt.

Das Volk war es nicht. Es fühlte sich schwer gekränkt, daß man es mit einer so dreisten Komödie zu täuschen suchte. Die Royalisten waren nicht weniger aufgebracht als die anderen, den König und die Königin in den Händen der Konstitutionellen zu sehen. Sie beklagten zwar die Gefangennahme des Königs, die allgemeine Widersetzlichkeit, verfuhren aber selbst, als ob es keinen König gäbe, sie handelten, ohne seine Wünsche oder seine Ermächtigung einzuholen. Die Hitzköpfe der Partei, d'Eprémesnil, ein Narr, und Montlosier, jung, feurig, voll blinder Biederkeit, verfaßten einen heftigen Protest gegen die Absetzung des Königs und erklärten, sie billigten nicht mehr die Maßnahmen der Versammlung. Die Erklärung wurde von zweihundertundneunzig Abgeordneten unterzeichnet. Malouet widersetzte sich vergeblich diesem unsinnigen Akt, der die Royalisten gerade jetzt in der Nationalversammlung außer Tätigkeit setzte, als diese Versammlung daran arbeitete, die Stellung des Königs zu festigen. Gewiß waren hier Leidenschaft und Unbesonnenheit im Spiel, sehr wahrscheinlich aber auch eine eifersüchtige Wut, weil der König dem Rate jener Leute folgte, die bislang gegen die Royalisten gekämpft hatten.

Blindlings rannten die Royalisten auf den Abgrund zu und rissen den König mit sich fort. Bouillé, der ritterliche und ergebene, versetzte ihm noch einen fürchterlichen Schlag. In einem äußerst beleidigenden und lächerlichen Brief erklärte er der Versammlung: „Wenn man dem König auch nur ein Haar krümme, so werde er, Bouillé, alle fremden Armeen herbeiholen, damit in Paris kein Stein auf dem anderen bleibe. (Endloses Gelächter.) Bouillé allein ist verantwortlich; der König hat nur die gerechte Rache der Könige hinauszögern, sich zum Vermittler machen wollen zwischen diesen und seinem Volk. Dann wäre die Herrschaft der Vernunft wieder eingesetzt worden, beim Schein der Freiheitsfackel . . .“ Er schloß seinen Brief mit der Drohung an die Abgeordneten: „Ihre Züchtigung werde als warnendes Beispiel dienen, er habe zuerst Mitleid mit ihnen gehabt, aber . . ., usw.“

Für die Anhänger der Republik war dieser Brief von unschätzbarem Wert. Eine förmliche Beleidigung der Nation, Frankreich von den Royalisten der Handschuh hingeworfen, das war alles, was sie nur wünschen konnten. Unverzüglich wurde am folgenden Morgen, dem 1. Juli, am Eingangstor zu der Versammlung ein öffent-

licher Anschlag ausgehängt. In kühnen, einfachen und klaren Worten verkündete er das Erscheinen der Zeitung „Le Républicain“, die von einer republikanischen Vereinigung herausgegeben werden sollte. Das kurze Schriftstück erschöpfte die ganze Lage; hier ist sie — in zwei Zeilen: „Wir haben nun die Erfahrung gemacht, daß die Abwesenheit des Königs wertvoller für uns ist, als seine Gegenwart. — Er ist desertiert, hat abgedankt. — Dem Meineidigen, dem Flüchtling kann die Nation nie wieder Vertrauen schenken. — Ob diese Flucht nun seinem eigenen Plan entspringt oder dem anderer, ist gleichgültig. Verräter oder Dummkopf, unwürdig ist er jedenfalls. Wir sind befreit von ihm und er von uns; er ist ein Mensch wie jeder andere, der Herr Ludwig von Bourbon. Seine Sicherheit steht außer Frage, Frankreich entehrt sich nicht. — Das Königtum ist erledigt. Was ist das für ein Amt, das nur dem Zufall der Geburt entspringt, das von einem Idioten verwaltet werden kann? Ist es nicht etwas sehr Geringes, ein Nichts?“

Dieses Schriftstück entstammte dem Kreise Condorcet, ebenso das Pamphlet vom „jungen Mechaniker“, das etwa gleichzeitig erschien. Beide vertraten die allgemeine Ansicht dieser Gesellschaft kühner Theoretiker. Condorcet selbst hatte nur zu dem weniger unverfänglichen Pamphlet die Feder geführt; die Bekanntmachung aber wurde, zunächst englisch, von einem Ausländer, Thomas Payne, verfaßt, der die Verantwortung für eine so schwerwiegende Handlung weniger zu fürchten hatte. Sie wurde von einem unserer jungen Offiziere übersetzt, der den Krieg in Amerika mitgemacht hatte; er war es auch, der sie an der Türe zur Versammlung anschlug und sie mit „Du Châtelet“ unterzeichnete.

Payne hatte damals in Paris zwei Dinge, die man hier oft beisammen findet: das Ansehen und den Zulauf. Er war der König der Salons. Die bedeutendsten Männer, die hübschesten Frauen machten ihm den Hof, sammelten seine Aussprüche, bemühten sich, sie zu verstehen. Er war ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren; er hatte alle Berufe hinter sich, war Fabrikant, Schulmeister, Zollbeamter, Matrose, Journalist gewesen. Er hatte nicht weniger als drei Vaterländer, England, Amerika und Frankreich; in Wahrheit hatte er nur eines, das Recht, die Gerechtigkeit. Als unwandelbarer Bürger des Rechtes begab er sich, als er auf der einen Seite des Ozeans die Ungerechtigkeit am Ruder sah, hinüber zur anderen. Frankreich wird diesem seinem Adoptivsohn ein gutes Andenken bewahren. Er hatte für Amerika sein Buch vom „Sens commun“ geschrieben, das Brevier des Republikaners; und für Frankreich schrieb er „Les Droits de l'homme“, um unser Land für das Buch

Burkes zu rächen. In London sinnbildlich verbrannt, wurde er vom Konvent zum französischen Bürger ernannt und zu dessen Mitglied gewählt. Payne erschien streng und fanatisch. Es war eine große Überraschung, als er am 21. Januar dem Konvent die Erklärung abgeben ließ, daß er nicht für den Tod stimmen könne. Das wäre beinahe sein eigener gewesen. Er wurde ins Gefängnis geworfen, und da er sich sagte, er habe keine Zeit zu verlieren, schrieb er: „l'Age de raison", ein Buch für Gott und gegen alle Religionen. Am 9. Thermidor der Freiheit zurückgegeben, blieb er zunächst in Frankreich, aber er konnte das Frankreich eines Bonaparte nicht ertragen und ging nach Amerika, um dort zu sterben.

Kommen wir auf seine Bekanntmachung zurück. Malouet sieht sie am Morgen, liest sie und gerät außer sich. Bestürzt tritt er ein und fordert, daß man die Verfasser festnimmt. „Verlesen wir vor allem den Anschlag," sagt Pétion kalt. Chabroud und Chapelier, die den Eindruck fürchten, wie auch, daß die Vorlesung den Beifall der Tribünen finden könnte, weisen auf die Pressefreiheit hin, sagen ferner, dieses Werk eines Verrückten müsse man mit Verachtung strafen und zur Tagesordnung übergehen.

Die Versammlung tat in der Tat gleichgültig und nimmt ruhig die Arbeiten am Strafgesetzbuch wieder auf. Aber sie ist gewarnt.

Auch die Partei Orleans begriff nach dieser peinlichen Kundmachung besser, daß man angesichts der jungen, aber schon so kühnen republikanischen Partei wenn möglich sogleich die Regentschaft errichten müsse; daß ihrer Annahme später nur immer mehr Schwierigkeiten erwachsen würden. Schwer war es, die Sache einzuleiten: zunächst wirft man in einer Zeitung zweiten Ranges ein paar Worte hin. Darauf folgt die gut gespielte Verwunderung des Prinzen. Er schreibt, lehnt großherzig ab, was keiner ihm anbietet. Und währenddessen läßt er sich zum Mitglied der Jakobiner wählen, setzt sich in Szene. Einer von ihnen gibt Feuer, ohne den Befehl abzuwarten und stellt die Frage auf, ob der Prinz nicht selbstverständlich im Regentschaftsrat den Vorsitz führen wolle. Am 1. Juli geht Laclos noch weiter, er verlangt einen Regenten und tritt für die Entthronung ein. Am 3. beweist Réal, daß der Herzog der rechtmäßige „Beschützer" des Dauphin sei. Am 4. möchte Laclos, daß man das Dekret über die Regentschaft neu in Druck gebe und verteile. Die nicht orleanistische Masse der Jakobiner schlägt den Vorschlag nieder. Laclos läßt sich nicht entmutigen; in seinem Blatt beweist er lang und gewichtig, daß eine neue Gewalt geschaffen werden müsse, — ein Protektor? Nein, Cromwell hat das Wort unmöglich gemacht. wohl aber ein „Regierer".



Brissot. *Antoine Laurent Lavoisier.*

Nach den Schabkunstblättern von Levachez.

In der Presse beginnt ein großer Wortstreit über diesen Gegenstand, zwei philosophische Duelle finden zwischen Laclos und Brissot über die Frage des Königtums und zwischen Sieyès und Thomas Payne statt. Dieser fordert Sieyès heraus, auf jede nur denkbare Waffe, gönnt ihm jeden Vorteil, beansprucht selbst nur fünfzig Seiten und gestattet ihm einen ganzen Band, macht sich anheischig, nachzuweisen, daß die Monarchie nichts weiter ist, als „ein Mangel an System". Sieyès lehnte den Zweikampf mit unverhohlener Verachtung ab. Er glaubte das nicht nötig zu haben.

Die Nationalversammlung sah den Zwist herannahen und bereitete sich darauf vor. Entschlossen, das Königtum wieder einzusetzen, ergriff sie dreierlei Maßnahmen.

Zuerst nimmt sie scheinbar eine revolutionäre Haltung an; sie trifft Verordnungen zur Erleichterung der Teilung und Wiederteilung der Nationalgüter. Sie bedroht die Emigranten; wehe ihnen, wenn sie nicht innerhalb drei Monaten zurückkehren! . . . Die Strafe jedoch ist gering und lächerlich; ihre Güter werden dreifach besteuert.

Die Versammlung entwickelt ferner ein unerwartetes Wohlwollen für die Armen; sie sorgt für kleine Assignate, „um den Arbeitern die Zahlung zu erleichtern". Sie bewilligt mehrere Millionen für die Krankenhäuser; sie läßt sich den Gemeinderat von Paris kommen, befiehlt ihm, Unterstützungen zu verteilen, städtische Arbeiten in Angriff zu nehmen, den fremden Arbeitern das Verlassen der Stadt zu erleichtern.

Gleichzeitig werden im Eiltempo Polizeigesetze gelesen und angenommen, Gesetze, die unter der schlichten Bezeichnung „Gemeindepolizei" die wichtigsten Fragen behandeln; ein Paragraph zum Beispiel verbietet den Klubs sich zu versammeln, sofern sie nicht den Versammlungstag vorher anmelden. Die Bewohner eines jeden Hauses sind gehalten, Namen, Alter und Beruf anzugeben, usw. Strenge Strafen stehen auf Tätlichkeiten, auf Äußerungen sogar; Verleumdungen können mit zwei Jahren Gefängnis geahndet werden.

Über alles das wurde sehr eilig abgestimmt, fast ohne Aussprache. Die ehemals so langen öffentlichen Sitzungen waren ganz kurz geworden; gegen drei oder vier Uhr war alles zu Ende; und um diese kurzen Sitzungen überhaupt auszufüllen, griff man zu Beratungen, die der großen Frage völlig fern lagen: man sprach über Krieg, Verwaltung, Finanzen. Die unruhige, erwartungsvolle Menge auf den Tribünen sah und begriff nichts; ereignishungrig zogen die Leute wieder ab. Die ganze Gewalt der politischen Fragen spielte sich im Halbdunkel der Ausschüsse ab. Barnave gibt in seinen Memoiren zu, daß er ganz darin aufging. Der Gesetzgebungs-, der Verfassungs-,

der Untersuchungs-, der diplomatische Ausschuß usw., arbeiteten alle im gleichen Sinne; sie bildeten die wahre Versammlung. Hier wurde der Stoff zu der großen Erörterung über die Unverletzlichkeit des Königs verarbeitet, die man aber nicht heimlich im Keim ersticken konnte, sondern alsbald im vollen Tageslicht erörtern mußte; mit um so peinlicherer Sorgfalt bereitete man sich vor, einigte sich von vornherein über strittige Punkte, verteilte die Rollen.

Es tat der schönen Einigkeit Abbruch, daß Pétion, Mitglied des Gesetzgebungsausschusses war. Am 8. brachte er diese heikle Frage vor die Jakobiner, behandelte sie wie etwas ganz Gewöhnliches, mit roher Klarheit; er unterschied zwischen der politischen Unverletzlichkeit des Königs bei Handlungen, für welche die Minister verantwortlich sind, und jener Unverletzlichkeit, die man nun auf seine persönlichen Maßnahmen ausdehnen wollte. Über die Gefahr einer Absetzung des Königs und eines Kampfes gegen die fremden Könige sagte er: „Wenn diese kämpfen wollen, dann wird ihre Lust dazu sich steigern, wenn der König wieder eingesetzt ist, wenn sie sehen, wie man die Macht Frankreichs, die gegen sie im Kampfe gestanden hätte, in die Hände ihres Freundes zurücklegt.“

Gewiß, das war klar. Diese Offenheit gab der Minderzahl der Jakobiner, die gegen den König war, neue Kraft. Die Presse fühlte sich ermutigt. Der bislang so vorsichtige Brissot, dessen verdächtiges Zögern von Camille Desmoulins, von Frau Roland und manchen anderen bereits gebrandmarkt worden war, Brissot flammte auf, verbrannte die Brücken hinter sich, kam zu den Jakobinern, behandelte dieselbe Frage, aber mit verblüffender Ausführlichkeit, Klarheit und Gewalt; er riß die ganze Gesellschaft, die für gewöhnlich seine Auffassung nicht teilte und ihn überdies wenig liebte, mit sich fort.

Zunächst erklärte er, sich innerhalb der von Pétion gezogenen Grenzen bewegen und lediglich prüfen zu wollen: ob der König abgeurteilt werden dürfe und könne, die Frage aber, welche Regierungsform im Falle einer Absetzung als Ersatz zu wählen sei, wolle er vertagen.

Er wußte sich geschickt den Bedenken der Jakobiner, ja selbst dem Namen ihrer Gesellschaft (Freunde der Verfassung) anzupassen: „Wir sind alle einer Meinung,“ sagte Brissot; „wir wollen die Verfassung. Die unklare Bezeichnung ‚Republikaner‘ hat hier nichts zu sagen. Was fürchten die Gegner dieses Wortes? Die Anarchie —; und die sogenannten Republikaner fürchten sie ebenso. Die einen wie die andern bewegen sowohl den Aufruhr, wie er für die Demokratien des Altertums bezeichnend ist, als auch eine Spal-

tung Frankreichs in verbündete Einzelrepubliken; sie wollen alle beide die Einigkeit des Vaterlandes." Nach diesen beruhigenden Worten und ohne sich über den Sinn des Wortes „Republik" weiter auszulassen, kommt er zu der Frage: „Soll der König abgeurteilt werden?" Seine Beweisführung, wie auch die Pétions und der späteren Redner, Robespierre, Grégoire und anderer, hätte Kraft, wenn sie alle frei heraus erklärten, daß sie das Königtum als eine barbarische Einrichtung verwerfen, als eine unmögliche Religion; sie ist aber kraftlos, weil man zögert, zurückweicht, das eigene Prinzip nicht bis zu Ende verfolgt, den Schluß nicht zu ziehen wagt, der sich in ihren Worten birgt.

Im zweiten Teil seiner Rede, da, wo er untersucht, wie Europa sich zu einer Verurteilung des Königs stellen würde, ist Brissot ganz er selbst und von ganz anderer Gewalt. Hier ist er Revolutionär von reinstem Wasser, von geradezu bemerkenswerter Freiheit und Sicherheit; er liefert den Beweis ausgedehntester Kenntnisse; er ist voller Sachlichkeit und Tatsachen; und alles das bringt er in einem hinreißenden Vortrag zur Kenntnis. Er entwirft lebendige Porträts der europäischen Mächte, der Könige und Völker, stellt sie alle als schwach hin, mit einer Ausnahme: Frankreich. Frankreich hat nichts zu fürchten, und an den andern ist es, zu zittern. Wenn die Könige Europas ihre Interessen recht begreifen, dann mögen sie sich hüten, uns anzugreifen; sie mögen lieber beiseite gehen, sich für sich halten . . . sie mögen versuchen, das Joch zu lindern, und so die Augen ihres Volkes von der französischen Verfassung und dem Anblick der Freiheit abzulenken!

Ein Schauer ging durch die Versammlung, der glühende Atem der Gironde, den man zum ersten Male spürte. „Das war kein Beifallsklatschen," sagt Frau Roland, die dabei war, „man schrie, man war hingerissen. Dreimal erhob sich die begeisterte Versammlung wie ein Mann und reckte in unbeschreiblicher Verzückung die Arme, schwenkte die Hüte. Ewige Schmach dem, der diese große Bewegung geteilt oder nachempfunden hat und dennoch seine Fesseln wieder auf sich nehmen könnte!"

Wie berechtigt diese Begeisterung auch sein mochte, die glänzende Rede Brissots, wie die Pétions und alle anderen gleichen Sinnes, hatte in einem Punkt gefehlt. Sie setzte voraus, man könne zwei unmittelbar zusammengehörige Fragen trennen, nämlich die des Prozesses gegen den König und die der zum Ersatz bestimmten Regierungsform. Brissot schien an eine Möglichkeit zu glauben, an die er im Ernst gewiß nicht glauben konnte: daß man den König treffen könne, ohne gleichzeitig das Königtum zu treffen; daß diese

Institution, die in der Aburteilung des Mannes mit verurteilt wird, und deren wesentliche Mängel dabei untersucht und ans Licht gezogen würden, diese Prüfung überleben könne. Das war ein Mangel an Kühnheit und Freimut, ein Rest von Zaghaftigkeit, den man in den Reden der bedeutendsten Führer der öffentlichen Meinung wiederfindet, so in der Rede Condorcets im „Cercle social" und in der Robespierres bei den Jakobinern.

Am 13. endlich stellt sich die Versammlung der verfänglichen Frage; die Tribünen sind vorsorglich mit sicheren Leuten gefüllt, die man mit besonderen Eintrittskarten vorher hereingelassen hat; die Straßen wimmeln von aufgeregten Royalisten, von Edelleuten, die das Volk „Ritter vom Dolch" zu nennen pflegte. Auf den Vorschlag eines Mitgliedes werden die Tuilerien geschlossen.

Der feierliche Bericht, der über das Schicksal der Monarchie entscheiden sollte und der im Namen von fünf Ausschüssen erfolgte, wurde von einem Herrn Muguet erstattet, einem unbekannten Abgeordneten aus dem Kreise der Lameth. Nichts von Scharfsinn oder Politik, das Plädoyer eines Anwalts, der sich genau an seinen Gegenstand hält. Erstens: die Flucht des Königs ist ein Fall, der in der Verfassung nicht vorgesehen ist; es gibt nichts Schriftliches darüber; zweitens: seine Unverletzlichkeit aber steht fest, sie ist in der Verfassung niedergelegt. Und nachdem der Bericht so ein Mittel gefunden hat, den großen Schuldigen freizusprechen, hält er sich an den kleinen schadlos, an den gehorsamen Dienern. Man braucht einen Hauptschuldigen, das soll Bouillé sein; die anderen sind seine Komplizen: Fersen, Frau von Tourzel, die Boten, die Dienerschaft. Vergebens ersuchte Robespierre um Verteilung der Anklageschrift, um Vertagung der Unterredung. Man lehnte trocken ab. Die ganze Versammlung war sichtlich eins darin, weiterzukommen, abzukürzen; der Boden brannte ihr unter den Füßen; sie hatte es eilig, abzustimmen — und für den König abzustimmen.

Am Abend, bei den Jakobinern, war Robespierre so vorsichtig, kundzutun, daß man ihn mit Unrecht republikanischer Grundsätze zeihe; „‚Republik' und ‚Monarchie' seien nach dem Urteil vieler Leute nur Worte ohne Sinn . . . Er sei weder Republikaner noch Monarchist . . . man kann unter einem Monarchen wie unter einem Senat ein freier Mann sein," usw.

Die Cordeliers Danton und Legendre, die diesen Abend zu den Jakobinern gekommen waren, hielten sich nicht in solchem Halbdunkel; sie rührten an den Kern der Sache. Danton fragte, wie die Versammlung es wagen könne, ein Urteil auszusprechen, das vielleicht von der Nation berichtigt werden würde. Legendre griff den

König heftig an, beschönigte nichts; er bedrohte die Ausschüsse: „Wenn diese die Menge erblicken würde," sagte er, „so kämen sie schnell zur Vernunft; sie würden einsehen, daß ich nur ihr Bestes will, wenn ich rede."

Da haben wir das erste Wort des „Schreckens" bei den Jakobinern. Viele Konstitutionelle verlassen gekränkt den Saal. An ihre Stelle treten Abordnungen des Volkes, die „Société Fraternelle des Halles", die „Société des Deux sexes", die unter dem Saal der Jacobiner tagten, sie bringen Adressen. Ein junger Chirurg, ein bekannter Schreier, liest auf der Rednertribüne einen Brief vor, den er im Namen von dreihundert Personen im Palais-Royal niedergeschrieben hat. Begeistert erhebt sich ein Bischof und Abgeordneter und schwört auf der Tribüne, auch seinerseits das Verhalten der Ausschüsse bekämpfen zu wollen. Der Bischof und der Chirurg sinken einander in die Arme . . .

Am nämlichen Abend indessen wurde am anderen Ende von Paris, drunten im Marais bei den Minimen, von einer aus Männern und Frauen bestehenden Brudergesellschaft, einem Zweigverein der Cordeliers, eine andere Adresse verfaßt, die sich kühn und drohend gegen die Versammlung wendet, eine Eingabe, die ersichtlich auf Dantons Anschauungen fußt. Sie war unterschrieben: „Das Volk". Tallien, der Schriftführer, war ein ganz junger Anwaltsschreiber, ein Mann Dantons und sein schlechter Nachäffer. Die stürmische Redeweise Talliens, seine scheinbare Energie gefielen den Männern sehr, und die Frauen glaubten gern an einen Redner von zwanzig Jahren.

Am 14. gab es in der Versammlung zwei bemerkenswerte Reden von Duport und von Robespierre. Duport wurde sogar von den Tribünen in ernstem Schweigen angehört. Robespierre wußte einem so vielfach durchgesprochenen Thema geschickt neue Seiten abzugewinnen. Mit bitterer Sanftmut trat er für Menschlichkeit ein, nannte es eine feige und grausame Ungerechtigkeit, nur die Schwachen zu strafen, und sagte, er wolle sich lieber zum Anwalt aufwerfen für Bouillé und Fersen. Alles das war für die Tribünen und die Außenstehenden gesagt.

Die Versammlung nahm in diesem Sinne alle Worte hin, ohne viel darauf zu achten. Die Konstitutionellen, die fühlten, daß die Versammlung ganz auf ihrer Seite war, warteten auf die Gelegenheit, sie irgendwie bloßzustellen und in ihrem Urteil festzulegen. Prieur de la Marne versuchte, sie mit der Frage in Verwirrung zu bringen, was sie täten, wenn die Versammlung den König außer Verfolgung setze und man verlangen werde, daß er seine volle Macht

wiedererhielte . . . Hier setzte Desmeuniers mit dreistem Mute ein, um die Versammlung für den König zu gewinnen. Er wußte in der Sprache der Jakobiner einen geschickten Royalismus vorzubringen, redete gegen die unbedingte Unverletzlichkeit des Königs und sagte: Gewiß habe die verfassunggebende Körperschaft das Recht gehabt, die königliche Gewalt zu suspendieren, und diese Maßnahme sei nicht eher aufzuheben, als bis die Verfassung fertig sei. — D'André, ein zweiter Tartüff, urteilte im gleichen Sinne, verfuhr streng mit dem Königtum — streng in Worten, damit die irregeleitete Menge die Pille leichter schlucke. — Darauf fuhr Desmeuniers mit großer Natürlichkeit fort: „Da man mich ersucht (kein Mensch hatte ersucht), meine Erklärung in einen Beschluß zusammenzufassen, so bringe ich hier den Entwurf dazu: 1. Die Suspension währt so lange, bis der König die Verfassung annimmt; 2. Nimmt er sie nicht an, so erklärt die Versammlung den König für abgesetzt."

Grégoire aber sagte grob: „Ihr könnt beruhigt sein, er wird annehmen und geloben so viel ihr wollt." — Und Robespierre: „Ein solcher Beschluß würde im voraus seine Aburteilung unmöglich machen . . ." — Die Füchse, die sich so öffentlich in flagranti ertappt sahen, wagten vorläufig nicht, die Sache weiter zu treiben. Die Versammlung schritt nicht zur Abstimmung.

Aus Rache weigerte sie sich, die mit „Das Volk" unterzeichnete Eingabe anzuhören. Barnave bestand tapfer darauf, daß sie am nächsten Morgen verlesen werde, und fügte die drohenden Worte hinzu, die genugsam zeigten, daß man sich stark fühlte: „Lassen wir uns nicht durch eine künstlich erzeugte Stimmung beeinflussen . . . Das Gesetz braucht nur sein Signal zu geben, so werden die guten Bürger sich um dies Zeichen scharen." Das Wort, dem man damals nur ganz allgemeine Bedeutung beimaß, wurde besser begriffen, als am folgenden Sonntag die Obrigkeit zum Signal die rote Fahne hißte.

Die Aufregung in Paris wuchs. Der Zufall hatte es gewollt, daß vom Sonntag zum Sonntag, vom 10. zum 17., die Bevölkerung aus verschiedenen Gründen immer unterwegs, immer in Unruhe war. Wer diese Stadt kennt, weiß gut, daß solche endlosen Aufregungen sich immer mehr steigern und unfehlbar zur Explosion neigen. Am Sonntag, dem 10., begleitete die Menge den feierlichen Trauerzug Voltaires; das schlechte Wetter aber verhinderte den Umzug durch Paris; an der Barriere Charenton nahm die Sache ein Ende. Die Feierlichkeit fand erst am Montag statt, bei sehr großem Volksandrang. Am Quai Voltaire, vor dem Hause, in dem der große Mann gestorben war, machte man halt; man sang im Chor Loblieder auf ihn; die Familie der Calas, seine Adoptivtochter, Frau von Villettes,

kamen mit Tränen in den Augen, um den Sarg zu bekränzen. Viele aus dieser bewegten Menge erhoben die Blicke zu den gegenüberliegenden Tuilerien, zum Pavillon der Flora, der düster, stumm und geschlossen dem Feste Feind zu sein schien, und der Fanatismus wandte sich gegen das Königtum. Das war nicht ohne Grund. Man erfuhr aus einem in der Versammlung verlesenen Bericht, daß in mehreren Provinzen die Geistlichen abends die Bevölkerung um sich scharten, das „Miserere“ für den König singen ließen und zum Bürgerkriege drängten.

Voltaire wird im Pantheon beigesetzt. Doch am folgenden Tage, dem 13., ist wieder eine Feier; die Revolution selbst wird in Notre Dame in einem Weihespiel vorgeführt, die Einnahme der Bastille, mit großem Chor, großem Orchester. Am 14. — ohne daß es eine Pause gäbe — ruft der berühmte Jahrestag das Volk zur Bastille; von hier begeben sich die konstituierten Körperschaften über die Boulevards zum Marsfeld; der Bischof von Paris hält dort am Altar des Vaterlandes die Messe ab. Das Wetter ist herrlich, die Menge drängt sich in den Straßen, abends ist Paris feierlich erleuchtet, und die Aufregung bemächtigt sich der Geister mehr und mehr.

Dreizehntes Kapitel

Die Versammlung erklärt den König für unschuldig (15.—16. Juli 1791)

Die Konstitutionellen sind genötigt, den König, den sie wieder einsetzen wollen, zu beschützen und . . . zu entwürdigen. — Ihre doppelte Angst, Marat usw. — Die Republik macht noch weniger Schwierigkeiten, als die Wiederherstellung des Königtums. — Am 15. Juli 1791 wird das Königtum in der Versammlung durch Salles und Barnave verteidigt. — Die Versammlung lenkt die Verfolgungen von dem König ab; sie verfolgt Bouillé usw. — Protesterklärung auf dem Marsfeld. — Orleanistische Manöver bei den Jakobinern, um die Entthronung durchzusetzen. — Die konstitutionellen Jakobiner ziehen sich zu den Feuillants zurück und bereiten die Unterdrückung vor, 16. Juli 1791. — Die Versammlung für Absetzung des allzu gemäßigten Gemeinderats. — Der „kleine konstitutionelle Schrecken“. — Die Petition vom Marsfeld wird ganz republikanisch. — Die Versammlung tritt für den König ein.

Die Konstitutionellen haben vierzehn Tage lang mit vieler List und Gewandtheit versucht, das Königtum zu retten; sie setzen eine staunenswerte Energie daran. Und trotzdem sind sie die Geprellten. Die Republikaner sind einen geraden Weg gegangen; sie haben un-

bewußt fast Seherblick bewiesen. Wären sie in den Tuilerien, ja im Zimmer der Königin ein- und ausgegangen, sie hätten nicht anders handeln können.

Am 7. Juli hat die Königin den König veranlaßt, Monsieur schriftliche Vollmachten zu geben. Schon hatte Fersen ihn aufgesucht und sie ihm mündlich überbracht.

Die Königin haßte Monsieur, den Mann, der am meisten — und mit bestem Erfolg — daran gearbeitet hatte, ihren Ruf zu untergraben; und dennoch bemüht sie sich nun, ihm die königliche Gewalt zu übertragen? Wer hat denn soviel Macht, daß er sie dahin bringt, ihren Haß zu zähmen? Einen durch Rachsucht nur noch verstärkteren Haß.

Hat sie Barnave betrogen, als sie ihm in Meaux willig Gehör zu leihen schien? Nein, ich glaube, sie war aufrichtig; sie wird auch alsbald wieder zu ihm zurückkehren, was jedoch durchaus nicht hindert, daß sie inzwischen mit anderen Plänen liebäugelt, mit den Emigranten und dem Ausland.

Sie litt unendlich unter der lästigen Überwachung, der sie unterworfen war. Die Nationalgarden, die am 21. Juni gesehen hatten, welche furchtbare Verantwortung man dem Volke gegenüber mit dem Hüteramt über die königliche Familie auf sich nahm, mieden zuerst die Tuilerien und weigerten sich entschieden, den gefährlichen Posten wieder anzutreten; sie hatten erst dann eingewilligt, als man ihnen gewährte, die zu Bewachenden „Tag und Nacht im Auge zu behalten". Daraus ergaben sich viele Szenen, die lächerlich und äußerst peinlich waren. Ihre Besorgnis galt vor allem der Königin; sie hatten eine schreckliche Vorstellung von ihrer Hinterlist, sie waren nicht weit entfernt zu glauben, die Zauberin könnte im Ballon entweichen (so hatte sie lachend vor der Flucht nach Varennes gesagt). Man entsann sich, daß in der Nacht vom 21. Juni Gouvion höchst unnütz vor der Tür zum Schlafzimmer gewacht hatte, und verlangte, diese Tür solle stets offen sein, so daß die Königin bei der Toilette und im Bett beobachtet werden konnte. Sogar in ihr Ankleidezimmer wollten die Bürgersoldaten sie mit aufgepflanztem Bajonett begleiten; man warf ihnen das sehr vor. Die Königin verfiel darauf, vor ihrem Bett eine ihrer Frauen schlafen zu lassen, so daß deren Bett das ihrige verbarg. Eines Nachts sah sie den Nationalgardisten vom Dienst diese Schranke umgehen und nähertreten; er war keineswegs feindlich, im Gegenteil, er war ein braver Mann, dem Königtum ergeben, der die Königin retten und die Gelegenheit benutzen wollte, ihr weisen Rat zu erteilen; er setzte sich ohne Umstände neben ihr Bett, um bequemer predigen zu können.

Eines Tages erlaubte sich der König, die Tür zum Schlafgemach der Königin zu schließen. Der wachthabende Offizier öffnete sie, nannte seine Instruktionen und sagte, Seine Majestät mache sich mit dem Schließen der Tür nur unnütze Mühe, er werde sie immer wieder öffnen.

Die Situation war wirklich grausam und wunderlich genug. Sie, die diesen demütigenden Befehl erteilt hatten, Lafayette und die Konstitutionellen, die den König auch als Gatten bis zu diesem Punkt herabwürdigten, wollten darum nicht weniger, daß er König sei, und arbeiteten eifrig daran, hielten sich bereit, zur Erhaltung dieses Königtums wenn nötig das Schwert zu ziehen — eines Königtums, das sie mehr und mehr lächerlich und unmöglich machten.

Sie glaubten das Heil Frankreichs allein in dieser königlichen Scheinfigur zu erblicken, diesem Schatten, diesem Nichts. Sie gingen von der sehr falschen Annahme aus, das Königtum sei tatsächlich aus Varennes zurückgekehrt; doch es war dort geblieben; was zurückgekehrt war, war weniger noch, als die Negation des Königtums, es war sein Zerrbild, ein grausamer Hohn, eine abgeschmackte Posse, eine Qual.

Was wollten diese sonderbaren Wiederhersteller des Königtums? Zwei einander entgegengesetzte Dinge: Das Königtum sollte schwach und stark zugleich sein, es sollte sein und nicht sein. Sie fühlten wohl, daß es, also gefangen, gebunden und geknebelt, in dauernder Verschwörung sein würde; gut, so mußte man die Fesseln noch strammer anziehen. Anderseits aber drängte sie eine andere Furcht, das gefangene Königtum zu befreien und zu bewaffnen. Heimliche Stimmen mahnten und verwirrten ihnen den Kopf. In ihren Träumen erschien ihnen das Gespenst der Anarchie; und sie taten das Ihrige, um ihm Körperlichkeit zu verleihen. Die Grabesstimme Marats galt ihnen als die Stimme des Volkes, und sie selbst waren es gerade, die ihn volkstümlich machten.

Marat hatte damals die Lage nicht erfaßt, nicht selbst die Gelegenheit ergriffen und rächte sich nun mit widerlich tollen Phantasien. Die einzigen Heilmittel, die er am 21. Juni vorzuschlagen wußte, waren Tyrannei und Metzeleien, vollständige Erdrosselung der Versammlung und Behörden. In folgenden Nummern kommen freundliche Varianten: Die Hände abschneiden, die Daumen abschneiden, drei Tage an den Pranger stellen, lebendig begraben usw. [45]).

Die Konstitutionellen wichen vor diesem wilden Tier entsetzt zurück (um mit Froissard zu sprechen); aber im Zurückweichen billigten sie unüberlegt sein Tun. Es war für Marat, für Fréron,

---

[45]) Ami du peuple, Nr. 509, S. 8; Nr. 512, S. 8; Nr. 514, S. 4 usw.

den falschen Marat, allzu leicht, die Flucht nach hinten vorauszusagen, in die der unüberlegte Rückzug dieser unechten Royalisten ausartete. Da rief man denn: „Welch Wunder! Marat hat es vorhergesagt! Ein wahrer Prophet!“ — So galt also der rasende Narr als der einzige Weise.

Der Amerikaner Morris behauptet, zu jener Zeit sei alles unmöglich gewesen: das Königtum, die Regentschaft und die Republik. Nein, alles war nur schwierig. Im Winter 1789/90 hatte Frankreich eine mindestens ebenso kritische Zeit zu bestehen; es hatte damals keine Geseţe, weder alte noch neue; es lebte nach seinem Instinkt. Der konnte es noch retten. Der König, seine Brüder und der Herzog von Orleans hatten keine Geltung mehr beim Volk, die Regentschaft war nur durch einen Rat von Abgeordneten, einen republikanischen Ausschuß möglich; da schien eine freiere Form besser, keine Regentschaft, sondern die Republik. Bedenken über Bedenken; der Vorzug gebührte der Regierungsform, die schließlich die einzig natürliche ist, das Volk regiert sich selbst, zu der der Mensch gelangt, sobald er dem Fatum entwächst und sich seiner freien Natur bewußt wird. Man wird es mehr und mehr empfinden, je älter die Welt wird und mit ihr die kaum begonnene politische Erfahrung, daß die Monarchie nur eine Ausnahmeform der Regierung gewesen ist, ein Provisorium der öffentlichen Wohlfahrt, dem jugendlichen Zustande der Völker angepaßt.

Auf der einen Seite die wütende Presse, die Marat und Fréron, auf der anderen die Versammlung, die Konstitutionellen — beide Teile sprachen im Namen der öffentlichen Wohlfahrt, des öffentlichen Interesses. Alle gingen von der nämlichen Philosophie aus, die ihre Moral auf das Interesse stüţt, und gründeten darauf die Politik. Man hätte das Recht als Ausgangspunkt nehmen sollen; dieses allein hätte Klarheit in diese dunkle Lage gebracht. Man rief die allgemeine Wohlfahrt an, und das Blut floß; man rief sie an, um das Königtum zu retten. Das seltsamste war, daß gerade die am wenigsten Blutdürstigen das erste Blut vergossen und dadurch für die Ströme von Blut, die später folgten, herhalten mußten.

Am 15., dem entscheidenden Tage, hielt Lafayette es für angebracht, die Zugänge zur Versammlung durch etwa fünftausend Mann bewachen zu lassen. Um die Menge besser in Schach zu halten, hatte er Sorge getragen, der Nationalgarde noch Pikenträger aus dem Faubourg Saint-Antoine beizugeben. Die Versammlung, die fest entschlossen war, an diesem Tag so leichten Kaufes als möglich davonzukommen, vergeude absichtlich einen großen Teil der Siţung mit der Verlesung eines Berichtes über die militärischen Zustände in den

Departements. Mit mäßiger Aufmerksamkeit verfolgte sie das Gerede des alten Goupil gegen Brissot und Condorcet und die dann folgenden Vorträge von Grégoire und Buzot. Der letztere war sehr kurz, aber deshalb nicht weniger bemerkenswert; der Redner gab genau solche Gründe an, wie sie ihn 1793 verhinderten, den König zum Tode zu verurteilen: „Es handelt sich um ein Verbrechen gegen die Nation; die Versammlung ist die Nation; sie wäre also Richter und zugleich Partei; sie kann daher nicht urteilen . . .“

Die Sitzung war schon vorher auf zwei Reden eingerichtet. Man hatte die Rollen zwischen Salles und Barnave geteilt: der eine, ein Mann von Feuer und Gefühl, sollte Ludwig XVI. verteidigen, den Menschen, die Menschlichkeit; der andere, ein kalter und zurückhaltender Redner, Barnave, sollte die Frage von der gesetzlichen und politischen Seite beleuchten.

Salles scheute sich nicht, mit sanfter und dreister Schmeichelei den heimlichen Empfindungen der Versammlung Worte zu leihen. Der König hat freilich protestiert, er hat gesagt, die Verfassung „sei unausführbar“. Doch das haben wir selbst oft genug gesagt, sie ist schwer ausführbar, vor allem in den Anfängen. Die Versammlung hat vielleicht zum Irrtum des Königs mit beigetragen, sie ist, zum Besten der Sache, genötigt gewesen, des öfteren von ihrer Rolle als Nationalversammlung abzuweichen, Recht zu sprechen, zu regieren und dergleichen. — Der Anwalt war hier also so gewiß, ein freundliches Gehör zu finden, daß er die Fehler des Richters aufzählte, um den Schuldigen zu entlasten, die Vorwürfe aufdeckte, welche die Versammlung sich im Geheimen machte, und zeigte, wie wenig Glauben sie jetzt noch an ihr Volk, ihre eigenen Taten hatte, wie abgestumpft und erledigt sie war.

Barnave schwang sich hoch auf. Seine übliche Kälte, die diesmal nur gespielt war und nur in der Form zutage trat, gab der leidenschaftlichen Tiefe, die darunter lauerte, nur stärkeren Wert. Man fühlte gut, daß es hier um den ganzen Einsatz, daß es auf Tod und Leben ging, für ihn, für die Versammlung. Er stellte sie vor die Notwendigkeit, zwischen der Monarchie und der föderativen[46]) Regierungsform zu wählen (er tat, als gäbe es für einen großen Staat keine andere, als eine föderative Republik). Da nur die Monarchie möglich ist, so muß man die Unverletzlichkeit der Majestät, die ihre Grundlage ist, eben in Kauf nehmen. „Wenn der König nun aber Fehler macht? . . . Es wäre eine Gefahr für die Freiheit, wenn er keine machte. Wenn ihr heute eurem persönlichen Groll nachgebt

[46]) Eine aus den Vertretern der einzelnen Bundesstaaten zusammengesetzte Regierung.

und der Verfassung Gewalt antut, so hütet euch nur eines Tages vor der allgemeinen Begeisterung. Seid auf der Hut, daß nicht eines Tages dieselbe Beweglichkeit des Volkes, das Ansehen eines großen Mannes oder die Dankbarkeit für große Taten (denn die französische Nation weiß viel besser zu lieben als zu hassen) in einem Augenblick eure alberne Republik über den Haufen wirft . . . Glaubt ihr, daß ein Vollziehungsrat, schwach wie er ist, den großen Generalen lange widerstehen kann?" usw.[47])

„Soviel über die Verfassung. Reden wir nun von der Revolution: Wißt ihr, was der Ablehnung des Königtums folgen wird? Ein Angriff auf den Besitz . . . Ihr könnt es nicht leugnen, die Nacht des 4. August hat der Revolution mehr Anhänger gebracht, als alle konstitutionellen Beschlüsse. Für jene, die noch weiter gehen wollen, welche eine Nacht des 4. August bleibt ihnen noch? . . ."

Diese beiden kühnen und geschickten Reden hätten die Versammlung gewiß mit fortgerissen, wenn das nötig gewesen wäre. Aber sie war von vornherein auf das, was sie wollte, festgelegt. Lafayette beantragte Schluß der Sitzung. Die Versammlung schloß sich der Meinung der Redner Salles und Barnave und der Ausschüsse an und bestimmte: 1. Wenn ein König sein Gelübde widerruft, sein Volk angreift oder doch nicht verteidigt, so dankt er ab, wird einfacher Bürger und kann für alle seiner Abdankung folgenden Vergehen angeklagt werden; 2. die Strafverfolgung ist aufzunehmen gegen Bouillé, als dem Hauptschuldigen, gegen die Untergebenen, Offiziere, Boten usw., als Mitschuldige bei der Entführung.

Um in Ruhe abstimmen zu können, hatte die Versammlung rings Truppen aufgestellt, die Tuilerien waren geschlossen, die Polizei allenthalben auf den Beinen, die Gemeindebehörde hatte auf der Place Vendôme alles vorbereitet, um die Menge in Schach zu halten. Alles wies darauf hin, daß man noch an diesem Tage die Sache aus der Welt schaffen wollte und nötigenfalls den Kampf nicht scheute. Die bekannten Volksführer ließen sich das gesagt sein und erschienen nicht. Das hinderte die Menge nicht, zum Marsfeld zu strömen, um dort einen letzten Protest zu verfassen; einer der mit der Niederschrift Beauftragten war ein gewisser Virchaux aus Neufchâtel. Man hat an der Affäre Châteauvieux gesehen, daß nicht selten Untertanen der französischen Schweiz in der Vorhut unserer Revolution mitkämpften; hier setzten sie ihre ganze Hoffnung auf die eigene Befreiung ein; die „Société Helvétique" der Schweizer in Paris nahm an den großen Volksbewegungen tätigen Anteil.

Es war leicht, die Eingabe zu schreiben, schwer sie in der Ver-

[47]) So ist es ja auch in der Tat später eingetroffen.

sammlung zu Gehör zu bringen. Auf der Place Vendôme findet die Menge Bailly. Der Biedermann war in großer Gala, mit der dreifarbigen Schärpe umgetan; er stand da, wie ein General inmitten der bewaffneten Truppen. Er war es, durch den die heute sehr entschlossene Versammlung, bei der gerade ein junger Oberst den Vorsitz hatte, Charles de Lameth, die militärische Gewalt in Bewegung setzen ließ. Der Gelehrte, der Akademiker, der ungemein friedliche Mann sah sich so spät im Leben zum unfreiwilligen Helden dieses traurigen immer näher drohenden Bürgerkrieges gemacht. Er, vertrauend, für Liebe und Volkstümlichkeit sehr empfänglich, nachgiebig im Gedenken an 1787, war in jedem Sinne zum Führer des Widerstandes ungeeignet. Man verhandelt mit ihm, man sagt ihm, daß man nur mit Pétion und Robespierre reden wolle. Er widersetzt sich ein wenig, gibt dann nach und gestattet schließlich für höchstens sechs Mann den Zutritt. Die beiden Abgeordneten, die man benachrichtigt hatte, kommen zur „Passage des Feuillants"; aber, wie sie sagen, es ist zu spät, die Abstimmung ist bereits erfolgt.

Die ärgerliche Menge flutet von der Versammlung weiter durch ganz Paris und läßt, als Zeichen ihrer Trauer, die Theater schließen. Nur die Oper widerstand und spielte unter dem Schutz der Bajonette weiter. Bei einem anderen Theater war es der Polizeikommissar selbst, der um Schließung bat, da er einen Zusammenstoß fürchtete. Die Obrigkeit war schwankend, mit sich uneins; Lafayette wäre eingeschritten, aber er konnte ohne die Genehmigung der Gemeindegewalt nichts machen, und Bailly wollte keine Verantwortung übernehmen. Man hatte Virchaux, einen der Führer vom Marsfeld, am Eingang zur Versammlung festgenommen; er berief sich auf Bailly, der den Zutritt erlaubt hatte, und ihn wieder laufen ließ; er wurde in der Nacht von neuem festgenommen.

Ein Ausweg blieb den Republikanern und Orleanisten geöffnet. Die Versammlung hatte über Ludwig XVI. nichts bestimmt; sie hatte für Vorsichtsmaßregeln gegen eine mögliche Flucht des Königs gestimmt. Die persönliche Frage blieb ganz unberührt. Das wurde abends bei den Jakobinern von Laclos, Robespierre und anderen festgestellt. Der Mann des Herzogs von Orleans, Laclos, der an jenem Tag den Vorsitz hatte, verlangte, man solle in Paris und in ganz Frankreich eine Denkschrift für die Abdankung verfassen: „Ich stehe dafür ein," sagte er, „daß wir zehn Millionen Unterschriften bekommen; wir werden sogar die Kinder und Frauen unterzeichnen lassen . . ." Er wußte gut, daß die Frauen im allgemeinen einen König wollten und daß sie nur dann gegen Ludwig XVI. zeichnen würden, wenn man einen anderen König bekäme.

Danton stützte den Antrag, Robespierre ebenfalls, aber ohne die Frauen zuzulassen. Überdies zog er der großen Eingabe des ganzen Volkes eine ausschließlich jakobinische vor, die an die Brudervereine geschickt würde.

Inzwischen entstand ein großer Lärm, eine Menschenwoge flutete in den Saal. Frau Roland, die von der Tribüne aus die Szene mit ansah, erzählt, es seien die üblichen Schreier aus dem Palais-Royal mit einer Schar von Mädchen gewesen, vermutlich ein Manöver der Orleanisten, um Laclos Unterstützung zu bringen. Die Menge mischte sich ohne Umstände unter die Jakobiner, um mit ihnen zu beraten. Laclos besteigt die Tribüne: „Sie sehen," sagt er, „es ist das Volk, da ist das Volk; die Eingabe ist eine Notwendigkeit." Man beschloß, daß den versammelten Jakobinern am nächsten Morgen um elf Uhr die Eingabe vorgelesen, daß sie dann zum Marsfeld gebracht und dort von allen unterzeichnet werden sollte. Dann würde sie den Brudervereinen zugehen, damit diese ihrerseits unterzeichnen könnten.

Es ist Mitternacht, man strömt in die Rue Saint-Honoré. Nur die zur Abfassung des Schriftstücks Bevollmächtigten bleiben zurück: Danton, Laclos und Brissot. Danton geht nach kurzer Zeit; bleiben Laclos und Brissot, das heißt, der Orleanismus und die Republik. Laclos hat, wie er sagt, Kopfweh und überläßt die Feder Brissot, der sie unbedenklich ergreift.

In dem lebendigen und kraftvollen Schriftstück hebt der geschickte Verfasser die zwei Hauptpunkte der Situation hervor: 1. das scheue Schweigen der Versammlung, die nicht gewagt hat, über die königliche Person zu beschließen; 2. deren tatsächliche Absetzung (von der Versammlung durch die Amtsenthebung und die Festnahme verfügt); endlich die Notwendigkeit, für einen Ersatz zu sorgen. Hier erwacht Laclos aus seinem Halbschlummer und gebietet der fliegenden Feder Halt: „Die Gesellschaft der Freunde der Verfassung wird nicht unterzeichnen, es sei denn, daß man ein kleines Wort beifügt, das nichts verderben wird: Ersatz mit allen verfassungsmäßig erlaubten Mitteln." — Was waren diese Mittel anderes als die Regentschaft, der Dauphin unter einem Regenten? Da die Brüder des Königs Frankreich verlassen hatten, so war der Herzog von Orleans der verfassungsmäßige Regent. So fand Laclos Gelegenheit, seinen Herrn in die Denkschrift hineinzuschmuggeln.

Sei es aus Leichtsinn, sei es aus Schwäche — Brissot schrieb, was Laclos verlangte. Vielleicht war der kühne Verfasser gar nicht so ärgerlich darüber, seine Verantwortlichkeit durch das Wort „ver-

fassungsmäßig" zu mildern; es gab der Sache etwas Gesetzliches und mochte feindliche Angriffe fernhalten.

Überschreiten wir nun die Rue Saint-Honoré und betrachten wir, wie — fast gegenüber — die Führer der Versammlung, die konstitutionellen Royalisten, die sich bei den Feuillants in den Bureaus der Ausschüsse versammelt haben —, betrachten wir, wie sie ihre Nacht verbringen.

Sie fassen zwei Beschlüsse.

Der eine — von Duport und den Lameth schon lange beabsichtigt —, lautete, man wolle nicht mehr über die Straße hinüber zu den Jakobinern gehen, sondern bei den Feuillants bleiben, im Schutze der Versammlung, und gemeinsam mit der Masse von Deputierten, über die sie verfügen, einen neuen Klub der „Freunde der Verfassung" bilden, einen Eliteklub, den man nur mit Eintrittskarte betreten durfte, und der nur die Wahlmänner zuließ. Wer wird den Jakobinern bleiben? Fünf bis sechs Abgesandte vielleicht und der Schwarm der neuen Mitglieder, Eindringlinge, Schreihälse von der Art derer, die gestern Abend den Saal stürmten.

Der andere Beschluß ging dahin, die Gewalten aus ihrer Erstarrung zu reißen, dem Bürgermeister von Paris Gelegenheit zum Beweis zu geben, ob er zu der Versammlung oder zum Pöbel stehe, ihm sein Zögern ernstlich vorzuhalten, seine Nachgiebigkeit vom letzten Abend, auch die Minister, die Staatsanwälte zu entbieten und sie verantwortlich zu machen. Hatte die Versammlung nicht Lafayette und mit ihm das Schwert in der Scheide? Mit diesem Vorwurf und diesem Appell an die Behörden, an die Munizipalgewalt, würde sie das Schwert ziehen . . .

Die Versammlung war eigentlich zu alt für soviel Jugendfrische; alt an Jahren, an Erlebnissen, für die öffentliche Meinung abgetan. Seltsam zusammengesetzt — entsprechend der Willkür altfränkischer Einrichtungen — war sie zum großen Teil aus eben dem Mittelalter hervorgegangen, das sie zerstört hatte; so litt sie an einem inneren Widerspruch, der an der Rechtmäßigkeit ihrer Handlungen Zweifel ließ. Als Gegnerin des Vorrechts waren dennoch mehr als die Hälfte der Mitglieder durch eben dieses Privileg bevorzugt worden. Dreihundert dieser Privilegierten, die sich, gleichzeitig mit Bouillé, für den König eingesetzt hatten, nahmen noch an den Sitzungen teil. War eine so zusammengesetzte Versammlung, die in ihrem Schoße diese Freunde des Feindes barg, wirklich das hohe und reine Spiegelbild des Gesetzes, vor dem das Volk sich bei Todesstrafe zu beugen hatte?

So war es waghalsig, unklug und eine Mißachtung der öffent-

lichen Meinung, aus den Worten so die Tat zu machen. Alledem lagen wirklich heftige Leidenschaften zugrunde. Eitelkeit und Selbstgefälligkeit bei den Duport, Lameth, den Konstitutionellen; bei Barnave und anderen, die sich von dem Vertrauen der Königin geschmeichelt fühlten, ein romantischer Ehrgeiz, jugendliche Schwärmerei, die selbst der Kaltblütigste mit achtundzwanzig Jahren nicht ganz verleugnen kann. Diese Männer, in der Form so verschieden von denen des Konvents, machten sich mit dem gleichen Gedanken wie sie bezahlt, der alle Bedenken forträumte: „Die Staatsnotwendigkeit, die öffentliche Wohlfahrt.“ — Und jener andere stolze Gedanke kam hinzu: „Wir vertreten das Recht.“

Am nächsten Morgen (dem 16. Juli) begeben sich Pétion und andere zu den Jakobinern, um die Petition zu lesen; sie finden den Saal fast leer; keine Seele, kaum fünf oder sechs Abgeordnete; alle sind bei den Feuillants geblieben. Pétion eilt dorthin und „versucht alles Mögliche, um sie zurückzuführen,“ wie er selber sagte; er demütigt sich sogar: „Hat die Gesellschaft einige Fehler begangen, so ist es doch nicht der Augenblick, um sie im Stich zu lassen?“ Aber man wagt es nicht, ihm Gehör zu schenken. Er sieht nicht ohne Besorgnis die Adresse, durch die ganz Frankreich den Brudervereinen anzeigen soll, daß die „Freunde der Verfassung“ jetzt bei den Feuillants tagen.

Um Paris in Schach zu halten, mußte die Versammlung zunächst dem Gemeinderat Angst einjagen. Nur strenge Worte vermochten ihn aus seiner am vergangenen Abend bewiesenen Lässigkeit aufzurütteln. D'André verklagte ihn bitter, eine Übertretung der Gesetze mit angesehen, geduldet zu haben. Er verlangte und erreichte, daß man den Magistrat vorladen ließ, ebenso die Minister und die sechs Staatsanwälte, daß man Rechenschaft forderte. Einige Mitglieder ließen sich so weit hinreißen, den Zorn der Versammlung auf Prieur und Robespierre abzuwälzen. D'André aber verwies ihnen fest und voll Geistesgegenwart, ihren Eifer in solchen persönlichen Anklagen zu entladen. Er führte sie auf die allgemeinen Maßnahmen zurück und ließ abstimmen. Der Vorsitzende (es war Charles de Lameth) richtete gebieterische und strenge Worte an Bailly, an den Magistrat. Am Abend erhielten die Minister, die Staatsanwälte eine gleiche Verwarnung. Besonders wurde eine scharfe Überwachung anempfohlen, um, wenn nötig, die Ausländer festzunehmen.

Inzwischen kam es in Paris zu heftigen Auftritten. Am Pont-Neuf stießen einige Männer, vielleicht besoldete Garden, auf Fréron und schlugen ihn irrtümlicherweise nieder. Ebenso erging es einem verdächtigen Engländer, Lehrer des Italienischen, mit Namen Rotondo,



Phot. Braun, Paris & Dornach.

Die Anwerbung der Freiwilligen.

Nach dem zeitgenössischen Gemälde von Vinçon im Museum zu Versailles.

ein bekannter Anführer von Aufständen, dem man allenthalben begegnete. Er wurde zu Boden geworfen, verprügelt und überdies festgenommen.

Dieser „kleine Terror" tat sich in der Versammlung durch einen komischen Zwischenfall kund. Ein Abgeordneter, Vadier (seitdem nur allzu bekannt), ein harter und heftiger Mensch, hatte am 13. eine Rede gegen die Unverletzlichkeit des Königs gehalten. Am 16. versuchte er in einer anderen Rede seinen Abscheu vor dem republikanischen System darzutun. Er wurde zum Gespött aller Parteien.

Man benutzte diesen Augenblick, um der Versammlung die Bittschrift irgendeiner Provinzstadt vorzulesen, die Robespierre beschuldigte, alle diese Unruhen angestiftet zu haben und nicht weit von der Forderung entfernt war, ihn unter Anklage stellen zu lassen.

Was tat man auf dem Marsfeld?

Die von Brissot und Laclos verfaßte Eingabe, die man im öden Saal der Jakobiner vorlas, nachdem man lange genug darauf gewartet hatte, daß die Gesellschaft zahlreicher werden sollte, wurde schließlich zum Altar des Vaterlandes getragen. Man hatte auf dem Altar ein Bild vom Triumph Voltaires aufgestellt und über dem Bilde das Wahrzeichen der Cordeliers, den berühmten Schwur des Brutus. Die Cordeliers selber kamen, bewegt und feurig. Dann die kleine Gruppe der Abgesandten der Jakobiner; sie lasen ihre Eingabe, mit dem orleanistischen Satze Laclos': „Ersatz mit allen verfassungsmäßig erlaubten Mitteln". Die Stelle fiel zunächst nicht auf. Aber Bonneville, von der „Bouche-de-Fer", nagelte die Sache fest, die Cordeliers taten desgleichen: „Man täuscht das Volk mit diesem Wort ‚verfassungsmäßig'," sagte Bonneville, „das ist wieder ein Königtum; ihr wollt nur das eine durch ein anderes ersetzen," — „Gebt acht," sagten die Jakobiner, „die Zeit ist nicht reif für die Republik." — Sie hatten gut reden. Man brachte die Sache zur Abstimmung, und das Wort „verfassungsmäßig" wurde gestrichen. Man fügte hinzu, daß man fernerhin weder Ludwig XVI. noch irgendeinen anderen König anerkennen werde. Es wurde beschlossen, diese abgeänderte Eingabe am nächsten Tage, dem Sonntag, vom Volk am Altar unterzeichnen zu lassen.

Einige sagten sich wohl, daß diese Kriegserklärung an das Königtum nicht ohne Sturm abgehen werde, und rieten, man solle sich im Hôtel-de-Ville für die Zusammenkunft am nächsten Tage eine Ermächtigung holen. Mehrere begaben sich in der Tat dorthin, auch Bonneville war dabei, und sie begegneten (wie es scheint unterwegs) Camille Desmoulins und nahmen ihn mit. Sie fanden im Hôtel-de-Ville nur den ersten Vertreter des Bürgermeisters, der nichts zu

verweigern wagte, gute Worte gab, aber nichts Schriftliches; sie zeigten sich befriedigt und glaubten sich autorisiert.

Der Tag war noch nicht zu Ende. Die Versammlung war noch nicht auseinandergegangen; sie war sicher auf dem laufenden — sowohl über die im Hôtel-de-Ville nachgesuchte Vollmacht, als auch über die Eingabe, die „weder Ludwig XVI. noch irgendeinen anderen König anerkennen wollte“. Der folgende Tag war ein Sonntag. Ganz Paris und Umgebung war seit dem vorigen Sonntag ununterbrochen von Ereignissen in Atem gehalten worden; alles strömte jetzt zum Marsfeld. Das souveräne Volk erhob sich, um sich in seiner Kraft und Majestät zu zeigen, wie die Zeitungen sagten; unterzeichnete es, so war das Papier keine Eingabe mehr, es war ein Befehl, den es seinen Bevollmächtigten gab. Was half es der Versammlung, daß sie entgegnete, die Bevölkerung von Paris sei doch schließlich nicht der Souverän von Frankreich; sie wäre darum nicht weniger vom unwiderstehlichen Strome mitgerissen worden.

Es war Zeit für sie, alles aufzuhalten; es war neun Uhr abends; sie konnte die Abweichung für nichtig erklären, hinter der die Freunde der Verfassung sich verschanzt hatten: „Die Versammlung hat nicht ausdrücklich von Ludwig XVI. gesprochen.“ Desmeuniers wiederholte seinen Vorschlag vom 14., der in scheinbarer Strenge und Härte gegen den König ihn in Wirklichkeit sicherstellte, ihm die Zukunft und die Wiedereinsetzung der königlichen Gewalt zusicherte. Er schlug vor, man stimmte ab: „Die Absetzung der Exekutivgewalt solle so lange währen, bis die Verfassungsakte dem König vorgelegt und von ihm genehmigt sei.“

Es gab also keine Unklarheiten mehr. Die Frage ist zugunsten Ludwigs XVI. entschieden; es handelt sich nicht darum, ob irgendein König möglich sei, es handelt sich um ihn, den König. Diese Verordnung schließt den Ring des Gesetzes; es bleibt kein Schlupfloch mehr. Was etwa diesem Kreis entrinnt, kann gesetzlich verfolgt werden.

Bleibt die Ausführung zu regeln. Um halbzehn Uhr abends bestimmen der Bürgermeister und der Gemeinderat im Hôtel-de-Ville, daß am folgenden Tage, Sonntag, den 17. Juli, der Erlaß der Versammlung pünktlich um acht Uhr gedruckt und angeschlagen sein und überdies an allen öffentlichen Plätzen von den städtischen Beamten, gebührend von Truppen begleitet, unter Hornrufen verkündet werden solle. Konnte eine Ankündigung deutlicher und feierlicher erfolgen? Die Obrigkeit spricht in ihrer deutlichen Sprache zum Volk. Wehe denen, die weiterhin verstockt die Ohren verschließen!

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 4

DER STURZ DES KÖNIGTUMS
(1791/92)



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Vierzehntes Kapitel

Das Blutbad auf dem Marsfeld (17. Juli 1791)

Die Royalisten brauchten einen Aufstand. — Verhängnisvoller Schelmenstreich auf dem Marsfeld. — Mord beim Gros-Caillou. — Drei Parteien auf dem Marsfeld. — Republikanische Petition als Anklage gegen die Versammlung. — Die rote Fahne wird aufgepflanzt. — Friedlicher Anblick des Marsfeldes. — Die besoldeten Garden und die Royalisten schießen auf das Volk. — Die Nationalgarde rettet die Flüchtenden.

Alle Erlasse der Versammlung hätten nicht genügt, das niedergeworfene Königtum wiederaufzurichten; es bedurfte eines Gewaltstreiches, der ihm die Macht zurückgab und es kraftvoll erscheinen ließ. Das ging natürlich nicht ohne einen Aufstand, nicht ohne einen Sieg über den Aufstand. Das wünschten zweifellos die Royalisten in den Tuilerien, die Konstitutionellen in der Versammlung.

Der Aufstand brauchte nur auszubrechen, so war er schon besiegt. Außer der Nationalgarde, einer gewaltigen Armee von sechzigtausend Mann, organisiert, uniformiert, besaß Lafayette eine unfehlbare Waffe, die sogenannte Zentrumstruppe, mehr als neuntausend Mann besoldeter Nationalgarden, fast alles ehemalige französische Garden, von denen mehrere zu Offizieren, zu Generalen der Republik und des Kaiserreichs wurden.

Jeder Aufstand gegen eine solche Gewalt wäre von vornherein zwecklos gewesen, man brauchte deshalb nicht damit zu rechnen. Die Bluthunde senkten den Kopf. Der berühmte Brauer Santerre, der durch seine Stimme, seine Größe, seinen Umfang im Faubourg Saint-Antoine so großen Einfluß hatte, ließ sich von den Jakobinern den bescheidenen Auftrag erteilen, die Eingabe vom Marsfeld wieder zurückzuziehen. Die führenden Persönlichkeiten bei den Cordeliers zeigten sich noch vorsichtiger. Sie fühlten die Tragweite des letzten Erlasses und erkannten, daß der Royalismus einen Aufstand brauchte; die einem Fréron und Rotondo versetzten Hiebe zeigten deutlich, daß man kein Mittel scheute, ihn künstlich herbeizuführen. Sie verschwanden von der Bildfläche. Man hat ihnen das vorgeworfen. Ich glaube jedoch, ihre Gegenwart wäre nur ein Vorwand zu Streit und Kampf geworden; man hätte ihnen den Vorwurf nicht erspart, daß sie das Volk zu verhetzen suchten, und der ganze Haß in dieser Sache, der nun die Konstitutionellen traf, wäre auf sie gefallen. Danton urteilte jedenfalls so. Samstag abend verschwand er

aus Paris und streifte im Wald von Vincennes, in Fontenay, umher, wo sein Schwiegervater, der Limonadenhändler, ein kleines Haus besaß. Der kühne Metzger Legendre, der immer nur Kampf, Blut und Untergang im Munde führte, holte selbst Desmoulins und Fréron, die ihre Zeit mit der Abfassung einer neuen Eingabe vergeudeten, ab und nahm sie mit aufs Land, wo sie diesen heißen Tag im Freien verbrachten und mit Danton speisten.

Die Royalisten waren Spötter; inmitten dieser großen und tragischen Ereignisse glaubten sie sich noch in der Zeit der Fronde zu sehen und sangen Spottlieder auf ihre Feinde. Bis zum Schluß der konstituierenden Versammlung waren sie unverwüstlicher Laune. Jeden Tag saßen sie in den Gastwirtschaften der Tuilerien, des Palais-Royal, und schrieben dort beim Wein ihre berühmten „Actes des Apôtres". Die Ereignisse von Varennes, die neben ihren traurigen Seiten auch sehr lächerliche aufwiesen, waren nicht geeignet, die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Sie waren gar zu froh über das Verschwinden der großen Volksführer. Noch in der Nacht brachte man in Fontenay Danton eine Katzenmusik, stieß Schreie, Verwünschungen und Drohungen aus.

Auf dem Marsfeld kam es zu einem verhängnisvollen Streit, der schreckliche Folgen hatte. Es ist traurig und peinlich, ins einzelne zu gehen, aber es ist ein für die Sitten jener Zeit so bezeichnender Fall, daß die Geschichte davon nicht schweigen darf. Nicht die Würde ist ihre erste Pflicht, sondern die Wahrheit.

Die Emigration, der Ruin für viele, die nicht ausgewandert waren, hatte eine Menge Bedientenvolk aufs Pflaster gesetzt, alle die Leute im Gefolge der Adligen, der Reichen, die Mode- und Luxushändler, die Vermittler leichtfertiger Vergnügungen. Die erste Zunft dieser Art, die Perückenmacher, war wie ausgetilgt. Sie hatte infolge der Modenarrheiten mehr als ein Jahrhundert lang geblüht. Aber das furchtbare Wort jener Zeit: „Rückkehr zur Natur", hatte diese Haarkünstler und -künstlerinnen umgebracht; alles erstrebte eine erschreckende Einfachheit. Der Perückenmacher verlor gleichzeitig Existenz und Bedeutung. Ich sage Bedeutung, denn die besaß er tatsächlich im ancien régime. Das kostbare Vorrecht endloser Audienzen, den Vorzug, die schönen Damen des Hofes eine halbe, eine ganze Stunde unter dem Lockeneisen festzuhalten, zu plaudern und alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam — das alles besaß der Perückenmacher. Als Kammerdiener, Perückenmacher oder Perückenmachermeister wurde er morgens in die intimsten Gemächer zugelassen und zum Zeugen vieler Dinge, zum Vertrauten, ohne daß man daran dachte, sich ihm anzuvertrauen. Der Perückenmacher

war gleichsam ein Haustier, ein Werkzeug der Damen; er hatte starken Anteil an der Leichtfertigkeit der Frauen, denen er zugehörte. Der ergebene, aber nicht gerade kluge Meister Léonard war es, dem die Königin ihre Diamanten anvertraute und die Sorge, Choiseul bei der Flucht nach Varennes zur Seite zu stehen; und alles ging verkehrt. Es ist überflüssig zu sagen, daß solche Leute dem ancien régime bitter nachtrauerten. Die wütendsten Royalisten waren vielleicht weder die Adligen noch die Priester, sondern die Perückenmacher.

Als Vermittler von Vergnügungen und als Liebesboten waren sie im allgemeinen auch auf eigene Faust lockere Zeisige. Einer von ihnen kam am Samstag abend, am Vorabend des 17. Juli, auf einen Gedanken, der nur dem Hirn eines arbeitslosen Wüstlings entspringen konnte: er wollte sich unter die Bretter vom Altar des Vaterlandes verstecken und den Frauen unter die Röcke gucken. Man trug damals keine Reifröcke mehr, sondern solche, die nach hinten stark gebauscht waren. Die hochmütigen Republikanerinnen, Tribunen in der Haube, Klubrednerinnen, Römerinnen, gebildete Damen würden stolz zum Altar hinaufsteigen. Der Perückenmacher fand es belustigend, zuzusehen (oder zu erraten, was er nicht sah), und dann faule Witze darüber zu machen. Falsch oder wahr! die Sache wäre zweifellos in den royalistischen Salons mit Begeisterung aufgenommen worden; der Ton war damals sehr frei, selbst der höchstgestellten Damen. Man liest in den Memoiren Lauzuns mit Erstaunen, was man in Gegenwart der Königin zu sagen wagte. Die Leserinnen des Faublas und anderer, noch schlimmerer Bücher würden ohne Frage die frechen Beschreibungen begierig vernommen haben.

Der Perückenmacher wollte, wie der beim Lutrin, einen Genossen haben, wenn er sich in seine Finsternis einschloß, und wählte einen tapferen, alten, invaliden Soldaten, der auch nicht weniger Royalist, nicht weniger Wüstling war. Sie nehmen Lebensmittel und ein Tönnchen Wasser mit und gehen nachts auf das Marsfeld, heben ein Brett aus, steigen hinab und legen es geschickt wieder zurecht. Dann begeben sie sich daran, mit einem Bohrer Löcher zu bohren. Die Nächte sind kurz im Juli; es wurde schon ganz hell und sie arbeiteten noch immer. Die Erwartung des großen Tages erweckte frühzeitig viele Leute, ebenso das Elend und die Hoffnung, an die Menge etwas zu verkaufen. Eine Kuchen- oder Limonadehändlerin war früher da als die anderen und streifte wartend auf dem Altar des Vaterlandes umher. Sie fühlt den Bohrer unter dem Fuß, bekommt Angst und schreit. Nun war da ein Lehrling, der fleißig die patri-

otischen Inschriften abschreiben wollte. Er rennt, um die Garde von Gros-Caillou zu holen, doch sie rührt sich nicht; er rennt weiter zum Hôtel-de-Ville, holt Menschen herbei und Werkzeuge; man öffnet die Planken und findet die beiden Schuldigen, die sehr betroffen sind und sich schlafend stellen. Ihre Sache stand faul; man scherzte damals nicht über den Altar des Vaterlandes; ein Offizier in Brest wurde umgebracht, weil er sich darüber lustig gemacht hatte. Hier wurde der Umstand erschwerend, daß sie ihr häßliches Begehren gestanden. Die Bevölkerung von Gros-Caillou besteht ganz aus Wäscherinnen, ein rohes Weibervolk, mit Waschkellen bewaffnet; manche Aufstände und Revolten haben während der Revolution dort stattgefunden. Diese Damen nahmen das Geständnis des Schimpfes, der den Frauen angetan werden sollte, sehr übel auf. Außerdem liefen noch andere Gerüchte in der Menge um; man hatte den Übeltätern, so wurde erzählt, eine Leibrente versprochen, wenn sie einen Streich versuchen wollten; das Wassertönnchen ging von Mund zu Mund und wurde zu einem Pulverfaß; die Folge war die Behauptung: „Sie wollten das Volk in die Luft sprengen.“ Die Garde kann sie nicht mehr verteidigen, man entreißt ihr die Leute und erwürgt sie; dann schneidet man ihnen, um die Aristokraten zu erschrecken, die Köpfe ab und trägt diese nach Paris. Um halb neun Uhr waren sie im Palais-Royal.

Zu eben dieser Stunde erschienen die Magistratsbeamten mit Gerichtsdienern und Trompeten an den Plätzen der Stadt und verkündeten die Beschlüsse der Versammlung, die strenge Rede des Präsidenten und die scharfen Maßnahmen.

So begegneten sich also schon am frühen Morgen die beiden Dinge, die den Royalisten die Wege ebneten: die Drohung und das der Strafe harrende Verbrechen; das erhobene Schwert und die Gelegenheit zum Zuschlagen.

Die Versammlung trat zusammen; die Neuigkeit schlug ein wie ein Blitz; sie war schon nach Wunsch entstellt, zurechtgemacht.

Ein bestürzter Abgeordneter: „Zwei brave Bürger sind umgekommen . . . Sie empfahlen dem Volk die Achtung der Gesetze. Man hat sie gehängt.“ (Bewegung des Entsetzens.)

Regnault de Saint-Jean-d'Angely: „Ich fordere das Kriegsgesetz . . . Die Versammlung muß alle, die durch persönliche oder gemeinsame Schriftstücke das Volk zum Widerstand aufreizen, des Hochverrats an der Nation für schuldig erklären.“ — Das Ziel war also erreicht, die Eingabe und der Mord gehörten zusammen, und jede Menschenansammlung war als Vereinigung von Mördern verdächtig.

Dann beschäftigte sich die Versammlung — eine seltsame Geistes-

gegenwart in dieser Lage — mit allen anderen Dingen. Den ganzen Tag blieb sie da und tat, als höre sie die Berichte über die Finanzen, die Marine an, über die von den Priestern geschürten Unruhen usw. Dennoch handelte sie; ihr Präsident, Karl de Lameth, sandte mit der ihm eigenen wilden Ungeduld im Namen der Versammlung Boten ins Hôtel-de-Ville, um die Trägheit des Magistrats aufzupeitschen. Dieser, der die Last der Ausführung trug, war weniger ungeduldig; er gab vor, erst um elf Uhr von dem zwischen sieben und acht begangenen Mord erfahren zu haben. Die von ihm entsandten Truppen erschienen gegen Mittag in Gros-Caillou und griffen einen der Mörder; er entwischte, wurde aber am nächsten Tage mit einem Komplizen wieder eingefangen.

Die Versammlung hatte noch am Vormittag ihre Verordnung erlassen. Das Wort „gemeinsame Schriftstücke“ richtete sich direkt gegen die Eingabe der Jakobiner. Robespierre ging, um ihnen die Gefahr zu künden und sie zu veranlassen, die Eingabe vom Marsfeld zurückzuziehen. Ihr Saal war verödet; kaum dreißig Mitglieder waren da. Diese dreißig schickten Santerre und einige andere aus.

Es waren noch nicht viel Leute auf dem Marsfeld; am Altar nicht mehr als zweihundert Personen (Frau Roland, die dabei war, bezeugt es). Auf den Glacis, in der Richtung auf Gros-Caillou, verstreute Gruppen, vereinzelte Menschen, die kamen und gingen. Diese kleine Zahl, die sich auf dem ungeheuren Marsfeld ganz verlor, war uneins miteinander. Zu dieser Stunde zeigten sich drei verschiedene Meinungen. Die einen, es waren die Jakobiner, sagten, da die Versammlung für den König entschieden habe, müsse man die Eingabe abändern; die Gesellschaft werde eine neue verfassen. Die anderen, Mitglieder der Cordeliers, untergeordnete Führer, die entzückt waren, in Abwesenheit ihrer Vorgesetzten selbst handeln zu können, bestanden darauf, hier auf der Stelle eine drohende Eingabe zu verfassen; es waren Schriftsteller und Gebildete aller Art, zunächst Robert und seine Frau, ein Buchdrucker, Brune (später General), ein Tagesschriftsteller, Hébert, Chaumette, Student der Medizin, Journalist usw.

Es waren auch noch andere Cordeliers da, Männer der Tat, die sich nichts aus dem Schreiben machten; sie hielten sich auf den Wällen zu der Bevölkerung von Gros-Caillou, die bestürzt darüber war, daß die Gerichtsbarkeit die schnelle Justiz, mit der sie am Morgen die beiden unter dem Altar gefundenen Männer abgeurteilt hatte, umändern wollte. Würde diese Bestürzung zu einer Explosion im Volke führen? Es hatte nicht den Anschein. Aber die wütenden Cordeliers glaubten es. Es gab unter ihnen Unglücksraben, wie man

sie nur an solchen Tagen sieht. Verrières war allem Anschein nach da. Fournier war es gewiß. Ersterer, eine phantastische Gestalt, der abscheuliche Krüppel vom 6. Oktober. Am 16. Juli abends war dieser blutdürstige Zwerg zu Pferde, mit großen erschreckenden Gesten durch Paris geritten, ganz wie eine Erscheinung aus der Offenbarung. Der andere hatte weder Worte noch Gesten; er konnte nur zuschlagen; es war ein entschlossener Mensch von heftiger, grausamer Gemütsart, dieser Auvergnat Fournier, genannt der Amerikaner. Sklavenaufseher in San-Domingo, dann Kaufmann, ruiniert und durch einen ungerechten Prozeß verbittert, hatte er die Versammlung der Notabeln und die konstituierende Versammlung vergeblich mit seinen Eingaben belästigt: diese, von Pflanzern wie Lameth, und Barnave, dem Freund der Pflanzer, geleitet, hatte die letzte Eingabe Fourniers knapp einen Monat vor dem Juli endgültig verworfen. Seitdem sah man den Mann überall, wo es etwas zum Töten gab; er mischte sich in die grausigsten Tragödien der Straße, ohne Ehrgeiz, ohne persönlichen Haß, doch aus Haß gegen das Menschengeschlecht und aus Blutdurst. Nach der Revolution kehrte er nach San-Domingo zurück; er tötete weiter, aber mit Vorliebe Engländer, und machte sich einen Ruf als Korsar.

Die ersten Truppen betraten gegen Mittag unter der Führung eines Adjutanten Lafayettes das Marsfeld. Von den Glacis fällt ein Schuß. Der Adjutant wird verwundet. Ein wenig später durchzieht Lafayette mit der Hauptmacht der Truppen und Kanonen das Gros-Caillou; die Wütenden auf den Glacis, die Bevölkerung des dortigen Viertels waren dabei, Barrikaden zu bauen; sie stürzten Wagen und Karren um; einer von ihnen, ein Nationalgardist (man glaubt, es war Fournier), schoß aus nächster Nähe auf Lafayette, hinter den Barrikaden hervor. Das Gewehr versagte. Der Mann wurde sofort festgenommen; Lafayette ließ ihn in ziemlich unvernünftiger Großmut wieder frei. Dann setzte er seinen Weg bis zum Altar fort, wo er die Redner und Redakteure friedlich und in geringer Zahl vorfand; sie versicherten ihm, daß es sich lediglich um eine Eingabe handle; sobald diese unterzeichnet sei, würden sie nach Hause gehen.

Die Versammlung erfuhr sogleich von dem Schuß auf Lafayette. Der Präsident schrieb in aller Eile ans Hôtel-de-Ville. Man schickt zwei Gemeindebeamte aufs Marsfeld, um Zusammenrottungen zu verbieten. Zu ihrem großen Erstaunen finden sie lauter ruhige Leute. Man liest ihnen die an sie gerichtete Eingabe vor, sie mißbilligen sie nicht. Dennoch war die Adresse sehr heftig, sie betonte die Dreistigkeit der Versammlung, welche die Frage zugunsten des Königs entschieden hatte, ohne die Stimme Frankreichs abzuwarten;

sie stellte ferner eine bedenkliche Ungesetzlichkeit fest, indem sie behauptete, daß die zwei- bis dreihundert royalistischen Abgeordneten, die die Erklärung abgegeben hatten, nicht mehr abstimmen zu wollen, diesmal nichtsdestoweniger mit den anderen zur Abstimmung erschienen wären.

Diese berühmte Eingabe (die mir hier vor Augen liegt) scheint mir nach der Handschrift von Robert verfaßt worden zu sein, dessen Name neben Peyre, Vachart (oder Virchaux) und Dumont darunter steht. Sie ist ganz lebendig, ganz glühend und ersichtlich auf dem Marsfeld selbst entstanden. Ich kann mir sogar denken, daß sie von Frau Robert (Fräulein Kéralio) diktiert worden ist; sie verbrachte in beharrlicher Leidenschaft den ganzen Tag mit ihrem Mann auf dem Altar des Vaterlandes, unterschrieb und ließ unterschreiben. Der Stil ist abgehackt, eilig, wie der eines atemlosen Menschen. Hübsche kleine Nachlässigkeiten, feine, kühne Spitzen (gleich dem Zorn einer Frau oder eines Kolibris), scheinen mir auf die weibliche Hand hinzuweisen [48]).

Verfolgen wir die Tausende von Unterschriften, die viele Blätter füllen, aus denen man kleine Hefte zusammengestellt hat. Keinerlei Ordnung. Offenbar hat jeder unterzeichnet, wie er gerade dazukam; fast alle mit Tinte, weniger mit Bleistift. Viele der Namen sind bekannt, besonders die aus der Sektion „Théâtre-Français“ (Odéon), die zahlreich vertreten waren: „Sergent“ (der Kupferstecher?); „Rousseau“ (der erste Sänger an der Oper?); „Momoro, erster Drucker für die Freiheit und Wahlmann für die zweite Wahl-

[48]) Besonders bei der Stelle: „aber, meine Herren, aber, ihr Repräsentanten eines edelmütigen und vertrauensvollen Volkes, erinnert euch, usw.“ (Siehe das in den „Archives de la Seine“ aufbewahrte Original.) — Zuerst glaubte ich auf den ersten Heften Blutflecke zu bemerken; es sind aber Tintenkleckse, die mit der Zeit ihre Farbe verloren und rotbraune Flecke hinterlassen haben. — Die Unterschrift Héberts ist keineswegs langgestreckt und spinnenzart, wie manche gesagt haben; sie ist vielmehr gedrungen, gewöhnlich und charakterlos. — Unter den Unterschriften finden sich solche eines Ingenieurs, mehrerer Mechaniker, eines Miniaturmalers, einer „Modistin“, Fräulein David, Rue Saint-Jacques 173 (eine leichte, hübsche Handschrift), eines Lehrers (in recht schlechter Orthographie): Vinssent, „professeurs de langue“. — Andere wieder enthalten eine seltsame, aber kraftvolle Begründung: „Ich verzichte auf den König, ich will ihn nicht mehr als König anerkennen. Ich bin französischer Bürger und diene dem Vaterlande im Bataillon Boulogne, Louis Magloire der Ältere in Boulogne.“ (Je renonce au roy je ne le veux plus le conette pour le roy je suis sitoiien fransay pour la patry du bataillon de Boulogne . . .). — Die letzte Unterschrift ist die Santerres, mit affektierter Hand geschrieben und wahrscheinlich abends im Faubourg Saint-Antoine, wohin die Petition allem Anschein nach gerettet und verborgen wurde, hinzugefügt.

periode"; „Chaumette, Student der Medizin, Rue Mazarine 9"; „Fabre" (d'Eglantine?); „Isambert" usw. Andere wieder, die nicht aus diesem Stadtviertel, aber Mitglieder der Cordeliers sind: „Hébert, Schriftsteller, Rue de Mirabeau"; „Hanriot, Maillard". — Folgen einige Jakobiner wie „Andrieux", „Cochon", „Duquesnoy", „Taschereau", „David". — Schließlich Namen aller Art: „Girey-Dupré" (der Stellvertreter Brissots), „Isabey Vater", „Isabey Sohn", „Lagarde", „Moreau", „Renouard" usw.

Am Kopf von Blatt 35 lese ich die rührende Anmerkung: „Werdet ihr sie (die Freiheit? oder das Vaterland? [49]), die ihr sie erst geboren habt, in der Wiege erdolchen?"

Viele fügen ihrem Namen hinzu: „Nationalgardist" oder „Bürgersoldat für das Vaterland". Viele können nicht unterschreiben und machen ein Kreuz. Es gibt zahllose Unterschriften von Frauen und Mädchen. Gewiß, an diesem Sonntag waren sie am Arm ihrer Väter, Brüder oder Gatten hinausspaziert. Gläubig und vertrauensvoll unterwürfig, wollten sie mit ihnen zeugen, mit ihnen gemeinsame Sache machen in diesem großen Akt, dessen ganze Tragweite nicht alle unter ihnen begriffen. Was tut's, sie blieben mutig und getreu, und mehr als eine hat auch mit ihrem Blute Zeugnis dafür abgelegt.

Die Zahl der Unterschriften muß tatsächlich ungeheuer gewesen sein. Die noch vorhandenen Blätter enthalten mehrere Tausend. Aber offenbar sind viele verlorengegangen. Das letzte trägt die Nummer 50. Der wunderbare Eifer des Volkes, eine dem König so feindliche, die Nationalversammlung so mahnende Akte zu unterzeichnen, mußte diese erschrecken. Man brachte ihr zweifellos eine der Abschriften, die umliefen, und diese souveräne Versammlung, die bis dahin Richter und Schiedsmann zwischen König und Volk gewesen war, sah mit Schrecken, daß sie als angeklagt galt. Sie, die schon vor so langer Zeit gewählt worden war, fühlte sich in dieser so neuen Lage, die alle ihre Kräfte überstieg, äußerst schwach; hatte sie doch stets in ihrer Mitte dreihundert Feinde der Verfassung, die zwar behaupteten, sie seien nicht mehr tätig, aber plötzlich auftauchten, sich in die Beratungen mischten, sie störten und vielleicht sogar an Tagen, da sie Schaden stiften konnten, ihre Stimme abgaben; das allein genügte, um alle ihre Taten mit einer Ungesetzlichkeit zu beflecken. Sie, die sich für das Gesetz hielt und das Schwert im Namen des Gesetzes zog, sie sah sich, wenn die Anklage auf Wahrheit beruhte, in flagranti eines Verbrechens am Gesetz über-

[49]) Französisch „la patrie", also weiblich.

wiesen. Nun war es notwendig geworden, um jeden Preis die Volksversammlung aufzulösen und die Petition zu zerreißen.

Das war sicherlich der Gedankengang, ich sage nicht der ganzen Nationalversamlung, die sich leiten ließ, aber der Gedankengang ihrer Führer. Sie versicherten, Mitteilung zu haben, daß die Menge vom Marsfeld gegen die Versammlung ziehen wolle, — gewiß eine ungenaue Sache, die durch alles, was die noch lebenden Augenzeugen von der Haltung des Volkes erzählen, klar widerlegt wird. Daß unter der großen Schar ein Fournier oder sonst ein Verrückter war, der einen solchen Zug vorschlug, ist nicht unmöglich; aber weder er noch andere hatten den geringsten Einfluß auf die Menge. Sie war ungeheuer groß geworden, mit tausend verschiedenen Elementen durchsetzt und um so weniger leicht mit fortzureißen, um so weniger angriffslustig. Die Dörfer der Bannmeile, die von den letzten Ereignissen nichts wußten, hatten sich in Bewegung gesetzt, besonders die westlichen Vororte, Vaugirard, Issy, Sèvres, Saint-Cloud, Boulogne usw. Sie kamen wie zu einem Feste; aber einmal auf dem Marsfeld, fiel es ihnen gar nicht ein, noch weiter zu gehen. Sie suchten lieber an diesem äußerst heißen Tag ein wenig Schatten und Ruhe unter den Bäumen der Einfassung oder noch eher in der Mitte, unter der breiten Pyramide, die der Altar des Vaterlandes bildete.

Indessen kam gegen vier Uhr eine letzte, niederschmetternde Botschaft aus der Nationalversammlung ins Hôtel-de-Ville; und zu gleicher Zeit verbreitete sich ein Gerücht aus derselben Quelle auf dem Grèveplatz und unter der ganzen besoldeten Garde, die da stand: „Ein Trupp von fünfzigtausend Briganten hat sich auf dem Marsfeld aufgestellt und schickt sich an, gegen die Nationalversammlung zu ziehen."

Das widersprach völlig dem Bericht Lafayettes, dem Bericht der beiden Gemeindebeamten, die später noch ins Hôtel-de-Ville zurückkehrten, und die sogar eine Abordnung dieser friedlichen Briganten mit sich führten, die für zwei oder drei verhaftete Personen die Freilassung zu erwirken suchten. Der Maire, der Magistrat, das Departement schwanken zwischen diesen widersprechenden Eindrücken; sie suchen nach einem Ausweg, die Sache hinzuziehen. Die Versammlung jedoch befiehlt; Bailly kann nichts tun, als gehorchen. Die Leute vom Departement La Rochefoucauld, Talleyrand, Beaumetz, Pastoret erbeben, weil sie zu lange gewartet haben, sie tadeln die Langsamkeit des Magistrats: „In den Augen der Nationalversammlung haben wir uns kompromittiert", sagen sie.

Inzwischen harrten die besoldeten Garden, die Hullin und andere,

auf dem Grèveplatz in fiebernder Erwartung. Diese französischen Garden, darunter viele Sieger der Bastille, waren seit langem wütend, aufgebracht gegen die Zeitungen, die demokratischen Aufwiegler, die ihnen den Titel „Spione Lafayettes" gegeben hatten. Sie warteten ungeduldig auf den Tag, alles das mit Blut reinzuwaschen. Als sie am Fenster des Hôtel-de-Ville, das sie unausgesetzt beobachteten, die rote Fahne hissen sahen, stießen sie einen Freudenschrei aus.

Der arme Bailly begibt sich totenbleich auf den Grèveplatz hinab. Der unglückliche Astronom sieht sich nach einem ganz in der Studierstube verbrachten Leben vor die Notwendigkeit gestellt, Führer dieser rasenden Schar zu sein, Blut zu vergießen. Wohl war er ein Bild des Unglücks, aber er fürchtete nichts. Er hatte sein Leben schon lange der Sache zum Opfer gebracht. An jenem triumphierenden Tage, dem 23. Juli 1789, als Hullin ihm den Arm reichte, um ihn nach Notre-Dame zu führen, hatte Bailly, umkreist von Soldaten, bei sich selber gesagt: „Sehe ich nicht aus wie ein Gefangener, den man zum Tode führt?" Ganz so sah er aus an diesem 17. Juli 1791. Auf seinem Antlitz stand das Wort geschrieben, das eine Zeitung ihm damals entgegenschleuderte: „Dieser Tag wird ein langsames Gift in alle Ihre Tage träufeln."

Seit einer Stunde etwa wurde zum Erstaunen aller Welt der Generalmarsch in Paris geblasen; von allen Seiten strömten die Nationalgarden herbei. In langen Kolonnen machten sie sich auf den Weg, die einen über die Champs-Elysées, die andern am Invalidendom vorbei oder über Gros-Caillou. Kurz bevor sie auf dem Marsfeld ankamen, ließ man sie die Gewehre laden, weil die Briganten dort in der Übermacht seien, hieß es; sie hätten sich verschanzt.

Ich werde den ungedruckten Bericht eines sehr würdigen, sehr glaubwürdigen Augenzeugen wiedergeben. Er war Nationalgardist im Bataillon der Minoriten, die gemeinsam mit denen der Quinze-Vingts, von Popincourt und Saint-Paul sich parallel der Militärschule aufgestellt hatten:

Der Anblick, den dieser ungeheure Platz damals bot, verblüffte uns. Wir hatten erwartet, ihn von wütendem Pöbel besetzt zu sehen; wir fanden nur die friedlichen Sonntagsspaziergänger in Gruppen und in Familien beieinander; es waren in der großen Mehrzahl Frauen und Kinder, in deren Mitte Händler Lakritzenwasser, Pfefferkuchen und Kuchen aus Nanterre, die damals den Ruf der Neuheit hatten, feilboten. Niemand in der Menge war bewaffnet, ausgenommen einige Nationalgardisten, die mit Uniform und Säbel angetan waren; doch die meisten begleiteten ihre Frauen und hatten

nichts Drohendes oder Verdächtiges. Die Sorglosigkeit war so groß, daß mehrere unserer Kompagnien ihre Gewehre zusammenstellten, und daß einige von uns von Neugier getrieben, bis zur Mitte des Marsfeldes gingen. Bei ihrer Rückkehr wurden sie ausgefragt und erzählten, daß es nichts Neues gäbe, nur auf den Stufen zum Altar des Vaterlandes unterzeichne man eine Eingabe.

Dieser Altar war ein ungeheures Bauwerk, hundert Fuß hoch; es stützte sich auf vier Fundamente, welche die Winkel seines weiten Vierecks einnahmen und Dreifüße von mächtiger Größe trugen. Die Fundamente waren unter sich durch Treppen verbunden, die so breit waren, daß ein ganzes Bataillon in Front auf jeder von ihnen hinaufsteigen konnte. Auf der Plattform, auf die sie emporführten, erhob sich pyramidenförmig durch eine Vielheit von Stufen ein Wall, den der Altar des Vaterlandes krönte und der von einem Palmbaum beschattet war.

Die auf den vier Seiten von unten bis oben angebrachten Stufen hatten der durch einen langen Spaziergang und durch die Sonnenhitze des Juli ermüdeten Menge Sitze dargeboten. So glich das große Denkmal bei unserer Ankunft einem lebendigen Gebirge, das aus übereinanderlagernden menschlichen Wesen gebildet war. Keiner von uns sah voraus, daß dieses für ein Fest errichtete Bauwerk bald in ein blutiges Schafott verwandelt sein würde.

Die Menge auf dem Marsfeld fühlte sich von der Ankunft unserer Bataillone keineswegs beunruhigt; sie schien erst in Bewegung zu geraten, als der Trommellärm verkündete, daß noch andere militärische Kräfte anrückten, daß sie durch das dem Altar des Vaterlandes gegenüberliegende Tor vom Gros-Caillou den Kreis betreten würden. Aber die neugierige und vertrauensvolle Menge eilte ihnen entgegen; sie wurde von den Infanteriekolonnen zurückgetrieben, die die Ausgänge besetzten, nach vorn drängten und sich in größter Eile entwickelten, und vor allem von der Kavallerie, die an die Flügel jagte und eine Staubwolke aufwirbelte, von der diese ganze bewegte Szene eingehüllt wurde [50]).

Von der Ecole-Militaire aus gesehen, war die Szene unverständlich. Man kann sogar sagen, daß selbst auf dem Marsfeld nur wenige Leute sich darüber Rechenschaft geben konnten. Um zu begreifen, mußte man das Ganze beherrschen. Das taten denn auch mehrere, offenbar gut unterrichtete Royalisten. Der Österreicher Weber, ein Milchbruder der Königin, faßte direkt an der Brücke Posten. Der Amerikaner Morris, der in den Tuilerien wie zu Hause war, erstieg

---

[50]) Diesen schönen, bisher unveröffentlichten Bericht verdanke ich meinem verehrten Kollegen, Herrn Moreau des Jonnès.

die Höhen von Chaillot. Und von da wollen auch wir die Szene betrachten; der Blick reicht wundervoll weit, nichts wird uns entgehen; das Marsfeld liegt zu unseren Füßen.

Im Hintergrund des Bildes, vor der Militärschule, diese Wand von Truppen; es ist die Nationalgarde vom Faubourg Saint-Antoine und vom Marais. Kein Zweifel, daß Lafayette sich auf die Leute da nicht verließ. Er hat ihnen ein Bataillon besoldeter Garden zu ihrer Überraschung beigegeben.

Diese besoldete Garde ist seine Stärke. Ihr könnt sie fast ganz überblicken, wie sie da lärmend und furchtbar durch das Gros-Caillou mitten auf das Marsfeld strömt, zum Zentrum, zum Altar des Vaterlandes, los auf die Menge . . . Sieh dich vor, Volk!

Und mit der besoldeten Garde strömen noch unzählige Nationalgarden durch die Mitte herein — die einen glühende Lafayette-Verehrer (voll Zorn, daß man auf ihren Abgott geschossen hat), die andern wütende Royalisten, die unter der Flagge Lafayettes republikanisches Blut vergießen wollen. Vor allem sind es die Offiziere der Nationalgarde, die den Appell vernommen haben; mehr Offiziere als Soldaten. Alle diese Offiziere sind adlig, fast alle sind Ritter vom heiligen Ludwig. Eine Zeitung versichert, zu jener Zeit habe es zwölftausend solcher Ritter in Paris gegeben. Diese Militärs ließen sich ohne Schwierigkeit zu Offizieren der Nationalgarde ernennen; nennen wir unter andern einen Vendéer, Exgouverneur des Herrn de Lescure, Henri de la Rochejaquelein; er wurde bald auch dasselbe in der konstitutionellen Garde des Königs.

Die glühenden Royalisten, die am ungeduldigsten verlangten, zuzuschlagen, wußten nicht recht, ob sie Lafayette und der besoldeten Garde folgen oder sich lieber dem dritten Korps anschließen und unter der roten Fahne fechten sollten. Diese Fahne wurde unter Begleitung des Bürgermeisters von Paris über die hölzerne Brücke gebracht (dort, wo der Pont d'Iéna ist). Er führte eine Reserve der Nationalgarde, unter die sich einige Dragoner gemischt hatten (bekannt für ihren Royalismus), und eine recht lächerliche Schar Perückenmacher, die außer dem Degen, dessen Tragen ihnen erlaubt war, bis an die Zähne bewaffnet waren. Sie kamen offenbar, um den am Morgen von den Leuten aus Gros-Caillou gehenkten Perückenmacher zu rächen.

Die sehr kleine und auf dem Marsfeld gar nicht erkennbare rote Fahne, erscheint dort also mit dem Bürgermeister von der Brückenseite her. Zur linken Seite, auf den Glacis, wogte ein Haufe von Herumtreibern aller Art; dort befand sich auch zweifellos die Gruppe Fourniers, des Amerikaners. Als der Bürgermeister seine Ansprache



Danton.

Nach einer Zeichnung von David.



Robespierre.

Angebliche Zeichnung von Gérard.

Beide Bilder wurden nach den Originalen aus der Sammlung Jubinal de Saint-Albin 1895 zum erstenmal veröffentlicht.

beginnt, fliegt ihm ein Hagel von Steinen zu; ein Flintenschuß verwundet hinter Baillys Rücken einen Dragoner. Die Nationalgarde erwiderte das Feuer, schoß aber in die Luft oder mit Schrot. Es gab auf den Glacis weder Tote noch Verwundete.

Wurde diese Szene von der großen Volksmasse, die auf den Stufen am Altar des Vaterlandes saß, in der Ferne beobachtet? Gewiß drangen die Schüsse nur undeutlich herüber, und mit Recht sagte man sich, es seien nur Schrotschüsse. Man glaubte unter der Menge, auch hier an sie werde man eine Aufforderung richten, auseinanderzugehen. Viele aber zögerten, den Altar zu verlassen, da sie von allen Seiten Truppen anrücken sahen, von der Militärschule, vom Gros-Caillou und aus der Gegend von Chaillot. Die Ebene, durch die blitzschnell die Kavallerie dahersauste, wirbelte von zahllosen Gruppen, die vergeblich nach Paris durchzubrechen suchten. Schließlich schien der Altar wirklich noch der sicherste Ort, vor allem für solche, die durch Frauen und Kinder behindert waren; sie glaubten, hier eine unantastbare Zuflucht zu finden. In der Tat, von welchem Gesichtspunkt, im Sinne der alten oder der neuen Religion, man es auch betrachtete, dieser Altar war geheiligt. Vor kaum drei Tagen hatte die Geistlichkeit von Paris hier die Messe abgehalten, und hatte nicht die Freiheit selbst am Tage der Verbrüderung hier ihre Feier abgehalten?

Die Masse der besoldeten Truppen, die das Feld von der Mitte her betreten hatte, die Artillerie und Kavallerie, die von der Seite des Gros-Caillou im Marsfeld voraneilte, hatte also die vom Pöbel, von jungen Burschen und Tobenden erfüllten Glacis im Rücken; dieser Haufe hatte schon von der Flußseite her auf Bailly geschossen und war durch die Schrotsalven vertrieben worden. Das hatte sie weniger erschreckt als dreist gemacht; wurde geschossen, so konnten sie sich immer hinter den Glacis aus dem Staube machen. Sie stießen daher Verwünschungen aus und warfen mit Steinen nach den „Spionen Lafayettes“. Die Anstifter zählten darauf, daß diese, von dem Wort „Spion“ gereizt, wütend werden, den Kopf verlieren und schließlich irgendein großes Unheil anrichten würden; das erzürnte Volk würde dann nach Paris stürmen, und es könnte vielleicht wie im Juli 1789 zu einem allgemeinen Aufstand kommen.

Der Bürgermeister und der Kommandant, beides durchaus keine blutdürstigen Männer, hatten gewiß nur den allgemeinen Befehl gegeben, den Widerstand mit Gewalt zu brechen. Sie gedachten auf dem Schlachtfeld besondere Befehle, irgendein Signal, zu erlassen, erst dort anzuordnen, wo und wie die Gewalt vorgehen sollte.

Welch mörderischer Einfluß veranlaßte die zentrale Truppe ohne

weiteres loszuschlagen? Ich glaube nicht, daß die aufreizenden Rufe von den Glacis die Sache genügend erklären. Ich sehe vielmehr als direkte Triebfeder jene Leute dahinter, die ein Interesse daran hatten, die Petition mitsamt ihren Verfassern zu vernichten. Ich spreche von den Royalisten. Man hat gesehen, daß die heftigsten unter ihnen, die Adligen oder deren Anhänger, Perückenmacher, Dragoner usw., sich entweder der Truppe im Zentrum oder der Truppe, die unter Baillys Führung stand, angeschlossen hatten. Wahrscheinlich sind nun diese letzteren, als sie sahen, daß Baillys Nationalgarden nur in die Luft schossen, zu der Truppe im Zentrum gelaufen, um dort zu verkünden, man habe auf den Maire geschossen, die Ansprachen könnten nicht stattfinden. Die Befehlshaber haben diese Nachricht für eine Order des Maire selbst genommen und sind ihren wütenden Führern gefolgt, die das Ziel zeigten, festsetzten: den Altar und die Petition.

Man kann versichert sein, daß die besoldete Garde, wäre sie nicht so geschickt von den Leuten mit politischen Interessen gelenkt worden, viel lieber auf die geschossen hätte, die sie mit Steinen bewarf, die Angreifer bestraft hätte. Ganz im Gegenteil ließ sie die feindlichen, herausfordernden Gruppen in Ruhe und beschoß die harmlose Menge am Altar des Vaterlandes. Die Kavallerie setzte sich in Galopp und raste wie toll auf diesen lebendigen Berg von Männern, Frauen und Kindern los, die auf das Feuer mit einem fürchterlichen Schrei antworteten . . .

Befremdend, aber dennoch verbürgt ist die Tatsache, daß die Artillerie, die auf ihrem Platz geblieben war und auch etwas tun wollte, mit Mitrailleusen quer über den Platz in die Staubwolke feuerte, mitten hinein in die fliehende Menge und ihre eigene Reiterei. Man konnte den Dummköpfen nur dadurch Halt gebieten, daß Lafayette sein Pferd bis vor die feuernden Kanonenrohre trieb.

Betrachten wir, welchen Eindruck diese Schreckensszene auf die Nationalgarde machte, besonders dort an der Militärschule: „Wir sahen weder Gemeindebeamte noch die rote Fahne, und es schien uns unmöglich, daß man gegen diese harmlose und waffenlose Schar das Kriegsgesetz verkünden könne, als sie Rufe vernahmen, die sogleich von heftigem anhaltenden Feuer beantwortet wurden. Gellende Schreie, die den Lärm der Schüsse übertönten, belehrten uns, daß wir nicht etwa einem Kampf, sondern einem Gemetzel beiwohnten. Als der Rauch sich verzog, sahen wir mit Schrecken die Stufen vom Altar des Vaterlandes und seinen ganzen Umkreis mit Toten und Verwundeten bedeckt. In Gruppen eilten Männer, Frauen und Kinder, die der Schlächterei entronnen waren, auf uns zu, von Reitern

verfolgt, die sie mit erhobenem Säbel bedrohten. Wir öffneten unsere Reihen, um die Flüchtenden aufzunehmen, und ihre zügellosen Verfolger mußten vor unseren Bajonetten haltmachen und vor unseren Drohungen und Verwünschungen zurückweichen. Ein Adjutant, der uns den Befehl überbrachte, voranzumarschieren, um den Platz reinzufegen und uns mit den anderen Truppen zu vereinigen, wurde mit den nämlichen Ausrufen empfangen; und die Energie dieser groben Begrüßungen ließ nicht daran zweifeln, daß der ohnedies so blutige Tag noch blutiger werden könnte.

Ohne eine Verschärfung der Lage abzuwarten, ordnete der Kommandant sein Bataillon in Kolonnen und schickte Erkundungsmannschaften an die Flanken. Die anderen Bataillone machten es ihm nach, und alle zusammen verließen wir mit einmütigem raschen Entschluß das Marsfeld, indem wir unserer Entrüstung und unserem Kummer Ausdruck gaben.

Fünfzehntes Kapitel

Die verzagten Jakobiner erheben sich wieder (Juli 1791)

Wer war schuld an dem Blutbad? — Eindruck des Ereignisses in den Tuilerien. — Schrecken der Jakobiner, 17. Juli. — Frau Roland bietet Robespierre Zuflucht. — Zögern und falsche Maßnahmen der Konstitutionellen. — Unwürdiges Vorgehen der Jakobiner, 18. Juli. Sie bleiben Herren des Raumes und der Korrespondenz. — Die Feuillants vernichten sich selbst, 17.—23. Juli. — Neuorganisation der Jakobiner unter Robespierres Einfluß. — Drohende Zuschriften der Städte an die Versammlung, Ende Juli. — Sie verzichtet darauf, durch ihre in die Provinz entsandten Kommissare die Herrschaft an sich zu reißen.

Bailly, der von der Brücke aus das halbe Marsfeld überqueren mußte, erreichte die Mitte und die besoldete Garde erst nach der schauerlichen Exekution; er sagte: „er sei äußerst betrübt gewesen, zu sehen, daß die Unvorsichtigen Feuer gegeben hatten." Eine ihm sonst sehr feindlich gesinnte Zeitung bezeugt diesen Ausspruch.

In dem am Abend auf dem Magistrat aufgenommenen Protokoll wird die Sache ebenfalls als eine Unvorsichtigkeit, ein trotz der Behörden und ohne ihren Auftrag begangener Fehler hingestellt[51]).

[51]) „Die Behörden machten alle Anstrengungen, das Feuer zum Stillstand zu bringen, und der Oberbefehlshaber, der schon weiter auf dem Marsfeld vorgedrungen war, eilte hinzu, um die Ordnung wiederherzustellen." Protokoll aus den „Archives de la Seine".

Zwölf Tote wurden ins Hospital vom Gros-Caillou getragen, und man behauptet, daß nachts viele in die Seine geworfen wurden. Die Zeitungen gehen so weit, in entschiedener Übertreibung zu sagen, daß man fünfzehnhundert hineinwarf.

Die zwölf, deren Namen, Kennzeichen und Kleidung wir wissen, sind alles unbekannte Leute, arme Menschen aus der Arbeiterbevölkerung: ein junger Mann, den sein Vater am anderen Morgen erkannte, eine Frau aus dem Volke, fünfzig bis sechzig Jahre, ärmlich gekleidet, dick und schwerfällig, die sich nicht hatte retten können usw.

Welchen Anteil hatte ein jeder an diesem Unglück und diesem Verbrechen? — Weder Bailly noch Lafayette haben den Befehl zum Feuern gegeben. — Man hatte ersichtlich die allgemeine, beim Aufbruch erteilte Bestimmung, die Zusammenrottungen bei Widerstand mit Gewalt zu zerstreuen, mißbraucht. Diese Bestimmung setzte überdies ein Signal voraus, das nicht abgewartet wurde.

Wer überstürzte das Feuern? Wer trieb die besoldete Garde an? Wer lenkte sie von den Glacis, wo es Steine hagelte, ab, um sie auf den harmlosen Altar, auf die antiroyalistische Petition schießen zu lassen? — Der gesunde Menschenverstand gibt uns die Antwort: die taten es, die ein Interesse daran hatten, das heißt, die Royalisten, die Adligen oder Anhänger der Adligen, die sich als Offiziere der Nationalgarde oder als freiwillige Mitläufer bei dieser Jagd auf die Republikaner dort befanden, zum Beispiel so auch ein Maltheserritter, der sich einige Tage später in den Zeitungen der Sache rühmt.

Von den drei Armeekorps, die das Marsfeld betraten, hat nur eines geschossen, das im Zentrum, das fast ausschließlich von besoldeten Garden gebildet war.

An der Flußseite schoß die von Bailly geführte Nationalgarde in die Luft oder mit Schrot, obgleich man auf sie mit Kugeln geschossen und einen Mann verwundet hatte.

Auf der Seite der Militärschule dachte die Nationalgarde nicht ans Schießen, sondern beschützte vielmehr die Flüchtenden.

Dies letztere Korps war, wie wir schon gesagt haben, das vom Marais und vom Faubourg Saint-Antoine. Beim Verlassen des Marsfeldes traf es mit anderen Nationalgarden zusammen, die ihm durch einstimmigen Zuruf dankten und seine Menschlichkeit priesen.

Die Trauer über dies beklagenswerte Ereignis war allgemein. Die einen bedauerten das vergossene Blut, die anderen den vielleicht tödlichen Schlag, den die Freiheit erhalten hatte. Ein Nationalgardist aus dem Bataillon von Saint-Nicolas (namens Provant) schoß sich eine Kugel in den Kopf und hinterließ auf seinem Tisch die Zeilen:

„Ich habe geschworen, als freier Mann zu sterben, die Freiheit ist verloren, ich sterbe.“

Ein einziges Bataillon der besoldeten Garde hatte nicht geschossen; es war das bei der Militärschule, das dort von einer bei weitem größeren Schar von Nationalgarden in Respekt gehalten wurde. Die revolutionäre Presse benutzte diesen Umstand, um die besoldete Garde zu beglückwünschen, an ihre Unschuld glauben zu machen, sie zu halten. In Wahrheit war sie es, die allein oder fast allein die Metzelei veranstaltet hatte. Diese schlaue Maßnahme für ein Korps, das man beargwöhnte, hatte zur Folge, den ganzen Haß in dieser Sache auf die Nationalgarde zu lenken, obgleich diese bei der Brücke das Volk nur bedroht und bei der Schule gedeckt und gerettet hatte.

Hätte man dem Vorgang ernstlich nachzuforschen gewagt, so hätte man, wie ich glaube, die besoldeten Garden als ausführende Hand und die Royalisten als Anstifter gefunden. Man hütete sich davor, weil in diesem Augenblick sogar die Konstitutionellen, die sich den Royalisten zur Wiederaufrichtung des Königtums angeschlossen hatten, einen so unglückseligen, ihren Absichten so schädlichen Vorgang lieber zu Boden geschlagen hätten.

In Wahrheit muß man sagen, daß auf beiden Seiten der schmähliche Versuch, zu verdunkeln und zu vertuschen gemacht wurde[52]). Ein Nachprüfen, ein gewissenhaftes Vergleichen der Handlungen und der Zeugenaussagen, die Kontrolle der einen durch die anderen — das allein hätte die Tatsachen richtig gestellt, die dreisten Lügen einiger Zeitgenossen ausgemerzt und uns zu den wahrscheinlicheren — ich wage zu sagen, fast gewissen — Resultaten geführt, die wir angedeutet haben.

Betrachten wir die Wirkung des Ereignisses in Paris.

Die schreckliche Schießerei, die man nur allzu gut vernommen hatte, krampfte alle Herzen zusammen. Alle, von welcher Partei sie auch waren, hatten eine düstere Vorahnung, es überlief sie eine Art Schauder, als hätte sich der Himmel geöffnet und ihnen wie in einem Blitz die künftigen sozialen Kämpfe enthüllt.

Nirgends aber war die Wirkung des Schreckens größer als an zwei Stellen, in den Tuilerien und bei den Jakobinern. Bei den ersten Schlägen fühlte die Königin in ihrem Herzen den Gegen-

---

[52]) Lafayette nimmt in seinen „Mémoires“ (wo er wirklich allzu leichtfertig von einem so grausamen Ereignis spricht) an, daß vor der Metzelei zwei Schützen getötet wurden; es ist festgestellt, daß das später geschah, im Laufe des Abends oder in der Nacht. Vorher gab es nur zwei Verwundete, einen Adjutanten des Generals und den Dragoner neben Bailly.

schlag, sie merkte, daß ihre unvorsichtigen Freunde einen blutigen Abgrund aufgerissen hatten, der sich nicht mehr schließen würde.

Und die Jakobiner begriffen, daß ihre Rivalen, die Feuillants, die Verantwortlichkeit für alles, was zu der entsetzlichen Exekution Veranlassung gegeben haben konnte, auf ihre halb aufgelöste, zu so geringer Zahl zusammengeschmolzene Vereinigung abwälzen würde.

Sogleich schickten sie Kundschafter aus. Ihre Abgesandten trafen auf den Champs-Elysées ein verzweifeltes Weib, dann eine verwirrte Menge in voller Flucht. Man erzählte ihnen, daß es viele Tote gegeben habe, daß vor der dritten Aufforderung zum Auseinandergehen geschossen worden sei usw. Ohne Zeitverlust erklärte die Gesellschaft, um die Obrigkeit zu entwaffnen, daß sie die „falschen oder gefälschten Drucksachen, die man ihr zugeschrieben habe, ableugne, daß sie von neuem der Verfassung Treue gelobe und den Dekreten der Versammlung Gehorsam“.

Inzwischen ließ sich in der Rue Saint-Honoré ein großer Lärm vernehmen; es waren die besoldeten Garden, die sehr erhitzt vom Marsfeld zurückkehrten und als sie bei den Jakobinern vorüberkamen, schrien, man habe ihnen den Befehl erteilt, den Saal mit Kanonenschüssen zu zerstören. Drinnen paßt man gewaltig auf. „Der Saal wird belagert!“ ruft man aus. Große Verwirrung, eine lächerliche, furchtbare Angst. Einer verliert ganz den Kopf und springt, um sich zu retten, auf die Frauentribüne hinauf. Dort war Frau Roland, die ihn gehörig zur Rede stellte, so daß er beschämt auf demselben Wege zurückgehen mußte, auf dem er gekommen war. Inzwischen hatte man Soldaten vor die Tore gestellt; man schloß die Gitter, um Eindringliche abzuwehren; an anderen Stellen ließ man die anderen hinaus. Frau Roland ging als eine der letzten.

Die Straße wogte von Menschen; man verlachte, verhöhnte die Herauskommenden; andere klatschten Beifall. Robespierre wurde erkannt und von größeren Gruppen beifällig begrüßt, eine zweifelhafte Ehre an einem solchen Tag.

Er ging die Straße hinab, um das Faubourg Saint-Honoré zu erreichen und sich wahrscheinlich zu Pétion zu flüchten, der dort wohnte, als gegenüber der „Himmelfahrt“ von neuem das Rufen einsetzte: „Hoch Robespierre!“ Man behauptet sogar, ein Mann habe sich zu der Äußerung erkühnt: „Wenn man einen König braucht, warum soll er es nicht sein? . . .“ Es war gewiß klüger, nicht weiterzugehen. Glücklicherweise kam ein gegenüberwohnender Tischler, Duplay, der vor der Türe stand, auf ihn zu, nahm ihn eifrig bei der Hand und schob ihn mit grober Gutmütigkeit ins Haus. Herr im Hause war Frau Duplay, die, sehr lebhaft und energisch, ihn in

Empfang nahm, ihn liebkoste, ihn wie einen Sohn oder Bruder beschützte, als den besten Patrioten, einen Märtyrer der Freiheit. Der Mann, die Frau, die Familie umringen ihn, er ist gefangen; man schließt die Tür. Er dürfe zu dieser Stunde, an einem solchen Tage nicht nach Hause gehen, weit dort hinten ins Marais, in das so öde, gefährliche Viertel; er könne ermordet werden. Er muß zu Nacht essen, muß schlafen gehen; sein Bett steht bereit. Der Mann will, die Frau gebietet es so, die Fräulein Duplay sagten nichts, aber auch sie baten mit ihren schönen Augen. Robespierre, der von Natur zurückhaltend war, erkannte, daß er annehmen mußte. Am anderen Tage wollte er fort, aber seine herrische Wirtin erlaubte es nicht. Es endete damit, daß er bei der Familie blieb und sich bei dem Tischler einmietete; er empfand, daß seine Volkstümlichkeit dadurch nur gewinnen konnte. Zufällig oder nicht — das Ereignis war für das Schicksal dieses berechnenden Menschen von wesentlichem Einfluß.

Während er friedlich bei Duplay die Abendmahlzeit nahm, suchte Frau Roland in seinem Hause nach ihm. Es ging das Gerücht, er würde verhaftet werden. In einer edlen Regung machte sie sich noch am Abend mit ihrem Manne auf und begab sich zu Robespierres Wohnung weit hinten im Marais, um ihm eine Zuflucht anzubieten. Schon hatte sie Robert und seine Frau, die sich bedenklicher bloßgestellt hatten, bei sich aufgenommen. Obgleich es fast Mitternacht war, begaben sich die Rolands, ehe sie nach der Rue Guénégaud heimgingen, zu Buzot, der nicht allzu weit, am Quai des Théatins (Quai Voltaire), wohnte. Sie beschworen ihn, zu den Feuillants zu gehen und Robespierre zu verteidigen, bevor man dort seinen Anklageakt verfaßte, dem die Nationalversammlung gewiß zugestimmt hätte. Das glühende Interesse der Frau Roland mochte Buzot, einem ihrer leidenschaftlichsten Verehrer, ein wenig eifersüchtig stimmen; seine natürliche Großmut gestattete ihm jedoch kein Zögern: „Ich werde ihn in der Versammlung verteidigen," sagte er; „was die Feuillants anlangt, so ist dort Grégoire, und der wird für ihn eintreten." Er verbarg nicht die wenig günstige Meinung, die er von Robespierre hatte, sagte, er sei im Grunde ein Streber, ein Egoist: „er denkt zuviel an sich selbst, als daß er die Freiheit lieben könnte."

In Wirklichkeit täuschte man sich über die Kühnheit der Sieger. Man schrieb ihnen einen vorgefaßten Plan, eine Berechnung zu, die ihnen ganz fremd war. Selbst in dieser Nacht waren sie bei den Feuillants und in den Büros der Nationalversammlung voller Bestürzung über den blutigen Schritt, den sie zugunsten der Royalisten gemacht hatten. Ein Schritt weiter, und sie, die Konstitutionellen,

hätten die Verfassung, die Revolution, sich selbst vernichtet. D'André riet ihnen schlicht und aufrichtig, diesen Schritt zu tun, die Klubs zu schließen. Der Rat hatte für den Augenblick Geltung. Man vernagelte das Tor zu den Cordeliers; das bei den Jakobinern wurde bewacht. Aber Duport und Lafayette erhoben Einspruch im Namen der Vorschriften. Duport, der den ersten Grund zu den Jakobinern gelegt hatte, der sie zu den Feuillants hinübergeführt zu haben glaubte und der stets hoffte, mittels dieser machtvollen Maschine die öffentliche Meinung zurückzugewinnen, erklärte, keine andere Gewalt als die der Vernunft und des Wortes gelten zu lassen.

Das vergossene Blut war unangenehm. Um die Wirkung abzuschwächen, erfand man eine romantische Verschwörung, die — ganz unwahrscheinlich — von Ausländern angezettelt worden sein sollte, von Rotondo, dem Sprachlehrer, einem jüdischen Bankier namens Ephraïm und der unschuldigen Rednerin im „Cercle social", Frau Palm-Aelder und einigen anderen. Das Volk war schuldlos; das gute, ehrbare, sündige Volk von Paris konnte nicht beschuldigt werden; Ausländer allein konnten . . . usw. usw.

Man fürchtete ganz offenbar, das Rechte zu treffen. Man wollte lieber danebenschlagen.

Am nächsten Tag, Montag, dem 18., hörte die wenig zahlreiche Nationalversammlung (es waren im ganzen 253 Mitglieder) den Bericht des Maires von Paris an. Dieser Bericht war ein Auszug aus dem anderen, der noch am Abend im Hôtel-de-Ville verfaßt worden war — ein wenig getreuer Auszug. Es ist möglich, daß die Royalisten den guten Mann in der Nacht bearbeitet, ihn dazu ermutigt hatten, sich bloßzustellen, einen Teil der Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, die in Wahrheit auf ihm nicht lasten durfte. Hier ist die Sache nun nicht mehr ein Aufruhr, wie in dem ursprünglichen Bericht; es ist eine gerechte Wiedervergeltung. Er möchte glauben machen, das Gemetzel sei herausgefordert worden, und darum bringt der Bericht zwei völlig getrennte Dinge miteinander in Beziehung: den Mord vom Morgen und das Blutbad vom Abend; ersterer um sieben Uhr begangen von der Bevölkerung des Gros-Caillou; letzteres zwölf Stunden später an Leuten vorgenommen, die fast alle nicht einmal wußten, was sich am Morgen zugetragen hatte.

Aber selbst in dieser Sitzung, bei der Charles de Lameth, der Präsident, Bailly beglückwünscht und das Blutbad nicht bedauert, wo Barnave sich auf die Knie schlägt und das Signal zur Siegesfeier gibt — in diesem triumphierenden Moment wollten die Sieger vorwärts; eigentlich fürchten sie sich, zaudern. Beim ersten Wort, mit dem sie ihren Vorteil nutzen wollen, verraten sie ihr Zögern. Reg-

nault de Saint-Jean-d'Angely wollte, die Versammlung solle drei Jahre Kettenhaft für alle verhängen, die zum Mord angereizt hatten, Gefängnis und Strafverfolgung denen, die durch Schriften oder andere Mittel zum Ungehorsam gegen das Gesetz herausgefordert hatten. — Pétion bewies, daß es dann um die Freiheit der Presse geschehen sei. — Da trat Regnault zurück, milderte seinen Vorschlag; er verlangte den Zusatz eines Wortes zu herausgefordert: „förmlich herausgefordert"; und die Versammlung stimmte zu. Dieser Zusatz eines einzigen Wortes gab die Möglichkeit, dem Gesetz auszuweichen, hob also seine Wirkung nahezu auf.

Wollte die Nationalversammlung ein ernstliches Resultat erzielen, so mußte die Untersuchungskommission von ihr ermächtigt werden, die Nachforschungen selbst zu leiten. Sie vermied das, schickte die Sache an die Gerichte, die wenig, späte und schlechte Arbeit taten. Zunächst hüteten sie sich wohl, zu untersuchen, welchen Anteil die Agenten der Royalisten an der Sache hatten; nur zwei Journalisten verurteilte sie, Suleau und Royou, den Freund des Königs. Sie trafen also die Schriftsteller, die Redner, nicht die ausführenden Personen. Die Republikaner wurden von den Richtern nicht bedroht, dennoch gingen sie langsam und ungeschickt auch gegen diese vor[53]). Sie warteten bis zum 20. Juli, ehe sie nach Fréron schickten, bis zum 4. August, um Marats Druckerei zu schließen, bis zum 9. mit dem Befehl, Danton, Legendre, Santerre, Brune und Momoro zu verhaften.

Die Jakobiner, die mit dem Zaudern ihrer Feinde keineswegs gerechnet hatten, glaubten sich am 18. Juli verloren. Sie taten einen sonderbaren Schritt, der sie leicht in aller Augen herabsetzen konnte; sie beugten vor der Versammlung die Knie. Robespierre verfaßte für sie eine erstaunlich demütige Adresse, die sie annahmen und absandten. Diese Nationalversammlung, die er selber am 21. Juni eine Höhle von Verrätern genannt hatte, er lobt nun ihre „edlen Anstrengungen, ihre Weisheit, ihre Entschlossenheit und Wachsamkeit, ihre unparteiische und unbestechliche Gerechtigkeit." Er erinnert sie an ihre Erklärung der Rechte, „ihren Ruhm und an das Andenken der großen Taten, der Marksteine auf ihrer Laufbahn. Sie werden sie beenden, wie sie begonnen wurde, und Sie werden in den Schoß Ihrer Mitbürger in hohen Ehren zurückkehren. Wir aber schließen diese Adresse mit einem Glaubensbekenntnis, dessen Aufrichtigkeit

[53]) Woraus sich ergab, daß der „Kleine Schrecken" der Konstitutionellen nur lächerlich wirkte. Am 18. Juli begaben sich Frau Robert in großem Federhut und Herr Robert in himmelblauem Rock, mitten durch Paris, um Frau Roland aufzusuchen.

uns mit Recht auf Ihre Achtung zählen läßt, auf Ihr Vertrauen, auf Ihren Halt: Hochachtung für die Versammlung, Treue zur Verfassung, usw."

Die Jakobiner unterzeichneten und sandten der Versammlung diesen traurigen Widerruf. Sie hüteten sich aber, ihn in dem Zeitungsbericht ihrer Sitzungen zu veröffentlichen. Brissot war es, der ihnen am 24. den schlechten Streich spielte, ihn ans Licht zu ziehen. War es eine Indiskretion? Oder glaubte er ihren Verfasser, Robespierre, herabzusetzen, mit dem er seit jener Zeit wenig sympathisierte[54])?

Während die Unterwürfigkeit die Jakobiner rettete, brachte den Feuillants ihr Stolz den Sturz. In Wahrheit waren diese letzteren sehr stark. Sie hatten vom alten Klub fast alle Abgeordneten übernommen, nicht nur die Gemäßigten, die Konstitutionellen, sondern sehr eifrige Jakobiner wie Merlin aus Douai, Dubois-Crancé usw. Eng verbunden mit der Nationalversammlung, ja in ihren eigenen Bureaus eingerichtet, nahmen sie Teil an ihrer Macht. Das von ihnen in Besitz genommene Feuillantinerkloster (Rue Saint-Honoré, gegenüber dem Vendôme-Platz) war ein ungeheurer und prächtiger Bau, eine verschwenderische Stiftung Henri III., die durch seine Nachfolger mehr und mehr vergrößert wurde. Das Kloster bildete ein gewaltiges Viereck, das die Terrasse der Feuillants durch einen Gang mit der Manege und von da mit den Tuilerien verband.

Und dennoch war es falsch gewesen, das alte Gebäude aufzugeben. Dieses hatte etwas, was die alten renommierten Läden auszeichnet: es war düster, häßlich und dürftig. Ohne Aufdringlichkeit und ohne Wichtigtuerei zeigte es nur eine niedrige Pforte und einen wenig sauberen Durchgang auf die Rue Saint-Honoré. Das Haus war für die Jakobiner ein vorteilhafter Hintergrund; das Kloster war traurig und arm.

Die modernen Jakobiner, die sich in dieser Kirche versammelten und nur ihre Mieter waren[55]), hatten die alten Grabstätten dort gelassen. Lebendige und Tote waren da beisammen. Andere Tote, die

[54]) Im August schwang Robespierre sich geschickt wieder empor, indem er in einer langen „Rede an die Franzosen", die fünfzig Seiten stark war, auseinandersetzte, warum er sich nicht bestimmter für die Republik erklärt habe: „Was den Monarchen betrifft, so habe ich das Entsetzen nicht geteilt, das der Titel König fast allen freien Völkern einflößt,. usw."

[55]) Ein Teil der Klostergebäude war an andere Leute vermietet und wiedervermietet, z. B. an Royalisten, wie den Historiker Beaulieu, der einen düsteren Reiz darin fand, ihren Feinden nachzuspüren, sie mit boshaften neugierigen Augen auszukundschaften und ihnen stündlich Übles nachzusagen.

letzten Mönche des Klosters, nahmen an dem Klub teil (1789 und 1790), gleichwie die letzten Cordeliers dem Klub beiwohnten, der seinen Sitz bei ihnen hatte. Alles das bildete ein reizvolles Ganze, das für immer in den Köpfen spukte und die Erinnerungen, die Einbildungskraft weckte. Die Jakobiner erzählten den Fremden, den Provinzlern mit dem geheimnisvollen Ton einer eigenartigen Frömmigkeit: „Es ist die ‚Muttergesellschaft'!" Tatsächlich waren dort die ersten „Sabbate" (eine Bezeichnung aus der Sprache der Jakobiner) abgehalten worden, aus denen dann die ersten Aufstände hervorgingen. Dort hatte Mirabeau sein berühmtes Duell mit Duport und Lameth, dort hatten seine Reden gedonnert, dort war er gestorben. Und während die Kapelle diese großen Stimmen durch ihr Gewölbe rollen ließ, drang zuweilen ein anderes scharfes, rohes Geräusch herauf, von drunten, aus der Unterkirche, wo Arbeitervereine und die Klubs der Frauen aus dem Volke sich heftig stritten.

Nein, das war kein gewöhnliches Lokal, das man ungestraft verlassen konnte. Daß die Feuillants das nicht empfunden haben, beweist, daß sie keine Politiker waren. Am 17. hätten sie alles gekonnt, sie waren soviel wie die Versammlung selbst. Sie hätten um jeden Preis den Ort zerstören oder halten sollen, und zwar noch am Abend, ohne Verzug, um aus dem Schrecken ihrer Feinde Nutzen zu ziehen.

Am Morgen dachten sie daran. Feydel, Laclos Nachfolger in der Redaktion der Zeitung, erschien mit ihm, um das Lokal und die Korrespondenz zu reklamieren. Sie behaupteten, daß die Feuillants, vor allem Duport und Lameth, die Gründer des Klubs und daß gesamte Korrespondenzkomitee (mindestens fünfundzwanzig Mitglieder von dreißig) zu ihnen übergetreten sei. Sie waren zu früher Stunde erschienen, wahrscheinlich in der Hoffnung, die Sache in der Stille zu ordnen, solange die Jakobiner noch verlassen und mutlos waren, vor dem Eintreffen von Pétion und Grégoire; vielleicht glaubten sie auch, daß der verfolgte Robespierre nicht wagen würde, zu kommen. Die Jakobiner erklärten, deren Ankunft abzuwarten. Sie kamen. Pétion, der die Nationalversammlung auf die Probe gestellt, der erreicht hatte, daß sie ihr Repressivgesetz entkräftete, das heißt also, daß sie am Tage des Sieges wieder zurückwich, Pétion zögerte nicht im Namen der jakobinischen Abgeordneten zu antworten, daß auch sie, gerade so gut wie die anderen die Gründer des Klubs seien, daß sie die Korrespondenz bewahren und hier bleiben würden; im übrigen gedachte er bei den Feuillants einen versöhnlichen Schritt zu tun. Tatsächlich ging er hin und erhielt die stolze Antwort: „Man

empfange nur solche Jakobiner, die sich hier den neuen Regeln fügen würden.“

Die Feuillants zeigten sich bei weitem mehr hochfahrend als geschickt. Ihre erste Tat, das Rundschreiben vom 17. an die Brudervereine, war in jeder Hinsicht unpolitisch und unglückselig. Es hatte ein böses Datum, den Tag der Metzelei; eine böse Unterschrift, den Namen Salles', der den König verteidigt hatte; es war schlecht abgesandt, unter dem Deckmantel des Ministers, und dadurch schon verdächtig; und damit alles zusammentraf, war es auch schlecht belobt, wenn man so sagen darf, denn es fand sogleich den Beifall von Châlons-sur-Marne, der royalistischen Stadt, die den König bei seiner Rückkehr so gut aufgenommen hatte.

In dieser Zuschrift gaben die Feuillants als Hauptursache der Teilung an, daß sie sich darauf beschränken wollten, die Arbeiten der Versammlung vorzubereiten, nur Besprechungen abhalten, aber nichts durch Abstimmung anordnen wollten; mit einem Wort, sie wollten besprechen ohne zu beschließen, ohne zu handeln; die Versammlung allein sollte handeln. Sie waren sicher, zu mißfallen. Die Zeit dürstete nach Taten, sie jagte der Zukunft entgegen. Und da wollte man sich an eine Nationalversammlung halten, die schon der Vergangenheit angehörte.

Am 23. brachten die Feuillants sich selbst den verhängnisvollen Schlag bei, sie gaben sich das Zeichen des Todes, der Ungleichheit, indem sie sich als eine privilegierte, besondere Versammlung aufspielten, in die man nur Zutritt hatte, sofern man aktiver Bürger war (Wahlmann der Wahlmänner). Viele unter ihnen widersetzten sich dieser Erklärung, und da man nicht auf sie hörte, warteten sie von nun an nur auf die Gelegenheit, zu den Jakobinern zurückzukehren.

Diese hoben das Haupt. Am 24. änderte sich ihre Haltung. Als die Feuillants den Jakobinern ihre Antwort überbrachten, sagte Robespierre: „Wir wollen sie nicht eher lesen, als bis wir uns dahin erklärt haben, daß die wahre Gesellschaft der Freunde der Verfassung die ist, die hier tagt.“

Eine nur zu angebrachte Vorsicht, da die Antwort der Feuillants nichts weiter war, als eine neuerliche Einladung, sich den von ihnen aufgestellten aristokratischen Grundsätzen zu unterwerfen.

Weit davon entfernt, unternahmen die Jakobiner es vielmehr, ihre Vereinigung durchzusieben und alle die Schüchternen und Unsicheren, die von einer Gesellschaft zur anderen flüchteten, den Feuillants zuzuschicken. Pétions ehrenvolle und geachtete Stimme machte den Vorschlag zu dieser Reinigung. Ein erster Vorstand von zwölf Mit-

gliedern (darunter sechs Abgeordnete) sollte den Kern der aus sechzig Mitgliedern bestehenden Gesellschaft bilden, und die sechzig würden wählen und ausmerzen und die reinen und würdigen Kandidaten aufstellen. Diese Zusammenstellung übertrug in Wirklichkeit den beiden bedeutenden und einflußreichen Mitgliedern Pétion und Robespierre eine diktatorische Machtbefugnis, die Gesellschaft der Jakobiner wieder neu zu gründen. Mit Unrecht sage ich den beiden: Pétion, sorglos und unbekümmert, war höchst ungeeignet zu dem Geschäft, den einzelnen Persönlichkeiten nachzuforschen, zur kleinlichen Nachprüfung der Biographien, der Absichten und Interessen jedes einzelnen. Robespierre allein war dazu geschaffen, und neben ihm vielleicht noch ein anderes Mitglied dieses Reinigungsausschusses, Royer, Bischof von l'Ain. Man sagt wohl kaum zuviel, wenn man behauptet, daß Robespierre die jakobinische Gesellschaft wieder zu einer furchtbaren Waffe erhob, deren er sich zu bedienen gedachte.

Von den Provinzvereinen hatten sich nur vier ausdrücklich von den Jakobinern getrennt; noch ein weiterer zog sich zurück. Vom 22. Juli an erklärten dagegen Meaux, Versailles und Amiens nur noch mit ihnen Beziehungen unterhalten zu wollen. Elf andere Städte folgten ihnen vor dem 31. Juli, Marseille am 27. mit großer Energie. In der nämlichen Sitzung beteuerten die Cordeliers ihren Anschluß an die Jakobiner, ebenso verhielten sich auch die Brudervereine.

Die Konstitutionellen, früher die Sieger, mußten sich verteidigen. Mehrere kühne Zuschriften aus den Provinzen warfen ihnen bitter vor, in der Nationalversammlung dreihundert Royalisten zu dulden, die protestiert hatten. Schlag folgte auf Schlag: Montauban, Issoire, Riom, Clermont warfen ihr diesen Stein in den Weg.

Die Eingabe aus Clermont wurde von Bancal des Issarts, dem Freunde der Frau Roland, den seine Stadt ausdrücklich entsandt hatte, gebracht und vermutlich auch verfaßt. Sie wurde am 19. Juli geschrieben, ersichtlich in dem Moment, als man die Entscheidung des 16. erfuhr, welche die Versammlung zugunsten des Königs festlegte. Kein Zweifel, daß auch ein begeisterter Brief der Frau Roland an Bancal dazu beitrug, diesen aufs äußerste anzufachen. Es ist der Brief, in dem sie ihm den großartigen Erfolg Brissots bei den Jakobinern berichtet. Dieser fiebernde, ergriffene Brief schloß mit drei Zeilen einer schwermütigen Ahnung: „Ich werde mein Leben aushauchen, wenn es der Natur gefällt; mein letzter Atemzug wird noch ein Hauch von Hoffnung für die Geschlechter sein, die uns nachfolgen.“

Sie fühlte sich krank werden, und — in der Tat — sie fiel. Die gewaltige Überanstrengung, die fortgesetzte Gemütsbewegung, vor allem der furchtbare Schlag vom 17. ließen sie unterliegen; sie verzweifelte an der Freiheit. Am 20. schrieb sie an Bancal, alles sei zu Ende, die Jakobiner würden sich niemals halten können, es sei unnütz, daß er nach Paris käme, usw. Aber der machtvolle Antrieb, den sie gegeben hatte[56]), ließ sich so nicht aufhalten. Bancal machte sich sofort auf, er besaß die heftige Adresse der Jakobiner aus Clermont, die ganz ausdrücklich von der Hand und aus der Feder der Frau Roland zu stammen scheint. Er glaubte ihren ersten Ratschlägen, trug den späteren keine Rechnung, eilte nach Paris und begab sich selbst vor die Tore der Nationalversammlung, das glühende Papier in Händen.

Die in aller Heftigkeit würdige, herrische Adresse von oben, vom souveränen Volk an seine Abgeordneten, bezichtigte diese, zweimal die Hoffnung der Nation durch Vertagung der Einberufung der Wahlversammlungen getäuscht zu haben; dreimal sogar, da sie versprochen hatten, am 14. würde die Verfassung eingesetzt sein, und nicht Wort gehalten hatten. Sie verkündete der Versammlung, sofern innerhalb vierzehn Tagen ihr Dekret betreffend den Aufschub der Wahlen nicht zurückgenommen sei, so werde man ohne sie vorgehen.

Bancal kam nicht durchs Tor; man verweigerte ihm den Zutritt zur Barre. Sein Landsmann Biauzat, Deputierter der Auvergne, beurteilte die Eingabe mit heftiger Verächtlichkeit und suchte sogar den Charakter des Überbringers anzugreifen. Er erreichte, daß sie an die Untersuchungsausschüsse gesandt werden sollte, die dann Nachforschung und wenn nötig Verfolgung vorzunehmen hätten. Weit entfernt, sich zu fürchten, sandte Bancal anderen Tages eine entschlossene Verteidigung an die Versammlung und wagte, eine öffentliche Rechtfertigung zu verlangen. Am Abend bot er den Jakobinern tausend Stück der Eingabe von Clermont an, fünfhundert für sie, fünfhundert, die an die Brudervereine geschickt werden sollten. Die Jakobiner wollten diese letzten fünfhundert nicht annehmen; wahrscheinlich fürchteten sie, sich mit diesem gewagten Schritt die Feuillants zu entfremden, die an ihre Rückkehr glaubten.

Tatsächlich zerfielen diese sogleich in zwei Hälften. Es war ausgeschlossen, daß Feuillants wie Merlin oder Dubois-Crancé mit solchen Feuillants wie Barnave und die Lameth gemeinsam gingen.

---

[56]) Sie gesteht (Briefe an Bancal, S. 272), daß ein großer Teil der republikanischen Zuschriften aus den Provinzen bei ihr in Paris verfaßt worden seien.

Leider kennen wir ihre inneren Streitigkeiten nicht, sie zeigen sich aber bei der Nationalversammlung nur allzu deutlich. Am 30. Juli erweisen sie sich bei der wichtigsten Frage als schwach, zersplittern sich, die Majorität geht ihnen verloren, die Macht ebenfalls und für immer; denn um die Machtfrage handelt es sich gerade. Nach dem Ereignis von Varennes hatte die Versammlung einige Kommissare in die Grenzdepartements gesandt, um sie zu sichern und zu überwachen. Die gute Wirkung dieser Maßnahme war Grund, daß man daran dachte, sie auszudehnen. Das hieß, die Versammlung, die bisher nur gesprochen, von weitem angeordnet hatte, wollte diesmal aus der Nähe handeln, sich in der Person ihrer energischsten Mitglieder an allen Orten des Landes zeigen und durch diese Allgegenwart mit starker Hand Frankreich packen und festhalten, ehe es entschlüpfte. Die alte Konstituierende, die sozusagen schon ihr Dasein ausgehaucht hatte, gedachte das zu tun, was die junge Konvention durch die gewaltige Kraftzunahme erreichte, die ihr aus der Gefahr und dem Zorn erwuchsen.

Spät, sehr spät machte sich diese wesentlich gesetzgeberische Gewalt, diese große Gesetzesfabrik daran, zu leiten, zu reisen, zu handeln. Sie war ein wenig zu gebrechlich, um sich aufs hohe Pferd zu setzen. Buzot verlangte, man solle keine Kommissare mehr entsenden, da für den Augenblick der Revision die Anwesenheit aller Abgeordneten notwendig sei. D'André, hierin das Organ des Hofes in seinem Argwohn gegen die Konstitutionellen, unterstützte zu aller Erstaunen Buzot. So reichte der Hof den Republikanern die Hand, um ihre letzte Hoffnung zu zerstören und die Tätigkeit der Versammlung zunichte zu machen. Diese, die ihrer selber überdrüssig war, gab ohne alle Schwierigkeiten ihre Stimme so ab, wie man es wollte; sie verzichtete auf eigenes Handeln, blieb noch eine weitere Stunde sitzen, so ungeduldig sie war, einen letzten Blick auf ihr Werk, die Verfassung, zu werfen und ihr Dasein zu enden.

Sechzehntes Kapitel

Die Revision
Verfehltes Bündnis zwischen der Linken und der Rechten (August 1791)

Barnave und die Konstitutionellen möchten die Rechte zurückgewinnen (Ende Juli). — Sie einigen sich mit Malouet. — Sie verhandeln mit Kaiser Leopold. — Die Königin schreibt diesem, um ihn an seinem Eingreifen zu hindern (30. Juli). — Die Rechte zerstört das Bündnis Malouets mit Barnave und Chapelier (4. August). — Die Revision, schüchtern und royalistisch, 5. bis 30. August. — Die Verfassung von 1791, weder bürgerlich noch volkstümlich. — Ungeheure Zunahme der jakobinischen Gesellschaften. — Robespierres feierliche Beschimpfung der Konstitutionellen, ihre Demütigung, 1. September.

Der Konstitutionelle Barnave und der Royalist Malouet, die in vielen Dingen getrennter Meinung waren, hatten in ihren Anschauungen über die Kolonien Berührungspunkte: beide waren den Pflanzern günstig gesinnt. Eines Tages, als Barnave in diesem Ausschuß lebhaft für Malouet eingetreten war, ließ er alle anderen gehen, hielt Malouet unter vier Augen zurück und machte ihm sein Geständnis: „Ich muß Ihnen oft recht jugendlich vorgekommen sein," sagte er, „Sie können aber überzeugt sein, ich bin in wenigen Monaten sehr gealtert . . ." Nach einer kurzen Pause, während der er ganz in Sinnen versunken war, fuhr er fort: „Sehen Sie nicht, daß wir sämtlichen Abgeordneten der Linken, abgesehen vielleicht von einem Dutzend Streber und Fanatiker, der Revolution ein Ende machen möchten? . . . Wir fühlen gut, daß wir nur dann zum Ziele kommen, wenn wir der königlichen Gewalt eine feste Basis schaffen . . . Wenn nur die Rechte, statt die Linke immer dadurch zu reizen, daß sie alle ihre Vorschläge zurückweist, der Revision zustimmen wollte! . . ."

Diese Einleitung wies darauf hin, daß die Konstitutionellen, die ihr Werkzeug, die Feuillants, in ihren Händen zerbrechen sahen, und die ferner sahen, wie dieser neue patriotische Klub sich schon wieder zur Tür wandte, um zu den Jakobinern zurückzukehren, sich selbst nach rechts warfen und zu den Royalisten drängten.

Und wenn ich sage, die Konstitutionellen, so meine ich vor allem Barnave. Er allein schien Leben, Trieb und Hoffnung zu bewahren. Nichts vermag die Trägheit der anderen zu bezeichnen, ihre Lange-



Henriot

Jérôme Pétion.

Anacharsis Cloots.

Nach den gleichzeitigen Schabkunstblättern von Levachez.

weile, ihren Widerwillen, ihre Entmutigung. Ungeduldig erwarteten sie die gesegnete Stunde, die ihnen zur Ruhe verhelfen sollte. Diese Nationalversammlung hatte in zweieinhalb Jahren Jahrhunderte durchlebt; sie war, wenn ich so sagen darf, ihrer selbst überdrüssig, leidenschaftlich strebte sie ihrem Ende zu. Als d'André ihr die neuen Wahlen vorschlug, die ihr Erlösung bringen würden, erhob sie sich in ihrer Gesamtheit und begrüßte die Hoffnung auf ihre Auflösung mit tosendem Beifall.

Ein vertraulicher Brief eines zuverlässigen und über die Lage genau orientierten Menschen, ein Brief des Herrn von Gouvernet an Herrn Bouillé, verrät uns diesen eigenartigen Umstand, den die Geschichte kaum erkannt haben dürfte: „Das Leben der Versammlung, die Hoffnung der Monarchie, der Wunsch, sie zu retten, das alles hatte in der allgemeinen Niedergeschlagenheit in einem achtundzwanzigjährigem Kopfe Zuflucht gefunden, bei Barnave. Das so wenig gleichartige Bündnis, das vier Fünftel der Linken wieder vereinigte, zwei Feinde, Lafayette und Lameth, eng verband und die Jakobiner fast vernichtete: es war der Plan Barnaves." — Und wie kam es, daß er sich in diese Unternehmung stürzte? Derselbe Brief sagt ausdrücklich, die Rückkehr aus Varennes, die Dankbarkeit, die man ihm entgegenbrachte, hätten „sein Herz gewandelt".

In Wahrheit, eine starke Wandlung! Barnave schien so gar nicht der Mann, sich vom Herzen und von der Phantasie leiten zu lassen. Seine Selbstgenügsamkeit, seine überlegene, trockene und kalte Redeweise hatten nicht das geringste von einem Träumer. Er schmückte sich nie mit gefühlvollen Wendungen und neigte eher zur entgegengesetzten Richtung (zum Beispiel in der Angelegenheit der Neger). Ich glaube, man trifft nie in den Reden Barnaves das Wort, das in allen Reden der Männer jener Zeit, von Ludwig XVI. bis Robespierre so häufig wiederkehrt: „Mein Gefühl, mein Herz."

Der Plan Barnaves war 1791, obwohl die Revolution schon so weit vorgeschritten war, der gleiche, wie ihn Mirabeau hatte: „Die Revolution aufhalten, das Königtum retten, mit der Königin regieren."

Barnave hatte die Königin am 25. Juni abends am Tor der Tuilerien verlassen, und erst am 13. September sah er sie wieder, als der König die Verfassung angenommen hatte. Barnave hielt sich an die Unterredung von Meaux, er sah die Königin vertrauend und lenkbar, nur darauf bedacht, durch die Verfassung, die Nationalversammlung und Barnave gerettet zu werden. Seit jener Zeit hatten sich viele Dinge ereignet, sowohl in Europa als im Herzen der

Königin, — Dinge, von denen der junge Redner nicht das geringste ahnte.

Er wußte nicht, daß sie inzwischen in entgegengesetztem Sinne gehandelt hatte.

Wir haben schon gesagt, daß Fersen sogleich nach seiner Ankunft aus Paris Monsieur mündlich die Übertragung der königlichen Gewalt überbracht hatte, der am 7. Juli das authentische Schriftstück darüber folgte.

Ohne das auch nur abzuwarten, hatte am 6. der Kaiser Leopold, Bruder der Marie Antoinette, an alle Mächte ein Rundschreiben gesandt, um Frankreich zu bedrohen und Ludwig XVI. zu befreien.

Preußen, das von den Fürsten gedrängt wurde, trat noch eifriger dafür ein als Leopold. Rußland und Schweden waren noch erzürnter, noch ungeduldiger als Preußen.

Am 25. Juli fanden zwischen Preußen und Österreich Konferenzen statt, und hier zeigte Leopold ganz im Gegensatz zu seinem Schreiben vom 6. Juli, friedliche Absichten. Er hatte genug mit seinem Krieg gegen die Türkei zu tun, der erst im August beendet wurde. Die neue Revolution in Polen stand vor der Tür, es gab Anzeichen für einen großen Krieg im Norden, für einen Einfall Rußlands in Polen, vielleicht konnte man sich noch notgedrungen durch eine von Rußland diktierte dritte Teilung Polens bereichern. Rußland hatte damals aber gerade Absichten auf die Türkei. Die Konferenzen zwischen Preußen und Österreich hatten als Hauptziel, Rußland deutlich zu machen, daß die deutschen Mächte, solange dieses die Türkei nicht freigebe, schlagbereit die Dinge im Auge behalten und sich nicht in das Abenteuer eines französischen Kreuzzuges stürzen würden.

Für den Augenblick konnte Leopold sich also nur friedlich zu uns verhalten; trotzdem Rußland, Schweden und Preußen ihn gern in die Affäre mit Frankreich verwickelt hätten, rührte er sich nicht. Überdies meinten seine gut unterrichteten Generale, daß es keine kleine Sache sei, sich mit einem solchen Reich einzulassen, mit diesen zahllosen Massen eines vom Freiheitsfanatismus hingerissenen Volkes. Für Leopold kam ein persönliches Gefühl hinzu: er fürchtete für das Leben des Königs und der Königin; bei der ersten Nachricht des österreichischen Einmarsches konnte seine Schwester zugrunde gehen.

Der Gedanke, die Königin zu retten, mußte bei ihrem Bruder Leopold selbstverständlich sein. Es war auch der Gedanke Barnaves und der Konstitutionellen, die Königin und das Königtum zu retten. Ohne noch mit dem Kaiser verhandelt zu haben, fühlten sie sich ihm

durch dieses gemeinsame Interesse verbunden. Trotz der drohenden Haltung des deutschen Bundestages, der die Rüstung befahl, verzweifelten sie nicht daran, den europäischen Krieg zu vermeiden; wie immer sein Ausgang sein konnte, der Krieg wäre zu ihrem Verderb, zum Triumph der Feinde geworden.

Um mit dem Kaiser zu verhandeln, mußte man vor allem hier der Herr sein, die Macht der Klubs zermalmen oder besser, sie an sich reißen und sie meistern. Die Konstitutionellen hatten den zweiten Weg vorgezogen, hatten ihn in der Gründung der Feuillants zu sehen geglaubt. Doch es geschah, daß die Feuillants ihnen entschlüpften. Da sie damit ihre eigentliche Kraft verloren hatten, blieb ihnen nur übrig, ihre Feinde um Unterstützung anzugehen, also die, die sie verfolgt und vernichtet hatten, ich meine die Royalisten. Waren diese bereit, zu vergeben? Waren sie einsichtsvoll genug, diese letzte Planke zu ergreifen, mit deren Hilfe die Konstitutionellen sich und sie erretten wollten? Das war sehr zweifelhaft. Viel wahrscheinlicher war es, daß sie, in ihren Groll verrannt, mehr nach Rache als nach Rettung trachteten, daß sie den rettenden Balken mit dem Fuß fortstoßen und daß alle miteinander, Konstitutionelle und Royalisten, gemeinsam in den tiefen Abgrund sinken würden.

Das war der kritische Moment, als Barnave, als die konstitutionelle Partei, aus dem Ereignis auf dem Marsfeld scheinbar siegreich hervorgegangen, sich an den Mann wandte, den man bisher immer zurückgestoßen, verspottet hatte, an den Mann, den die Linke und die Tribünen ewig verhöhnt hatten, an den Royalisten Malouet. Es war der Starke, der den Schwachen um Hilfe anzugehen schien, der sterbende Sieger, der dem Besiegten die Hand hinstreckt und um Gnade fleht.

Malouet verschloß sein Ohr keineswegs den Anerbietungen Barnaves. Aber Chapelier, der dazukam, und Duport, den Malouet alsbald aufsuchte, machten ernstliche Schwierigkeiten. Der oben angeführte Brief versichert indes, daß zwischen Chapelier und Malouet der Bund geschlossen wurde, um gemeinsam die Komödie der Revision zu spielen. Malouet sollte die Verfassung angreifen, ihre Schäden aufweisen: „Und Sie,“ sagte er, „Sie müssen mir entgegnen, mich mit Ihrer Entrüstung bedenken; Sie müssen die Kleinigkeiten in Schutz nehmen; von den großen Dingen aber, von denen, die wirklich an das monarchische Interesse rühren, sagen Sie, daß Sie der Beobachtungen des Herrn Malouet nicht bedürften, daß Sie die bestimmte Absicht haben, die Reform vorzuschlagen. Und Sie schlagen sie vor.“

Wie konnte man erwarten, dieser seltsame Streich werde die

Öffentlichkeit täuschen? Sie rechneten offenbar auf die allgemeine Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit, Niedergeschlagenheit. Tatsächlich gab es starke Anzeichen von Schwäche. Sogar die Nationalversammlung schien sich gehen zu lassen; sie zählte gewöhnlich nicht mehr als hundertundfünfzig anwesende Mitglieder; an dem kritischen Tag, dem Tage nach dem 17. Juli, nahmen an ihrer Sitzung nicht mehr als zweihundertdreiundfünfzig Abgeordnete teil. Die anderen waren entweder schon fortgegangen oder wohl für immer in den Büros vergraben. Einige, so versicherte man, waren so niedergeschlagen und gebrochen, daß sie Tag und Nacht in den Freudenhäusern und beim Spiel verbrachten; der Bischof von Autun, Chapelier und noch andere wurden beschuldigt, sich dort häuslich eingerichtet zu haben.

Laclos und Prudhomme behaupteten in ihren Zeitungen vom Juli, die Sektionen, die Urwählerversammlungen, seien allmählich verödet. Viele Leute waren offenbar schon des öffentlichen Lebens müde. Man muß hinzufügen, daß dafür jene, die durchhielten, um so eifriger wurden. Wenn die regelrechten Versammlungen wenig besucht waren, so kam es, weil Leben und Glut sich ganz in den jakobinischen Gesellschaften abspielte.

Doch kommen wir zu Barnave zurück; er war froh, dieses Bündnis zwischen den Hauptdarstellern der Revision erzielt zu haben, und verzweifelte nicht mehr daran, daß es gelingen werde, das Königtum zu kräftigen. Die Konstitutionellen fügten sich auf seinen Rat und beauftragten Herrn von Noailles, unseren Gesandten in Wien, Leopold davon in Kenntnis zu setzen; und um ihn besser zu überzeugen, erreichten sie bei der Königin, daß sie selber ihrem Bruder schrieb, ihn bat, nichts zu unternehmen.

Seltsamer Widerspruch! Während Monsieur, ausgestattet mit der Machtbefugnis, die der Hof in den Tuilerien ihm am 7. Juli gesandt hatte, den König von Preußen drängte, zu rüsten, sich in Bewegung zu setzen, schrieb die Königin am 30. an Österreich, es solle nicht rüsten, sich nicht rühren, sondern sich mit ihr dem Eifer anvertrauen, den die Konstitutionellen Frankreichs damals für die Wiedereinsetzung des Königtums bewiesen.

Der lange, einschmeichelnde, geschickte Brief, der ganz anders ist, als der sonst ungestüme Charakter der Königin erwarten ließ, ist ganz darauf berechnet, sie vor dem Vorwurf der Wankelmütigkeit zu bewahren, den man diesen zwei widersprechenden Maßnahmen vom 7. und vom 30. Juli machen mochte. Das so kluge Schriftstück ist, wenn nicht diktiert, so doch in seinen Grundzügen von geschickten Leuten, Barnave und seinen Freunden, festgelegt worden. Und doch weiß die Königin bei allem neuen Vertrauen, das sie ihnen

bezeigt, sich noch die Möglichkeit zu bewahren, später sagen zu können, sie habe nicht freie Hand gehabt; sie setzt an den Kopf ihres Briefes das kleine Wort, das, wenn nötig, alles andere annulliert: „Man wünscht, daß ich Ihnen schreibe, und man übernimmt es, Ihnen meinen Brief zu übermitteln, denn ich meinerseits habe keine Möglichkeit, Ihnen Mitteilung darüber zukommen zu lassen, wie es mir geht."

Weder innerhalb noch außerhalb Frankreichs ging die royalistische Partei mit dem König. Der Zeitpunkt, als der König und die Königin sich der Versammlung anvertrauten, war genau der gleiche, als die Emigranten alles daran setzten, das Ausland unter die Waffen zu rufen, als die nicht ausgewanderten Priester das Volk nach einem vorgefaßten Plan bearbeiteten, der, wie es schien, ganz Frankreich zu einer einzigen Vendée organisieren sollte. Im Juli erfuhr man, daß die Deux-Sèvres, daß das Elsaß und Châlons-sur-Marne Feuer gefangen hatten. Im August verkündeten das Pas-de-Calais, das Departement du Nord und der Calvados den Bürgerkrieg. Diese neueste Nachricht platzte gerade am 4. August in die Versammlung, am Vorabend der Revision, mitten in die kaum gefaßten Beschlüsse zwischen Chapelier und Malouet.

Ein Abgeordneter schlug für die Nordprovinz vor, alle Priester, die den Eid auf das Gesetz weigerten, sollten aus dem Departement entfernt werden. Bei diesem Ausspruch erhebt sich die ganze Rechte. Herr de Foucault ruft erfreut: „Plünderung! Brand! Bürgerkrieg!" Alle verlassen das Haus; der Abbé Maury macht der Versammlung noch eine tiefe Verbeugung, als wolle er ihr für die schöne Gelegenheit danken, die sie für einen Ruf zu den Waffen gebe.

Barnave und Chapelier versuchen sogleich, darüber hinwegzugleiten; sie erklären sich gegen diese strenge Maßregelung der Priester, veranlassen ihre Ablehnung. An den folgenden Sitzungen nahm die Rechte wieder teil; man hatte Ursache, sie für zufriedengestellt zu halten. Am 8. August aber, am nämlichen Tage, an dem die Debatten über die Revision eröffnet wurden, erklärte d'Eprémesnil im Namen seiner Kollegen, daß sie bei ihren sämtlichen Protesten beharrten. Jeder von ihnen erhob sich und sagte fest: „Ich gebe die Erklärung ab."

So wurde der mehr schlaue als ehrenhafte Pakt zerstört, den Barnave zwischen der Rechten und den Konstitutionellen stillschweigend zu schließen hoffte. Wie verabredet, begann Malouet die Kritik an der Verfassung mit Kraft und Schlagfertigkeit. Doch Chapelier unterbrach ihn. Durch den neuen Protest der Rechten von der heimlichen Abmachung befreit, bestand er darauf, daß Malouet nicht

über den Kern, sondern nur über die Aufstellung der einzelnen Verordnungen der Verfassung reden solle.

Diese Anordnung, die notwendige Verschmelzung, die aus den vielen Einzelgesetzen ein Ganzes machen sollten, das hatte den Ausschüssen der Konstitution und der Revision lange Zeit große Mühe gemacht. Wie man sagt, war es ein Freund Lafayettes, Ramond, später Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft, der ihnen die Aufstellung anriet, bei der man schließlich beharrte, eine kluge, geschickte, allzu geschickte Aufstellung, die unter dem Vorwand der Verschmelzung viele Artikel, für die von der Versammlung gestimmt worden war, abtat, verschwinden ließ. Daraus folgte eine beständige Bitterkeit der Konstitutionellen untereinander. Mehr als einmal stimmte die Versammlung gegen ihre Ausschüsse. Als ein Abgeordneter „die bedenklichen Lücken" verriet, „welche die wahren Freunde der Freiheit zu entdecken glaubten", erhob sich ein Entrüstungssturm, und Barnave erregte sich so sehr, daß er sein Rücktrittsgesuch einreichte.

Die Revision bot ein klägliches Bild. Diese edle Versammlung, die trotz aller ihrer Fehler eine so große Stellung in der Geschichte einnimmt, brachte der Menschheit den Beweis, daß es eine schreckliche, beschämende und inkonsequente Sache ist, über seine eigentliche Lebensdauer hinaus zu leben.

Auf frischer Tat bei aristokratischen und royalistischen Umtrieben, solchen der Unterlassung und solchen der Begehung, ertappt, bekundete sie traurig und schüchtern das Verlangen, sich zurückzuziehen, aber auch den Mangel an Mut, der sie sowohl am Rückwärts- wie am Vorwärtsgehen hinderte. Die zeitweilige Kühnheit in einigen Reden Barnaves hatte keinen guten Erfolg. Als Robespierre den König als einfachen Beamten hinstellte und ihm den Titel des Repräsentanten der Nation verweigerte, behauptete Barnave, der Beamte könne nur für die Nation handeln, der Repräsentant aber außerdem für sie wollen. Von da leitete er die Unverletzlichkeit des königlichen Repräsentanten ab. Diese allzuklare Unterscheidung beging gerade die Torheit, die Frage zu sehr bloßzustellen; sie stellte das Königtum bloß und schuf die Unversöhnlichkeit der Geister gegen eine Macht, die an Stelle der Nation einen Willen hatte.

Der königliche Wille — um die Wahrheit zu sagen — war in der Verfassung von 1791 recht ohnmächtig. Er hatte kaum mehr als negative Betätigung; er konnte nur verhindern. Das Veto, womit man den König bedachte, konnte die Ausführung der Erlasse auf drei Jahre hinausschieben — eine störende, herausfordernde Be-

fugnis, die unfehlbar zu Explosionen führen mußte. Abgesehen davon blieb das Königtum eine majestätische Zwecklosigkeit[57]), eines jener antiken, kostbaren und überlebten Möbel, die man, ich weiß nicht aus welchem Pietätsgefühl in modernen Häusern aufbewahrt, die aber im Wege sind, nutzlos viel Platz fortnehmen, so daß man sich eines Tages entschließt, sie in die Rumpelkammer zu stellen.

Die Nationalversammlung hatte dem König die Handelsfreiheit genommen und sie dem Volke nicht gegeben. Dieser ungeheuren Maschine fehlte allenthalben die Bewegungsfreiheit; Unruhe war überall, Betätigung nirgends.

War die Verfassung im wesentlichen bürgerlich, wie man es so viel behauptet hat? Man kann das nicht sagen. Die Wahlbedingung, auf die man sich geeinigt hatte, zweihundertfünfzig Franken Einkommen, war ganz illusorisch, sofern man eine bürgerliche Regierung begründen wollte. Der Republikaner Buzot machte sich selbst darüber lustig und sagte: „Nach Ihrem Gesichtspunkt dürften Sie nicht zweihundertundfünfzig Franken Einkommen fordern, sondern zweihundertundfünfzig Franken Steuern."

Die Wahlmänner mit zweihundertfünfzig Franken Einkommen waren bei der Milderung, die das Gesetz noch zugunsten der Pächter erfuhr, in ungeheurer Überzahl. An Aktivbürgern (Wahlmänner der Wahlmänner, die drei Arbeitstage bezahlten) gab es drei und vier Millionen.

Nur die Aktivbürger waren Nationalgarden — ebenfalls eine seltsame und überdies fast unnütze Bevorzugung; der Unterschied war gering zwischen dem, der drei Arbeitstage und dem, der gar nichts zahlte; gab der erstere so viel mehr Garantien als der andere? Wer konnte das unterscheiden?

Die Versammlung überlebte sich sichtlich während der Revision, jeden Tag war sie an Zahl geringer, an Eindrucksfähigkeit und Würde kleiner. Sie schleppte sich elend hin. Ihre großen Denker schwiegen oder sprachen wenig. Gewöhnlich überließen sie die Initiative einem Manne dritten Grades, einem Geschäftsmann und Unternehmer, einem fleißigen Politiker, d'André, dessen ganze Kunst darin bestand, die jakobinischen Formen für das Königtum auszunutzen. Um die Öffentlichkeit besser zu täuschen, griff er gern die Royalisten an und ging so weit, eines Tages die dreihundert Prote-

---

[57]) Camille Desmoulins sagt: „Man hat Frankreich den Titel einer Monarchie belassen, um alles, was scheinheilig, dumm, kriecherisch und ein Gewohnheitstier ist, nicht vor den Kopf zu stoßen; doch abgesehen von fünf bis sechs einander widersprechenden Erlassen hat man uns die Republik gegeben."

stierenden für gefallen zu erklären. Sein triviales Gesicht, seine absichtlich nachlässige Kleidung, unterstützten die Täuschung. Indessen verriet ein komödienhaft Frontinscher Zug [58]) in seinem Gesicht (wir verdanken dieses Porträt seinem Freunde Dumont) den geschickten Schauspieler. Zuweilen entschlüpften ihm recht widersprechende Äußerungen; als man ihn einer Schmähschrift zieh, gestand er, sie wenigstens gewollt zu haben. Oft übertrieb er seine Rolle; während der Revision, im September, wurde er Teilhaber eines Handelshauses, glaubte sich damit beliebt zu machen und nannte sich: „d'André, Gewürzkrämer". Das gefiel niemandem; man erblickte darin mit Recht eine ungeschickte Nachahmung des Mittels, das (nach einer falschen, aber weitverbreiteten Ansicht) Mirabeau 1788 angewendet haben soll, der, wie es hieß, in Marseille einen Laden eröffnete und darüber setzte: „Mirabeau, Färber".

Diese armselige Vorstellung, von der die Öffentlichkeit sich nicht täuschen ließ, diese Selbstentmündigung der Versammlung durch einen royalistischen Abenteurer, zog ganz Frankreich auf die Seite der Jakobiner. Anfang September wünscht der Sekretär der Feuillants, Antoine, seinen Eintritt; Ende des Monats ihr Präsident, Bouche; eine Menge anderer folgen. Der Herzog von Chartres will sich dort für zwei Leute, denen er das Leben gerettet haben soll, eine doppelte Bürgerkrone holen. Die jakobinische Gesellschaft in Paris wird zahlreicher als je. Aber wahrhaft erstaunlich, erschreckend ist das plötzliche Anwachsen der Provinzgesellschaften, ihre ungeheure Vermehrung. Im Juli gab es dort vierhundert Gesellschaften — im September gab es tausend, sagt man! Von den alten korrespondierten dreihundert sowohl mit den Jakobinern als mit den Feuillants, hundert nur mit den Jakobinern. Und die sechshundert neuen? Mit wem suchen sie Verbrüderung? Nur mit den Jakobinern. Diese sind die Sieger, Herren der augenblicklichen Lage, der Zukunft.

Diese ungeheure Bewegung Frankreichs, die sich in eine Vereinigung zusammenzuschließen scheint, geht aus von der Stammgesellschaft der Jakobiner in Paris, die unter dem Einfluß Robespierres ihre Neuordnung erhalten hat. Es ist eine ganz andere, viel glühendere, viel jüngere Gesellschaft, bei der allerdings die bedeutenderen Männer, die Denker und Urteilsvollen, weniger zahlreich sind. Dafür herrschen jetzt die Männer von Leidenschaft und Gefühl, die Künstler, die Journalisten, meist zweiten Ranges. Diese Gesellschaft, das feurige Haupt der ungeheuren Jakobinervereinigung von

[58]) Frontin, Name des schlauen Bedienten in der alten französischen Komödie.

ganz Frankreich, findet seine Gedanken, seinen Ausdruck mehr und mehr in einem einzigen Manne verkörpert; ich gewahre auf dem Gipfel des gewaltigen Gebäudes von tausend Vereinigungen das bleiche Haupt Robespierres. Er hat jetzt vor den Toren der Versammlung Wohnung genommen, und er scheint eine Belagerung daraus zu machen. Wenn man ihn nicht bei den Jakobinern trifft, so ist er sicher gegenüber der „Himmelfahrt", bei Duplay, dem Tischler. Seht ihr die niedrige Tür, den dumpfen und düsteren Hof, auf dem man hobelt und sägt? Darüber, im ersten Stock, in einer Mansardenstube, behütet Frau Duplay den besten der Patrioten... Ah, wo wäre der brave Bürger, dem sich nicht die Augen feuchten, wenn er hier vorübergeht! . . . Die braven Frauen erwarten ihn auf der Straße; sie sind zu glücklich, den „armen, lieben Robespierre" zu sehen, wie er da sauber und sittsam in seinem neuen gestreiften Anzug [59]) heraustritt. Seine Brille bekundet, daß er schon vor der Zeit seine Augen im Dienste des Volkes ermüdet hat . . . Ach, könnte man doch seinen Rockschoß küssen! Wenigstens geht man ihm nach . . . Er schreitet dahin, ohne jemanden zu erkennen, verschlossen, in bürgerlicher Reinheit und aufrecht wie die Tugend.

Wie weit liegt nun schon der 18. Juli hinter uns, die kriecherische Beflissenheit, durch die Robespierre die Jakobiner rettete! Wir haben den 1. September erreicht. Die Revision ist abgeschlossen. Man muß in Erfahrung bringen, wie die Verfassung dem König annehmbar gemacht werden soll, wie man feststellen würde, daß der König für den Augenblick freie Entschließung habe. Wird die Versammlung ihm Änderungen, Bedingungen zur Annahme gestatten? Robespierre bringt einen wohlberechneten Vortrag, um die Versammlung in ihrem herrschenden Teil zu schlagen, sie zu beschimpfen und in dem bedeutendsten Mann dieser Partei, Adrien Duport, zu treffen. Diese großartige Beleidigung ist ein politischer Akt, um die Vernichtung vollständig zu machen; eine besiegte Partei ist in den Augen der meisten Menschen nicht eher wirklich besiegt, als bis sie ungestraft beleidigt werden kann und der Verachtung anheimfällt.

„Man muß gewiß zufrieden sein," sagt Robespierre, „mit den mancherlei wesentlichen Veränderungen, die durch uns herbeigeführt

---

[59]) Es muß, wenn ich nicht irre, um diese Zeit gewesen sein, daß der olivenfarbene, der erste Anzug (nach Aussage von Herrn Villiers, der anfänglich mit Robespierre zusammenwohnte) einen Nachfolger bekommen haben muß. Als er seine Einsamkeit verließ, das Viertel, das Haus vertauschte, wählte er wahrscheinlich den gestreiften Anzug, wie man ihn damals viel trug, und den man auf allen seinen Bildern sieht.

worden sind. Wenn man eine zweimal beschlossene Verfassung noch immer angreifen kann — was bleibt uns da übrig, als unsere Ketten oder unsere Waffen wieder aufzunehmen? . . .“ Stürmischer Beifall der Tribünen. Die Linke wird erregt und murmelt. — „Herr Präsident,“ fährt Robespierre fort, „ich bitte Sie, Herrn Duport zu sagen, er solle mich nicht beleidigen . . .“ Es stellte sich auf das bestimmteste heraus, daß Duport nichts gesagt hatte, seine Nachbarn bezeugen es. Wahrscheinlich hatte Robespierre von vornherein vorgehabt, ihn zu nennen, um auf diesen Namen die ganze Gewalt der Schmähung zu konzentrieren, die er wie einen Stein in der Schleuder, noch einmal den Tribünen zeigte, ehe er sie losließ.

„Ich vermute nicht,“ sagte er, „daß es hier in der Versammlung einen Mann gibt, der feige genug wäre, um mit dem Hof über einen Artikel unserer Verfassung zu unterhandeln . . .“ — Und er sah Duport an; auch die Royalisten blickten entzückt zu ihm hin. Noch vierzig Jahre später zittert Montlosier vor Freude, wenn er berichtet, welch ein Schandfleck es für die Rechte war, Duport so erniedrigt zu sehen.

Er fuhr fort: — „Der niederträchtig genug wäre, um durch den Hof neue Änderungen vorschlagen zu lassen, die selbst zu stellen sein Schamgefühl ihm nicht erlaubt.“ — Der ganze Saal, alle Tribünen, warfen Duport mit einem Blick diese Bezeichnung „niederträchtig“ zu, und alle klatschten Beifall.

„Dem Vaterlande feind genug, um der Verfassung übelzuwollen, weil sie seiner Habsucht Grenzen setzen könnte.“ — Erneuter Beifall.

„Unverschämt genug, um einzugestehen, daß er in der Revolution nur ein Mittel gesehen habe, sich emporzuschwingen.“ — Die Rechte lachte bis zu Tränen.

„Nein,“ sagte er, „ich glaube es nicht. Ich will eine Abhandlung, eine Rede, die dergleichen aufstellen würde, nur als den vorübergehenden Ausbruch einer verdrießlichen Stimmung ansehen, die schon durch die Reue verdrängt worden ist . . .“ Und er erhob die Stimme: „Ich verlange, daß jeder von uns schwört, sich über keinen einzigen Artikel in Unterhandlungen einzulassen, kraft der Exekutivgewalt und unter Androhung, zum Vaterlandsverräter erklärt zu werden.“

Duport, Barnave und Lameth saßen wie festgebannt unter der Wucht dieser Anklage. Der Hieb sauste, verstärkt durch die Zurufe von den Tribünen und dem höllischen Spott der Royalisten, mit eherner Gewalt herab. Es war wie der Jubel der Verdammten, die einander zurufen: „Untergang für mich, aber auch Untergang für dich! . . .“ Und das traurigste dabei war, daß fast die ganze Ver-

sammlung stillschweigend einverstanden war, die mit einer dem Tod geweihten natürlichen Bosheit ihre Freude daran hatte, zuerst ihre Führer vernichtet, erdrückt zu sehen, ohne daß sie einen Laut ausstoßen konnten.

Genau so hatten sie selbst vor sechs Monaten Mirabeau umgebracht. Heute waren sie an der Reihe.

Mirabeau hatte kein so verzweifeltes und stummes Ende. Diese hier, das muß man sagen, verendeten unter einem viel gewaltigeren Druck. Sie hätten eine Stimme gefunden, diese Besiegten, wenn Robespierre allein, wenn die Versammlung allein, samt den Tribünen, auf ihnen gelastet hätte . . . Was sie in Wahrheit zermalmte, ihnen Stimme, Atem und Leben raubte, das war eine Gewalt von außen, die man nicht gewahrte, eine ungeheure, unvermeidliche Gewalt; das war die riesenhafte Schlange der tausend jakobinischen Gesellschaften, die von einem Ende Frankreichs zum anderen ihre Ringe zog und daherkam, um sie alle miteinander in der zerfallenden Nationalversammlung, dort auf ihrer Bank, an ihrem Platz zu umschlingen, zu erdrücken.

In Duport gingen die Konstitutionellen zugrunde und in ihnen die Nationalversammlung. Jene Rede und dieses lähmende Schweigen eines wie vom Schlage Gerührten scheinen bereits zur Geschichte der Schreckenszeit zu gehören.

Siebzehntes Kapitel

Priester und Jakobiner — Verkauf der Nationalgüter (September 1791)

Allgemeine Charakterisierung der konstitutionellen Versammlung. — Was für Dienste sie der Menschheit erwiesen hat. — Die Deklaration von Pillnitz (27. August) bringt den Konstitutionellen den Tod. — Der König stimmt der Verfassung zu (13. September). — Begegnung der Königin mit Barnave. — Die Hauptstärke der Royalisten bestand in der Einwirkung der Priester auf das Volk. — Milde der Versammlung gegenüber den Priestern, welche den Eid verweigern. — Intrigen und aufrührerische Umtriebe der widerspenstigen Priester. — Die Mechanik der Begeisterung. — Heimliche Sakramente, nächtliche Begräbnisse. — Es wäre nicht unmöglich gewesen, den Bauern die Augen zu öffnen. — Die Nationalversammlung hätte die Seelen vorbereiten müssen, das Gesetz zu begreifen und willig aufzunehmen. — Der religiösen Begeisterung waren persönliche Interessen beigemischt. — Die Interessen mußten auch den revolutionären Glauben stärken. — Der Verkauf der Nationalgüter nimmt seinen ersten Aufschwung. Achthundert Millionen in fünf Monaten (April bis August 1791). — Vertrauen der Käufer in die Zukunft der Revolution. — Sie verstärken die jakobinischen Gesellschaften. — Der Bauer als Nebenkäufer bildet den festen Boden der Revolution. — Die alte, lange unterbrochene Erhebung Frankreichs beginnt wieder. — Notiz über die Schriftsteller, die das zu vertuschen suchen. — Einigkeit der französischen Landbevölkerung. — Ende der konstituierenden Versammlung (30. September 1791); ihre Ohnmacht.

Die Fehler der konstituierenden Versammlung, die krummen und verwerflichen Wege, auf die ihre Führer sich begaben, ihre schließliche Strafe und Erniedrigung dürfen uns Nachkommen, die wir ihre Wohltaten genießen, keineswegs vergessen lassen, was alles diese große Versammlung der Menschheit an Diensten geleistet hat.

Ein ganzer Band wäre nötig, um die gewaltige Masse der dreitausend Gesetze, die sie hinterlassen hat, zu würdigen! . . . Vielleicht versuchen wir, ihren Geist zu erfassen, indem wir sie mit ähnlichen oder widersprechenden Gesetzen unserer anderen Versammlungen vergleichen. Erwähnen wir nur von den Gesetzen der Konstituierenden, daß selbst die wieder abgeschafften nicht wenig belehrend und fruchtbringend sind. Die allgemeinen und philosophischen Lösungen, die sie so vielen Fragen gegeben, sind von allen Völkern stets nutzbringend studiert und achtungsvoll um Rat befragt worden. Sie hat nicht als Gesetzgeber der Welt haltgemacht, sie ist zu ihrem be-

ständigen Arzt geworden, sie bewahrt ihr, in edle Form gefaßt, die Gelübde des philosophischen Jahrhunderts, ihre Liebe zur Menschheit.

In meiner hier allzu voraneilenden Geschichte habe ich in dieser Beziehung der konstituierenden Versammlung nicht das geben können, was man ihr schuldig ist. Ich bin unbeabsichtigt ungerecht gegen sie gewesen, habe von den Intrigen, aber nicht von den Leistungen gesprochen, immer die sehr angreifbaren Parteiführer erwähnt und nichts von der Menge aufgeklärter, bescheidener, unparteiischer Männer gesagt, welche in den Ausschüssen saßen oder in der Versammlung klug und vaterlandstreu ihre Stimme abgaben und oft die Majorität auf die Seite der Vernunft stellten. Eine wogende Masse von ungefähr drei- bis vierhundert Abgeordneten, von denen fast keiner gesprochen, keiner sich als entscheidende Meinung hervortat, hat vielleicht die wahre Stärke der Konstituierenden ausgemacht, indem sie immer die hohen, edlen, gütigen Beschlüsse unterstützte, die den sanften Geist der Menschlichkeit in den Gesetzen erstrahlen ließen.

Wäre die konstituierende Versammlung der einzige Verfasser der von ihr herausgegebenen Gesetze (mögen diese auch Lücken und Fehler haben), so schuldete ihr die Menscheit nicht eine Krone, sondern einen Altar.

Ihre Gesetze gehören aber nicht ihr allein, das muß gesagt werden. Sie hat in Wirklichkeit weniger Initiative gehabt, als es scheint. Als Organ einer immer wieder aufgeschobenen Revolution fand sie die Reformen reif, die Wege geebnet. Eine einsichtsvolle Welt, die nach Entfaltung lechzte, wurde ihr durch das große achtzehnte Jahrhundert in die Hand gegeben; es blieb nur, ihr eine Form zu schaffen. Aufgabe der Versammlung war es, alles das, was die Philosophie in Gestalt von Abhandlungen geschrieben, in Gesetze zu übertragen. Und sie, die Philosophie, nach welchem Diktat hatte sie geschrieben? Nach dem der Natur, nach dem des seit tausend Jahren fast erstickten Menschenherzens. So daß also die konstituierende Versammlung das Glück, die hohe Ehre hatte, zu erreichen, daß die Stimme der Menschheit endlich niedergeschrieben und zum Gesetz der Welt wurde.

Sie war dieser Rolle nicht unwert. Sie schrieb die Weisheit ihrer Zeit, die sie zuweilen sogar übertraf. Die erlauchten Gesetzgeber, die für sie verfaßten, wurden in ihrer logischen Kraft dazu geführt, den philosophischen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts durch eine rechtmäßige Herleitung auszubauen; sie waren nicht nur seine Sekretäre und seine Schreiber, sondern seine Fortführer. Ja, wenn die Menschheit diesem einzigartigen Jahrhundert das ihm gebührende

Denkmal errichtet, wenn auf dem Gipfel dieser Pyramide Voltaire und Rousseau, Montesquieu, Diderot und Buffon vereint thronen, so werden an den Seiten von oben bis unten auch die großen Geister der Konstituierenden ihren Sitz haben, und neben ihnen die großen Mächte der Konvention. Gesetzgeber, Organisatoren, Administratoren, sie haben trotz aller ihrer Fehler unsterbliche Beispiele hinterlassen.

Doch die Zeit kommt, wo die Konstituierende zugrunde gehen muß. Sie vermag nichts mehr für Frankreich, nichts für sich selbst. Es muß uns die Konvention werden, zunächst unter dem Titel der Gesetzgebenden. Es muß dahin kommen, daß die jakobinische Vereinigung Frankreich schützt und verteidigt. Es muß zu einer Verschwörung kommen gegen die Machenschaften der Priester und der Könige.

Am 27. August hatten der Kaiser und der König von Preußen in Pillnitz eine zunächst etwas unklare Drohung gegen Frankreich erlassen. Dann war Calonne herbeigeeilt. Unter seinem tätigen Einfluß und dem haßerfüllten Atem der Emigranten fingen auch die Könige Feuer, und ohne sich davon genaue Rechenschaft zu geben, überschritten sie die sich selbst gesteckte Grenze. Sie ließen sich hinreißen, dem Manifest folgenden Satz hinzuzufügen: „Sie würden Befehl erteilen, daß ihre Truppen sich bereit zu halten hätten, in Tätigkeit zu treten."

Es war für Frankreich ein Vorteil, so benachrichtigt zu werden. Die Emigranten zogen in ihrer gewohnten Ungeschicklichkeit vorzeitig an der Sturmglocke. Der friedfertige Brief der Königin von Frankreich wurde für den Moment von Leopold vergessen; er, der noch gar nicht die Absicht hatte, einzugreifen, beging den Fehler, Alarm zu schlagen. Das war der Gnadenstoß für die Konstitutionellen; bei ihrer peinlichen Arbeit, das Königtum wiederherzustellen, wurden sie von der Emigration zu Tode getroffen. Angesichts des Krieges, den man für unvermeidlich hielt, wandte sich die nationale Einsicht mehr und mehr von ihnen ab, hielt sie für unfähig oder nichtswürdig, jedenfalls bei der nahenden Krise für gefährlich in jeder Hinsicht.

Sie verstärkten bei der Revision das Opfer, das sie schon gebracht hatten, ihren Ausschluß aus der Deputation und von allen Posten. Man hat ihnen das zu Unrecht vorgeworfen. Sie hatten nicht die Freiheit, anders zu handeln. Sie sahen sich, als der Gegenstand allgemeinen Argwohns, außerstande, etwas Böses oder etwas Gutes zu tun.

Denkmal errichtet, wenn auf dem Gipfel dieser Pyramide Voltaire und Rousseau, Montesquieu, Diderot und Buffon vereint thronen, so werden an den Seiten von oben bis unten auch die großen Geister der Konstituierenden ihren Sitz haben, und neben ihnen die großen Mächte der Konvention. Gesetzgeber, Organisatoren, Administratoren, sie haben trotz aller ihrer Fehler unsterbliche Beispiele hinterlassen.

Doch die Zeit kommt, wo die Konstituierende zugrunde gehen muß. Sie vermag nichts mehr für Frankreich, nichts für sich selbst. Es muß uns die Konvention werden, zunächst unter dem Titel der Gesetzgebenden. Es muß dahin kommen, daß die jakobinische Vereinigung Frankreich schützt und verteidigt. Es muß zu einer Verschwörung kommen gegen die Machenschaften der Priester und der Könige.

Am 27. August hatten der Kaiser und der König von Preußen in Pillnitz eine zunächst etwas unklare Drohung gegen Frankreich erlassen. Dann war Calonne herbeigeeilt. Unter seinem tätigen Einfluß und dem haßerfüllten Atem der Emigranten fingen auch die Könige Feuer, und ohne sich davon genaue Rechenschaft zu geben, überschritten sie die sich selbst gesteckte Grenze. Sie ließen sich hinreißen, dem Manifest folgenden Satz hinzuzufügen: „Sie würden Befehl erteilen, daß ihre Truppen sich bereit zu halten hätten, in Tätigkeit zu treten."

Es war für Frankreich ein Vorteil, so benachrichtigt zu werden. Die Emigranten zogen in ihrer gewohnten Ungeschicklichkeit vorzeitig an der Sturmglocke. Der friedfertige Brief der Königin von Frankreich wurde für den Moment von Leopold vergessen; er, der noch gar nicht die Absicht hatte, einzugreifen, beging den Fehler, Alarm zu schlagen. Das war der Gnadenstoß für die Konstitutionellen; bei ihrer peinlichen Arbeit, das Königtum wiederherzustellen, wurden sie von der Emigration zu Tode getroffen. Angesichts des Krieges, den man für unvermeidlich hielt, wandte sich die nationale Einsicht mehr und mehr von ihnen ab, hielt sie für unfähig oder nichtswürdig, jedenfalls bei der nahenden Krise für gefährlich in jeder Hinsicht.

Sie verstärkten bei der Revision das Opfer, das sie schon gebracht hatten, ihren Ausschluß aus der Deputation und von allen Posten. Man hat ihnen das zu Unrecht vorgeworfen. Sie hatten nicht die Freiheit, anders zu handeln. Sie sahen sich, als der Gegenstand allgemeinen Argwohns, außerstande, etwas Böses oder etwas Gutes zu tun.

Die Verfassung wurde dem König vorgelegt und am 13. September von ihm bestätigt. Die Emigranten behaupteten, der König entehre sich damit; Burke schrieb an die Königin, sie müsse sich weigern und lieber zugrunde gehen. Sie empfand deutlich die Härte dieser guten Freunde, dieser getreuen Untergebenen, die selbst fern von der Gefahr in den Salons von London oder Wien saßen und von ihr die Aufopferung verlangten, ihr den Tod auferlegten. Das war keineswegs die Ansicht Leopolds oder Kaunitz'. Auch Barnave und die Konstitutionellen beschworen den König, einzuwilligen. Er tat es mit bemerkenswerter Zurückhaltung und erklärte, er sähe in dieser Verfassung kein genügendes Aktions- und Einigkeitsmittel: „Da die Meinungen über den Gegenstand geteilt sind, bin ich einverstanden, daß die Erfahrung der einzige Richter dafür sei." Das hieß zustimmen, ohne zuzustimmen, sich als träger und böswilliger Zeuge vorbehalten, die Stöße abzuwarten, denen die zerfallende Maschine ausgesetzt sein wird.

Es gab Feste in Paris. Die königliche Familie wurde in den Tuilerien, auf den Champs-Elysées spazieren gefahren, in die Theater geführt. Noch einmal wurde sie von einem großen Teil der Bevölkerung mit Freude und Rührung begrüßt. Eine besorgte, mit Unruhe durchsetzte Freude. Auf allen Gesichtern las man den einen Gedanken: „Ach! Wenn die Revolution doch enden möchte! Könnten wir doch in diesem Tage das Ende unserer Leiden erblicken!"

Weit davon, beendet zu sein, begann erst alles. Während der König und die Königin, die wieder etwas mehr Freiheit genossen, heimlich Barnave empfingen und mit ihm berieten, in gewissem Sinne mit der Revolution unterhandelten, hatten die Priester in ganz Frankreich im Namen Gottes, im Namen des Königs den ersten Akt des Bürgerkrieges eingeleitet.

Ich kenne in der Geschichte nichts so Trauriges, als diese nächtlichen Begegnungen Barnaves mit dem König und der Königin, wie sie die Kammerfrau erzählt hat, die den Abgeordneten einließ. Ganze Stunden wartete sie an einer kleinen Tür im Zwischenstock, die Hand am offenen Riegel. Eines Tages befürchtete die Königin, Barnave werde das Geheimnis schlecht hüten, wenn er es einer Kammerfrau anvertraut sähe, und wollte selbst das Amt übernehmen; sie bezog die Schildwache. Seltsames Schauspiel, die Königin von Frankreich des Nachts warten zu sehen, die Hand an der Klinke! . . . Und was erwartete sie, die entthronte Königin? Sie erwartete die Unterstützung des nicht weniger gestürzten Redners,

ihn, der nicht mehr volkstümlich war und nichts mehr vermochte. Der Tod erwartete den Tod und das Nichts das Nichts[60]).

Der Royalismus fand seine Stärke anderswo, in der fanatischen Feuersbrunst, welche die Priester auf einer ungeheuren Brandfläche entzündeten und schürten. Man hätte sagen können, Frankreich gleiche einem verschlossenen Hause, das innen in Flammen steht; an einzelnen Stellen verriet sich der Brand durch verschiedene Anzeichen: hier ein fahles Licht, weiter oben Rauch, dort unten der Funke.

In der Bretagne zum Beispiel blieben die Geistlichen, die 1789 fast alle zu Maires gemacht worden waren, tatsächlich Maires, Beamte der Revolution gegen die Revolution. Es gab kein Mittel, neue Gemeindeverwaltungen aufzustellen. Ein ungeheurer passiver Widerstand, ein gewaltiges, verbissenes Schweigen im ganzen Lande, ein ostentatives Abwarten.

In der Vendée hatte jeder Edelmann sich zum Kommandanten der Nationalgarde ernennen lassen, und seine ausführende Hand war oft der Bürgermeister. Am Sonntag nach der Messe wurden sie von den Bauern gefragt: „Wann fangen wir an?“ Man hatte gerade im Juni, zur Zeit der Reise nach Varennes, zahlreiche Emigranten in der Hoffnung auf eine große Erhebung zurückkehren gesehen. Einer von ihnen, der junge und fromme Lescure, glaubte zu kommen, um sich für den König und für die Religion zu schlagen; seine Familie verheiratete ihn. Es traf sich sehr gut, daß die Tante der Frau von Lescure (seitdem La Rochejaquelein) aus Rom den erforderlichen Dispens geschickt hatte. Der Dispens besagte, die Ehe dürfe nur von einem Priester vollzogen werden, der den Eid geweigert oder zurückgenommen habe. Es war eines der ersten Schriftstücke, in denen der Papst seine Entschlossenheit kundgab. Zahllose Priester, die den Eid geleistet hatten, widerriefen auf der Stelle.

Doch lange bevor der Papst sich so entschieden hatte, war seine Ansicht bekannt und begriffen; die Agenten der Geistlichkeit gingen geschickt und heimlich vor; sie hetzten das Volk in der Stille auf. In der Mayenne beispielsweise zeigte sich weiter nichts, als daß man gelegentlich auf den Waldlichtungen große Ansammlungen von tausend bis zweitausend Bauern finden konnte. Aus welchem Grunde? Niemand hätte es sagen können.

---

[60]) Und das schlimmste war dies, daß Barnave, der sich für die Königin einsetzte, ihr mißtraute und ihr Doppelspiel fürchtete; er verlangte von ihr Einsicht in alle ihre Briefe. (Siehe Frau Campan.) Hatte er unrecht? Ich weiß es nicht. Der König von Schweden, der vermutlich die Absichten in den Tuilerien gut kannte, schrieb kurz darauf an Bouillé (Dezember), alles, was man wolle, sei „die Versammlung einzulullen“.

Der Holzschuhhändler Jean Chouan pfiff noch nicht seinen Nachtvögeln. Bernier predigte noch nicht im Anjou den Kreuzzug. Cathelineau war noch ein guter Fuhrmann, ein ehrlicher und frommer Hausierer, der friedlich seinen kleinen Handel und die Sache des Vaterlandes gemeinsam führte. Dennoch gab es bei dieser Sanftmut troß des Rates, abzuwarten, ungeduldige Leute, unvorsichtige Hände, unüberlegte Hißköpfe. Bei Angers zum Beispiel wurde ein vereidigter Priester durch Messerstiche getötet. In Châlons stiegen die Wütenden ins Pfarrhaus ein, um den Pfarrer zu ermorden. Im Elsaß zog man nicht den Stahl gegen die bürgerlich gesinnten Priester, man heßte Bluthunde auf sie, die sie zerfleischen sollten. Alle Abende sang man in den dunklen Kirchen bei gelöschten Kerzen vor einer bebenden Menge das „Miserere" für den König nebst einem Lobgesang, in welchem man Gott gelobte, die Eindringlinge mit Flintenschüssen zu empfangen. Dieses Gebet und alle Anordnungen, denen die Geistlichkeit des Elsaß gehorchte, kamen vom anderen Rheinufer, wo der „cardinal-collier", der berühmte Rohan, zum Heiligen und Märtyrer geworden, ganz nach seinem Gefallen und ungefährdet den Bürgerkrieg vorbereitete.

Fauchet, im Calvados, war für seine unsinnige Bemühung, die Revolution und das Christentum miteinander zu versöhnen, grausam gestraft worden; ein beredtes Wort fand als Erwiderung nur Beleidigungen und Hohngelächter. In Caen ging die Kühnheit der Priester und der Frauen, ihrer getreuen Verbündeten, so weit, daß diese in ihrer Raserei am hellen Tage in einer von den Truppen und Nationalgarden erfüllten Stadt es wagten, dem Pfarrer von Saint-Jean den Tod zu geben und das Seil der Chorlampe herunterließen, um ihn über dem Altar aufzuhängen.

Welcher Verfolgungsplan entfesselte solche Zorngewalten? Wo war denn der Tyrann, gegen den man sich empörte? . . . Seit der Märtyrerzeit waren die Rollen vertauscht; die Heiligen von damals verstanden zu sterben, diese aber verstanden zu töten.

Man muß wissen: erstens, daß die Nationalversammlung von den Priestern ohne Amt, die über die Hälfte der Geistlichkeit ausmachten, keinen Eid gefordert hatte. Mönche, Stiftsherren, einfache Pfründenbesißer, Abbés aller Art erhielten ihre Pension; der Staat verlangte nichts von ihnen.

Zweitens: Der Eid, den man den im Dienst stehenden Priestern abverlangte, war durchaus kein spezieller Eid auf die „bürgerliche Organisation der Geistlichkeit"[61]), sondern ein allgemeines Gelöb-

[61]) „Constitution civile de clergé", 1790 von der konstituierenden Versammlung beschlossen.

nis, „der Nation, dem Gesetz und dem Könige treu zu sein und die Verfassung hochzuhalten“. Diesen rein bürgerlichen Eid konnte der Staat jedem Beamten abverlangen, konnte das Vaterland mit Recht von jedem Bürger beanspruchen.

Es ist wahr, daß unter der allgemeinen Begeisterung das Gesetz, die Verfassung, die bürgerliche Organisation der Geistlichkeit mit inbegriffen war, gleich jedem anderen Gesetz. Was befahl diese Organisation der Geistlichkeit? Nichts hinsichtlich des Dogma, nichts anderes als eine bessere Verteilung der Diözesen und die Wiedereinsetzung der Kirchenwahlen[62]), die Rückkehr zum alten Brauche. Der Widerstand des Papstes und der Geistlichkeit war der Widerstand des Neuen gegen das christliche Altertum, das die Versammlung wieder einsetzte.

Und welchen Martern unterwarf die Versammlung die Priester, die den Bürgereid verweigerten und den Gesetzen den Gehorsam schuldig blieben? Die einzige Strafe war, bezahlt zu werden, ohne etwas leisten zu müssen; man beließ ihnen ihr Gehalt. Die böswilligen Schädlinge wurden nichtsdestoweniger pensioniert.

Das ist noch nicht alles; in einer übertriebenen Achtung der Gewissensfreiheit gestattete die Versammlung diesen Feinden des Gesetzes den Zugang zum Altar, hielt ihnen stets die Kirchen offen, die sie darangegeben hatten, gestattete ihnen, dort die Messe zu lesen, so daß die Dummen und Einfältigen, die Sklaven der Gewohnheit, sich keine Skrupel zu machen brauchten und allmorgendlich hören konnten, wie ihr Priester das Gesetz, das ihn bezahlte, und die allzu milde Versammlung verwünschte.

Es muß gesagt werden, die bürgerlichen Priester bezeigten lange Zeit denen, die gegen sie Aufruhr und Mord predigten, eine mehr als himmlische Geduld. Nicht allein, daß sie ihnen die Kirchen öffneten, sie teilten auch mit ihnen die Abzeichen, die priesterlichen Gewänder. Der kluge und bescheidene d'Expilly, Bischof von Quimper, ermutigte sie selbst, den Gottesdienst weiterzuüben. Grégoire, in Blois, lieh ihnen großherzig seinen Schutz. Ein anderer Bischof verteidigte sie, wie wir gleich sehen werden, in der gesetzgebenden Versammlung mit wundervollem Erbarmen. Einer dieser echten Priester Gottes schrieb am 12. Dezember, um den harten Maßregeln, die man im Westen fürchtete, vorzubeugen: „Die Wunden der Reli-

---

[62]) Hinsichtlich dieser Wahlen findet man die wahre Ansicht der Geistlichkeit von damals, weit aufrichtiger als diese es heute ist, in dem Aufsatz „Pius VI.“ der „Bibliographie universelle“ von Michaud, XXXIV, S. 310: „La constitution civile du Clergé livrait à tout ce qu'il y a de plus vil et de plus abject dans l'ordre social l'élection de ce qu'il y a de plus élevé et de plus pur dans le sacerdoce.“

gion bluten . . . Keine Gewalt, ich bitte euch. Sanftmut und Unterweisung, das sind die Waffen der Wahrheit."

Die Kirche von 1791 bekannte sich klar zu dem, was sie war, Vertreterin der Autorität, Gegnerin der Freiheit. Und als solche verlangte sie auch die völlige Wiederherstellung der königlichen Autorität. Man entdeckte und veröffentlichte einen Brief Pius' VI., in welchem er, im Glauben, Ludwig XVI. habe gewonnen, diesen zu dem Wiederantritt der vollen absoluten Gewalt beglückwünscht.

Da lag die eigentliche Frage, die einzige Frage, da lag sie so ganz, daß, wer am besten für den König arbeitete, im Grunde vermeinte, nur für die Priester einzutreten.

Nichts vermag uns eine Vorstellung zu geben von der blinden und gewaltigen Verfolgungswut, deren die Revolution, scheinbar die Herrscherin, zum Opfer gefallen war. Da konnte man sehen, wie beschränkt der Bereich der gesetzlichen Handlungsfreiheit war, verglichen mit den tausenderlei Antrieben und Betätigungen, die der Voraussicht, dem Auge des Gesetzes entgehen. Die fromme und royalistische Gesellschaft schien stets und in allem dem Anhänger der neuen Ideen zu sagen: „Nun gut, mögen sie dich beschützen! . . . Das Gesetz ist für dich, beachte es!" — Zum Arbeiter ohne Arbeit: „Für dich das Gesetz, mein Freund! Möge das Gesetz dich ernähren." — Zum Armen: „Möge das Gesetz dir beistehen!" — Zum Kaufmann: „Das Gesetz soll kaufen kommen! . . . Es läßt dich sterben? Gut, so stirb."

Wieviel Ehen wurden kurz vor ihrer Schließung auseinandergerissen! Wieviel Familien auf den Tod entzweit! Und wieviel Male die Geschichte der Montagne und der Capulets, der ewige Haß, der Romeo und Julia trennte, erneuert! . . . Die Ehen waren Scheidungen. Die Gattin erhob sich mitten in der Nacht und floh mit nackten Füßen das Ehebett, was sage ich? das eheliche Dach. Mochten die weinenden Kinder auch hinterherlaufen . . .

Am Sonntag, wenn die Kirche weit offen stand, ging sie fort, um in zwei, drei Meilen Entfernung ihre eigene Kirche aufzusuchen, eine Scheune, eine Heide, wo vor einem alten Kreuz der widerspenstige Priester seine Messe des Hasses sagte. Man kann sich kaum vorstellen, wie die Einbildungskraft dieser armen Geschöpfe, vom Atem des Teufels in der Wüste aufgepeitscht, zur Raserei getrieben wurden. In irgendeinem Dorf des Périgord bewaffnet sich ein Haufe solcher Frauen eines Morgens mit Hacken, läuft zu einer der erledigten Kirchen, schlägt die Türen ein, läutet die Sturmglocke. Die Nationalgarde eilte herbei und entwaffnete die Weiber. Man ver-

fuhr milde mit ihnen; von dreizehn, die man festgenommen hatte, waren zwölf gesegneten Leibes.

Eine schlaue Verordnung (vom 31. Mai 1791), die von der Vendée aus ganz Frankreich durchlief, unterwies die Priester in der Mechanik der Begeisterung, um die Köpfe zu verwirren, um Narren und Tollköpfe zu machen. Diese Verordnung wurde heimlich von den grauen Schwestern überall durchs Land getragen, von den „Filles de la sagesse“, gefährlichen Agenten, die von Hospital zu Hospital und immer bei der Krankenpflege diese furchtbare Krankheit des Bürgerkrieges ausbreiteten. Der Hauptpunkt in der Unterweisung war der Rat, einen strengen „cordon sanitaire“ [53]) zwischen den Vereidigten und den Unvereidigten zu ziehen, eine Trennung, die das Volk warnte, wie vor einer geistigen Pest. Besonders die Begräbnisse waren dramatisch. Im Totenhaus, dessen Türen, Fenster und Laden geschlossen waren, erschien abends der heilige Priester, sagte die Sterbegebete, segnete den Entschlafenen inmitten der knienden Familie. Diese, man hatte es ihr erlaubt, trug den Toten zur Kirche; voll Entsetzen und Abwehr machte man an der Schwelle halt, und sowie die konstitutionellen Priester erschienen, um die Leiche zu übernehmen, entflohen die Angehörigen unter Tränen, verzweiflungsvoll ihren Toten den verfluchten Gebetsübungen überlassend.

Später gestattete ihnen die geheime Verordnung nicht mal mehr, ihn zur Kirche zu bringen. „Wenn der alte Pfarrer ihn nicht beerdigen kann,“ hieß es da, „so müssen die Verwandten oder Freunde das heimlich besorgen.“ Eine gefährliche, gottlose und rohe Ermächtigung! Grauenvolle Szene, wie Yung, genötigt, seine Tochter selber in der Nacht zu begraben, den erkalteten Leib in seinen zitternden Armen tragen, die Grube aufwerfen, die Leiche (o Schmerz!) mit Erde bedecken mußte, — dieser Vorgang wiederholte sich viele Male in der Heide und den Wäldern des Westens! . . . Und er wiederholte sich mit stärkerem Entsetzen. Wie bebten sie, diese einfältigen Leute, im Gedanken, daß der arme, von Laienhänden und ohne Sterbesakramente in die Grube gelegte Tote in alle Ewigkeit verloren sei, und daß sich hinter dieser Nacht der unglückseligen Seele nur noch das Dunkel der Verdammnis öffne.

Wer war verantwortlich für diese Schrecken? Die Härte des Gesetzes? Die Unduldsamkeit der Versammlung? Keineswegs. Sie hatte keine Opferung religiöser Glaubensbekenntnisse verlangt.

Nein, nicht Unduldsamkeit ist es, was man dieser wahrhaft großen Versammlung vorwerfen kann. Was an ihr zu tadeln wäre, ist, daß

[53]) Sicherheitskordon gegen Seuchen.

sie wohl das Gesetz erlassen, aber alle Mittel der Aufklärung, der Ankündigung außer acht gelassen hat, die geeignet gewesen wären, die Nacht der Unwissenheit, des Mißverstehens bei der Bevölkerung zu zerstreuen, die verhängnisvollen Zweideutigkeiten, diese beständige Waffe der Geistlichkeit, aufzudecken.

Am häufigsten verwechselte man den zwiefachen Sinn des Wortes „constitution", durch die Unterstellung, der Bürgereid des Gehorsams gegen die „Constitution de l'État" sei ein Religionseid zum Gehorsam gegen die „constitution civile du clergé". Die Geistlichkeit wußte die beiden Dinge geschickt zusammenzuwerfen und die Versammlung einer grausamen Intoleranz zu zeihen. Noch heute können viele Leute den Unterschied nicht sehen und machen aus der mißverstandenen Bezeichnung einen schweren Vorwurf gegen die Revolution.

Die Bauern der Vendée und der beiden Sèvres waren recht erstaunt, als ihnen die Sache von den ausgesandten Zivilkommissaren, den Herren Gensonné und Gallois im Juli und August 1791 auseinandergesetzt wurde. Diese armen Leute waren durchaus nicht taub gegen die Stimme der Vernunft. Sie waren ganz glücklich, als die Kommissare ihnen die Verordnungen der Versammlung wiederholten: „Das Gesetz will keineswegs die Gewissensfreiheit vergewaltigen; jeder hat die Freiheit, sich die Messe anzuhören, die ihm zusagt, zu dem Priester zu gehen, der sein Vertrauen besitzt. Alle sind gleich vor dem Gesetz; keinem ist eine andere Verpflichtung auferlegt, als die religiösen Meinungsverschiedenheiten gegenseitig zu dulden und in Frieden zu leben." Diese Worte rührten das ehrliche und treuherzige Volk; sie gestanden voll Reue die Gesetzesübertretungen ein, die sie sich vorzuwerfen hatten, versprachen, den vom Staate eingesetzten Priester zu achten, und verließen die Zivilkommissare „die Seele von Friede und Glück erfüllt", und beglückwünschten sich, daß sie mit ihnen gesprochen hatten.

Dies prächtige Volk verlangte nur nach Aufklärung. Dem Klerus muß der Vorwurf gemacht werden, es barbarisch mit Finsternis umgeben, ihm eine dem Dogma ganz fernstehende rein politische Frage als eine solche religiöser Natur hingestellt zu haben, die armen gläubigen Seelen gemartert und eine wirklich gute Bevölkerung durch den Haß verhärtet und verdorben, sie zu Mördern und Unmenschen gemacht zu haben!

Und es ist auch ein Vorwurf, den man der konstituierenden Versammlung machen muß, nicht beachtet zu haben, daß ein Gesetzgebungsverfahren stets wirkungslos ist, wenn man ihm nicht ein Erziehungsverfahren zur Seite stellt. Ich spreche, wie man begreifen

wird, von der Erziehung des Mannes, ebenso und mehr, wie von der des Kindes.

Die konstituierende Versammlung, dieser letzte Ausdruck des achtzehnten Jahrhunderts und gleich ihm von einer abstrakten und scholastischen Absicht beherrscht, hat sich zu sehr mit Formeln abgegeben und hat alle die Zwischenstufen zu wenig beachtet, die Abstraktion und Leben trennen. Sie hat immer auf das Allgemeine, das Absolute hingezielt; es hat ihr ganz an der wesentlichsten Eigenschaft des Gesetzgebers gefehlt, die ich gern als den erzieherischen Sinn bezeichnen möchte. Dieser Sinn weiß die Grade, die unterschiedlichen Mittel zu schätzen, durch welche man die Bevölkerung bereitwillig stimmen kann, das Gesetz aufzunehmen. Ohne diese vorbereitenden Mittel reizt dieses die Gemüter nur zum Widerstand; das Gesetz kann nichts ohne die Zuverlässigkeit, sie ist seine Voraussetzung. Die Zuverlässigkeit aber, die es aussät, es bereitet und vorbereitet? Das ist die Erziehung.

Nicht nur, daß das Gesetz unfruchtbar blieb, es erreichte vielmehr genau das Gegenteil von dem, was es gewollt hatte. Nicht nur keine Erziehung, sondern eine Gegenerziehung war die Folge, eine Erziehung im entgegengesetzten Sinne, die zwei beklagenswerte Folgen hatte:

Diese gläubigen, von den Schrecken der kommenden Zeit aufgepeitschten Seelen wurden immer unmenschlicher, je mehr ihre Ängste wuchsen. Sie wurden hart, das Leben des Menschen, die Ströme von Blut, es galt ihnen nichts. Der Tod! Er genügte nicht, um sich an einem Feind zu rächen, der die Seele mit ewiger Höllengefahr bedrohte!

Dann hatte die fanatische Überreizung, statt die Gemüter ängstlich und zaghaft zu stimmen, die eigentümliche Wirkung, ihnen alle Skrupel zu nehmen; man verlor die persönlichen Interessen aus den Augen, die oft ein Grund zur Feindseligkeit gegen die Revolution gewesen waren, und glaubte sie aus ganz unpersönlichem Haß zu hassen, nicht um des materiellen Schadens willen, den sie einem brachte, sondern einzig aus Gottgefälligkeit. Der Vendéer zum Beispiel, der alles Geld, was er aus der Aufzucht des Viehes gewann, bei seinem Gutsherrn anlegte und nun seinen vornehmen Schuldner ruiniert oder ausgewandert sah, warum griff er zum Gewehr? Um dieses Geldverlustes willen? Nein, aber (so sagte er) damit man ihm seine guten Priester wiedergebe. Der Bretone, der eins oder mehrere seiner Kinder beim Klerus unterzubringen gedachte, hatte gegen die Revolution zeitweilig berechtigten Grund zum Haß; aber seine düstere religiöse Begeisterung täuschte ihm vor,

daß er nur darum gegen die neue Ordnung sei, weil sie der Kirche Schmach antue, weil sein Gott sich habe flüchten müssen, in die Einöde verwiesen sei und keinen Hort mehr habe als den Himmel.

So also war der Geist des Widerstandes ohne sich genaue Rechenschaft zu geben aus Begeisterung und persönlichen Interessen gemischt. Ein einzelner dieser beiden Beweggründe hätte beseitigt werden können, der Fanatismus wäre auf die Dauer den neuen Erkenntnissen gewichen, das persönliche Interesse hätte sich dem Gewissen untergeordnet. Doch so vermischt, verschmolzen, sich gegenseitig täuschend und einander weichend, waren sie unzerstörbar.

Es schien, als solle die revolutionäre Begeisterung weniger Bestand haben als der katholische und royalistische Fanatismus. Sie hatte neue Voraussetzungen zum Gegenstand und war nicht wie dieser an ein ganzes System von Bräuchen und Gewohnheiten gebunden, die von altersher mit ihm groß geworden, in sein Leben, sein Blut übergegangen waren. Schon hatten mehrere Generationen, verschiedene Geistesklassen (sowohl in der Nationalversammlung als auch in der Nation im ganzen) ihre längere oder kürzere Zeit der Begeisterung gehabt und waren dann wieder zusammengebrochen. Gewiß, manche setzten sich durch, Männer von unvergleichlicher Kühnheit, von ungebrochener Festigkeit; und diese sollten ruhmvoll bis zum Ende durchhalten. Immerhin sind solche Charaktere stets in der Minderheit. Eine Revolution, die sich einzig auf eine Auslese von Heroen stützte, wäre gewiß nicht gut daran.

Wenn die Revolution Bestand haben wollte, so mußte sie sich wie die Gegenrevolution nicht ausschließlich auf Gefühle stützen, die allzu wandelbar im Menschen sind, sondern auf den festen Pfeiler der persönlichen Interessen, auf das Schicksal der Familien, die mit ihrem Vermögen bei der revolutionären Sache entscheidend und ein für allemal festgelegt waren.

Dorthin hatte auch die konstituierende Versammlung mit dem Verkauf der Nationalgüter gezielt. Diese Güter waren zunächst von den Behörden als für den Staat erworben bezeichnet worden, der sie an Einzelabnehmer wiederverkaufte. Der Vorgang vollzog sich aber außerordentlich langsam. Zu Beginn hatte man, vielleicht in der böswilligen Absicht, die Käufer fernzuhalten, ungeheure Besitzungen zum Verkauf gestellt, wie die für den Privatgebrauch wenig geeigneten Klostergebäude. Erst später bot man die besser verkäuflichen, begehrteren Dinge wie Wälder und Grundstücke an.

Im allgemeinen wollte der ängstliche und schlaue Bauer nicht direkt von der Gemeinde kaufen. Er suchte mit einem oder mehreren Nachbarn gemeinsam irgendeinen Sachwalter des Distriktes

auf, einen Geschäftsmann, der oft ein ehemaliger Gutsverwalter war: „Nun, Herr Soundso, warum kaufen Sie nicht? Kaufen Sie doch! Hier, wir sind alle bereit, Ihnen einige Stücke Land wieder abzukaufen."

Frei in die wahren Gedanken des Bauern übersetzt sollte das heißen: „Kaufen Sie. Kommen die Emigranten zurück, so werden Sie gehenkt. Man kann aber nicht den Haufen der Nebenkäufer hängen. Und es wäre ein großer Zufall, wenn man einer so zahlreichen Schar ein in unzählige Parzellen zerteiltes Gut wieder abnehmen könnte."

Der Verwalter erwiderte nichts; er schüttelte den Kopf. Meist kaufte er, ohne sich mit dem Wiederverkauf allzusehr zu beeilen; er wollte sehen, wie sich die Sachen entwickelten. Würde die Revolution siegen, so konnte er behalten oder verkaufen, aufteilen und sein Glück machen; und behielt die Gegenrevolution die Oberhand, so hatte er seine Entschuldigung bereit: „Ich habe das Gut gekauft, um es zu retten, um es seinem rechtmäßigen Besitzer zu erhalten."

Doch die kühneren, unabhängigeren Leute, und diese waren in der Mehrzahl, die Männer, die sich ein für allemal in die Revolution gestürzt hatten, zögerten nicht, alles auf diesen einen Würfel zu setzen. Ein einziger Umstand hielt sie zurück, daß nämlich trotz aller Erleichterungen, die den Käufern von der Nationalversammlung bereitet wurden, der Termin für die ersten Zahlungen nähergerückt war; es blieb ihnen keine Zeit, die drei beabsichtigten Operationen auszuführen: zu kaufen, Unterkäufer zu finden, an sie weiterzuverkaufen und sogleich von ihnen einen Teil des Kaufpreises zu erhalten, der dem Käufer erster Hand seine erste Zahlung erleichtern könnte.

Für die Gegenrevolutionäre war es eine reine Freude, zu sehen, wie das große Unternehmen, das soviel Entgegenkommen bewiesen hatte, sich hinschleppte, fehlschlug. Eines Tages sagten sie zu Mirabeau: „Ihr werdet sie nie verkaufen, eure Nationalgüter . . ." Man versichert, daß er ihnen erwiderte: „Nun gut, wir werden sie verschenken."

Am 24. März 1791 waren erst für ungefähr hundertachtzig Millionen verkauft. Die Versammlung hatte den Käufern einen Aufschub bis zum Mai gewährt. Ein ungenügender Aufschub, das spürte sie am 27. April, und sie verlängerte ihn um acht volle Monate, bis zum Januar 1792. Diese kluge Maßregel hatte einen unvorhergesehenen Erfolg; keine hat damals mehr dazu beigetragen, die Revolution zu retten, zu befestigen. In fünf Monaten, welche erstaunliche Sache! hatte der Verkauf achthundert Millionen er-

reicht; so daß am 26. August das Komitee bei seinem Bericht an die Versammlung erklärt, man habe im ganzen Nationalgüter für den Betrag von einer Milliarde losgeschlagen.

Alle bis dahin gebotenen Vergünstigungen hatten ihren Kauf nicht bewirken können. Sie waren von jeder gesetzlichen Hypothek befreit, frei von Grundzins, von jeglichem Wechselrecht, von allen Schulden, von Leibrenten und Stiftungen.

Alles das hatte nicht genügt, um den Verkauf in Gang zu bringen. Die „tote Hand", der unheilvolle Bann, der so viele Jahrhunderte lang diese Güter wirklich zu toten, kraftlosen, oft unwirtschaftlichen [64]) machte, schien noch auf ihnen zu lasten. Eines brach den Zauber, gab ihnen ihre Beweglichkeit zurück, schickte sie hinaus, ließ sie von Hand zu Hand gehen — das war der Aufschub von acht Monaten, der die Möglichkeit des Wiederverkaufs und die Teilung mit sich brachte und Zeit gewährte, von den Wiederkäufern bereits einiges herauszuziehen usw.

Die Erklärung von Pillnitz, die förmliche Drohung der Könige an die Revolution, ist vom 27. August 1791 datiert. Und am 26. desselben Monats läßt der Bericht des Veräußerungsausschusses mit seiner bedeutsamen Tatsache, daß der Verkauf seinen Aufschwung genommen habe, daß er bereits eine Milliarde betrage, erkennen, daß die Revolution nunmehr unwiderruflich eingesetzt hat, daß sie nicht nur gewaltig, sondern auch fest und gründlich sein wird, daß sie nicht nur die Oberfläche des Landes trifft, sondern den Grund und den Untergrund; was die Könige wollen oder tun mögen, sie wird für immer unbesiegbar bestehen.

Denn schließlich, was bedeutete dieser Verkauf? Daß eine Un-

---

[64]) Die verständige Sorgfalt, die der Klerus gewissen Edelweingärten, diesem oder jenem berühmten Landgut angedeihen ließ, hat diesen Kulturen einen unverdienten Ruf eingetragen. Die Verwaltung durch die Geistlichkeit litt gleichzeitig an zwei Mängeln, die einander auszuschließen scheinen: Veränderlichkeit und Untätigkeit. — Die Veränderlichkeit: Die fortwährenden Umwälzungen der Pfründen und der Wechsel der Pfründenbesitzer gaben der Existenz des Pächters eine unangenehme Unsicherheit; in gewissen Fällen konnte der Wechsel ihn unversehens aus dem Besitz vertreiben. — Die Untätigkeit: Fleiß und Fortschritt erhielten keinerlei Antrieb durch eine Körperschaft, deren Einkünfte die Bedürfnisse bei weitem überstiegen; die ungeheuren und oft zwecklosen Bauwerke, die im achtzehnten Jahrhundert von den Klostergemeinschaften aufgeführt wurden, zeigen, daß diese tatsächlich und buchstäblich nicht mehr wußten, was sie mit ihren Einkünften machen sollten. In einigen Klöstern war die Zahl der Mönche fast auf nichts zusammengeschmolzen; Saint-Vandrille zum Beispiel, das für tausend Mönche angelegt war, ernährte nicht mehr als vier. Ist es da erstaunlich, wenn die Verwaltung dieser Häuser lässig und vernachlässigt war, die Landbebauung wenig Antrieb erhielt? usw.

menge von Menschen ihr Glück an die revolutionäre Sache gehängt hatten; mehr vielleicht als ihr Glück, ihr Leben, und mehr noch als ihr Leben, das Schicksal ihrer Familien.

Es war 1791 keine ungefährliche Sache für sie und die Ihren, diese Güter zu kaufen. Spöttische Anspielungen, Beleidigungen, heimliche Drohungen — nichts blieb dem Käufer erspart. In den großen Städten, wo man den Nachbar kaum kennt, litt der Käufer weniger; in den kleinen aber war seine Lage fast unerträglich. Aberglaube, Haß und allgemeine Böswilligkeit umgaben ihn sozusagen mit einem Zauberbann. Alles, was ihm Unangenehmes zustieß, war eine Züchtigung des Himmels. Sein Kind war erkrankt? Züchtigung! Sein Weib hatte eine Fehlgeburt? Züchtigung! Hatte er irgendeinen Unfall, so lobten alle Gott. In einer einige dreißig Meilen von Paris entfernten Stadt schwankte seit langem der Kirchturm, eine große Gefahr für die benachbarten Häuser. Ein Maurer kauft ihn, um ihn zu zerstören; kurz darauf fällt der Mann von einem Gerüst und ist tot: die Stadt entzündet Freudenfeuer.

Inmitten dieser allgemeinen Böswilligkeit treten die Käufer einander näher und halten fest zusammen. Schon der Umstand allein, Nationalgüter erworben zu haben, war ein gewisses Zeichen, daran die Freunde der Revolution einander erkannten; alle, die Gut und Leben dem Schiff der Republik anvertraut hatten, sich auf sein Glück verließen, mit ihm weiterkommen oder mit ihm zugrunde gehen wollten.

Der Schlag vom 21. Juni, die Affäre von Varennes, die Drohungen des Auslandes bewiesen die starke Zuversicht dieser Leute in die Bestimmung der Revolution. Sie wankten nicht, verzogen keine Miene. Am 21. sogar kauften sie, wie man gesehen hat, zu hohen Preisen drei Häuser der Gemeinde Notre-Dame in Paris. So haben einst die belagerten Römer das Feld verkauft, auf dem Hannibal vor den Toren Roms lagerte, und so teuer wie im Frieden verkauft.

Die Führer der Versammlung sahen bei ihrem Bemühen, dieser eine royalistische Bewegung aufzudrücken, gewiß mit Besorgnis den allgemeinen Aufschwung der Verkäufe, den ihnen der Bericht vom 26. August unvermutet aufdeckte. Der Veräußerungsausschuß, der diesen Bericht geliefert hatte, erschrak selbst, wich entsetzt vor seinem Erfolg zurück. Er erklärte, seine Tätigkeit einstellen zu wollen, und ersuchte, daß sie der Exekutivgewalt übertragen würde. Ein unbewußt gegenrevolutionärer Vorschlag. Einem frommen König den Verkauf der Güter des Klerus anvertrauen, ein untätiges Ministerium damit beauftragen, das zeigte genug, daß man künftighin durchaus nicht daran dachte, die Angelegenheit zu fördern.

Dieser plötzliche Rückschritt des Ausschusses, der Versammlung,

ihre Anstrengung, innezuhalten oder zurückzuziehen — was beweist das andres als Furcht? Sie müssen etwas Fürchterlichem begegnet sein; auf dem Weg, den sie in Sicherheit dahinschritten, haben sie die Spitze des unsichtbaren Dolches auf sich gerichtet gesehen.

Ihre Angst ist mit einem Wort erklärt: Die Jakobiner werden zu Käufern, die Käufer werden zu Jakobinern.

Und wie eilends vollzieht sich dieser doppelte Vorgang! . . . Stellen wir die Zahlen nebeneinander.

Von April bis August Verkauf der Nationalgüter für achthundert Millionen. Der Gesamtverkauf beträgt eine Milliarde.

Im August und September Gründung von sechshundert neuen Jakobinergesellschaften. Man füge die vierhundert alten hinzu; wie man sagt, sind es im ganzen Ende September tausend.

Und diese Gesellschaften sind zunächst weniger bedenklich durch ihre Vermehrung als durch ihren neuen Charakter. Sie verlieren, was sie früher — ich möchte sagen, Akademisches, blaß Philosophisches hatten; sie werden streng, herb, heftig zum Ziele strebend. Sie verwerfen die Gemäßigten, die Halbrevolutionäre, die Männer, die der Revolution schon müde sind. Und an ihre Stelle setzen sie zwei Klassen sehr feuriger Männer.

Geschäftsleute und Spekulanten, die sich bis an den Hals in diese gefährliche Ausbeutung der Nationalgüter eingelassen hatten, kamen sich in ihren eigenen Augen durch die Begeisterung erhoben vor, verfolgten mit Luchsaugen den verworrenen Faden der Revolution, stellten die ätzende Bitterkeit des Spekulanten in Gefahr in den Dienst der Ideen.

Anderseits gab es reine, glühende Patrioten, bei denen die Ideale den Interessen vorangingen, sie völlig beherrschten; diese ertrugen die Bedingungen, bei deren Außerachtlassung die Revolution zugrunde gegangen wäre. Gegen die ungeheuren und im Trüben fischenden Ränke der Priester stellten sie die Notwendigkeit der jakobinischen „Inquisition“ auf — und gleichzeitig das andere Heilmittel, die Erwerbung („l’acquisition“) der Kirchengüter. Die Güter des Klerus kaufen, teilen und wieder teilen, das war der tödlichste Krieg, den man der Gegenrevolution erklären konnte. Viele kauften mit einer Wut drauflos, und je mehr sie kauften, für um so bessere Bürger hielten sie sich. Die Gefahr des Vorhabens reizte sie und sogar die Gehässigkeit, mit der man sie bewarf. Wenn es sein mußte, waren sie bereit, mit der Revolution unterzugehen, und andererseits bereicherten sie sich durch sie.

Manche kauften aus Pflichtgefühl. Der ehrenwerte und strenge Cambon stellt fest, daß er, der 1796 mit sechstausend Livres Rente

die Geschäfte begann, mit dreitausend aus ihnen hervorgeht. Er hatte eine patriotische Tat begehen wollen, als er nahe bei Montpellier eine Nationaldomäne kaufte. Er verheiratete sich in Paris mit einer Frau, deren Mitgift ebenfalls ein Nationalgut war.

So bildete sich eine feste Grundlage für das neue System, eine vom gleichen Glauben und gleichem Interesse verbundene Menschenmenge, die ihren Patriotismus auf der Erde und auf die Idee gründete, die ihr zwiefaches Leben in der Revolution fand, alles in ihr und nichts außer ihr. Ein feststehender und fester Kern, um den sich der Phantastische, der Gefühlvolle, der bewegliche Enthusiast gruppierten, kamen und gingen. Der war sechs Monate fanatisch dabei, jener ein Jahr; der hielt inne, und der andre ging noch weiter.

Diese fluteten wie die Woge; jene aber waren das Fahrzeug. Sie wußten gut, daß es für sie nur den Hafen gab, in den die Revolution einlaufen würde. Daher die Zusammengehörigkeit, die sie bewiesen, ihre hervorragende Fügsamkeit gegen die, welche die Führung übernahmen. Dieser große, widerspruchsvolle Körper, der zugleich von Leidenschaft, Überschwang und persönlichen Interessen gelenkt wurde, war deshalb doch in all seiner Heftigkeit nicht weniger gehorsam. Der einzelne betrug sich wie einer im Sturm tut, der um sein Leben kämpft; er glaubt alles, tut alles, äußert keine Meinung über die Maßnahmen, verhandelt nicht mit dem Piloten.

Gerade der Zeitpunkt, in dem wir uns befinden, der Herbst des Jahres 1791, ist der entscheidende Moment, da die große Vereinigung der Käufer und Patrioten auf dem flachen Lande zu handeln beginnt.

Bedeutsamer Moment. 1790 hat der Bauer die erste Wohltat der Revolution empfangen, die Abschaffung des Zehnten und der lehnsherrlichen Rechte, hatte sie mit lebhafter Freude und ohne Vorbehalt entgegengenommen.

Im Jahre 1791 kommt die Revolution zu ihm und bietet ihm die Kirchengüter an. — Er zögert hier, betrachtet sich die Sache; sein Weib hat Angst und kann nicht schlafen; Tag und Nacht besprechen sie die Sache. Er, der brave Arbeiter, der im allgemeinen viel gewissenhafter ist, als man annimmt, er hätte es sich von allein nie angeeignet; lieber Himmel! das hat er ja durch seine lange und erstaunliche Geduld in so vielen Jahrhunderten bewiesen. Hier aber sagt er sich schließlich, begreift er, daß dieses voreinst der Kirche für ihre Armen vermachte Gut (soweit es nicht für den Bedarf der Kirche selbst gebraucht wird) zu den Armen zurückkehren kann, wenn das Gesetz es so will. Eine Rückkehr, die überdies ja nicht umsonst geschieht; das Gut soll verkauft werden, und der Preis

dient der heiligsten Verwendung, das Defizit zu decken, die Verpflichtungen des Staates zu erfüllen, Frankreich zu verteidigen und zu retten.

Das ist kein so ganz neuer und unerhörter Vorgang. Es ist die gesetzliche Wiederaufnahme der großen, aus dem dunkelsten Mittelalter hervorgegangenen Bewegung: der allmähliche Erwerb des Bodens durch den, der ihn bearbeitet, die heilige, gesetzliche Vermählung der Erde und ihres Bestellers. Ich sage gesetzlich. Ja, welch tiefgehende Berechtigung hat dieses Wort hier! . . . Nie hat er verlangt, daß diese Erde ihm gratis zufalle; durch ausdauernde und übermenschliche Anstrengungen hat er ihn von seinen Ersparnissen erworben, diesen Gegenstand aller seiner Wünsche, seiner getreuen Leidenschaft.

Dieser Fortschritt zum ehrenhaften und gesetzmäßigen Erwerb des Grundbesitzes ist, wie wir anderwärts festgestellt haben, mehrfach grausam unterbrochen worden; im sechzehnten Jahrhundert durch die Herren der zweiten Feudalherrschaft, im siebzehnten durch die Herren des Antichambre. Die Revolution, die gute Mutter des Landmannes, hat den Bann gebrochen, die große Bewegung beginnt von neuem und wird nicht wieder stille stehen.

Im Jahre 1738 hatte ein französischer Philosoph mehrere Verwalter über diesen Gegenstand befragt, und er bemerkt, in unseren Provinzen „haben die Tagelöhner fast stets einen Garten oder kleinen Weinberg oder etwas Acker". — Das erste Ziel der Revolution ist, ihn auszudehnen, diesen Garten, ihn den Leuten zu erhalten; das geschieht, indem man dem ehrlichen Arbeiter eine derartige Erwerbung erleichtert. Das ist es, wodurch sie gleichzeitig die Wohltäterin, Freundin und Retterin aller ist, die Welt nur darum vorübergehend in Aufregung versetzt, um ihren Frieden zu begründen.

Die Revolution, die den Landmann zum Ankauf aufforderte, ihn der Erde vermählte, festigte auch noch auf andere Art sein Leben. Die üblichste, die natürlichste Art, auf die er sich das nötige Geld verschaffte, war die, eine Mitgift zu suchen und ein Weib zu nehmen. Die Ehe ist die einzige Gelegenheit, da der junge Bauer den alten nötigt, seine Sparkasse zu öffnen, einen verborgenen Taler hervorzusuchen. Das hat den Grund gelegt zu einer großen Zahl von ackerbautreibenden Familien; ein ehrenwerter Anfang, weil er aus dem Glauben hervorging, den der Bauer in die Revolution setzte, in die Festigkeit des Pfandes, das sie ihm auslieferte.

Und so ist also unsere Revolution fest, dauernd, ewig geworden; mehrere Male ins Stocken geraten, beginnt sie immer wieder ihre

Bewegung, setzt sie fort. Das geschieht, weil sie sich nicht nur auf dem schwankenden Boden der Städte niederläßt, der steigt und fällt, aufbaut und zerstört. Sie hat sich mit der Erde verbunden und mit dem Mann der Erde. Das ist das Frankreich von Bestand, weniger strahlend und weniger bewegt, aber festgefügt, das Frankreich in sich. Wir ändern uns, es ändert sich nicht. Seine Geschlechter sind dieselben seit Jahrhunderten; seine Ideen scheinen dieselben, richtiger gesagt, sie schreiten fort durch eine unsichtbare verborgene Arbeit, wie jeder Wechsel in den großen Naturkräften sich vollzieht, von keiner Leidenschaft erregt, die aufreibt und zehrt. Dieses Frankreich wird in hundert, in tausend Jahren stets einig und stark sein; es wird wie heute nachdenklich und seine Erde pflügend vorwärtsschreiten, wenn wir, wir vergänglichen Stadtbewohner, unsere Systeme und unsere Gebeine in die Vergessenheit getragen haben.

Ein Wort, ein letztes Wort über die konstituierende Versammlung. Wir haben sie fast vergessen. Es scheint, als wolle sie in ihren letzten Augenblicken sich selbst vergessen, aufgeben.

Sie erklärt, die beiden bedeutsamen wesentlichen Gründungen, ohne die ihr politisches Werk in der Luft hängt, schwankt und morgen einstürzen kann, zu vertagen: Die Erziehung — das bürgerliche Gesetz.

Sie wagt hinsichtlich der Priester keine Partei zu ergreifen und beachtet sogar nicht einmal den lehrreichen und klugen Bericht, den ihre Beauftragten ihr über die Vendée machen. Sie handelt gegen den Papst, wie unsere Könige mehrfach gehandelt haben: sie beruft Avignon (13. September). Wir kommen gleich darauf zurück.

In ihrer vorletzten Sitzung (21. September) will sie gegen die Klubs einschreiten. Sie verbietet ihnen die gemeinsamen Petitionen, erlaubt ihnen, zu verhandeln, „ohne die legalen Behörden überraschen zu wollen". Vergebliche Abwehr; diese zögernden und ohnmächtigen Behörden boten den Feinden der Revolution durchaus keinen Widerstand; man mußte sie untergehen oder auferstehen lassen durch die Klubs.

Die zurückhaltende, schüchterne, mit Schmeichelworten erfüllte Verordnung an die Klubs, die man dem Dekret hinzugefügt, spricht den Wunsch aus, daß weder Korrespondenzen noch Aktenstücke über ihren Bezirk hinausdringen mögen. Die Verfügung wagt aber nicht, die Verbrüderungen zu verbieten. Nun, gerade damals war es, daß sich die tausend jakobinischen Gesellschaften zusammenschlossen, deren sechshundert soeben erst neu erstanden waren.

So wagt also die Versammlung keinen entscheidenden Schritt

gegen die beiden großen Verschwörungen, die Frankreich in zwei Teile spalten: die der Priester und die der Jakobiner. Sie schweigt über erstere, schilt letztere nur äußerst sanft, droht ihnen, indem sie ihnen gleichzeitig schmeichelt, scheu, mit halber Stimme. Es scheint, als spreche sie schon mit der schwachen Stimme des Toten.

Am 30. September, nachdem der König die Sitzung geschlossen und das belanglose Bedauern ausgesprochen hatte, daß sie nicht mehr fortgesetzt werden könne, richtete der Präsident Thouret folgende Worte an die anwesende Menge: „Die konstituierende Versammlung erklärt, daß ihre Sitzungen beendet sind und daß sie ihre Aufgabe erfüllt hat."

Achtzehntes Kapitel

Die erste Kriegsbegeisterung Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung (Oktober 1791)

Die erste Kriegsbegeisterung. — Zögern der Politiker und Militärs. — Die Welt rief gegen Frankreich auf. — Haß der Könige gegen Frankreich. — Frau von Lamballe in England. — England und Österreich wollten Frankreich einschläfern, entkräften. — Allgemeiner Niedergang der Könige im achtzehnten Jahrhundert. — Österreichs heimlicher Gedanke, der heimliche Gedanke der Königin. — Barnaves Herrschaft und Sturz (September bis November 1791). — Innerer Zorn des Königs, seiner Schwester und seiner Tochter. — Der König hatte wenig Liebe für die Emigration. — Er gehörte den Priestern. — Ihre Ohnmacht. — Die Priester in Paris bedroht, in der Provinz allmächtig. — Frankreich begreift, daß der eigentliche Feind der König ist. — Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. — Auftreten der Girondisten — Besprechung über Thron und Präsidentenstuhl. — Besprechung über Priester und Emigranten. — Feindliche Entgegnungen der Mächte. — Nachricht von der Zerstörung St. Domingos. — Nachricht über das Blutbad in Avignon.

Die neue, unter dem Eindruck der öffentlichen Gefahr zusammengetretene Versammlung müßte eigentlich nicht die „gesetzgebende" heißen, sondern die „Kriegsversammlung".

Ein kleinerer Teil des französischen Volkes hatte sich in Worten schon recht ausgegeben; es machte sich wenig daraus, handelnd einzugreifen; besser behagte es ihm, über die Gefährlichkeit der Lage hinwegzusehen; erfinderisch im Selbstbetrug, machte man sich glauben, der Krieg werde nicht ausbrechen.

Doch der größere Teil, dem solche Mittel zur Selbsttäuschung

fehlten, hielt die Sache für außer Frage stehend; es glaubte seit langem an den Krieg, jetzt glaubte es noch fester daran und traf seine Vorbereitungen. Seit Varennes verlangte das Volk allgemein nach Gewehren; wo sie fehlten, wurden seit Januar Piken geschmiedet.

Der Eindruck von der Flucht des Königs, diese große Tatsache von entscheidender Bedeutung, konnte sich für die müßige, geschwätzige Menge, die sich jeden Tag an kleinen Neuigkeiten schadlos hält, abschwächen. Für das große, das arbeitsame und schweigsame Frankreich aber blieb dieses nämliche Ereignis stets neu, gegenwärtig und drohend. Dieses Frankreich hatte bei der Ernte, der Feldarbeit, nichts anderes im Kopf, und wenn ein Stein die Pflugschar hemmte, zuweilen aufhielt, so war es immer dieser Stein, der auf jeder Scholle lag.

Sie waren nicht unterrichtet genug, um sich zu sagen: „Der Kaiser ist ein Philanthrop. Katharina ist Philosophin," oder ähnliche leere, zufällige und persönliche Betrachtungen, die an der Natur der Dinge, an der tiefen Not der Lage nichts änderten. Sie wußten nur, daß Frankreich durch seine Revolution in seiner Art alleinstand in der Welt, ein Wunder, ein Ungeheuer war, auf das man mit Entsetzen blickte; daß dieses neue Geschöpf zwischen den in Haß und Angst erbebenden Königen und den kaum erwachten Völkern unsäglich allein stand und vor allem darauf sehen mußte, welche Verteidigungsmöglichkeit es in sich selbst hatte.

Das tat es denn auch. Seit 1789, dem Augenblick seiner Geburt, griff es zu den Waffen. Der erste Instinkt sagte ihm, daß es einen Feind habe, von etwas Unbekanntem bedroht werde; es gab ihm den Namen „die Briganten" und machte sich daran, von Dorf zu Dorf die Briganten zu suchen.

Im Jahre 1790, bei den Verbrüderungen, in ihrer friedlichen Bewaffnung, begann die Revolution von der Befreiung der Völker zu träumen, ihrer allgemeinen Verbrüderung auf den gestürzten Königsthronen.

Im Jahre 1791 kannte sie das tiefe Einverständnis des Königs und der Könige Europas. Sie begriff die doppelte Gefahr. Sie bewaffnete sich vorsätzlich.

„Denn schließlich (das war die recht einfache aber einwandfreie Schlußfolgerung des geringsten Bauern) werden die Könige etwa vergessen, daß sie Hand an das Königtum gelegt, den König in Varennes festgenommen haben? Haben sie sich nicht alle in Ludwig XVI. eingefangen gefühlt? . . . Auf der ganzen Erde ist das Volk der Leibeigene, der Gefangene des Königs; in Frankreich allein ist

der König der Gefangene des Volkes. Ein friedlicher Vergleich ist unmöglich ... Noch grollen sie, ohne zu beißen, wie die Dogge, ehe sie vorstürzt; der wäre schön dumm, der warten wollte, bis die Dogge ihm an der Kehle sitzt."

Auf diese innere Stimme gab die Deklaration von Pillnitz eine wundervoll passende Antwort. Die Könige sprachen zu Frankreich: „Ja, ihr täuscht euch nicht, gerade das ist unser Gedanke." — Und diese Erklärung war nicht in der unbestimmten Ausdrucksweise der Diplomatie in Umlauf; sie ging in Gestalt von Bouillés beleidigendem und aufreizendem Brief durchs Land. Sie zeigte sich als Herausforderung, und als solche wurde sie mit anhaltendem Freudengeschrei begrüßt.

„Da haben sie, was sie wollten!" Das war der allgemeine Ausruf. Marseille verlangte seit dem März 1791 zum Rhein zu marschieren. Im Juni zeigt sich der ganze Norden, der ganze Osten, von Givet bis Grenoble, im nämlichen Augenblick in Waffen. Das Zentrum gerät in Bewegung. In Arcis machen sich von zehntausend männlichen Einwohnern dreitausend auf den Weg. In manchem Dorf, Argenteuil zum Beispiel, brechen alle ohne Ausnahme auf. Die Schwierigkeit war nur, daß man nicht wußte, wohin man die Leute weisen sollte. Die Bewegung breitete sich deshalb nicht weniger aus. Die Gironde schrieb, daß sie niemanden senden, sondern selbst hinausziehen werde; sie verpflichtete sich, geschlossen zu marschieren, als Volksheer, alle männlichen Einwohner, achtzigtausend Mann; der Handelsstand Bordeaux', den die Revolution zugrunde richtete, der Weinbauer, den sie bereicherte, erboten sich einstimmig.

Eins genügt, um diese Zeit zu kennzeichnen, ein Ausspruch ewigen Angedenkens. In dem Erlaß vom 28. Dezember 1791, der die freiwilligen Nationalgarden organisiert und sie für ein Jahr verpflichtet, ist die Strafe, mit der man denen droht, die den Dienst vor Ablauf des Jahres verlassen, daß sie „zehn Jahre lang der Ehre, Soldat zu sein, verlustig gehen."

Welch ein verwandeltes Volk! Vor der Revolution war ihm nichts schrecklicher als der Militärdienst. Ich habe das traurige Bekenntnis Quesneys vor Augen: „die Söhne der Landwirte haben solches Grauen vor dem Heeresdienst, daß sie lieber das Land verlassen und sich in den Städten verbergen."

Was ist jetzt aus dem scheuen und knechtischen Geschlecht geworden, das den Kopf so gesenkt trug, aus dem Tier, das noch auf allen Vieren ging? Ich kann es nicht mehr finden. Heute sind es Männer.

Nie gab es ein Oktoberpflügen wie dies von 1791, wo der durch

Varennes und Pillnitz ernstlich gewarnte Landmann zum erstenmal nachdachte, sich die ihm drohenden Gefahren durch den Kopf gehen ließ und alle die Eroberungen der Revolution, die man ihm entreißen wollte. Seine von kriegerischem Zorn belebte Arbeit war für ihn bereits ein Feldzug in Gedanken. Er pflügte als Soldat, gab dem Pflug den militärischen Schritt, trieb seine Tiere mit schärferem Stachel an und rief dem einen zu: „Hott! Preußen!“ dem andern: „Vorwärts, Österreich!“ Das Rind lief wie ein Pferd, die Pflugschar eilte scharf und holpernd, die schwarze Scholle dampfte voll Atem und voll Leben.

Das war, weil der Mann es nicht geduldig hinnehmen mochte, sich so in seinem jungen Besitz gestört zu sehen, in diesem ersten Augenblick, da in ihm die Menschenwürde erwacht war. Er schritt frei auf einem freien Feld; wenn er mit dem Fuße auftrat, so spürte er darunter eine Erde ohne Abgaben und Steuern, die bereits sein war oder ihm morgen gehören würde ... Keine großen Herren mehr! Alle waren Herren, Könige, jeder auf seinem Boden, die alte Redensart verwirklichte sich: „Der Arme ist in seinem Hause König.“

Sowohl in seinem Hause als draußen. Ist nicht jetzt ganz Frankreich sein Haus? Gestern kam er zitternd und erbettelte von „den großen Herren“ die Gerechtigkeit, als wäre sie eine Gnade; zuerst mußte er bezahlen, und dann machte man sich lustig über ihn. Heute ist er selbst Richter, und er gibt den anderen die Gerechtigkeit umsonst. Da ist er nun, der Bauer, Beisitzer des Friedensrichters, Mitglied des Magistrats, einer von den eine Million zweihunderttausend neuen Beamten, Wahlmann (es gab deren zwischen drei und vier Millionen), sofern er den Lohn von drei Arbeitstagen als Steuer im Jahr bezahlt. Und wer würde sie nicht zahlen, wer wäre nicht Eigentümer, bei dem Preis, für den der Boden zu haben ist, der sich mit so bequemem Zahlungsaufschub bietet, der sozusagen kommt und spricht: „Nimm mich; du zahlst, wann du es kannst.“ Oft genügte die erste Ernte zur Zahlung, oder der erste Schnitt, oder ein paar Steine, die man verkaufte, oder etwas Blei von irgendeinem Dach.

Das ist aber nicht alles, mein Freund; du bist nun ein Beamter, ein Bürger, ein Soldat, ein Wahlmann; du bist recht verantwortlich. Weißt du, daß du dein Gewissen befragen mußt? Weißt du, daß diese große Beamtenzahl, die unaufhörlich erneuert wird, alle Welt ihrerseits verpflichtet, Beamter zu werden? Hier liegt in der Tat die Größe der Verfassung von 1791; es ist wahr, sie läßt die öffentliche Gewalt sehr schwach, knüpft nur wenig das politische Band, fordert wenig Einschränkung, wenig Zwang, und richtet gerade dadurch

einen ungeheuren Appell an die individuelle sittliche Anschauung. Ein freundliches und vertrauendes Gesetz, fordert es alle Menschen auf, gut und weise zu sein; es zählt auf sie. Gerade durch seine Unvollkommenheit und sein Schweigen spricht das Gesetz zum Manne: „Besitzt du nicht in deiner Vernunft bereits ein inneres Gesetz? Wende sie an, um mich nach Bedarf zu ergänzen, und werde selbst dein Gesetz! . . . Du bist kein elender Sklave mehr, der die Sorge um die allgemeine Sache auf seinen Herrn abwälzen kann; sie ist dein, es ist deine Sache. An dir ist es, sie zu vertreten und zu führen, an dir, nach Kräften die Vorsehung des Staates zu sein.“

Diese stumme Aufforderung wurde wohl verstanden. Es war nichts weniger als das Erwachen der allgemeinen Verantwortlichkeit in der Seele des einzelnen. Eine unruhige Besorgnis um die Interessen des Vaterlandes, der Menschheit überhaupt, erfüllte alle Herzen. Alle fühlten sich verantwortlich für Frankreich, und dieses verantwortlich für die Welt. Alle waren bereit, durch die Revolution mit ihrem Leben den gemeinsamen Hort der Menschheit zu verteidigen.

Da ist sie, die heilige und kriegerische Idee der Wahlen von 1791. Sie waren die Tat Frankreichs und nicht das besondere Ergebnis der jakobinischen Machenschaften, wie man es so oft wiederholt hat. Die Tatsachen beweisen es zur Genüge. Die Versammlung erklärte sich wie Frankreich selbst für den Krieg. Die Jakobiner (wenigstens die meisten unter ihnen, die Führenden) traten für den Frieden ein.

Nein, weder die Presse noch die Klubs waren in dieser ungeheuren ganz naiven und ganz freiwilligen Bewegung von entscheidendem Einfluß. War sie mächtig, so vor allem beim Volk, das nicht las, bei der verstreuten Bevölkerung, die durch die Natur ihrer Arbeit abgesondert lebt. Alle fanden sie in sich selbst, im Bewußtsein ihrer neuen Würde, in ihrem jungen Glauben. Der Gedanke, der die Straßen der Stadt durchflutete, er erhob sich auch aus der Scholle, er war derselbe beim einsamen Ackerbau, und hier, wo er sich gegen niemanden aussprechen konnte, brütete er vielleicht mit stärkerer Gewalt. Er gärte immer weiter, je mehr die Arbeiten nachließen und man sich gegen den November hin oft unter den Kirchentoren oder abends zum Dämmerstündchen versammelte. Hatte man zwei-, dreimal von diesen Dingen gesprochen, so verschwand einer der jungen Leute, dann ein anderer. Sie begaben sich trotz der bösen Jahreszeit durch den Schnee zum Kreisort, um sich einschreiben zu lassen und so bald als möglich aufzubrechen. „Wir haben keine Waffen,“ sagte man ihnen. Da kamen sie zurück und

machten sich daran, solche herzustellen. Im Januar 1792 sandte ein Bezirk der Dordogne eine Abordnung an die Versammlung, mit der Erklärung, er habe dreitausend Piken geschmiedet und er begreife nicht, daß man ihn nicht marschieren lasse.

So zog im Herbst, im Winter, durch ganz Frankreich mit verhaltener und sozusagen leiser Stimme ein gigantisches „Ça ira!" Ein wirklicher Nationalgesang, der, leicht im Rhythmus wechselnd, der Stimmung stets wundervoll entsprach. Als Verbrüderungslied im Jahre 1790 hatte er das Marsfeld in Bewegung gesetzt, den Altar des Vaterlandes gebaut. 1791 leistete er den jungen Freiwilligen Gesellschaft, die sich Waffen holen wollten und sich auf den schlechten Winterwegen durch diesen Gesang zu ermuntern suchten.

Seit der Flucht nach Varennes begann die Welt das Lied wie ein großes Murmeln aus der Tiefe zu vernehmen. Die Versammlung verschloß davor ihr Ohr. Selbst die Führer der Presse und der Klubs hatten kein Verständnis dafür; inmitten dieses allgemeinen, anhaltenden, dumpfen und eintönigen Geräuschs, hörten sie es nicht, eben weil sie es immer hörten. Sie errieten durchaus nicht die große, unheilvolle, unsichtbare Sache, die diesem Lärm zugrunde lag: das Aufrauschen des gewaltigen revolutionären Ozeans, der seine Ufer überfluten würde.

Welch seltsame und lächerliche Sache! Sie verhandelten mit dem Ozean! Sie fanden allerlei kleine Gründe, die sie ihm entgegenstellten. Sie fragten sich ernsthaft: „Werden wir ihn aufhalten? Werden wir ihn nicht aufhalten? . . ." Sie konnten ihn vielleicht einen Augenblick zurückhalten, indem sie aber die Wogen häuften, häuften sie die Gefahren.

Die Politiker sagten: „Warten wir, die innere Lage ist nicht sicher genug . . ." Und die Militärs sagten: „Warten wir, bilden wir eine Armee; Menschen machen noch nicht den Krieg, wohl aber Soldaten . . ."

Die konstituierende Versammlung, die den König wieder einsetzte und die Könige zu beruhigen suchte, achtete nicht auf die Volksbewegung. Sie hätte ihre Verteidiger ebenso gefürchtet, wie den Feind. Am 21. Juni, dem Tage der Gefahr, hatte sie die Aushebung von dreihunderttausend Nationalgarden verfügt; seit dem 23. Juli aber setzte sie die Zahl auf siebenundneunzigtausend herab. Da diese Zahl sie immer noch entsetzte, ergriff sie zu ihrer weiteren Verringerung ein gutes Mittel, nämlich dies, den Departementsdirektorien die Sorge und die Ausgaben für die Einkleidung derer zu übertragen, die das nicht selbst übernehmen konnten (4. September). Am 8. schrieb der Minister an die Versammlung, daß er nur für

jene fünfundvierzigtausend Freiwilligen, die man an die Nordgrenze sende, Waffen habe, und auch diese erhielten sie nur mit großer Mühe. Sie fanden an der Grenze weder Unterhalt noch Lager. Die adligen Offiziere bespöttelten ihr Elend, ihre traurige Ausrüstung; die Raufbolde forderten sie heraus; an manchen Orten sprach man davon, Regimenter gegen sie loszulassen, sie zusammenzuhauen.

Die Gesetzgebende selber zeigte große Langsamkeit; sie ließ sich erst am 22. November einen Organisationsplan für die Freiwilligen vorlegen und gab ihren Erlaß erst am 28. Dezember heraus.

Diese Verzögerungen, die vorsichtig schienen, waren von größter Unvorsichtigkeit. Je länger man wartete, desto mehr war zu fürchten, daß der richtige Augenblick vorüberging, der heilige unwiederbringliche Augenblick, da der Krieg kein Krieg gewesen wäre. Die damalige Welt, sie wissen es jetzt aus dem Bekenntnis der Feinde, die Welt rief Frankreich auf. Warum? Es war noch rein. Ein paar Gewalttätigkeiten hatten stattgefunden. Aber Europa betrachtete sie als Einzelverbrechen, als lokale Ausschreitungen, wie jede große Umwälzung sie immer mit sich bringt. Bis zu der Metzelei vom September 1792 erhob man keine nationale Anklage gegen Frankreich. Nie, so gestand man ein, hatte eine Revolution weniger Blut gekostet.

Im Jahre 1791 erschien Frankreich jung und rein, gleich der jungfräulichen Freiheitsgöttin. Die Welt liebte Frankreich. Vom Rhein, aus den Niederlanden, von den Alpen riefen flehende Stimmen ihm zu. Es brauchte nur den Fuß über die Grenzen zu setzen, so wurde es auf Knien empfangen. Es kam nicht als eine Nation, es kam als die Gerechtigkeit, als die ewige Vernunft, die nichts anderes von den Menschen verlangt, als daß sie ihre besten Gedanken verwirklichen, ihrem Recht zum Sieg verhelfen.

Heiliger Tag unserer Unschuld, wer trauerte dir nicht nach! Frankreich war noch nicht zur Gewalttätigkeit, Europa noch nicht zu Haß und Neid gekommen. Alles das wird anders seit dem Ende 1792, und die Völker wenden sich nun mitsamt den Königen gegen uns. Damals aber, 1791, lag hinter dem scheinbar drohenden Krieg auf dem Grunde der großen europäischen Seele eine rührende Einmütigkeit. Eine süße und bittere Erinnerung! Sie hat sogar im ungerührten Auge Goethes, des großen Spötters, des großen Zweiflers, der sich selbst den „Freund der Tyrannen" nennt, eine Träne zurückgelassen. Auch wir werden diese Träne stets im Herzen spüren; sie kehrt uns oft im Wachen oder Schlafen wieder, mit einem unendlichen Bedauern für Frankreichs Zukunft.

Die elenden Herausforderungen, die wir in unseren Tagen gesehen

haben, sie wären damals niemandem in den Sinn gekommen. Frankreich tat nicht einen Schritt vorwärts in der Freiheit, der Deutschland nicht mit Liebe und Freude erfüllt hätte. Dieses geknebelte Land sagte: „O! Wenn doch Frankreich käme!“ Hoch im Norden schrieb eine unsichtbare Hand auf Gustavs Tafel: „Keinen Krieg mit Frankreich.“ Alle wußten damals gut, daß Frankreich die Sache aller führte, daß es den Krieg nur wollte, um den Frieden zu begründen. Sie vertrauten sich ihm an. Und wie recht hatten sie! Wie wenig dachte dieses Land an seine Interessen! Es hatte nur ein Interesse, das Heil der Völker. Außer den selbstverständlichen Annexionen von Lüttich und Savoyen, zwei Völkern derselben Sprache, die ganz wir selber sind, wollte Frankreich nichts.

Frankreich hatte 1791 diese Empfindung, das Bewußtsein seiner jungfräulichen Macht; erhobenen Hauptes schritt es dahin, reinen Herzens, ohne persönliches Interesse; es wußte sich anbetungswürdig und in der Tat von den Völkern angebetet.

Es urteilte sehr richtig, daß die Liebe der Völker ihm für immer den unabänderlichen Haß der Könige eintrug, selbst jener Könige, die bei der Revolution auf ihre Rechnung kommen konnten. Es fühlte instinktmäßig diese Wahrheit, die von den Diplomaten so wenig beachtet wird, weil sie alles im Lichte des Interesses sehen: „Die Menschen folgen selbst gegen ihr Interesse ihrer Natur, ihren Gewohnheiten; und indem sie ihnen folgen, vermeinen sie, dem Vorteil nachzugehen.“

Der einzige Unterschied, den es hinsichtlich der Revolution unter den Königen gab, war, daß die einen sie ermorden wollten; die anderen, gefährlicheren, kamen ganz leise, um sie zu ersticken.

Zwei Personen haßten das neue Frankreich mit tiefem und wildem Haß, Katharina die Große und Mr. Pitt.

Man hatte gut sagen, die erstere sei zu entfernt, um Interesse an der Sache zu nehmen. Keiner war mit größerer Leidenschaft dabei. Bis jetzt ging diese Frau, die das große russische Volk ausnutzte und mißbrauchte, unwidersprochen vor. Strahlend, geistvoll und spöttisch schritt sie von der Ermordung Peters III. zu den ungeheuren Metzeleien von Ismaïl und Praga, die sie selber befahl[65]), und spottete Gott selbst. Diese schreckliche Pasiphaë (sage ich Pasiphaë oder Minotauros?), die eine Armee zum Liebhaber hatte, sättigte sich an allem Volk und an jedem Manne. Man braucht darüber nichts zu sagen, wenn man die Porträts dieser Greisin gesehen hat, die hochgetürmte Haube weißer Haare, den nackten

---

[65]) Die Biographen Suwarows finden diese Entschuldigung für ihn: „Er folgte den ausdrücklichen Befehlen seines Hofes.“

Busen, den gierigen und harten Blick, der fest auf sein Opfer gerichtet ist, den unersättlichen Abgrund, der niemals sagt: „Genug!"

Sie fühlte sich am 14. Juli 1789 ins Gesicht geschlagen; die Entfernung machte da nichts aus, ebensowenig der Interessenunterschied. Sie fühlte ihre Grenze am Ende des Okzidents und daß auf dieser Welt die Tyrannei zugrunde ging und die Freiheit ihre Erbin war. Sie begann zu leiden. Allerdings hielt sie die Türkei fest und war daran, Polen auszusaugen. Sie drängte die Deutschen nach Westen; es schien, als sage sie zu ihnen: „Geht, ich erlaube es euch; ich habe euch Frankreich geschenkt." Die Starken erröten nicht; sie wagte es, in einem dreisten Brief Leopold seine Untätigkeit vorzuwerfen, sein schlechtes Herz, indem sie ihn fragte, wie er seine Schwester Marie Antoinette im Stich lassen könne. Wegen einer kleinen Unannehmlichkeit, die man der Schwester des Königs von Preußen zugefügt hatte, war dieser ritterliche Fürst in Holland eingedrungen; war das nicht ein Beispiel, das den Kaiser rot werden lassen mußte?

Den Brief, durch den Ludwig XVI. den Mächten mitteilte, daß er die Verfassung annehme, sandte sie uneröffnet zurück.

Sie schickte einen Gesandten zu den Emigranten von Koblenz. Sie schmeichelte Gustav III. mit der Aussicht, daß sie ihm mit der Beihilfe Spaniens und Sardiniens eine Flotte geben und ihn auf diese Art in der Normandie, der Bretagne, fördern werde. Am 19. Oktober schloß sie mit ihm einen besonderen Vertrag für diese Ausrüstung.

Mr. Pitt und Leopold bewiesen weniger Ungeduld. Nicht etwa, daß ersterer die Revolution weniger haßte. Von seinen Dünen warf Pitt einen scheinbar teilnahmlosen Blick auf Frankreich; sein Genuß war darum nicht geringer. Die gewaltige Angelegenheit der Eroberung Indiens, die England damals vornahm, erlaubte ihm nicht, zu handeln. Welch heimlicher, köstlicher und auserlesener Genuß aber war es für diesen Engländer, mühelos zuzusehen, wie der König, der Amerika gerettet hatte, tief in den Abgrund niederstieg? Die Königin hatte entsetzliche Angst vor Pitt: „Wenn ich nur von ihm spreche," sagte sie naiv, „so fühle ich mich einer Ohnmacht nahe." Im August schickte sie Frau von Lamballe nach London, um Interesse zu wecken und Gnade zu erbitten. Die Königin begriff die Größe der Revolution so wenig, daß sie stets versucht war, eine Rache der Engländer darin zu sehen, eine Verschwörung des Herzogs von Orleans, dem sie ihre Unterstützung liehen. In Wirklichkeit war die große Mehrheit der Engländer Ludwig XVI. wieder günstiger gestimmt. Burkes Schrift hatte ungeheuren Ein-

fluß auf sie gehabt. Die Angelegenheit von Varennes rührte sie sehr. Die Engländer in ihrer feudalen und monarchischen Anhängerschaft an die Stuarts entrüsteten sich, daß Frankreich nicht etwa seinen König enthauptete, wie sie es gemacht hatten, sondern, was viel kühner war, ihn freisprach und ihm verzieh. Diese Entrüstung verbarg in Wirklichkeit eine geheime Furcht: Frankreich strebte der Republik zu. Was würde aus dem alten Europa werden angesichts dieses Wunders, einer gewaltigen, jungen, wagemutigen Republik, die aus der Welt ihr Ebenbild machen möchte? Die Konstitutionellen, die damals die Königin leiteten, machten sich den Engländern gegenüber anheischig, dieses Ereignis zu verhindern. Die Freundin der Königin hatte England mitgeteilt, Frankreichs ganzer Ehrgeiz sei, ihm nachzueifern; die französische Revolution, die wenig Buße tue, schreite in der Revision zurück und nähere sich der ewig vorbildlichen Verfassung, der weisen Verfassung Englands. Pitt erwiderte dieses Entgegenkommen mit grimmiger Aufrichtigkeit: England werde ganz gewiß nicht dulden, daß Frankreich Republik werde, sondern die Monarchie retten. Nichts in der Welt hätte ihn zu der Äußerung gebracht, daß er den Monarchen retten werde.

Was England ebenso wie Österreich behagte, das war die Schwäche, die Ohnmacht Frankreichs. Unter einem Despoten war es stark, und als Republik war es stark. Mit der Einheitlichkeit des Prinzips, der Einfachheit der Regierung, wurde es furchtbar. Das ließ die Konstitutionellen glauben (Barnave sagt es ausdrücklich), daß ein konstitutionelles Frankreich, wie sie es wollten, das im Innern vollauf damit beschäftigt war, zwischen der alten Fiktion des Königtums und der neuen Wirklichkeit, zwischen Leben und Traum einen unmöglichen Ausgleich zu finden — daß dieses Frankreich von Europa geduldet werden würde. Und man mußte in der Tat recht bösartig sein, um sich über ein altes junges einfältiges Volk zu erzürnen, das bei einem ewigen stammelnden Gefasel geblieben wäre, mit dem Kopfe wackelte und die schwachen Glieder eines kleinen Kindes hatte.

Das gefiel Mr. Pitt. Und das konnte dem alten Österreich nicht mißfallen, dem greisen Fürsten Kaunitz mit seinen zweiundachtzig Jahren, der immer noch jünger war als sein Herr, Leopold, der vierundvierzig war. Dieser, bereits ziemlich hinfällig, hatte inmitten seines italienischen Serails, den er nach Wien versetzt hatte, nur einen Wunsch, der Natur zum Trotz sich dem Genusse hinzugeben. Er hatte noch einige Monate zu leben, und er nutzte sie aus, indem er seine versagenden Kräfte durch anreizende Gifte,

die er selbst herstellte, aufpeitschte und verbrauchte. Wie der Herrscher, so das Land. Auch Österreich war krank, und wenn es in seiner letzten Krisis wieder auf den Beinen war, so verdankte es das der Anwendung nicht weniger unheilvoller Reizmittel.

Die Vergnügungssucht ist nicht ein Leopold eigentümlicher Zug. Er ist allen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts gemeinsam. Von widersprechenden, teils philosophischen, teils rückschrittlichen Ideen heimgesucht, vom Zwiespalt, der ihren Geist bedrängte, ermüdet, wandten sie sich gern von allen Gedanken ab und suchten in der Sinnenlust Vergessenheit, vorzeitigen Tod. Daher die sonderbaren Launen Friedrichs und Gustavs, die Erneuerung der Antike, daher die dreihundert Nonnen des Königs von Portugal, der Hirschpark Ludwigs XV. Da die Regierung eines einzelnen in Europa mehr und mehr zur Unnatur wurde, sogar nur eine Annahme war (der moderne König, das ist die Bureaukratie), was sollten da die meisten Fürsten mit ihrer persönlichen Energie anfangen? Noch sagte man ihnen, sie seien Götter; doch diese Göttlichkeit ließ sich nur wenig in Taten beweisen; so suchte man sie unaufhörlich in der Leidenschaft, in krampfhaften Vergnügungen. Betrachtet man das achtzehnte Jahrhundert in den Sitten seiner Könige und der geistigen und leiblichen Zerrüttung, die sie sich selber beibrachten, so kann man es als den Selbstmord der Monarchie bezeichnen.

Österreich, das politisch ein Ungeheuer ist, ein Janus von Rassen und Begriffen, das fromme und philosophische Österreich, bürdete seinen Fürsten eine verhängnisvolle Scheinheiligkeit auf, eine drückende Maske, die sie um so eifriger heimlich abzulegen suchten. Die tödliche Langeweile stürzte sie in den tödlichen Abgrund der Sinnlichkeit. Nach außen hin ein wenig Anstand; ein beständig wiederkehrender Zug aber verriet das Innere, ein ungemein sinnliches Zeichen, die österreichische Unterlippe. Die spröde Maria Theresia verriet sich in ihren Kindern, noch verhalten und anmutig in Marie Antoinette, ausschweifend in Leopold, dreist, zügellos in der Königin von Neapel, in ihrem Bacchanal zu Füßen des Vesuv.

Das so entnervte Österreich konnte der Königin durch den Mund des alten Kaunitz nichts anderes raten als die abwartende Politik, die Barnave und die Konstitutionellen ihr rieten. Gewiß, die Absicht war eine andere, die Worte aber waren dieselben. Barnave, glaube ich, war loyal; er dachte nicht, daß Frankreich eine demokratischere Regierung ertragen könne. Er sah nicht das Ideal in einer völlig englischen Konstitution, er wollte weder ein Oberhaus,

noch wollte er dem König die Macht in die Hand geben, die Versammlung aufzulösen, wie er sie in England besitzt. Das setzt er selbst in seinen letzten Schriften auseinander, die die Glaubwürdigkeit eines Testamentes haben.

Was wollten Kaunitz und Leopold? Wir wissen es jetzt. Zunächst, Frankreich recht fest hinter einem Sicherheitskordon halten, der mehr und mehr zugezogen werden, es nach und nach mit einem dichten Wall von Bajonetten umgeben sollte, mit einem eisernen Ring, das ist das Wort. Währenddem würde im Lande selbst der König die Verfassung buchstäblich befolgen, um deutlich zu zeigen, daß sie undurchführbar sei. Würde die Verfassung durch eben diese peinliche Genauigkeit erstickt, im wahren Sinne hingerichtet[66]), wie der Missetäter vom Henker, so würden die Franzosen ihrer überdrüssig werden: „Sie sind wankelmütigen Sinnes." Sie würden etwas anderes zur Mode machen; die Freiheit wird „aus der Mode kommen" (wie der Kaffee und Racine, nach Madame de Sévigné). Zeit gewinnen war alles, Frankreich mußte sich abkühlen, mußte einer unmöglichen Revolution überdrüssig werden, dieser erste Moment französischer Leidenschaftlichkeit, der stets gefährlich ist, mußte sich verlieren. Dann würde es, von den teils verfänglich freundlichen, teils drohenden Verhandlungen gebannt, von den Schlichen und Winkelzügen, mit denen die Diplomatie es umgaukeln würde, geblendet und dumm gemacht, wie ein betäubter Vogel kopfüber dem Fuchs vor die Füße stürzen. Gelähmt und ängstlich, von Korruption und Lügen entkräftet, würde es schließlich alles mit sich geschehen lassen. Und dann, meinten Kaunitz und Mercy, könnte man noch mehr erreichen. Die Revolution in Polen würde niedergeschlagen werden; Rußland, das die Beute im Maule hielt, würde Deutschland nicht angreifen. Der Kaiser und der König von Preußen würden imstande sein, unmittelbarer einzugreifen.

Das macht die scheinbaren Widersprüche wundervoll verständlich. Die Königin gab beiden, Kaunitz und Barnave, die gleiche Antwort: Ja. Alle beide sagten: Verfassung. Nur daß für letzteren die Verfassung das Ziel war, bei dem Frankreich sich in Freiheit niederlassen sollte; für Kaunitz war es der Umweg, auf dem es sich ergehen, sich ermüden sollte, um ermattet beim Despotismus Ruhe zu suchen.

Diese Zweideutigkeit erklärt alles. Da das Marineministerium unbesetzt war, wählte der Hof einen heuchlerischen Gegenrevolutionär, Bertrand de Molleville; und der König und die Königin er-

[66]) Französisches Wortspiel: „exécuter" heißt sowohl ausführen wie hinrichten.

klärten ihm bei seiner Audienz, er habe die Verfassung, nichts als die Verfassung zu befolgen. Indessen hatte Dumouriez dem König eine Eingabe im gleichen Sinne gemacht; sie fand eine schlechte Aufnahme. Der Bruder der Madame Campan, französischer Agent in Petersburg, schrieb an seine Schwester, er sei wahrhaft konstitutionell gesinnt; die Königin sah den Brief und erklärte, „der junge Mann sei i r r e g e l e i t e t, seine Schwester müsse ihm gewandt und vorsichtig antworten.“ Die wirkliche Ansicht bei Hofe, die sich in diesem einen Worte zeigt, verriet sich auch durch eine Handlung: Als die Versammlung im Juli daran dachte, vor den Wahlen Bevollmächtigte in die Provinzen zu entsenden, widersetzte sich dem der Jakobiner Buzot, und man sah das überraschende Schauspiel, daß Buzot von dem Manne der Hofpartei, d'André, gestützt wurde. Als später bei den Gemeindewahlen der konstitutionelle Lafayette in Konkurrenz mit dem Jakobiner Pétion auftrat, riet die Königin den Royalisten, für den Jakobiner zu stimmen, für den, dessen Heftigkeit die Revolution schneller ihrem Ende entgegentreiben und Frankreich ihrer müde machen würde.

Das ereignete sich im November, und das ist der Zeitpunkt, an dem Barnave endlich begreifen mußte, wie der wahre Sinn der Worte, die sie ihm gab, zu deuten sei. Sie hatte nicht vor dem 13. September gewagt, ihn wiederzusehen, am Tage der Verfassungsannahme. Seitdem empfing sie ihn wieder, aber stets im geheimen, oft des Nachts, indem sie selbst an der Tür stand, um ihn einzulassen, wie wir bereits gesagt haben. War Ludwig XVI. immer der Dritte? Man ist versucht, es anzunehmen; die Kammerfrau jedoch erwähnt es nicht ausdrücklich. Im September und Oktober, in beiden Monaten führte Barnave das Regiment, das er mit dem Leben bezahlt hat. Im November, als die Königin von seinem geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Versammlung überzeugt war, schonte sie ihn nicht mehr, ebensowenig wie die Konstitutionellen; sie ließ die Royalisten gegen sie stimmen, gegen die, welche Barnave stützte. Eine kurze, schroff wieder entzogene Gunst, ohne Rücksicht darauf, wie solche Handlungsweise beurteilt würde; gebrochen kehrte er in seine Einsiedelei, nach Grenoble zurück.

Trotz seiner jesuitischen Erziehung und der den Fürsten eigentümlichen Doppelzüngigkeit hatte der König im Grunde zu viel Ehrenhaftigkeit, um den so knifflichen Plan zu begreifen, die Revolution durch die Revolution selbst zu vernichten. Das einzige Wesen, das er liebte, die Königin, besaß nur äußeren, gewissermaßen oberflächlichen Einfluß auf ihn. Sein Herz gehörte den

Priestern, ebenso wie das der Madame Elisabeth. Wohl konnte man ihm einige politische Lügen entlocken, allerlei falschen Schein, konnte ihn zu ein paar linkischen Schritten in einem anscheinend konstitutionellen Königtum veranlassen; im Grunde war er stets der König wie er vor 1789 gewesen. Er hatte seine direkten Beziehungen zur Emigration, zu den Mächten. 1790 hatte er Flachslanden in Turin beim Grafen d'Artois. Bis zum Juni 1791 verhandelte Breteuil für ihn mit dem Kaiser und den anderen Fürsten. Im Juli hatte er zwar schriftlich seine Machtbefugnis an Monsieur übertragen, er verließ sich aber nicht auf dessen Beamten; er hielt beim König von Preußen neben dem verfassungsmäßigen Gesandten seinen besonderen Botschafter, den Grafen von Caraman. Diese, in der Mehrzahl sehr indiskreten Beamten waren aller Welt so gut bekannt, daß 1790 Herr von Ségur, als er der Gesandtschaft in Wien zugeteilt werden sollte, erklärte, da Herr von Breteuil bereits für diesen Posten das Vertrauen des Königs besitze, so könne er denselben nicht annehmen.

Ludwig XVI. hatte keineswegs die Geschicklichkeit, die seine Lage verlangt hätte. Durch seine Mutter ein Deutscher und zum Hause Sachsen gehörend, besaß er nicht nur die Schwerblütigkeit dieses Hauses, sondern hatte aus dieser Familienzugehörigkeit auch heftige Anfälle deutscher Schroffheit überkommen; seine Schwester, die noch weniger gewohnt war, sich zurückzuhalten, die naiver und aufrichtiger war, hatte noch häufiger solche Momente.

Der gemäßigte, konstitutionelle Plan Dumouriez', ein anderer eines Sekretärs von Mirabeau, hatten beim Könige keinen Erfolg. Er nahm im Gegenteil eine hochmütige, heftige Rede entgegen, die der Amerikaner Morris für ihn verfaßt und die Bergasse stilistisch redigiert hatte; zwar wagte er nicht, sich ihrer zu bedienen, aber er ließ dem Verfasser sagen, daß er sie später zur Richtschnur seines Auftretens nehmen werde. Eine merkwürdige Sache: Morris, der Geschäftsmann und Bankier, später Minister der Vereinigten Staaten, ein offenbar zuverlässiger und ernster Mensch, ließ das Schriftstück einem Kinde übermitteln, Madame, der Tochter des Königs, damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Dieses leidenschaftliche, heftige, hochmütige Mädchen, auf das die Demütigung seiner Familie besonders seit Varennes tiefen Eindruck gemacht hatte, mußte schon einigen Einfluß auf seinen Vater und seine Tante haben, denen es mehr ähnlich sah als der Mutter.

Alle diese Neigungen zu listigen oder gewaltsamen Mitteln, die sich im Schoße der königlichen Familie bemerkbar machten, der Kampf gegen innere Einflüsse, die widersprechenden Pläne, die von

außen an ihn herantraten, fraßen dem König an der Seele, zerrütteten seinen Geist. Überdies fühlte er gut, daß es in seinem Gewissen einen wunden Punkt gab, wo er nicht mehr heucheln konnte, und zweifellos würde er dann vernichtet. Er selber urteilte so. Am 8. August sagte er zu Herrn von Montmorin, der es an Morris weiter berichtete: „Ich weiß wohl, daß ich verloren bin. Möge alles, was man jetzt tut, für meinen Sohn geschehen."

Er beurteilte die Ohnmacht der Konstitutionellen viel besser als die Königin und betrachtete die Verfassung von 1791 als die Vernichtung der Monarchie. Eine anscheinend unbedeutende Etikettenfrage illustrierte seine eigene Anschauung so ausdrucksvoll, daß er sich nicht beherrschen konnte. Als am Tage der Annahme der Verfassung, am 13. September 1791, der Präsident (es war Thouret) sich erhob, um seine Rede zu halten und sah, daß der König ihn sitzend anhörte, glaubte er sich auch setzen zu sollen. Thouret war, wie man weiß, ein sehr gemäßigter Mann; bei dieser feierlichen Angelegenheit aber, die nichts Geringeres bedeutete, als eine Art von Vertrag zwischen dem König und dem Volk, hatte er durch dieses Benehmen die Gleichberechtigung der beiden vertragschließenden Parteien dartun wollen.

„Bei der Rückkehr von der Sitzung," sagte Frau Campan, „grüßte die Königin in Eile ihre Damen und zog sich stark bewegt zurück. Der König trat durch die inneren Gemächer bei ihr ein; er war sehr bleich und hatte ganz verzerrte Züge. Als die Königin ihn so erblickte, schrie sie verwundert auf. Ich glaubte, ihm sei nicht wohl. Wie groß war aber mein Schmerz, als ich sah, wie er sich in seinen Lehnstuhl warf, das Taschentuch an die Augen führte und ausrief: ‚Alles ist verloren . . . Oh, Madame! Und Sie waren Zeuge dieser Demütigung! Wie! Sie wären nach Frankreich gekommen, um das zu sehen . . .' Ein Schluchzen unterbrach diese Worte. Die Königin kniete vor ihm nieder und schloß ihn in die Arme. — Eine halbe Stunde später ließ die Königin mich rufen. Sie ließ Herrn von Goguelat holen, um ihm mitzuteilen, daß er noch in dieser Nacht nach Wien reisen müsse. Der König hatte an den Kaiser geschrieben. Die Königin sah im Innern keine Hoffnung mehr, usw."

An eben diesem Tage (dem 13. September) oder dem folgenden sah die Königin Barnave zum erstenmal seit der Rückkehr aus Varennes wieder. Ihr Mut hob sich ein wenig. Sie setzte wieder etwas Hoffnung auf den Einfluß, den die Führer der Konstitutionellen auf die neue Versammlung haben würden.

Was hatte Ludwig XVI. an den Kaiser geschrieben? Man kann es unschwer erraten: die Äußerung seines Unwillens, die Schilde-

rung der ihm angetanen Demütigung, die Beschimpfung des Königtums.

So ging also der offiziellen Anzeige des Königs, daß er die Verfassung annehme, der persönliche Brief voraus, der jene dementierte. Europa war benachrichtigt, was es von der konstitutionellen Komödie zu halten habe; in der feierlichen Handlung selbst, der Vertragschließung zwischen König und Volk, bot sich ihm die verlangte Beleidigung, um den Kontrakt als nichtig zu erklären. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Mächte kränkende und höhnende Antworten gaben oder wenigstens vorzogen, ihre Antwort an Ludwig XVI. persönlich zu richten, nicht an Frankreich.

Der König wandte sich mehr an die Könige als an die Emigranten. Er verließ sich wenig auf seine Brüder. Er kannte, vor allem seit der Affäre Favras, den persönlichen Ehrgeiz Monsieurs recht gut, wußte, daß man ihm riet, die Absetzung Ludwigs XVI. zu verkünden. An Monsieur, als dem Regenten Frankreichs, sandte die Kaiserin von Rußland im Oktober 1791 einen Minister. Was den König vielleicht noch mehr verletzte, das war der grausame Leichtsinn der Emigranten, die, fern von Frankreich in Sicherheit, über das Unglück von Varennes gescherzt hatten und das Spottlied vom „Kutscher Fersen“ sangen. Diese Späße erfuhr der König aus den Pariser Zeitungen.

Die Emigranten begnügten sich nicht, ihn im Stiche gelassen zu haben, sie erhöhten die Gefahr für ihn durch ihre unüberlegten Schritte. So verlangten sie schroff und unbesonnen von dem patriotischen General, der in Straßburg befehligte, daß er ihnen diesen Ort ausliefere. Das Interesse des Königs gebot, daß diese ungeschickten Verfechter seiner Sache, die seiner Gefahr nicht achteten, aber vorgaben, für ihn tätig zu sein, von der Grenze entfernt würden. Ich glaube, er unterzeichnete aufrichtigen Sinnes den Brief, den seine Minister, Duport-Dutertre und Montmorin, in seinem Namen verfaßten, um die Emigranten zurückzurufen, und jenen anderen, darin er die Mächte bat, die Armee der Emigration aufzulösen (14. Oktober 1791).

Der wahre Punkt, in dem der König tief und unversöhnlich mit der Revolution uneins war, das war die Frage der Priester. Der Verkauf der Kirchengüter, die Versammlung von Avignon, der verlangte Bürgereid, das waren drei Dinge, die ihm das Herz abdrückten. Wer die Geschichte seiner Gewissensqual, seiner Beichten, seiner Kommunionen kannte, der konnte ziemlich überzeugt sein, daß er unter seinen Seelsorgern noch mehr litt, als unter der ganzen Versammlung und der ganzen Revolution.

Wie bemaß man ihm die Eigenschaft, zu täuschen, in dem und dem Punkt zu lügen? Mit welchem Preis bezahlte er im Beichtstuhl die Zweideutigkeit seiner sozusagen revolutionären Maßnahmen? Alles, was man weiß, ist, daß wenigstens hinsichtlich des Besitzes der Priester und der Unterdrückung der widersetzlichen Geistlichen, die Priester ihrem Beichtkind gegenüber ungerührt waren.

Die konstituierende Versammlung hatte immerhin einiges getan, um sie zurückzugewinnen. Ihre letzte Tat war, jenen, die keine allgemeine Besoldung bekommen würden, eine Pension zu sichern. Ihre Maßnahmen gegen die widerspenstigen Priester waren sehr edelmütig. Eine große Zahl von Kirchen stand ihnen offen, um darin unbehindert die Messe abzuhalten; in einer einzigen Parochie von Paris, der von Saint-Jacques-du-Haut-Pas, gab es deren sieben. Die konstitutionelle Geistlichkeit nahm sie in ihren Kirchen ausgezeichnet auf. Es lag nur an ihnen, auf die Teilung einzugehen, wie sie so lange am Rhein stattgefunden hat, zwischen zwei viel gegensätzlicheren Glaubensbekenntnissen, den Protestanten und den Katholiken, denen ein und dieselbe Kirche zu verschiedenen Stunden gemeinsam diente. Warum denn hier, wo es auf beiden Seiten Katholiken waren, die nicht das Dogma, sondern eine Frage der Verfassung und Ordnung trennte — warum hier diese eigensinnige Scheidung? Die bürgerlichen Priester waren wenigstens nicht schuldig; einige trieben die brüderliche Nachgiebigkeit, Entsagung und Demütigung bis aufs äußerste. In Caen sah man den konstitutionellen Pfarrer dem widersetzlichen das Angebot machen, die Messe zu lesen, und dieser nutzte die Bescheidenheit seines Rivalen aus, hielt ihn geduckt, behandelte ihn unverschämt, stellte diese christliche Handlungsweise als eine Tat der Reue, der Buße hin.

Die widerspenstigen Priester, die dem König eng verbunden waren, und der Emigration, dem nicht geflohenen Adel, den konstitutionellen und fayettistischen Behörden, die ihnen unendlich viel Rücksicht entgegenbrachten, sehr nahe standen, behaupteten den ersten Rang. Ihre Haltung war die einer großen politischen Partei, und das war keine Täuschung. Sie waren tatsächlich das Herz und die Kraft der Gegenrevolution.

Auf dem flachen Lande gefährlich, waren sie schwach in Paris. Paris, das durch die Abreise der Adligen und Reichen zugrunde gerichtet war, das zu Beginn eines harten Winters ohne Arbeit und ohne Hilfsquellen war, schob die endlose Dauer der Revolution dem Widerstand der Priester zu. Es begann, sie als allgemeine Feinde zu betrachten. Die Hungervorstadt, das arme Viertel Saint-Marceau, verlor zuerst die Geduld. Man wartete vor den Toren eines Klo-

sters, um die Andächtigen, die zu den Predigten der Widersetzlichen gingen, zu schmähen. Der Gemeinderat unterdrückte solche Störungen, indem er gleichwohl verlangte, der Kultus dieser Geistlichen solle in den gewöhnlichen Kirchen stattfinden und nicht in den Klosterkapellen, die der Volksaberglaube als den geheimnisvollen Herd der Gegenrevolution ansah. Die Departementverwaltung hingegen forderte von der Gemeindeverwaltung im Namen der religiösen Duldsamkeit, den rebellischen Priestern alle Freiheit zu lassen und ihnen zu gestatten, ihre Zusammenkünfte abzuhalten, wo immer es ihnen gefalle. Auch der junge Dichter André Chénier, hierin das Werkzeug der Feuillants und überhaupt der Royalisten, verlangte im Namen der Philosophie die Toleranz. Er wurde erreicht und überboten vom konstitutionellen Bischof Torné, der vor der gesetzgebenden Versammlung mit wahrhaft hochherzigem Erbarmen für seine Feinde eintrat.

Diesen Aposteln der Duldsamkeit mußte man unglückseligerweise eine Antwort erteilen; keine Begründung, sondern eine Tatsache. Wenn die Aufrührer in Paris Toleranz wollten, so wollten sie keine im übrigen Frankreich. Sie beabsichtigten nicht, geduldet zu werden, sondern zu herrschen und zu verfolgen. Sie hielten die konstitutionellen Priester in Angst und Schrecken. Jede Nacht fielen Schüsse in der Nähe ihrer Pfarrei, zuweilen trafen sie auch durch die Fenster. Am 16. Oktober erlebte der neue Pfarrer eines Dorfes im Beaujolais, daß der alte an der Spitze von fünfhundert Montagnards, die er zusammengetrieben hatte, in die Kirche eindrang und ihn vom Altar verjagte. Dieser tüchtige Priester bemächtigte sich der Armenkasse, die der konstitutionelle Pfarrer in die Hände des Gemeinderats gelegt hatte. Viele geängstete Priester, sogar Gemeindebeamten, gaben ihre Demission. Die letzteren hatten keine Möglichkeit, die öffentliche Ruhe aufrechtzuerhalten, inmitten der rasenden Menge, welche die neue Geistlichkeit und ihre Beschützer mit den nämlichen Todesdrohungen verfolgte. In irgendeinem Dorf im Westen begannen die Bauern die Nationalgarden, die zu der konstitutionellen Geistlichkeit hielten, zu entwaffnen. In der Vendée sahen sich drei Städte von diesen fanatischen Bauern gleichsam belagert, denen die früheren Priester gewissermaßen als Führer und Generale dienten.

Es war nicht leicht, gar nichts zu tun, wie die Sieyès und Chénier das kühl verlangten, als der Weg der Tat beschritten worden war, als die angeblichen Opfer den Bürgerkrieg begannen.

Die Philosophen, die sich nur mit Paris beschäftigten, sahen bei dieser Partei nur einige vereinzelte Priester, einige arme gläubige

Frauen. Den, der ganz Frankreich sah, diese große Partei der Priester, die durch den Haß der Revolution aus ihrem Todesschlaf erwacht war, entsetzte ihre Heftigkeit, ihre Macht und die Vielseitigkeit ihrer Mittel. Sie thronte in der Hütte, sie thronte in den Tuilerien. Sie nutzte den König gleichzeitig auf zwei Arten aus, als Büßer im Beichtstuhl, als Märtyrer, als Legendengestalt in den volkstümlichen Predigten. Durch das ewige Jammern über „den armen König, den guten König, den heiligen König" ergriffen sie das Herz der Frauen, setzten der Herrschaft der Gerechtigkeit und der Revolution einen Aufstand entgegen, den Aufstand des Mitleids.

Durch eben diese enge Verbindung von König und Priester begriff Frankreich schließlich, daß der König der Feind war.

Feind von Natur, von Temperament, durch schroffe und zornige Anfälle. Wir haben es gesehen: am nämlichen Tage, an dem er die Verfassung annahm, als die Versammlung durch das Blutbad auf dem Marsfeld und durch die Revision den Thron wieder gefestigt und sich selbst aufgeopfert hatte, weinte der König wegen einer Verletzung der Etikette, und am Abend schrieb er an den Kaiser.

Feind aus Erziehung und Überzeugung. Der König, den La Vauguyon, Führer der Jesuitenpartei, erzogen hatte, gab stets, und je unglücklicher er wurde, desto mehr und mehr, sein Herz in die Hände der Priester.

Feind endlich aus Verhängnis, als natürlicher, unwillkürlicher und notwendiger Mittelpunkt aller Feinde der Freiheit. Seine Lage machte ihn unbedingt dazu; was er sagte oder tat, ob er abwesend oder zugegen war, er war das selbstverständliche Haupt der Gegenrevolution. Ludwig XVI. war, ohne daß er den Plänen der Emigration zu folgen beabsichtigte, mit ihr in Koblenz. Ludwig XVI. war in der Vendée, in allen Predigten der Priester und überall da, wo der Fanatismus seine Hebel in Bewegung setzte. Bei allen Beratungen der Priester und des Adels war er, wenn auch abwesend, mit in der Sitzung, für ihn, durch ihn, diesen unglückseligen Märtyrer des Königtums, war es, daß alle Könige Europas Frankreich zu vernichten trachteten.

Nie war eine Versammlung jünger gewesen, als die Gesetzgebende. Ein großer Teil der Abgesandten war noch nicht sechsundzwanzig Jahre. Wer die Auflösung der Konstituierenden mit angesehen hatte, bei der Alter, Position, Tracht jeder Art harmonisch vertreten waren, der wurde ergriffen, fast erschreckt beim Zusammentritt dieser neuen Versammlung. Sie erschien wie ein gleichmäßiges Bataillon von Männern fast eines Alters, einer Klasse, einer Sprache und einer Kleidung. Es war wie der Überfall einer ganz jungen

Generation, in der es keine Greise gab, der Aufstieg der Jugend, die lärmend das reife Alter vertreibt, die Tradition entthronen würde. Keine weißen Haare mehr; hier tagt ein neues Frankreich in schwarzen Haaren.

Außer Condorcet, Brissot und wenigen anderen sind sie unbekannt. Wo sind die großen Leuchten der Konstituierenden, die historischen Gestalten, die für immer im Gedächtnis der Menschen mit den ersten Erinnerungen an die Freiheit verschmolzen sind? Die Mirabeau? die Sieyès? die Duport? die Robespierre? die Cazalès? Mochten ihre wohlbekannten Sitze jetzt wieder besetzt sein; sie scheinen darum nicht weniger leer. Wir werden nicht versuchen, ihre Nachfolger von vornherein als Persönlichkeiten zu charakterisieren. Ihre ungeduldige, unruhige Art, die Schwierigkeit, mit der sie ihren Platz zu behaupten haben, bürgen uns dafür, daß sie sich bald durch ihre Handlungen zu erkennen geben. Für den Augenblick möge es genügen, dort unten im ganzen auf die geschlossene Phalanx der Advokaten der Gironde hinzuweisen.

Ein sehr achtungswerter Zeuge, kein Schwärmer, Deutscher von Geburt, fünfzig Jahre lang Diplomat, Herr von Reinhard, hat uns berichtet, daß er im September 1791 von Bordeaux nach Paris kam, in einem öffentlichen Fuhrwerk, das die Girondisten beförderte[**]). Da waren die Vergniaud, die Guadet, die Gensonné, die Ducos, die Fonfrède usw., das berühmte Siebengestirn, in denen sich die Seele der neuen Versammlung verkörperte. Der sehr gebildete, in Dingen und Menschen sehr erfahrene Deutsche beobachtete seine Mitreisenden und war entzückt von ihnen. Es waren Männer voll Willensstärke und Anstand, von herrlicher Jugend, hervorragender Schwungkraft und grenzenloser Hingabe an ihre Ideen. Im übrigen erkannte er recht schnell, daß sie sehr unwissend, ungemein unerfahren und leichtfertig, Schwätzer und Zänker waren und (was ihre Erfindungsgabe und Initiative schwächte) vom Advokatengehaben be-

[**]) Karl Friedrich Reinhard, geb. 2. Oktober 1761 in Schorndorf (Württemberg), gest. 23. Dezember 1837 in Paris, ging als Hauslehrer nach Bordeaux, kam 1791 nach Paris, wo er Sekretär im Ministerium des Auswärtigen wurde. Franzose geworden, blieb Reinhard fortan im diplomatischen Dienst. Er wurde Gesandtschaftssekretär in London und Neapel, Gesandter bei den Hansastädten und in Toskana, vorübergehend war er auch französischer Außenminister unter Napoleon, der ihn in den Grafenstand erhob und als Gesandten an den Hof seines Bruders Jérôme nach Kassel schickte. Von 1815—1829 war Reinhard französischer Gesandter beim deutschen Bundestag in Frankfurt a. M., 1832 am sächsischen Hof. Bekannt ist Reinhards Briefwechsel mit Goethe, der 1850 veröffentlicht wurde.

Anmerkung des Herausgebers.

herrscht. Und dennoch war ihr Reiz so groß, daß er sich nicht von ihnen trennte. „Seitdem,“ sagte er, „habe ich Frankreich zum Vaterland genommen und bin hier geblieben.“ Mehr erfuhr ich nicht von ihm; die Stimme des Greises schwankte ein wenig, er schwieg und blickte zur Seite. Ich achtete dieses Schweigen eines äußerst zurückhaltenden Mannes; ich konnte mich aber der Mutmaßung nicht entziehen, daß er sein Herz nicht ganz in der Gewalt hatte und fürchtete, unter dem gewaltigen Eindruck dieser brennenden Erinnerung seine gewohnte kühle Haltung zu verlieren.

Will man den Abstand zwischen der neuen und der alten Versammlung ermessen, so beachte man nur eines: hier gibt es keine Rechte mehr. Die adlige Rechte ist völlig verschwunden. Die Versammlung scheint geeint gegen die Aristokratie zu sein; vor allem ist sie gegen den Adel und die Priester, ihre Absicht ist ausdrücklich, deren Widerstand zu brechen. Dem König gegenüber ist sie, wie man sehen wird, noch schwankend, und — es ist wahr — dem König der Priester und der Adligen nicht gutgesinnt, gereizt gegen ihn, ohne einen entschiedenen Kriegsplan gegen ihn zu haben. Im übrigen ist das Königtum, sogar ehe es angegriffen wurde, seit der Konstituierenden noch schwächer geworden. Die einzigen Verteidiger, die der König in der gesetzgebenden Versammlung hat, nennen ihn gewohnheitsmäßig „die vollziehende Gewalt“, vergessen ganz, welchen Teil er an der gesetzgebenden Gewalt hat, geben stillschweigend zu, daß die Versammlung, als einziger Repräsentant des souveränen Volkes, auch einzig das Recht hat, die Gesetze zu machen, denen das Volk zu gehorchen hat.

Der erste Blick, den die Versammlung bei Betreten des Saales um sich warf, konnte sie kaum befriedigen. Man hatte von vornherein und ohne ihre Ansicht darüber einzuholen, zwei große Tribünen reserviert, wo nur die aus der Konstituierenden hervorgegangenen Abgeordneten tagen sollten. Man bemerkte mit Bitterkeit, daß hier gewissermaßen ein Oberhaus geschaffen war, um die Versammlung zu beherrschen. Man fragte sich, was das für ein Zensurausschuß sei, der sich da bereit hielt, zu urteilen, die Maßnahmen und Worte zu notieren, durch Zeichengebung zu leiten, durch Blicke einzuschüchtern, und, wer weiß? sich vielleicht in zweifelhaften Fällen an die Auslegung der Verfassung zu machen, unter Erlaubnis derer, die sie aufgestellt hatten? Ein solches Komitee hätte, wenn nötig, das königliche „Veto“ mit einem Protest gestützt, dem König ein falsches Recht gegeben, gegen die Versammlung vorzugehen. Die Konstituierenden selber bestärkten diese Mutmaßungen, indem sie in einer wichtigen Frage von der Höhe ihrer Tribünen ihre Mei-

nungsverschiedenheit kundtaten. Sie machten ihre Sache so gut, daß die Versammlung verfügte, es solle keine Vorrechte geben, die ganze Tribüne sei dem Publikum offen. Vor dem Ansturm einer tobenden und gewöhnlichen Menge verflüchtigte sich der eingeschüchterte Schatten der Konstituierenden und erschien nicht wieder.

Ihr Werk indessen, die berühmte Verfassung, hielt am 4. Oktober ihren feierlichen Einzug in der gesetzgebenden Versammlung, umringt und behütet von zwölf der bejahrtesten Abgeordneten. Camus, der Archivar, hatte ihnen diesen Schatz nicht einmal anvertrauen wollen; er gab ihn nicht her, hielt ihn in seinen frommen Händen; er trug ihn zur Tribüne, zeigte ihn als ein zweiter Moses dem Volk.

Bei dieser Gelegenheit bemerken die Neugierigen boshaft, wie die Versammlung auf die Verfassung schwören wird, die von mehreren ihrer Mitglieder angegriffen worden und die sie alsbald brechen wird. Sie schwört kalt, traurig, und haßt nur um so mehr die dahingegangene Macht, die ihr noch diese wenig ernsthafte Zeremonie abfordert.

Der König beging der Versammlung gegenüber gleich eine sonderbare Ungeschicklichkeit. Als man bei ihm anfragen ließ, zu welcher Zeit er die Abordnung empfangen werde, erwiderte er nicht selbst, sondern durch einen Minister; er ließ sagen, er wünsche den Empfang nicht sogleich, sondern um drei Uhr. Der Abordnung sagte er, er werde sich nicht sogleich zur Versammlung begeben, sondern drei Tage warten. Die Versammlung glaubte in dieser gesuchten Verzögerung einen dreisten Versuch des Hofes erblicken zu müssen, die Überlegenheit derjenigen der beiden Mächte, die die andere warten lasse, darzutun. Mehrere Abgeordnete, unter anderen Couthon, verlangten und erhielten die Verfügung, daß man den Titel „Majestät" abschaffte, daß man sich an den Titel „König der Franzosen" hielt; daß man beim Eintritt des Königs aufzustehen habe, sich aber dann niedersetzen und bedecken könne; schließlich, daß am Präsidentensitz zwei einander gleiche Sessel nebeneinander aufgestellt würden und derjenige des Königs links vom Präsidenten zu stehen habe. Das hieß den Thron abschaffen und den König erniedrigen.

Wäre der Himmel eingestürzt, so hätten die Konstitutionellen nicht entsetzter sein können, als von dieser Aufhebung des Thrones. Sie waren zu besorgteren Hütern des Königtums geworden, als die Royalisten selber.

Die nicht weniger erschreckten Bankiers äußerten ihre Befürchtungen in einem ungeheuren Sturz der Wertpapiere. Gerade aus dem Bankviertel, dem „Bataillon des Filles Saint-Thomas", war die Mehrzahl der Nationalgarden hervorgegangen, die, mit der be-

soldeten Garde vereint, auf dem Marsfeld geschossen hatten; diese Nationalgarden waren Börsenwucherer und Schloßlieferanten, Leute aus der Umgebung des Königs, vornehme Offiziere. Alle diese sehr bloßgestellten Leute begannen sich zu fürchten. Am 9. Oktober verlor die Pariser Armee, die ihre Stärke ausmachte, ihren Führer, ihn, der seit so langer Zeit ihre Seele und ihre moralische Einheit gewesen war; ich spreche von Lafayette. Entsprechend dem neuen Gesetz hatte er seinen Abschied nehmen müssen; es gab keinen Hauptbefehlshaber mehr; jeder der sechs Divisionskommandeure hatte der Reihe nach die Führung.

Royalisten und Fayettisten, alle beunruhigt, gerieten in Erregung, waren an allen Enden zugleich, bearbeiteten Paris, bis zu dem Grade, den Glauben zu erwecken, daß in der öffentlichen Meinung eine royalistische Reaktion eintreten werde. Einige wurden sogar in der Presse darüber getäuscht, in den Leuten, die aus nächster Nähe beobachten, woher der Wind im Volke wehte. Hébert, der nichtswürdige Père Duchêne, dieser Auswurf des Journalismus, der stets die niedrige Beschäftigung betrieb, die schlechten Leidenschaften des Volkes herauszufinden, ihnen zu fröhnen, glaubte, es wende sich dem Royalismus zu, und beeilte sich, einige Tage sein Blatt zu royalisieren, fluchte und verwünschte die Tumultanten. Was sage ich? In einer heuchlerischen Sittenpredigt sprach dieser Atheist von Gott, drohte den Bösewichtern mit Gott und der anderen Welt.

Die Versammlung war noch naiv genug, sich ebenfalls zu täuschen; sie hielt Paris für royalistischer, als es in Wirklichkeit war, fürchtete, zu weit gegangen zu sein. Während der ganzen Nacht vom 5. zum 6. Oktober wurden die Abgeordneten einer um den anderen umringt, angefleht, von den Frauen, den Intriganten, den Männern von Ruf und Ansehen, ihren Vorgängern von der Konstituierenden, überredet, wankend gemacht und umgestimmt. Man sagte ihnen, wenn man die Verfügung aufrecht erhalte, werde der König die Sitzung nicht eröffnen, werde seine Minister senden. Sollte man in so auffälliger Weise die Uneinigkeit der öffentlichen Gewalten vor Europa dartun? Die Versammlung war am Morgen ganz verwandelt und vernichtete ihr Werk vom Abend vorher. Sie legte das Dekret nicht wieder vor, sondern verfügte seine Vertagung.

Große Freude herrschte darüber bei den Royalisten. Ganz plötzlich verwandelt sich ihre Angst in Drohung. Royou betonte im „Ami du Roi“ voll Verachtung die Inkonsequenz der Versammlung, gab ihr eine Lehre, aus der sie dann Nutzen gezogen hat: „Jede Gewalt, die nachgibt, ist verloren. Man kann eine Macht, die heute das

Gesetz zurücknimmt, das sie gestern gemacht hat, weder achten noch fürchten."

Dieser tolle Geist der Herausforderung blieb nicht bei Worten stehen. Es gab damals in den adligen Offizieren der Nationalgarde, in der konstitutionellen Garde des Königs, an deren Formierung man arbeitete, viele Raufbolde, Leute die, ihrer Gewandtheit sicher, alle Welt beleidigten. Der Hof liebte diese Art Männer sehr, die ihm jeden Tag eine Anzahl von Feinden schufen. Einer von ihnen, ein Herr d'Ermigny, Offizier der Nationalgarde, beging eine unendlich schwerwiegende Tat. Am 7., dem Tag der königlichen Sitzung, betritt er den Saal; es waren erst wenige Abgeordnete da; er geht auf gut Glück auf einen von ihnen los, auf Goupilleau, der sich am 5. in der Thronfrage deutlich ausgesprochen hatte. Er hält ihm die Faust unter die Nase und sagt: „Wir kennen Sie gut . . . nehmen Sie sich in acht! Wenn Sie so weitermachen, lasse ich Sie mit Bajonetten in Stücke hacken! . . ." Diener laufen entrüstet herbei; doch der Präsident Pastoret entrüstet sich nicht; er verweigert dem beleidigten Abgeordneten, der den Tatbestand berichten will, das Wort. Einige Abgeordnete bestehen auf der Untersuchung; d'Ermigny, vor die Schranken gefordert, kommt mit ein paar Entschuldigungen los.

Die Royalisten, die auf den Tribünen sehr zahlreich waren, weiden indessen Herz und Auge an dem umstrittenen Thron, den die Versammlung aus Furcht bewilligt zu haben schien, und der ihnen wie das prophetische Symbol der baldigen Auflösung der Revolution erschien. Sie klatschten dem Stück Holz Beifall, ohne sich darum zu kümmern, ob ihre Freude von der Versammlung nicht als eine neue Beleidigung aufgefaßt werde. Ein Abgeordneter machte eine Entgegnung. Der gelähmte Couthon bewies eine Initiative, die sein kraftloser Zustand und sein sanftes Gesicht keineswegs erwarten ließ; er warf die Frage auf, die den König am persönlichsten traf, die ihm — ebensosehr oder noch mehr als die Thronfrage — am Herzen lag; er forderte und erlangte, daß man bald die Maßnahmen gegen die Priester erörtere, hinsichtlich des Schreckens, mit dem die widerspenstige Geistlichkeit auf der dem Gesetz ergebenen lastete.

Der König tritt ein. Einmütiger Beifall erhebt sich. Die Versammlung ruft: „Es lebe der König!" Die Royalisten auf den Tribünen schreien, um die Versammlung zu kränken: „Es lebe Seine Majestät!" In einer ergreifenden, geschickten Rede, ein Werk Duport-Dutertres, zählte der König die neuen Gesetze auf, welche die Versammlung im Sinne der Verfassung Frankreich zu geben

gedachte. Er sah die Revolution als beendet an. Er selbst aber, als König der Priester, als freiwilliger oder unfreiwilliger Leiter der Emigration und aller Feinde Frankreichs, war gerade das Hindernis, gegen das die Revolution, sofern sie nicht untergehen wollte, ihren Kampf fortsetzen mußte.

Die noch ganz junge Versammlung machte sich das nicht recht klar; sie sah nichts von dem voraus, was sie selbst noch tun würde. Sie war völlig ergriffen, als der Präsident, Pastoret, mit Bezug auf einen Ausspruch des Königs, der sagte, er habe das Bedürfnis, sich geliebt zu sehen, äußerte: „Und auch wir, Sire, haben das Bedürfnis, von Ihnen geliebt zu werden."

Ähnlich war es am Abend im Theater, das der König mit seiner Familie besuchte; er wurde von Männern aller Parteien stürmisch begrüßt, und manche weinten sogar. Er selber vergoß Tränen.

Die Schwierigkeiten der Lage blieben jedoch bestehen. Der kluge und gemäßigte Bericht der Herren Gallois und Gensonné über die religiösen Wirren in der Vendée machte eben durch seine Mäßigung tiefen Eindruck (9. Oktober). Kein Verdacht einer Übertreibung. Der Bericht war zum großen Teil unter dem Einfluß eines sehr klarblickenden Politikers geschrieben worden, des Generals Dumouriez, der im Westen kommandierte, der um so toleranter war, als er den religiösen Fragen sehr gleichgültig gegenüberstand. Nach seiner Ansicht hatten die beiden Bevollmächtigten die strenge Entscheidung dieser Departementsvorstände gemildert, die den widerspenstigen Priestern befahlen, die Dörfer, in denen sie Aufruhr verbreiteten, zu verlassen und sich in die Kreisstadt zu verfügen.

Dieser Bericht öffnete Frankreich die Augen. Es sah sich durch den Fanatismus an den Rand des Bürgerkrieges getrieben.

Die ersten Maßnahmen, die vorgeschlagen wurden, waren nichtsdestoweniger sanft genug. Fauchet verlangte nur, daß der Staat die Priester, welche erklärten, den Staatsgesetzen nicht gehorchen zu wollen, nicht mehr besolde, immerhin aber denen, die alt oder schwach seien, Pensionen und Unterstützungen gewähre. Die Versammlung war noch so neu, so den absoluten Grundsätzen zugeneigt, daß mehrere der revolutionär gesinnten Abgeordneten, unter anderen der junge und edeldenkende Ducos, im Namen der Duldung gegen Fauchet auftraten. Keiner aber tat das eifriger, als der konstitutionelle Bischof Torné, der, soviel an ihm lag, seine Feinde rechtfertigte und erklärte, „daß sogar ihre Weigerung aus großen Tugenden entspränge", daß man sich weniger gegen sie als gegen den bösen Willen der Exekutivgewalt zu wenden habe, die unter der Hand zum Widerstand aufreizte. Die letzte Äußerung war

richtig. Man hatte bald die Beweise aus dem Calvados, wo der Minister Delessart die Gegner Fauchets lebhaft ermuntert hatte, ihm entgegenzuarbeiten.

Da haben wir den Anfang des inneren Krieges; die Angelegenheit der Priester war die bedenklichste Seite davon. Die Frage des Krieges nach außen ergab sich zu gleicher Zeit; zunächst bei Gelegenheit der Maßnahmen, die gegen die Emigranten angewendet werden sollten. Die Emigration, für die man ebenso wie für die Priester Duldung forderte, ergriff gleich diesen die Offensive; eine Tat, die um so unangenehmer war, weil sie nicht immer gerade drauf losging. Die Emigranten betrieben im ganzen Königreich eine ungeheure Werbetätigkeit, versuchten, die Truppen zu gewinnen, unter den Adligen eine freiwillige oder gewaltsame Rekrutierung vorzunehmen, bedrohten die Edelleute oder ihren Anhang, wenn sie nicht auswandern wollten. Die Straßen waren voller Wagen, die zur Grenze strebten und die um jeden Preis flüssig gemachten Gelder fortführten. Die Grenze war von diesem Emigrantenvolk besetzt, das zum anderen Ufer hinüberrief oder Zeichen machte, eine Verständigung suchte, die Festungen prüfte, voller Ungeduld, dort einzudringen. Die Minister Ludwigs XVI., die Zentral- oder Departementsverwaltungen schlossen die Augen oder gaben ihre Unterstützung. Die und die Finanzverwaltung zum Beispiel sammelte ihre tätigsten Angestellten an der Grenze selbst, brachte sie der Versuchung nahe, hielt sie bereit, entweder selber hinüberzugehen oder die Emigranten, die hinübergingen, zu empfangen und ihnen beizustehen.

Brissot schnitt die Frage (am 20. Oktober 1791) an, auf ein großzügige, menschliche Art, die noch heute den Grundsatz weist, nach dem die Geschichte immer noch urteilen sollte. Er forderte, man solle zwischen der Emigration aus Haß und der Emigration aus Furcht unterscheiden, solle für diese Nachsicht haben, für jene Strenge. Er erklärte, übereinstimmend mit den Ansichten Mirabeaus, man könne die Bürger nicht im Königreich einsperren, müsse die Tore offen lassen. Er verwarf gleicherweise jede Konfiskationsmaßregel. Er verlangte, man solle dem lächerlichen Mißbrauch ein Ende machen, den gegen uns bewaffneten Leuten, einem Condé einem Lambesc, einem Karl von Lothringen usw. usw. Gehälter zu bezahlen. Er schlug vor, jene Verfügung der Konstituierenden in Kraft treten zu lassen, die dem Besitz der Emigranten dreifache Steuern auferlegte. Er wollte, man solle vor allem die ausgewanderten Beamten treffen, die Führer, die großen Schuldigen; er sprach von den Brüdern des Königs.

Dann, hinter den Emigranten, griff er ihre Beschützer an, die Könige Europas, wies auf den Orkan, der am Horizont heraufzog. Das unvorhergesehene, ungeheuerliche Bündnis Preußens und Österreichs, die plötzlich Freunde geworden waren. Das unverschämte, gewalttätige Rußland, das unserem Gesandten verbot, sich in den Straßen zu zeigen, und unseren Flüchtlingen nach Koblenz einen russischen Minister sandte. Die kleinen Fürsten, die sich bei den großen durch Beschimpfungen Frankreichs einzuschmeicheln suchten. Bern, das eine Stadt bestrafte, weil sie die Lieder der Revolution gesungen hatte. Genf, das seine Wälle befestigte und seine Kanonen auf uns richtete. Der Bischof von Lüttich, der nicht wagte, einen französischen Gesandten vorzulassen.

Brissot sagte noch nicht alles über den wütenden Haß der Mächte gegen die Revolution. Er sagte nichts davon, daß man eines Morgens auf einem Platz in Venedig einen Mann auffand, der in der Nacht auf Befehl des Rates der Zehn erdrosselt worden war und die lakonische Inschrift bei sich trug: „Als Freimaurer erdrosselt". In Spanien wurde ein armer ausgewanderter Franzose, Royalist, aber Anhänger Voltaires, von der Inquisition als Philosoph und Deist gefaßt. Er war schon mit dem grausigen „san benito"[67]) angetan; man wollte ihm ein seinem Gewissen widerstrebendes, beschämendes Bekenntnis entlocken. Der Unglückliche zog es vor, sich den Tod zu geben. Wir wissen dieses beklagenswerte Ereignis von einem Beamten der Inquisition, der alles sah, hörte und aufschrieb, vom Gerichtsschreiber Llorente selbst (1791)[67*]).

Brissot bezeichnete genau voraus, was die Feinde wollten: die Erdrosselung, die „bewaffnete Vermittlung", um die geschmeidige Sprache der Diplomatie zu sprechen. Und er fügte mit derselben Deutlichkeit hinzu, man werde uns mit dem Schwert in der Hand bitten, englisch zu reden, die englische Verfassung anzunehmen, ihre Pairs, ihr Oberhaus, ihre aristokratischen veralteten Ideen. Man

---

[67]) Armesünderkleid.

[67*]) Don Juan Antonio Llorente (1756—1832), spanischer Priester, war seit 1789 Generalsekretär der Inquisition in Madrid. Nach dem Sturz Karls IV. schloß er sich dem von Napoleon eingesetzten König Josef an, in dessen Auftrag Llorente nach Aufhebung der Inquisition die Archive durchforschte und sammelte. Das Ergebnis dieser Studien legte Llorente in seiner zuerst in Paris erschienenen „Kritischen Geschichte der spanischen Inquisition" (4 Bände, 1815—1817) nieder, die mehrfach ins Deutsche übersetzt wurde und in der ganzen Welt größtes Aufsehen erregte. Obwohl Llorente als erster Historiker authentisches Quellenmaterial über die Inquisition benutzen konnte, ist sein Werk nicht frei von tendenziöser Darstellung und absichtlichen Übertreibungen. Anmerkung des Herausgebers.

lese heute die damals unveröffentlichten Memoiren sei es der ausländischen Minister, sei es unserer Konstitutionellen, man erfährt daraus wenig Dinge, die Brissots eindringlicher Geist nicht in dieser bemerkenswerten Rede vorausgesagt hätte.

„Also!“ sagte er, „wenn die Dinge dahin kommen, so gibt es für Sie kein Schwanken, Sie müssen selbst angreifen.“ Ein ungeheurer Beifall kam von den Tribünen und der Mehrheit der Versammlung.

Die Ereignisse übernahmen es, mit ganz anderer Gewalt zuzustimmen und zu bekräftigen. Mißgeschicke, Irrtümer, kühne Unternehmungen der Gegenrevolution schlugen von Augenblick zu Augenblick auf die Versammlung ein und warfen wie ebenso viele Kriegsboten Frankreich den Fehdehandschuh hin.

Gegen Ende Oktober erfuhr man, wie jede der Mächte den Brief des Königs aufgenommen hatte, der seine Annahme der Verfassung verkündigte. Nicht eine schien an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Rußland und Schweden schickten die Depesche uneröffnet zurück, und am 29. schlossen sie einen Vertrag für eine Marinerüstung, eine Fahrt an unsere Küsten. Spanien erwiderte, es werde keine Antwort geben, von Frankreich nichts annehmen. Der Kaiser und nach ihm Preußen zeigten sich vielleicht in Wirklichkeit noch drohender unter äußerlich milderer Form (23. Oktober), die Drohung für Frankreich, die Milde für Ludwig XVI. „Wir wünschen,“ sagte der Kaiser, „daß man der Notwendigkeit zuvorkommt, ernste Vorsichtsmaßregeln gegen die Wiederkehr der Dinge zu ergreifen, die zu traurigen Prophezeiungen Veranlassung geben würden . . .“ Welche Vorsichtsmaßregeln? Er beleuchtete dieses dunkle Wort in einem Rundschreiben an die Mächte, indem er sie benachrichtigte, daß man auf der Hut sein und Paris erklären müsse, daß das Bündnis bestehe.

Es paßte den Königen noch nicht, anzugreifen. Sie warteten, bis der Bürgerkrieg Frankreich zermürben und ausliefern würde. Zwei furchtbare Ereignisse, von denen die Versammlung gegen Ende des Monats Schlag auf Schlag erfuhr, mochten ihnen Hoffnung darauf machen.

Man sah sozusagen eine fürchterliche Feuersäule sich über dem Ozean erheben. San Domingo stand in Flammen.

Eine würdige Frucht der Winkelzüge der Konstituierenden, die in dieser schrecklichen Frage zwischen Recht und Vorteil schwankte und den unglückseligen Negern die Freiheit nur gezeigt zu haben schien, um sie ihnen dann zu entziehen und ihnen nichts als die Verzweiflung zu lassen. Ein Mulatte, ein heldenmütiger junger Mann, Ogé, Abgeordneter der Farbigen in der Versammlung, hatte aus Frankreich die ersten befreienden Erlasse gebracht und den Gouver-

neur aufgefordert, das Gesetz in Anwendung zu bringen. Verfolgt, von den Machthabern der spanischen Partei San Domingos ausgeliefert, wurde er grausam lebendig gerädert. Eine Art Terror folgte; die Pflanzer vermehrten die Strafen. Eines Nachts erhoben sich sechzigtausend Neger, beginnen die Schlächterei und die Brandlegung, den entsetzlichsten Krieg der Wilden, den man je gesehen hat.

Das andere, seiner Art nach weniger schwere, aber ebenfalls schreckliche Ereignis, das ganz nahe bei uns vorkam und den Süden ansteckte und das den Ausbruch eines ungeheuren Vulkans einleiten konnte, war die Tragödie von Avignon.

Die Gegenrevolution hatte dort den dreistesten Schlag geführt. Am Sonntag (16. Oktober 1791) ließ sie von der Bevölkerung zu Füßen des Altars Lescuyer, einen Franzosen, den Führer der französischen Partei gegen die Papisten, erschlagen. Das Verbrechen dieses keineswegs heftigen Mannes, der Gemäßigste seiner Partei, war, den Verkauf der Klostergüter begonnen und als Beamter den Priestern den Bürgereid abverlangt zu haben. Eine Erscheinung der heiligen Jungfrau trieb das Volk zu dieser grausigen Tat. Die Männer hatten ihm den Leib mit Stöcken zermalmt; die Frauen, um seine Gotteslästerungen zu strafen, seine Lippen mit der Schere zerschnitten. Die Papisten hatten sich für den Augenblick zu Herren der Stadttore gemacht. Aber die revolutionäre Partei, die den Sieg davongetragen, rächte in der nämlichen Nacht Lescuyer durch die Ermordung von sechzig Personen, die im Palast des Papstes erwürgt und in die Tiefe des Turmes der Glacière geworfen wurden.

Die in Avignon besiegte Gegenrevolution hatte nichtsdestoweniger aus ihrem ohnmächtigen Versuch einen großen Vorteil errungen, den, die revolutionäre Partei zum äußersten getrieben zu haben, so daß sie, blind und rasend, sich durch diese fürchterliche Wiedervergeltung verabscheuungswürdig machte.

Neunzehntes Kapitel

Die Revolution von Avignon, 1790 und 1791
Ermordung Lescuyer's (16. Oktober 1791)

Wie die französische Partei von Avignon 1790 den Süden rettete. — Vom Recht des Papstes. — Die Herrschaft der Priester. — Beunruhigung der Bürgerschaft. — Revolution vom 11. Juni 1790. — Die französische Partei erhält ihre Strafe für den Dienst, den sie Frankreich erwiesen hat. — Avignon unternimmt für Frankreich die Eroberung des Comtat. — Duprat, Rovère und Mainvielle. — Ihre erste Expedition nach Carpentras (Januar 1791), ihre Niederlage. — Ermordung La Viliasse's (April 1791). — Zweite Expedition nach Carpentras. — Jourdan, der Kopfabschneider. — Frankreich entsendet Vermittler (Mai 1791). — Einfluß, den die Damen Avignons auf sie haben. — Der Vermittler Mulot läßt sich verleiten. — Er ist genötigt, aus Avignon zu fliehen (August). — Die Bevölkerung der Revolution überdrüssig. — Die Versammlung verfügt die Wiedervereinigung (15. September). — Mulot stellt die royalistisch-französische Partei wieder her. — Die Papisten fassen neuen Mut. — Die Jungfrau tut Wunder. — Lescuyer in der Kirche ermordet (16. Oktober 1791).

Die unheilvolle Affäre von Avignon hatte, man wird es sehen, so lokal wie sie war, eine große Wirkung auf die Revolution im allgemeinen. Man muß hierbei verweilen.

Avignon war der Ort, wo die beiden Prinzipien, das alte und das neue, sich sogleich in heftigstem Gegensatz gegenüberstanden und von Anfang an das Schreckensbild wütender Kämpfe zeigten. Es ließ im voraus, im kleinen, gleichsam wie in einem Zauberspiegel, die blutigen Szenen sehen, die sich in Frankreich abspielen sollten. Der September dämmerte in diesem Spiegel, die Vendée und „der Schrecken".

Und nicht nur daß Avignon auf seinem engen Schauplatz diese Greuel zeigte und voraussagte, — es ist schwer, es auszusprechen, aber es billigte sie gewissermaßen im voraus, befürwortete sie durch sein Beispiel, gab zu einem großen Teil der grausamsten Handlungen ein Vorbild.

Doch ehe man die Verbrechen dieses unglückseligen Volkes aufzählt, Verbrechen, die zum Teil seiner Lage entsprangen, dem traurigen Verhängnis der Vorereignisse, ist es nur gerecht, auch zu sagen, was alles Frankreich ihm verdankt.

Man erinnert sich, daß die ersten Versuche der Gegenrevolution in Languedoc gemacht wurden, auf der noch feurigen Spur der alten Religionskämpfe. Da sich dort Millionen Katholiken einigen hundert-

tausend Protestanten gegenüber befanden, sofern man Revolution und Protestantismus als eins rechnen kann, so drohte der Revolution starke Gefahr, erdrückt zu werden. Diese sinnreiche Schlußfolgerung versagte infolge der Haltung der Rhône-Katholiken, besonders aus Avignon, die sich ebenso revolutionär zeigten, wie die Protestanten des Languedoc, und dieses schöne System zunichte machten; der Krieg blieb ganz politisch; es wurde kein religiöser Krieg.

Die französische Partei Avignons wurde — man muß es sagen — ohne Frankreich und trotz Frankreich französisch. Sie leistete ihr wie zum Trotz einen bemerkenswerten Dienst. Sie hatte gewöhnlich die royalistischen, fayettistischen und konstitutionellen Behörden gegen sich. Sie fand in sich selbst alle ihre Hilfsquellen, erwuchs aus sich selbst, lebte von sich selbst. Von Frankreich grausam verleugnet, ließ sie sich nicht abschrecken, sondern warf sich dieser so wenig gefühlvollen Mutter in die Arme, die sie immer wieder zurückstieß. Sie war ihr darum nur um so eigensinniger ergeben. Was wäre im Juni 1790 geschehen, wenn der Mann von Nîmes, Froment, der überall seine Zündschnur gelegt hatte, der sich über Avignon und die Alpen mit den Emigranten in Verbindung hielt — was wäre geschehen, wenn er sich seine Stunde hätte wählen können? Avignon erlaubte es nicht. Die Gegenmine war angezündet und flammte die Rhône entlang auf. Froment war genötigt, zu früh zu handeln und zu unrechter Zeit; der ganze Süden war gerettet.

Der unglückselige Lescuyer war es, der an diesem denkwürdigen Tage von den Mauern Avignons die bischöflichen Erlasse herunterriß. Lescuyer war ein Franzose, ein Pikarde, feurig und dabei überlegt, befähigter, Ideen zu verfolgen, als seine tobenden Verbündeten. Er war nicht jung. Seit langem als Notar in Avignon ansässig, hatte er kein Vorurteil gegen die geistliche Regierung; bei einer öffentlichen Gelegenheit sandte er dem päpstlichen Statthalter geistvolle Verse (1774). Als er aber die Abscheulichkeit dieser feilen Regierung, die Tyrannei der Priester und ihrer Mätressen, ihrer italienischen Geschäftsführer, ihrer Rechtsmakler erkannte, die dem Schuldner das Recht der Zahlungsunterlassung verkauften, die sich sogar für einen bestimmten Preis verpflichteten, zur Gewinnung irgendeines Prozesses die und die Verfügung zu veranlassen, als er den völligen Mangel eines gesetzlichen Schutzes, die Inquisitionsprozesse, die Tortur und den Wippgalgen usw. gewahrte, da wandte er die Blicke wieder auf sein Vaterland und rief den Tag herbei, da das befreite Frankreich Avignon ebenfalls befreien würde.

Hundertmal hatte das Parlament von Aix unseren Königen die

Ungültigkeit des Papsttitels ins Gedächtnis gerufen. Dieses bedauernswerte Land war, nicht verkauft, aber von Johanna von Neapel, einer noch minderjährigen, ganz jungen Frau, verschenkt worden, um Absolution für einen Mord zu erlangen, den ihre Liebhaber begangen hatten. Majorenn geworden, wollte sie die Abtretung zurücknehmen und behauptete, man habe ihr dieselbe gegen ihren Willen entrissen.

Avignon trug den Krieg schon lange in sich, ehe er ausbrach. In seiner Bevölkerung von dreißigtausend Seelen gab es zwei Avignons, das der Priester und das der Kaufleute. Das erstere, mit seinen hundert Kirchen, seinem Palast des Papstes, seinen unzähligen Glocken, war, um mit Rabelais zu reden, die „läutende Stadt". Das zweite, mit seiner Rhône, seinen Seidenarbeitern, seinem bedeutenden Transithandel war ein doppelter Durchgangsort, von Lyon nach Marseille, von Nîmes nach Turin.

Die Handelsstadt, die mit dem protestantischen Handel des Languedoc, mit Marseille und dem Meer, Italien, Frankreich und der ganzen Welt in Beziehung stand, erhielt von allen Seiten einen starken Hauch, den einzuatmen man ihr verbot. Sie lag erstickt, sterbend, als unglückliche Insel inmitten Frankreichs.

Die schlimmste Marter, die diese armen Franzosen von Avignon durchmachten, war die, ein Besitztum der Priester zu sein, die Geistlichkeit zum Herrn zu haben. Es schnürte ihr immerwährend das Herz zusammen, diese höfischen, müßigen, geputzten, dreisten Priester als Weltkönige und Könige in den Salons, als Hausfreunde der schönen Damen nach italienischer Sitte und Herren der Frauen aus dem Volke zu sehen, die sie auf Knien begrüßten und ihre weiße Hand küßten. Das Vorbild dieser italo-französischen Priester des Comtat war der schöne Abbé Maury, Sohn eines Scherenmachers und größerer Aristokrat als die großen Herren; Maury, der erstaunliche Redner, der unternehmende Wüstling, der ehrgeizig war wie ein Herzog und Pair, unverschämt wie ein Lakai. Die Maske dieses Frontin ist für die Künstler von bleibendem Wert, als Typus der Frechheit und falschen Energie.

Nirgends lernt man so gut das Hassen als in den Städten der Priester. Die Pein, ihnen gehorchen zu müssen, zeitigte in Avignon eine Erscheinung, die man vielleicht nie in dem Grade gesehen hat: eine schwarze Hölle des Hasses, die weit über das hinausging, was Dante geträumt hat. Und, wie seltsam, diese Hölle befand sich in jungen Herzen. Außer dem Notar und einem Gerichtsschreiber waren alle die Anstifter oder Hauptbeteiligten der Bartholomäusnacht von Avignon junge Leute aus Kaufmannsfamilien. Es ist

selten, voller Haß und zornrasend auf die Welt zu kommen; diese hier brachten von weit her, im Atem und im Blut, im tiefsten Herzen das teuflische Erbe der langen Feindschaften mit. Als sie aus dem Innern Frankreichs die göttliche Flamme der Gerechtigkeit auflodern sahen, die ihre Feinde verurteilte, glaubten sie all ihren alten Haß von der neuen Vernunft gerechtfertigt, und in wildem Entzücken für das herrliche Licht begannen sie noch ihrer Liebe entsprechend zu hassen.

Welche Partei auch den Sieg davontragen mochte, die der Freiheitsfreunde oder die der Gegenrevolution, man konnte sich auf schlimme Greueltaten gefaßt machen. Die einen wie die andern hatten ein schreckliches Werkzeug ganz nahe zur Hand, in der beweglichen und grausamen Bevölkerung, eine wilde, keltisch-griechisch-arabische Mischrasse mit italienischem Einschlag. Es gibt keine, die anmutiger, lärmender, aufrührerischer wäre. Man denke sich eine Organisation von Bruderschaften, von ungemein gefährlichen Vereinigungen hinzu, Banden von Schiffern, Handwerkern und Lastträgern, die gewalttätigsten Leute, die es gibt. Und wenn das noch nicht genügt, so sind da noch die rohen Weinbauern von der Höhe, ein herbes und wildes Geschlecht, um nach Bedarf dreinzuschlagen.

Diese wahrhaft zügellosen Elemente waren leicht loszulassen; wer aber hätte sie geführt? Der Rhône sogar kann man die Richtung weisen und den Gießbächen, welche die rauhen Täler des Comtat durchschneiden; aber die plötzlichen Stürme, die schwarz und schrecklich den Ventoux umbrausen — wer könnte ihnen gebieten? Wenn sie niederstürzen, müssen sie unvermeidlich alles zerschmettern, entwurzeln und mit sich reißen.

In einem Land mit solchen Vorbedingungen mußte alles in Raserei ausarten. Die schöne Zeit des Juni und Juli, die Tage der Verbrüderungen, waren in Avignon mit Blut gezeichnet. Die Stadt, die sich wieder an Frankreich angeschlossen hatte, ersuchte höflich und achtungsvoll den päpstlichen Statthalter, abzureisen. Sie setzte Beamte ein; sie gründete mit jungem und rührendem Eifer ihren Altar der Freiheit. Ein Spott, eine Kränkung trieb das Volk in einem Augenblick zum fürchterlichsten Sturm. Als die Papisten in der Nacht eine mit den drei Farben geschmückte Strohpuppe gehenkt hatten, wurde Avignon davon in allen Tiefen aufgewühlt; man holte vier dieser Freveltat verdächtige Papisten aus ihren Häusern (zwei Marquis, einen Bürger, einen Arbeiter); sie wurden an Stelle der Strohpuppe unter wildem Gelächter aufgeknüpft (11. Juni 1790). Hätten die revolutionären Anführer es nun gewollt oder nicht, sie

hätten dem Volk und seiner Rache die Opfer niemals entreißen können.

Sie waren wirklich in einer schwierigen Lage, zwischen dem in seiner neuen Freiheit unlenkbaren Volk und Frankreich, nach dem sie riefen, und das ihnen nicht antwortete. Es stellte sie vor die Wahl, zugrunde zu gehen oder sich durch Anwendung von Gewalt zu retten. Sie warfen sich ihm in die Arme, und es übergab sie wieder dem Verbrechen oder dem Martertod.

Es war zur Zeit der Messe von Beaucaire; der ganze Süden hatte sich eingefunden, von Handelsgeschäften und von der Verbündung angezogen. Die Befreier Avignons kamen, um sich mit denen, die sie ihre Mitbürger nannten, zu verbrüdern, denen sie im furchtbaren Moment von Nîmes durch die Ablenkung Avignons so gute Dienste geleistet hatten. Welch traurige Enttäuschung! Sie fanden die Behörden böswillig, die Bevölkerung, die nur an Geschäfte dachte und den Lügen der Aristokratie ein williges Ohr lieh, wenig sympathisch.

Die konstituierende Versammlung trieb die Gleichgültigkeit gegen sie bis zur Grausamkeit. Sie schonte den Papst in bezug auf die große Frage der Geistlichkeit; sie schonte den König, seine Gewissensskrupel; aber sie schonte nicht Blut und Leben derer, die sich für uns gedemütigt hatten, die dem Königreich die Hälfte der Provence gaben, ihm die Rhône wiedergaben, den Süden sicherten. Es war damals der erste Versuch zur Reaktion; die Versammlung dankte Bouillé für die Metzelei von Nancy. Sie vertagte die Angelegenheit von Avignon (28. August 1790) und machte dadurch der gegenfranzösischen Partei eine unheilvolle Ermutigung, übermütige Hoffnungen. Die Reaktion nahm ihren Lauf. Der Papst schrieb kühn, er befehle die Annullierung alles dessen, was sich im Comtat zugetragen habe; die Adligen und Geistlichkeit sollten in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Inquisition in größter Strenge wieder aufgerichtet werden. Dies datiert vom 6. Oktober 1790, dem nämlichen Tag, an dem Ludwig XVI. dem König von Spanien seine erste Protesterklärung sandte, dieselbe, die er dann an alle Könige Europas richtete.

Avignon befand sich in einer unerträglichen isolierten Lage, wie eine belagerte Stadt. Vor seinen Toren, in einer Entfernung, die man von seinen Türmen aus abschätzen kann, nahmen die kleinen Städte Lisle und Cavaillon, die einen Moment lang die französischen Abzeichen anlegen wollten, wieder jene des Papstes. Die Parole kam ihnen von der alten Widersacherin Avignons, der stolzen Stadt Carpentras, dem Aristokratennest. Als die Leute aus Avignon es unternehmen wollten, in Cavaillon die patriotische Partei zu heben,

fanden sie dort fünfzehn bis zwanzig Bürgermeister französischer Gemeinden, Edelleute aus der Nachbarschaft, die da waren, um für den Papst und gegen die französische Partei zu sein. Carpentras hatte in seinen Gefängnissen die besten Freunde Frankreichs, die es aus Cavaillon und Lisle fortgeschafft hatte.

Die konstituierende Versammlung, die im Oktober 1790 um Intervention angefleht worden war, hatte das Regiment von Soissons und einige Dragoner von Penthièvre geschickt. Das war eine wundervolle Ermutigung für den Adel. Unsere Offiziere waren in der Mehrzahl mit dem Herzen auf seiner Seite. Carpentras glaubte damals, in Avignon selbst Garnison gelegt zu haben. Es ließ in Cavaillon und allenthalben den Eid für den Papst erneuern (20. Dezember 1790). Aus Wiedervergeltung gingen Duprat und die anderen Führer der französischen Partei nach Aix, Toulon, Marseille, um Unterstützung zu erbitten. Sie begaben sich nach Nîmes und machten den Protestanten die verführerischsten Angebote, wollten sie in Masse, als große Kolonie, mitten in der päpstlichen Stadt ansiedeln. Man hörte sie frostig an. Immerhin machte ihnen ein reicher Kaufmann ein Geschenk von etlichen tausend Patronen.

Geld besaßen sie, da sie seit Oktober begonnen hatten, die Silberschätze der Klöster und Kirchen an sich zu nehmen. Sie zogen viele Rekruten aus den kleinen Dörfern und aus Carpentras selbst, aus dem die patriotische Minderheit zu fliehen genötigt war. Sie fanden sogar solche in jenem französischen Regiment, das dem Adel so viel Vertrauen eingeflößt hatte. Sie umschmeichelten und gewannen einen Teil der Soldaten, wußten sie sich günstig oder neutral zu stimmen. Als alles das getan war, brachen sie los, holten sich ihr Hôtel-de-Ville, ihr Arsenal, ihre Stadttore zurück. Die adligen Offiziere waren der Soldaten zu wenig sicher, um eine Schlacht zu liefern.

Das ist nicht alles: mit unglaublicher Kühnheit machten sie sich in der Nacht des 10. Januar auf, und ohne sich weder um diese Offiziere und die der Offizierspartei ergebenen Soldaten, noch um die in Avignon zurückgelassene große papistische Partei zu kümmern, suchten sie die Patrioten Cavaillons in diese Stadt zurückzuführen. Sie hatten hundertsechzig französische Soldaten bei sich, die voranmarschierten, damit ihre Uniform den Feind einschüchtere. Die kühnen Anführer des Unternehmens, die wahren Führer der Armee, waren zwei junge Leute, Duprat, neunundzwanzig Jahre, und Mainvielle, fünfundzwanzig Jahre. Um der Eigenliebe zu fröhnen, hatten sie nach italienischem Brauch einen Fremden zum General genommen, den Chevalier de Patrix, einen in Avignon ansässigen

Katalonier. Die wenig befestigte Stadt wurde mit viel Mut, Hartnäckigkeit und Erbitterung angegriffen und verteidigt. Sie wurde genommen und geplündert. Der Schrecken dieser Plünderung wirkte in Carpentras so stark, daß es auf der Stelle das französische Wappen annahm, als eine Art Blitzableiter, ohne jedoch die Partei zu wechseln, ohne die in seinen Gefängnissen festgehaltenen Patrioten freizulassen.

Die von Avignon waren von ihrem Erfolg bei Cavaillon wie trunken. Sie also waren es, die von Frankreich nicht anerkannten Franzosen von gestern, die der Gegenrevolution den ersten Schlag versetzt hatten! Die große kriegerische Bewegung, die das Königreich in Aufruhr zu bringen begann, sie war noch immer nur Schein und leere Worte; hier aber handelte man. Mit wie wenig Hilfsquellen! Wie schwachen Mitteln! Gleichviel. Das kleine Rom an der Rhône stellte sich mit diesem Probestück im Kampf um die Freiheit an die Spitze der Menschheit.

Man braucht nicht erst zu sagen, daß es vor allem junge Leute waren, die so sprachen; es waren besonders die drei, welche wir schon genannt haben, Duprat der Ältere, Mainvielle und Rovère, drei Männer, die zunächst durch ihre Schönheit, Willenskraft und südliche Ungezwungenheit verblüfften. Nur, daß sie etwas Fremdes und Ungleiches hatten. Alle drei hatten außer ihrem wilden Fanatismus einen wütenden Ehrgeiz, doch jeder auf seine Art: Duprat, früher Sekretär des Herrn de Montmorency, in gemäßigter Form, an Beherrschung gewöhnt; aber er hatte ein furchtbares Machtbedürfnis, eine Tyrannenseele, gebieterisch und wenn nötig grausam. Alles, was er im Innern trug, besaßen die andern schon äußerlich. Rovère war die Bewegung, Mainvielle der Sturm und Aufruhr. Ersterer, von vornehmer, militärischer Gestalt, tätig und ränkevoll, hatte unterm ancien régime seinen Weg gemacht; als Gardist des Papstes nannte er sich einen Abkömmling der berühmten Rovere Italiens, machte eine reiche Heirat, kaufte ein Marquisat; als die Revolution ausbrach, bewies er, daß sein Großvater Metzger gewesen war. Zunächst von den Girondisten unterstützt, verließ er bald die Gironde, als feuriger Montagnard, dann Thermidorianer und eifriger Reaktionär, wurde er im Fruktidor das Opfer seiner schnellen Verwandlungen und mußte in der Wüste von Sinamary in den Tod gehen.

Der jüngste von den dreien, Mainvielle, war vielleicht der ehrlichste, der überzeugteste, dafür aber auch der heftigste. Er war sehr schön, hatte ein weiches Frauengesicht und flößte Angst ein. Fortwährend von inneren Stürmen durchtobt, war er als ein verderb-

licher und unheilvoller Mensch anzusehen, einer von denen, deren angeborene Wildheit sie den Furien auszuliefern scheint. Er hatte Anwandlungen von Grausamkeit, aber er trug keine äußeren Kennzeichen von Roheit; sein Kopf hatte vielmehr die Schönheit der Eumeniden.

Mainvielle repräsentierte nur zu sehr die Jugend Avignons. Als Sohn eines reichen Seidenhändlers war er in den galanten und wilden Sitten seiner seltsamen Heimat erzogen worden und hatte, um die Verirrung seiner Seele zu vollenden, zwei Liebschaften, beide ehebrecherischer Art: die Frau seines Freundes Duprat und die französische Revolution, deren unheilvollster, unrechtmäßigster Liebhaber er war. Wenigstens starb er für sie in wilder Seligkeit, am Tage, da die Gironde unterging. In dieser Zeit, da jedermann als Held starb, erschreckte er seine Umgebung durch die tolle Glut, mit der er auf der Guillotine und unter dem Messer die „Marseillaise“ sang.

Das waren die drei Wagemutigen, die ohne Unterstützung, ohne Gelder und ohne Heer darangingen, das Comtat zugunsten Frankreichs zu erobern. Sie erließen ein Massenaufgebot der Geächteten der französischen Partei, die aus der ganzen Provinz nach Avignon zurückströmten, und sie brachten es auf sechstausend Mann. An Geld hatten sie nur das, was sie aus den Schatzkammern der Klöster holen konnten. Wenn Lescuyer und die anderen, die das Material herbeischafften, es dahin brachten, ihnen diese Armee leidlich auszustatten, so ist es ganz ersichtlich, daß sie nicht, wie man ihnen vorgeworfen hat, einen Vorteil aus der Plünderung zogen, sondern in der Mehrzahl persönliche Opfer bringen und ebenso mit ihrem Vermögen wie mit ihrem Leben eintreten mußten.

Mitten im Januar zogen sie ab, Patrix und Mainvielle an der Spitze, dieser auf einem schäumenden weißen Roß, das Sieg zu atmen schien. Alle Frauen waren an den Türen, den Fenstern, um diese wunderliche, aus Männern aller Art zusammengesetzte Armee zu sehen. Es gab sehr wenig Uniformen; der war glänzend angezogen, jener in Lumpen. Es gab viel Lächeln an den Fenstern und viel Schwenken weißer Tücher, wenig aufrichtige Wünsche.

Am 20. traf die Armee in der Nähe von Carpentras auf die französischen Behörden von Orange, die aus Menschlichkeit, vielleicht auch aus Sympathie für die aristokratische Stadt, zu vermitteln suchten. Es war recht spät dafür. Mainvielle widersetzte sich der Besprechung voll Hochmut und Ungeduld; er brannte darauf, handgemein zu werden.

Kaum war Carpentras in Sicht, so stellte man die Kanonen in

Batterien auf und gab einige Schüsse ab. Aber, siehe, vom Ventoux senken sich schwarze Wolken herab, Wind, Regen und Hagel kommen, ein kalter und eisiger Regen, ein scharfer, wilder Hagel. Die wenig kriegstüchtigen Banden, meist Stadtleute, erstaunen sich. Sie laufen, Schutz zu suchen, und das Ganze endet in völliger Auflösung. Das ist kein kurzes Sommergewitter, das ist ein anhaltender Wintersturm; die Ebenen sind überschwemmt, die Bäche angeschwollen. Nach und nach kommen alle unsere Leutchen frostzitternd in vollem Lauf zurück.

Wer hatte gesiegt? Die Jungfrau. Sie ist es, die Damen von Carpentras behaupten es so, die, empfänglich für ihre Gebete, es selber übernahm, dieser barbarischen Armee zu begegnen, und ohne andere Waffen als ein wenig Regen, den sie ihnen ins Gesicht warf, schickte sie die Leute heim, die von den Frauen und Kindern mit Spottliedern bedacht wurden. Eine Erztafel verewigt das Andenken an dieses Wunder; ein Weihefest mußte von Jahr zu Jahr den Triumph der Jungfrau, die beschämende Niederlage der Heiligtumschänder von Avignon wieder vorführen.

Diese so still Heimgekehrten hatten grausam unter der Freude der Adligen zu leiden. Man wagte nicht, sie offen zu verhöhnen, von weitem aber bewarf man sie mit tausend kleinen Pfeilen, die auf heimlichen Wegen zu ihnen flogen. Das halbe Lächeln der Frauen, die Scherzworte, die stets von mitfühlenden Freunden denen zugetragen werden, die dazu Veranlassung geben, erfüllten sie mit Wut. Sie sahen sich von Feinden umringt; voll Argwohn und Angst wandten sie sich gegen ihre natürlichen Widersacher, die Geistlichkeit, verlangten von ihr den Bürgereid. Aber ihre Niederlage von Carpentras hatte sie in der öffentlichen Meinung herabgesetzt. Der entflammte Fanatismus wagte einen verzweifelten Schritt, der, wenn er unbestraft blieb, die französische Partei vernichten mußte. Die patriotischen Behörden der Stadt Vaison, Anselme und La Villasse, hatten ersucht, man möge aus Avignon einen konstitutionellen Pfarrer senden, da der alte geflüchtet war. Das war ihr Todesurteil. Man ließ die Bauern los; die Adelsversammlung ermächtigte sie zu diesem Frevel. Sie besetzten Vaison, erwürgten La Villasse und Anselme in ihren Häusern (23. April 1791). Dieser autorisierte, gerechtfertigte Mord, dieser Versuch, die patriotischen Behörden zu terrorisieren, war für das ganze Rhônegebiet ein elektrischer Schlag. Der Bürgermeister von Arles, Antonelle, ein vornehmer Patriot, Militär und Philosoph, der die Wissenschaft gelassen hatte, um sich in die Revolution zu stürzen, kam, um sich der Stadt Avignon mit Truppen und Kanonen anzubieten; er bestieg in der Kathedrale die

Kanzel und forderte das Volk auf, das Blut seiner schändlich erwürgten Stadtväter zu rächen.

Duprat und Mainvielle brachen sogleich aus Avignon auf, mit dreitausend Mann, ohne Geld, ohne Lebensmittel, sich auf Räuberei, auf erzwungene Kontributionen verlassend. Doch so sehr sie sich beeilten, Carpentras war vorbereitet. Man hatte nicht die Ermordung La Villasses beschlossen, ohne sich vorher in Verteidigung zu setzen. Der ganze französische Adel, royalistisch und fayettistisch, schien sich hier zusammengetan zu haben, um der französischen Partei Avignons eine beschämende Niederlage zu bereiten. Es war keine offizielle Unterstützung, die Carpentras erhalten hatte. Alles war Zufall gewesen; Zufall war es, daß französische Offiziere, die nach Italien reisten, sich in Carpentras aufhielten; Zufall, daß Artilleristen aus Valence die Geschütze bedient, Zufall, daß lothringische Gießer Kanonen gegossen hatten. Es waren auch solche aus der Provence gekommen, die Carpentras gekauft haben wollte. Die Kanonen der Avignoner, die von unerfahrenen Kanonieren bedient wurden, brachten dem Ort keinen Schaden bei. Als die belagerte Einwohnerschaft die Harmlosigkeit dieser ohnmächtigen Kugeln sah, begab sie sich mit Gelächter auf's Feld hinaus, um sie aufzusammeln. Als Gipfel der Demütigung hatten sogar Frauen zu den Waffen gegriffen, unter anderen eine vornehme Dame aus der Dauphiné; so daß die unglückseligen Avignoner hören mußten, sogar Frauen genügten, um ihnen Widerstand zu leisten.

Die Unerfahrenheit und Zügellosigkeit waren Erklärung genug für diesen Schicksalsschlag. Duprat und Mainvielle schoben ihn einem Verrat zu. Sie beargwöhnten den Chevalier Patrix, den Katalonier, den sie zum General gemacht hatten. Er hatte einem angesehenen Gefangenen zur Flucht verholfen. Ihn selber ließen sie töten. Sie ersetzten ihn durch einen ungebildeten rohen Menschen, der ihnen ganz ergeben war.

Um diese schlecht disziplinierten, aus Lastträgern, Landleuten und französischen Deserteuren zusammengesetzten Banden zu führen, bedurfte es eines Mannes aus dem Volk. Sie wählten einen gewissen Mathieu Jouve, der sich Jourdan nennen ließ. Er war ein im rauhesten Teile Frankreichs geborener Franzose, einem Lande von Eis und Feuer, einem vulkanischen, ewig vom Nordost durchfegten Boden, den geradezu öden Höhen, die den Puy-en-Velai umgeben. Er war zuerst Maultiertreiber gewesen, dann Soldat, dann Schankwirt in Paris. Nach Avignon übersiedelt, verkaufte er hier Krappfarbe. Schwätzer und Prahler, machte er den kleinen Leuten glauben, daß er es sei, der dem Gouverneur der Bastille den Kopf abgeschnitten

habe, ebenso den Gardes du corps vom 6. Oktober. Weil man ihn das sagen hörte, nannte man ihn Jourdan, den Kopfabschneider. Der seinige war sehr drollig, durch eine eigenartige Mischung von Wohlwollen und Wildheit. Unter anderen Eigentümlichkeiten hatte dieser, seit er Blut gesehen hatte sehr grausame Mann, ebenso leicht die Tränen bereit; er wurde unschwer gerührt, weinte zuweilen wie ein Kind.

Die Belagerung wandelte sich in eine Blockade. Die Armee lebte, wie sie konnte, durch zwangsweise eingetriebene Kontributionen. Für alles, was sie nahm, gab sie Bons, zahlbar auf die Nationalgüter von Avignon. Es gab eine heillose Unordnung. Nach einer kleinen Schlacht, in der die Avignoner siegreich waren, wurde das unglückliche Dorf Sarrians, das sich gegen sie gewehrt hatte, behandelt, wie Karaïben es getan haben würden. Dem Heere hatten sich Weiber angeschlossen, die sich rühmten, Menschenfleisch zu essen.

Diese Greuel machten die papistische Partei wieder stark. Sie berief am Tag der Heiligen Cäcilie eine Bruderversammlung der Gemeinden, als Gegensatz der anderen, welche die französische Partei in Avignon gebildet hatte. Diese, aus Avignon sogar durch eine gewaltige Reaktion vertrieben, mußte umherirren, tagte bald bei der Armee, bald in Sorgues oder in Cavaillon. Als Gipfel des Ganzen erklärte die selber reaktionäre konstituierende Versammlung am 4. Mai, daß sie Avignon nicht anerkenne. Das schien der Gnadenstoß. Frankreich löschte mit einem Wort die aus, die sich für es geopfert hatten. Das Carpentras belagernde Heer empörte sich gegen seine Führer, beanspruchte seinen Sold. Jourdan zeigte die leeren Kassen und weinte vor seinen Soldaten. Alles war verloren; schon hatten sogenannte Konstitutionelle Avignon in ihrem „Klub der Freunde der Verfassung“ die Leiter der französischen Partei „Verräter am Vaterland“ genannt.

Diese ganze Partei hatte nur eins zu erwarten, überall massakriert zu werden! Eine ungeheure Mordszene sollte durch die Verfügung der Konstitutionellen ihren Anfang nehmen. Sie selber erbebte vor ihrem Werk, wich zurück. Am 24. Mai genehmigte sie aus Menschenfreundlichkeit die Entsendung einiger Truppen und dreier Mittelspersonen, um die Parteien zu entwaffnen.

Die Vermittler waren keineswegs die bedeutenden Männer, die, in solchen Sturm geworfen, seine Wogen zu meistern gewußt hätten. Es waren drei Gelehrte, liebenswürdige Schriftsteller des ancien régime, bekannt durch leichte und galante Werke: der eine durch seine „Amours d'Essex“, der andere durch seine „Poésies fugitives“,

der Abbé durch eine reizvolle Übersetzung von „Daphnis und Chloë“. Weit davon entfernt, die Sache aufhalten zu können, wurden sie vielmehr wie Stroh in den flammenden Wirbelwind hineingerissen. Die Damen von Avignon bemächtigten sich ihrer ohne Schwierigkeit und hielten sie fest. Ohne schön zu sein, wie jene von Arles, sind sie von teuflischer Lebendigkeit, gewandt und hübsch. Nirgends, weder in Frankreich noch in Italien, ist das Gesicht so ausdrucksvoll, die Leidenschaft so ungestüm.

Die Damen Duprat und Mainvielle (diese später zur Göttin der Freiheit erwählt) hatten, wie man sagt, auf etliche der Mittelspersonen einen unwiderstehlichen Einfluß, verspotteten sie wegen ihrer Aufgabe. Der Abbé Mulot, der in nicht weniger guten Absichten kam, schwenkte bald auf die andere Seite über. Es war ein schwacher und weicher Mensch, einer aus der mehr leidenschaftlichen als kraftvollen Generation der Wahlmänner von 1789, ein Kollege der Bailly, der Fauchet, der Bancal usw. Er kannte und liebte schon einen jungen Mann aus Avignon, Sohn eines Buchdruckers dieser Stadt, der nach Paris gekommen war, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Dieser junge Mann oder dieser Knabe, von anmutigem Gemüt und Äußeren, bemächtigte sich Mulots gleich bei seiner Ankunft und führte ihn seiner Mutter zu. Frau Niel, das war ihr Name, noch jung und ebenso schön wie ihr Sohn, war in ihrer Buchdruckerei ganz wie eine Hofdame, elegant und anmutig. Da der gesamte Adel Avignons ausgewandert war, so bildeten Frau Niel und einige andere Damen ihren Ranges die Aristokratie. Der arme Abbé Mulot glaubte Laura vor sich zu sehen und hielt sich für Petrarca. Aber diese Laura war gebieterischer und leidenschaftlicher als die andere, war eine sehr politische Laura und eifrige Royalistin. Sie war von Natur Königin, es fehlte ihr ein Hofstaat. Madame Niel übte eine überlegene Herrschaft über alle Neuankömmlinge aus, nicht nur über den Befehlshaber, sondern auch über die Ausführenden, welche die französischen Truppen herbeibrachten. Unter diesem Einfluß bildete sich ein royalistischer Gemeinderat.

Die Lage gebot, in Erfahrung zu bringen, ob die Stadt in ihrer großen Not, von allen reichen Leuten verlassen, sich an den geistlichen Gütern vergreifen würde. Die Vermittler entließen die Armee von Vaucluse, aber sie mußte ausbezahlt werden. Die plötzliche, unmittelbare Entlassung erschien als Undank; Räuber oder nicht, diese Leute hatten für Frankreich gekämpft. Man schickte sie einzeln heim, und fast überall wurden sie mit Flintenschüssen empfangen. Aus Mangel an Besoldung waren sie allerdings genötigt gewesen, von Plünderung und Gewalttat zu leben; nun forderte man Rechen-

schaft. Die Rache, die man an ihnen nahm, war grausam, dunkel: man kennt nicht die Zahl der Toten. Was sie als sehr hoch vermuten läßt, ist, daß in einem einzigen Dorf elf Männer umgebracht wurden. Die Nationalgarde von Aix war so entrüstet, die Verbündeten Frankreichs hingemordet zu sehen, daß sie geschlossen zu diesem Dorf zog, die Leichen ausgrub und die Adligen zwang, sie auf Knien um Verzeihung zu bitten.

Die überall fortgewiesenen Leute strömten nach Avignon zurück. Lescuyer, Duprat waren wieder die Herren. Der Gemeinderat verweigerte ihnen die Löhnung der Truppen, die nur durch den Verkauf der Kirchenschätze, der Glocken, der geistlichen Güter vorgenommen werden konnte. Der rasende Soldatenhaufe bemächtigte sich der Behörden, setzte sie im Palast des Papstes gefangen, ebenso Frau Niel und ihren Sohn; im ganzen an die vierzig Personen. Mulot, der genötigt war, Avignon zu verlassen, trat vergebens für sie ein. Er sprach als Vermittler, bat als Mensch, forderte als Gerechtigkeit oder als Gunst, daß man sie ihm herausgebe. In der düsteren Vorahnung, die ihn marterte, ging er so weit, das leidenschaftliche Interesse einzugestehen, das er den betreffenden Gefangenen entgegenbrachte: „Wie?“ sagte er in seinem Schreiben, „ich sollte bei meiner Ankunft in Avignon nur einen Freund gehabt haben, und ihn soll ich in Ketten sehen?“ Zwölf Gefangene wurden ihm ausgeliefert, Freunde, Gleichgültige: man behielt die anderen, vor allem Mutter und Sohn.

Die neue Gemeindeverwaltung schritt zu der großen und notwendigen Angelegenheit des Verkaufs der Kirchengüter. Man entschied, daß die kleinen Klostergemeinden, denen weniger als sechs Mönche angehörten, zuallererst aufgelöst werden sollten, daß alle ein Verzeichnis ihrer Besitzungen abzuliefern hätten. Man begann, die Glocken einzuschmelzen, den Kirchenschmuck zusammenzustellen, zum Verkauf anzubieten. Diese Maßnahmen wurden von Duprat und den heftigen Genossen mit vielem Lärm betrieben, ohne Rücksicht auf die religiösen Anschauungen des Volkes. Lescuyer wies sie vergeblich darauf hin, daß man auf rechtmäßige Art und unter gesetzlicher Form vorgehen müsse. Er wollte nichts, als das Gesetz. In seinem Namen erschien er beim Domkapitel von Avignon, ersuchte die Stiftsherren, ein konstitutionelles Oberhaupt der Geistlichkeit zu ernennen, und schob ihnen den Bürgereid zu, den sie nicht leisten wollten.

Alles deutete auf Sturm. Die Volksmeinung war völlig umgeschlagen. Die Verlassenheit der Stadt, die Einstellung von Handel und Handwerk, das zunehmende Elend, die Aussicht auf einen stren-

gen Winter umdüsterten Avignon. „Wie soll man sich wundern, daß man jetzt vor Hunger stirbt," sagten sie, „da die Kirchen verwüstet sind, das heilige Sakrament vom Altar gerissen und an die Juden verhandelt worden ist! . . ." Was sie am meisten verletzte, das war die Zerstörung der Glocken; man führte nicht einen Hammerschlag gegen diese, der nicht auch das Herz der Frauen getroffen hätte; die plötzlich verstummte Stadt schien ihnen von Gott verdammt.

Die Lage der auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzenen französischen Partei wurde sehr gefährlich. Sie machte einen neuen Versuch beim Staatsrat Ludwigs XVI.; die Minister waren für die Wiedervereinigung mit der konstituierenden Versammlung. Der Berichterstatter, Menou, verlangte sie. „Im Namen der Menschlichkeit," sagte er, „bringen Sie nicht hundertfünfzigtausend Menschen in die Gefahr, sich unter Verwünschungen gegen Frankreich zu vernichten."

Die Vereinigung wurde am 13. September verfügt, und der König gab ihr am folgenden Tag seine Anerkennung. Wie hatte er sich zu dieser ungeheuren Heiligtumsverletzung entschließen können, den Besitz des Papstes an sich zu nehmen? Dafür gibt es keine Erklärung. Ein Satz der Verfügung sprach dem Papst Schadenersatz zu für seine nutzbringenden Güter, nicht aber für die Verletzung seiner Oberhoheit. Sehr wahrscheinlich hatte man dem König zu verstehen gegeben, der Erlaß zur Wiedervereinigung werde die Auflösung der Armee Jourdans, die das Land tyrannisierte, mit sich bringen, die französische Partei werde dann in ihrer Minderheit sehr klein erscheinen, und die befreite Menge werde die ihr abgezwungene Stimme zugunsten Frankreichs widerrufen und den Papst wiedereinsetzen. Der Hof war so gut unterrichtet, daß er damit rechnete, sobald er einmal der Konstituierenden ledig sei, werde er in der Gesetzgebenden eine royalistische Versammlung haben, die er leicht lenken könne. Diese Versammlung werde sich hüten, Avignon zurückzustoßen, wenn es im Namen seiner nationalen Unabhängigkeit und der Volksrechte, seinen Herrn zurückfordere; das Dekret der Wiedervereinigung sei unschwer zu widerrufen.

Kein Zweifel, das war der Roman der Priester und der des Königs. Er war nicht unwahrscheinlich. Die Einwohnerschaft von Avignon zahlte unter dem Papst keine Steuern; aus Bosheit, Erpressung, etwa wie in der Türkei, prellte man nicht das Volk, aber die Reichen, die, die etwas hatten. Der beengte und behinderte Handel wurde von der Zollverwaltung Frankreichs erdrückt; aber selbst das, da es verhinderte, daß die Lebensmittel außerhalb des Landes verkauft wur-

den und sie an Ort und Stelle verwendet werden mußten, setzte diese Dinge auf einen Spottpreis. Für einen oder zwei Sou, sagten mir die alten Leute, „bekam man Brot, Wein und Fleisch.“ Alles das war grausam verwandelt seit der Revolution. Die Bodenbebauung hatte durch den Bürgerkrieg fast aufgehört, die Lebensmittel flossen nach auswärts, die Teuerung war groß. Das Volk, man konnte es voraussehen, würde wie die Kinder Israels in der Wüste, nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückverlangen; es würde lieber umkehren und für immer auf dieses gelobte Land der Freiheit verzichten, das mit Enthaltsamkeit und Fasten erkauft werden mußte.

Was sollte man tun? Nichts, als warten, wenig Truppen entsenden und nur die vornehmsten, vor allem die benachbarten Departementsdirektorien verhindern, die tapferen Nationalgarden von Marseille, Aix und Nîmes ziehen zu lassen, die nur danach verlangten, die Patrioten von Avignon zu unterstützen. Diese Direktorien handelten völlig im Sinne des Hofes.

Die zur Inkraftsetzung der Verfügung ernannten Kommissare wurden in Paris zurückgehalten. Von den früheren Mittelspersonen kamen zwei zurück: Verniac und Lescène; ein einziger blieb, der Royalist, der Abbé Mulot, der, da er im Palast des Papstes ein allzu liebes Unterpfand zurückgelassen, dieses um jeden Preis herausholen wollte.

Mulot konnte nicht ohne weiteres gegen Avignon vorgehen. Er verfügte nicht über die Truppen. Die Offiziere waren aristokratisch, ebenso wie ein Teil der Soldaten, vor allem die Husaren; der General aber war Jakobiner. Er brauchte eine Gelegenheit, um diesen zum Handeln zu zwingen und dazu, im Namen Frankreichs einen Schlag zu führen, der stark genug wäre, die Patrioten zu erschrecken, das niedere Volk Avignons gegen sie aufzuhetzen und die Gefangenen zu befreien. Die Gelegenheit bot sich am nämlichen Tage, an dem man die Nachricht von der Wiedervereinigung erhielt. Das Städtchen Sorgues, das von den Patrioten mit schweren Steuern belastet worden war, hatte mehrere dieser umgebracht, verstümmelt. Es war entwaffnet worden, und die patriotische Partei hatte das Übergewicht erlangt. Bei der Nachricht von der Wiedervereinigung hatten die Papisten von Sorgues, nunmehr der Unterstützung unserer adligen Truppen gewiß, wieder zu ihren Waffen greifen wollen. Der von ihnen herbeigerufene Abbé Mulot verpflichtete den General, Truppen zu entsenden; ein Handgemenge folgte, unsere Truppen schossen und töteten unter anderem ein Gemeinderatsmitglied von der Partei der Patrioten, das sich auf das Dach seines Hauses geflüchtet hatte.

Der Abbé Mulot, Sieger von Sorgues, widerstand nicht der Ver-

suchung, die schöne Gefangene von dem Gewaltstreich zu unterrichten, den er ausgeführt hatte. Er schrieb ihr folgenden Brief: „Wir haben den Schlag geführt, den wir im Namen Frankreichs führen mußten; ich erwarte alles davon; seien Sie dem Freunde Ihres Sohnes darum nicht böse.“ Diese letzten Worte waren zweifellos in der Absicht geschrieben, daß der Brief, falls er unterwegs abgefangen würde, keine Anklage gegen Frau Niel ergebe, zu dieser gewalttätigen Unterdrückung geraten zu haben. Vielleicht hatte die Dame auch, die mehr Geist und Verstand besaß als der Abbé, ihn von einer abscheulichen, gefährlichen Tat abzubringen gesucht, die sie nicht befreien, ihre Feinde nur reizen würde und sie verderben konnte. Die wirklich starke Partei in Avignon, die der Papisten, der Bruderschaften und kleinen Leute, arbeitete für sich, auf ihren eigenen Wegen und gehorchte keineswegs dem Ruf der konstitutionellen Royalisten, wie die Niel und Mulot.

Der verhängnisvolle Brief wurde aufgefangen. Die Patrioten von Avignon machten dem Mittelsmann schriftlich bittere Vorwürfe, unter anderem mit folgenden, voll Ironie seinem eigenen Brief entnommenen Worten: „Wir glauben nicht, daß Sie im Namen Frankreichs einen Schlag führen wollten, lediglich in der Absicht, den zu befreien, den Sie für Ihren Freund halten.“

Noch eine noch schwerwiegendere Unvorsichtigkeit: Ein anderer Bewunderer der Frau Niel, Herr von Clarental, Husarenhauptmann, wagte ihr zu schreiben: „Nur Ruhe, meine schöne Dame, und Verschwiegenheit, das ist alles. Wappnen Sie sich mit Geduld, ihre Herrschaft wird nicht mehr lange dauern; sie bieten das Letzte auf, sie werden bestraft werden.“

Diese Drohungen wurden von den Führern Avignons entdeckt und machten sie um so wütender, als sie nur allzu wahrscheinlich waren. Die auf eine kleine Zahl[68]), auf ihre entlassenen und in Erwartung der Löhnung dagebliebenen Soldaten zusammengeschmolzene französische Partei saß auf einem Vulkan. Sie hatte nicht nur Mulot

[68]) Und das beweist unwiderleglich, daß Duprat und andere Führer der Gewaltpartei nicht die Anstifter der Ermordung Lescuyers gewesen sind, wie die papistischen Mörder sie dreist beschuldigen, ihnen ihr eigenes Verbrechen in die Schuhe schiebend. Bei der außerordentlichen Schwäche, in der die französische Partei sich befand (die, wie man sehen wird, im Augenblick der Gefahr in einer Stadt von 30 000 Seelen nur 350 Mann zusammenbringen konnte), ein solches Spiel spielen, eine solche Sache wagen, das hieß freiwillig in den fast unvermeidlichen Tod rennen. Diese Geschichte ist immer von den Feinden der französischen Partei aufgebracht worden, von Leuten wie Commin Soullier usw. André selber, der sich oft unparteiisch stellt, macht sich mit geschlossenen Augen die lügenhaften Berichte der Gegenrevolution zu eigen.

und die konstitutionellen Royalisten zu fürchten, sondern auch die Papisten. Die ersteren, die sich mit den letzteren nicht allzu gut verstanden, leisteten ihnen immerhin den Dienst, die Patrioten der benachbarten Departements daran zu hindern, daß sie zur Hilfe herbeieilten.

Die Priester, kühn gemacht, sich mehr und mehr an der Spitze eines großen Volkes zu sehen, begannen Wunder zu erzählen oder herbeizuführen. Zunächst erzählten sie folgendes: ein Patriot raubte aus einer Kirche einen silbernen Engel und zerbrach ihm dabei den Arm; wenig später bringt seine Frau ein Kind ohne Arm zur Welt. — Die so vorbereiteten Geister ließen alle Register spielen.

Seit 1789 zeigte sich die Jungfrau sehr adelsfreundlich. Seit 1790 hatte sie in einer Kirche in der Rue du Bac zu weinen begonnen. Gegen Ende 1791 erschien sie tief im vendéeischen Buschwald hinter einer Eiche. Genau zur selben Zeit erschreckte sie die Bevölkerung Avignons durch ein furchtbares Zeichen: ihr Bildnis in der Kirche der Cordeliers begann zu erröten, ihre Augen entzündeten sich in blutigem Purpur, sie schien in Zorn zu geraten. Die Frauen strömten in Menge herbei, ängstlich und neugierig, um zu schauen — und wagten doch nicht, hinzublicken.

Die weniger abergläubischen Männer hätten die Jungfrau vielleicht nach Belieben erröten lassen. Aber ein Gerücht ging um, das ihnen wichtiger war.

Eine große Kiste mit Silbersachen hatte die Stadt passiert. Man sagte es, wiederholte es, und es war nicht mehr eine Kiste, es waren achtzehn hochgefüllte Koffer, die nachts aus der Stadt hinausgebracht worden waren. Und was enthielten diese Koffer? Die Wertsachen vom Pfandhaus, die, so hieß es, von der französischen Partei mit weggeführt werden würden.

Die Wirkung war außerordentlich. Die armen Leute, die in einer so großen Not alles, was sie besaßen, verpfändet hatten, kleine Schmuckstücke, Möbel, Plunder, glaubten sich ruiniert. „Man kann nur eines tun," sagte man ihnen, „sich der Stadttore und der dort befindlichen Kanonen bemächtigen und Lescuyer, Duprat, Mainvielle und alle, die uns bestohlen haben, festhalten, sowie sie hinaus wollen." Es war am Sonntagmorgen (16. Oktober), eine Menge von Bauern war nach Avignon gekommen, alle bewaffnet; man machte sich in diesen Gegenden nie anders auf den Weg. Die Sache war sogleich geschehen, die Tore wurden besetzt; die konstitutionellen Royalisten, die aus der großen papistischen Bewegung Nutzen ziehen wollten, nahmen die Schlüssel der Stadt und liefen nach Sorgues,

sie dem Abbé Mulot zu bringen, offenbar in der Voraussetzung, er werde ihnen Truppen mitgeben.

Die Menge flutete indessen zu den Cordeliers, Männer und Frauen, Handwerker der Genossenschaften, Lastträger und Bauern, die Blauen und die Roten, alle rufend, sie würden nicht eher auseinandergehen, als bis der Gemeinderat, sein Sekretär Lescuyer, ihnen Rechenschaft abgelegt habe.

In der Kirche befanden sich zwölf oder fünfzehn Soldaten von der Armee Jourdans, die vermutlich geglaubt hatten, die Wirren zu verhindern; sie sahen zu und rührten sich nicht; ihr Leben hing an einem Haar. Die Menge sandte vier davon aus, Lescuyer zu ergreifen, ihn zum Kommen zu zwingen; man fand ihn auf der Straße, als er sich aufs Rathaus flüchten wollte, und man brachte ihn dem Volk.

Er bestieg, zunächst sicher und kühl, die Kanzel. „Meine Brüder," sagte er voll Mut, „ich habe die Revolution für notwendig gehalten; ich habe nach bestem Können gehandelt . . ." Er begann sein Glaubensbekenntnis abzulegen.

Vielleicht hätte seine würdige Haltung, die deutliche Redlichkeit in seinen Mienen, seinen Worten, die Leute zur Vernunft gebracht. Aber man riß ihn von der Kanzel, und nun war er verloren.

In die brüllende Meute geworfen, zerrte man ihn zur Jungfrau, zum Altar, damit er dort niederstürze wie ein Rind, daß man zu Füßen der Gottheit schlachtet.

Der Mordruf Avignons, das verhängnisvolle „zou! zou!" wurde allenthalben aus der Kirche dem Unglücklichen zugepfiffen.

Er kam lebend bis zum Altar und riß sich dort noch einmal los; er setzte sich, bleich, in einen Chorstuhl; jemand, der ihn retten wollte, reichte ihm Schreibzeug hin. Die Zerstörung der Glocken einstellen, das Pfandhaus aufschließen und vorweisen, das Volk zufriedenstellen, das war der Sinn des Niedergeschriebenen. Doch es konnte unmöglich verlesen werden; die seinen Tod wollten, überschütteten ihn mit ihrem Gejohle.

Ein Durchreisender, ein Fremder, ein bretonischer Edelmann, Herr de Rosily, der, wie es hieß, nach Marseille wollte[69]), hatte mit der

[69]) Dieser Bretone aus Morbihan, der auf der Reise nach Marseille zufällig da ist, gerade wie bei der Belagerung von Carpentras die französischen Offiziere zufällig, auf der Reise nach Italien, da waren, war er ein Agent der Priester und Adligen der Bretagne, der gleichwohl, die furchtbaren Folgen von Lescuyers Tod vorausahnend, in ihm seine eigene Partei retten wollte? — Oder war seine Gegenwart wirklich zufällig, seine Einmischung nur die Tat edeldenkender Menschlichkeit? Es ist unmöglich, in dieser dunklen Frage klar zu sehen.

Menge zusammen die Kirche betreten. Er versuchte in eigener größter Gefahr den Unglücklichen zu retten. Er warf sich vor ihn hin: „Meine Herren, im Namen des Gesetzes! . . .“ Doch man hörte ihn nicht mehr . . . „Im Namen der Ehre, der Menschlichkeit! . . .“ Die Säbel wandten sich gegen ihn; andere legten auf ihn an, wieder andere rissen ihn fort, um ihn zu hängen. — Man rettete ihn nur durch die Äußerung, es sei richtiger, zuerst Lescuyer zu töten.

Der arme Lescuyer, der unglückliche Gegenstand des Streites, der nichts mehr hoffte und sogar seinen Fürsprecher in so großer Gefahr sah, erhebt sich plötzlich aus dem Chorstuhl, läuft zum Altar . . .

Ein mitfühlender Mensch zeigt ihm dahinter eine Tür zur Flucht. In diesem Augenblick aber versetzt ihm ein Seidenarbeiter einen so jähen Schlag, daß der Stock in zwei Stücke bricht. Er stürzte gerade dort, wo man ihn haben wollte, nieder, auf den Altarstufen.

Da trat der Stadttrompeter ein, blies ins Horn, um Ruhe zu erzielen, eine Bekanntmachung zu verkünden. Das gewaltige „zou! zou!“ von Tausenden von Menschen ausgestoßen, brachte die Trompete zum Schweigen. Diese auf eine Stelle zusammengedrängte ungeheure Menge schwärmte auf den liegenden Körper zu: die Männer schlugen ihm den Leib mit Fußtritten ein, mit Steinwürfen; die Frauen hießen ihn seine Gotteslästerungen büßen, indem sie in wilder Wut die Lippen, die dergleichen ausgesprochen hatten, mit der Schere zerschnitten.

Unter der entsetzlichen Marter ertönte aus diesem blutenden Etwas, das keine Menschenähnlichkeit mehr hatte, noch immer eine schwache Stimme; er bat demütig, man möge ihm den Gnadenstoß geben. Ein furchtbares Gelächter erhob sich, und man rührte ihn nicht mehr an, um ihn das Sterben recht auskosten zu lassen.

Zwanzigstes Kapitel

Lescuyer wird gerächt, Blutbad im Turm de la Glacière (16.—17. Oktober 1791)

Duprat und Jourdan gewinnen wieder die Oberhand. — Formwidriger Versuch einer Aburteilung. — Die Greueltat ist beschlossen. — Welcher Gesellschaftsschicht die Opfer angehörten und was ihre Anschauungen waren. — Die Metzelei. — Die Mörder wollen sich zügeln. — Man nötigt sie, fortzufahren. — Beerdigung Lescuyers (17. Oktober). — Ende der Schlächterei. — Verhängnisvolle Folgen, die sie für Frankreich hatte.

Es war etwa ein Uhr nachmittags, und seit langem waren Duprat und Jourdan benachrichtigt; doch ihre Leute waren überall verstreut. Sie beschlossen, diese dadurch herbeizurufen, daß sie im Schloß die berühmte silberne Glocke läuteten, die nur bei zwei feierlichen Gelegenheiten ertönte: der Weihe oder dem Tode des Papstes. Der fremde, geheimnisvolle Ton, den manche nicht ein einziges Mal im Leben gehört hatten, reizte die Einbildungskraft, ließ die Herzen in plötzlichem eisigen Schreck erstarren. Sehr wahrscheinlich war es das, was den Zustrom der Landbevölkerung beschleunigte; sie kam in der Erwartung irgendeines schrecklichen Ereignisses, das sich in der Stadt zutragen werde.

Auf die Soldaten Jourdans war der Eindruck, wie es scheint, geringer: so tapfer beim Reklamieren ihres Soldes, zeigten sie sich hier sehr langsam; man konnte sie nicht wiederfinden. Jourdan brachte mit vieler Mühe dreihundertfünfzig von ihnen zusammen, mit denen er die Stadttore wieder besetzte. Nachdem die Tore gesichert waren, hatte er nur noch hundertfünfzig Mann, um mit ihnen zu den Cordeliers zu ziehen; er schleppte zwei Kanonen mit, die in den engen, gewundenen Straßen zwecklos genug waren; ihr Lärm aber, ihr gewaltiges Getöse auf dem Pflaster, unterließ nicht, von Wirkung zu sein. Dank der Verzögerung hatte sich die Menschenansammlung so ziemlich verlaufen; Gaffer und Frauen waren noch da. Er schoß mitten hinein, tötete, verwundete auf gut Glück. In der Kirche fand er nur noch die Heilige Jungfrau und Lescuyer; der Unglückliche lag nach soviel Zeit noch immer im Todeskampf, mitten in seinem Blut, und konnte nicht sterben. Man trug ihn unter Wutgeheul fort, den grausigen Gegenstand und seine blutigen Kleider sehen lassend. Alles floh, schloß Tür und Fenster.

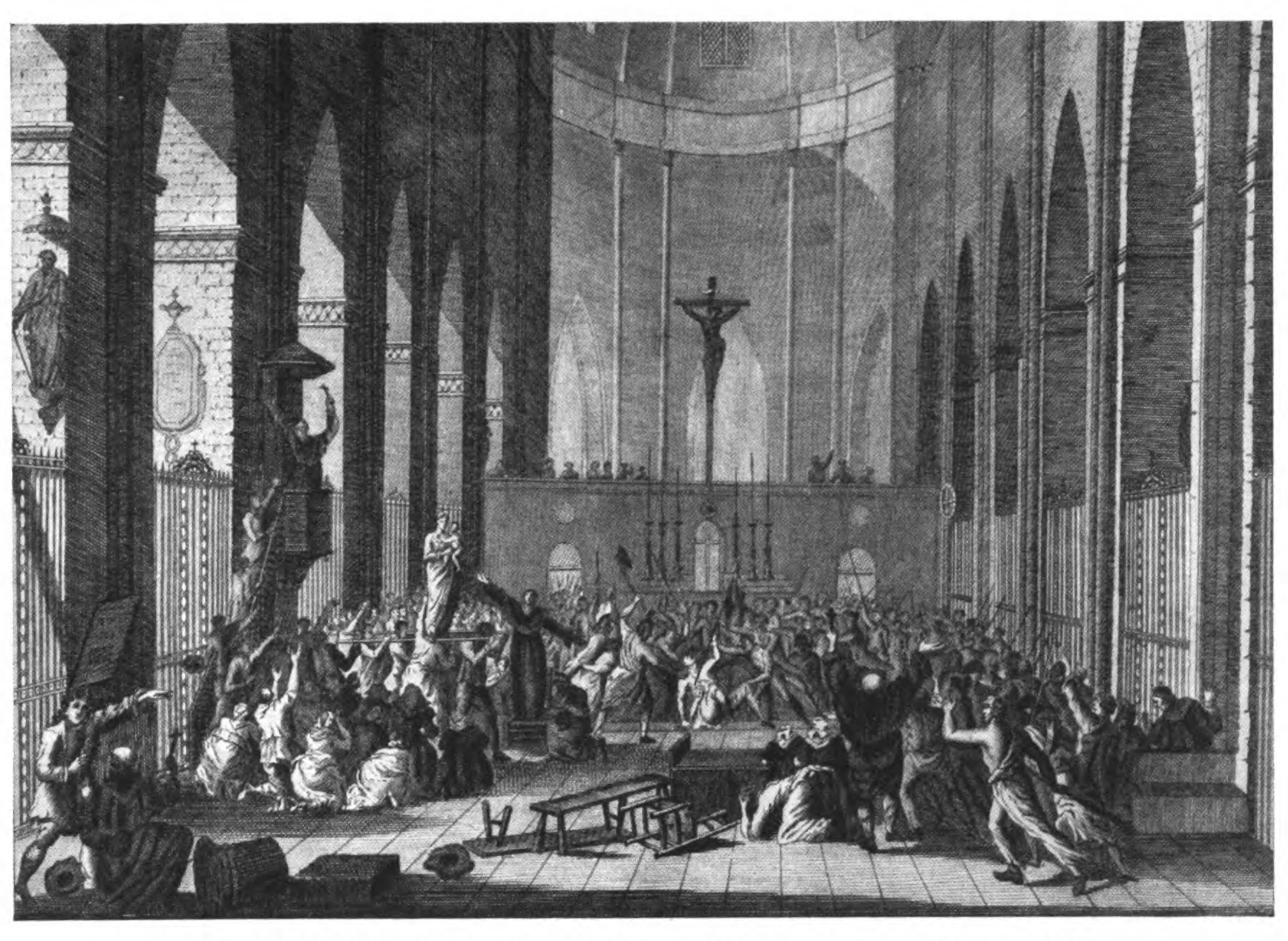
Man nutzte den Schrecken. Die kleine Zahl gewann einen Vorteil

über die größere. Diese paar hundert Mann, Herren über dreißigtausend Seelen, unternahmen den ganzen Tag eine barbarische Razzia durch Avignon. Alle, die man aufgriff, behaupteten, die Kirche der Cordeliers nicht betreten zu haben. Jedoch konnte ein Dutzend von Jourdans Leuten, die in der Kirche gewesen waren, sie wiedererkennen. Einige wurden von ihren persönlichen Feinden festgenommen, andere von ihren Freunden, so wütend war der Fanatismus auf beiden Seiten.

Der Tag ist schnell zu Ende im Oktober; es war schon sehr finster. Den Freunden der Gefangenen war es gelungen, durch die Tore hinauszugelangen; sie liefen nach Sorgues, Mulot und den General Ferrier zu benachrichtigen. Dieser empfing auch die Abgesandten Duprats; er benachrichtigte Ferrier, daß die geringste Unternehmung seinerseits den Aristokraten wieder aufhelfen und die einzige Stärke der französischen Partei, den „Schrecken“ vernichten würde; Avignon würde sich erinnern, daß es dreißigtausend Mann habe, und Jourdan zermalmen. Was der Abbé Mulot auch sagen mochte, der General versteifte sich auf die Antwort, er habe nicht genug Kräfte. Mulot war verzweifelt und entsandte einen Trommler, dann einen Trompeter in die Stadt; man schenkte ihm keine Aufmerksamkeit.

Es scheint, als ob selbst in dieser Stunde unter den Führern Zögern und Uneinigkeit herrschte. Die Männer der Feder wollten eine allgemeine Metzelei, die Militärs eine Aburteilung. Jourdan, auf den das Strafgericht zurückfallen würde, scheint letzterer Ansicht gewesen zu sein. Er war etwas erstaunt über seine Verlassenheit; er hatte noch nicht mehr als hundertfünfzig Mann zur Bewachung des ungeheuer weitläufigen päpstlichen Palastes aufbringen können. Würde das Gerücht von der Metzelei nicht das Volk, wenn es sich von seiner Bestürzung erholt hatte, zum Palast locken? Unter den festgenommenen Leuten war ein gewisser Rey, ein Mitglied der bedenklichen Lastträgervereinigung von Avignon, ein volkstümlicher, geachteter Mann, der durch seine gewaltige Kraft bekannt war. Und die anderen, diese Aristokraten? Kein einziger von ihnen war adlig; das Weib eines Druckers, dann eines Apothekers, ein Pfarrer, ein Tischlermeister, der im August Gemeindebeamter gewesen war, das waren die vornehmsten; dann kamen kleine Leute, Arbeiter, Seidenarbeiterinnen, Bäcker, Böttcher, Schneiderinnen oder Wäscherinnen, zwei Bauern, ein Tagelöhner, sogar ein Bettler. Unter den Frauen waren zwei schwanger.

Man bleibt bei dem Gedanken einer Aburteilung; man ließ in einem Saale des Palastes die provisorischen Verwaltungsbeamten



Das Blutbad in der Barfüßerkirche zu Avignon am 16. Oktober 1791.
Stich von Jos. Hutter nach der Zeichnung von Drocur.

der Stadt tagen, um über die Gefangenen zu Gericht zu sitzen. Sie sind es, denen Jourdan alle zusandte, die man noch festnahm, eine Frau zum Beispiel, die er an einer Straßenecke denen entriß, die sie umbringen wollten.

Diese Verwaltungsbeamten waren außer dem Gerichtsschreiber Raphael, ein Priester von volkstümlicher Redeweise, ein großer Marktschreier, Barbe Savournin de la Rocca, dem man drei oder vier arme Teufel beigegeben hatte, einen Bäcker, einen Fleischer, die nicht abzulehnen gewagt hatten. Duprat war, düster und drohend, zur Stelle, um sie zu überwachen und zu sehen, wie sie vorankämen. Die erste Person, die man ihnen vorführte, war ein Weib, die Auberte, Frau eines Tischlers; sie wurde freundlich befragt, und als man sie ins Gefängnis schickte, gab man den Auftrag, gut für sie Sorge zu tragen. Wenn die Sache so betrieben wurde, so hatten Duprat und die anderen, die in der Metzelei und der Schreckensherrschaft ihr einziges Heil erblickten, nichts zu hoffen. Einer von ihnen stürzt kurz darauf (es war neun Uhr abends) zornrasend herein, mit blutbespitzter Stirn; er haut auf den Tisch und ruft: „Diesmal soll kein einziger davonkommen; Blut muß fließen; mein Freund Lescuyer ist tot; die ganze Kanaille soll sterben, und wenn einer sich widersetzt, werden wir auf ihn schießen . . .“ Die anderen senkten den Kopf. Raphael und Jourdan allein wiederholten, feige, wie als Chor: „Ja, wir müssen den Tod unseres Freundes Lescuyer rächen.“

Der Mann, der sich so dem Urteil entgegenwarf und der das Blutbad anordnete, war kein anderer als Mainvielle.

Was Duprat, Mainvielle und alle, die an diesem Beschluß Anteil hatten, nicht wenig beeinflußte, das war das Beispiel von Nîmes. Die unglückselige und falsche Auffassung, als habe die Metzelei von 1790 dort die Revolution begründet, wurde von Leuten aus Nîmes in einem Gasthof in eben jener Nacht des 16. Oktober verkündet.

Ein grauenhafter Zeitraum der Verbrechen, von den Albigensern bis zur Bartholomäusnacht, und von da zu den Dragonnaden, den Massakers in den Cevennen. Nîmes entsann sich der Dragonnaden. Avignon folgte dem Beispiel Nîmes'. Paris folgte Avignon.

Die sechzig oder achtzig Leute, die man alle miteinander zu töten beabsichtigte, gehörten nicht zu derselben Partei. Die vierzig zuletzt Verhafteten waren fast alles kleine Leute, Papisten der Bruderschaften Avignons. Es waren arme blinde Seelen, die, von den Anstiftern vorwärtsgedrängt, nicht gewußt hatten, was sie taten. Wenige, sehr wenige hatten sich betätigt, die meisten nur mitgeschrien. Die dreißig im August Festgenommenen waren keine Fanatiker, nicht einmal wirkliche Aristokraten. Es waren, wie die Niel, Leute

der französischen Partei, royalistisch-konstitutionelle, nach Art Mulots.

Die Macchiavellisten, die hier einen großen politischen Schlag zu führen gedachten, waren kopflos. Sie ergriffen lauter entgegengesetzte Maßnahmen.

Einerseits, um die Niedermetzelung als einen Racheakt des Volkes hinzustellen, als einen unerwarteten Überfall, ließen sie in die Mauern des Gefängnisses ein Loch schlagen, so daß der Torwächter, die Kerkermeister sagen konnten, sie hätten die Tore nicht geöffnet. Sie standen sperrangelweit auf.

Anderseits kamen mehrere der Parteiführer, um ausdrücklich den Befehl zur Metzelei zu geben.

Einer davon, der Major Peytavin, der mit dem Schreiben des Journalisten Tournal bei den im Hof versammelten Leuten erschien, sagte zu ihnen: „Im Namen des Gesetzes, wir haben beschlossen, Franzosen zu sein; tut eure Pflicht."

Sie blickten stumpfsinnig drein und schienen nicht zu begreifen. Der Schreiber des Journalisten will ihnen die Sache deutlich machen und schreit sie an: „Wir müssen sie alle umbringen; wenn ein einziger entkäme, würde er als Zeuge auftreten."

Es waren nur an die zwanzig Männer im Hof versammelt, alles Kleinbürger aus Avignon, ein Perückenmacher, ein Flickschuster, ein Damenschuhmacher, ein Tischlergeselle, ein Maurer usw. Außer einigen wenigen, die mehrere Monate in der Armee Jourdan gedient hatten, mochten sie nie eine Waffe in Händen gehabt haben. Manche waren gewissermaßen nur durch Zufall da, weil sie beim Gefangenentransport mitgeholfen hatten. Sie waren sehr schlecht bewaffnet: der mit einer Eisenstange, der mit einem Säbel, jener mit einem im Feuer gehärteten Stock.

Um diese schöne Truppe in Bewegung zu setzen, bedurfte es außergewöhnlicher Mittel. Man fand eines, ein verruchtes. Der Schwager Duprats, der Apotheker Mende, ließ sich im Hof mit besonders gebrauten Likören nieder. Was waren es für grausige Getränke? Man weiß es nicht; die Wirkung war nur allzu sichtbar. Je mehr sie tranken, desto hitziger, rasender wurden sie; sie drängten sich zu der blutigen Pflicht. Es gab immerhin einige, die nach den ersten Schlägen versagten und sich elend fühlten. Sie stiegen wieder in den Hof hinunter, und der Apotheker verabreichte ihnen eine neue Dosis Trunkenheit und Raserei.

Niemand führte sie, leitete sie, überwachte sie. Duprat, die Seele des Unternehmens, ließ sich nirgends sehen. Jourdan schloß sich zu Hause ein, mit einer ungeheuren Dogge, die nie von seiner Seite

ging. Er war jeden Abend betrunken, und an diesem Abend trank er noch mehr als sonst. Er wollte von nichts wissen; nur hörte er in der Trunkenheit (so sagte er später) „einigen Lärm“ bei den Gefängnissen.

Die derart dem Zufall überlassene Metzelei der Unerfahrenheit so schlecht bewaffneter Leute, die nicht zu töten verstanden, war unendlich viel grausamer, als wenn sie von Henkern vorgenommen worden wäre. Sie fand nicht an ein und derselben Stelle statt. Die einen wurden am Eingang der Gefängnisse getötet, andere in irgendeinem Hof, noch andere auf einer Treppe. Die Tore standen offen. Es kamen Leute aus der Stadt, teils um den und den zurückzufordern, teils angelockt von dem Geschrei, von unbezwingbarer Neugier; aber sie konnten nicht bleiben, der Mut fehlte ihnen; einigen jedoch gelang es, ein paar Gefangene ausgeliefert zu bekommen. Einer dieser Leute, die kamen, um jemanden zu befreien, verlor als er Blut sah, den Kopf und begann, ohne zu wissen warum, mit den anderen zu morden.

Es war nicht die Spur von Ordnung in dem allen; alles war der Laune dieser viehischen Menschen überlassen, die man durch sinnlose Trunkenheit in das erste Stadium der Geistesverwirrung getrieben hatte. Ein paar Soldaten Jourdans hofften zuerst, sie zu veranlassen, zwischen den am nämlichen Tage Eingebrachten und den Gefangenen vom 21. August einen Unterschied zu machen; denn diese, die seit damals eingeschlossen waren, hatten bestimmt nichts mit dem Tode Lescuyers zu tun haben können. Sie erreichten nichts: Männer, Weiber, alles wurde durcheinander darangenommen. Wenn zunächst nur das Männergefängnis erstürmt worden wäre, so hätte man vielleicht das Frauenhaus eher retten können, weil die Henker genug gehabt hätten. Unglücklicherweise scheint man einigen Frauen aus irgendwelchem persönlichen Haß, irgendwelchen verletzenden Absichten planmäßig bei dieser Metzelei den Tod zugedacht gehabt zu haben.

Gegen halbzehn Uhr abends, als es nur noch wenige Männer umzubringen gab, kam man ans Frauengefängnis; man holte Frau Crouzet, die Gattin eines Apothekers, heraus, und in eben dem Hof, in welchem der Schwager Duprats, der Apotheker Mende, die Getränke verschenkte, wurde sie grausam erschlagen. Es war ein ganz junges Weib, eine der hübschesten in Avignon, sehr lebhaft und sehr beredt, sehr am Leben hängend. Sie flehte herzzerreißend, sie sagte (was man gut sehen konnte), daß sie schwanger sei, flehte für ihr Kind; sie wurde dessen ungeachtet geschlagen, erstochen, erwürgt,

dann auf eine düstere Treppe gezerrt und der niederträchtigen Neugier ihrer Henker ausgeliefert.

Die kleine Näherin Marie Chabert, die nicht weniger hübsch war, hatte in manchen den Wunsch geweckt, sie zu retten; doch nicht einer wagte es. Es war ihr jedoch gelungen, sich an den Fuß einer dunklen Treppe zu flüchten, wo sie sich hingesetzt hatte, umhüllt und verborgen von einem großen Kattunmantel. Ein Mann zeigte sie einem anderen, der sie erkannte, sich auf sie stürzte und sie mit Säbelhieben umbrachte.

Noch eine andere kam um. Es scheint aber, als ob diese grauenvoll ergreifende Frauenabschlächterei den Arm zögern ließ und das Herz beunruhigte. Bis Mitternacht tötete man keine mehr. Zu dieser Stunde waren die Mörder schon weniger trunken und nicht mehr recht im Zuge, aber sie wußten nicht, wo halt machen; einer war mißtrauisch auf den anderen. Mainvielle hatte ihnen gesagt, wenn einer der Sache ein Ende machen wolle, so solle man auf ihn feuern. Sie hatten einen trunkenen Knaben bei sich, von seltsamer Wildheit, der Sohn Lescuyers, fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Er hatte es furchtbar wichtig, seinen Vater zu rächen, mehr zu tun, als die Männer.

Zu dieser Mitternachtsstunde, da die Frauen fast alle noch lebten, machten sich ein paar der Henker auf, um Duprat und Jourdan zu suchen. Sie waren mit Mainvielle und Tournal, dem Journalisten, in einen benachbarten Gasthof zum Speisen gegangen und aßen ruhig das landesübliche Mahl, die Suppe mit geriebenem Käse. Die Henker traten blutbedeckt herein und berichteten lärmend ihre Heldentaten; einer war dabei, der zeigte ein Gewehr, das er, wie er sagte, an den Köpfen der Gefangenen zerschlagen hatte. Einer sagt: „Es sind viele Tote!“ — Ein anderer: „Sie sind alle hinüberbefördert.“ — Ein anderer: „Es ist nur noch eine schwangere Frau übrig, die Ratapiole . . .“ In Wirklichkeit waren noch elf Frauen übrig und zwei Männer; beide beliebt und bekannt, der Priester Nolhac und der Lastträger Rey. Der Major Peytavin hatte ausdrücklich von den Mördern das Leben Reys und das der Ratapiole erbeten und zugesichert erhalten; er wollte aber offenbar die Zustimmung der Führer haben, und er sandte ihnen diesen Mann, der nicht von Rey zu reden wagte und nur die Frau erwähnte. Da Duprat nicht antwortete, verstand Jourdan seine Absicht und sagte: „Sie muß abgetan werden.“ Schweigen folgt. Ein anderer tritt vor, erkühnt sich zu sagen: „Sie ist aber doch schwanger.“ — „Schwanger oder nicht,“ sagt Jourdan, „hinüber mit ihr!“

Die Mörder gingen zurück, aber sie töteten weder Rey noch Nolhac.

Sie machten sich daran, die Frauen umzubringen. Drei wurden zunächst nach Gutdünken herausgegriffen: eine Wäscherin und zwei Seidenarbeiterinnen. Der Reihe nach, wie sie darankamen, gaben sie ihre Schmucksachen ab oder man entriß sie ihnen; sie wurden dem Gefängsniswärter übergeben. Eine der Arbeiterinnen leistete verzweifelten Widerstand: „Keinem," sagten sie, „wurde es schwerer zu sterben."

Sie traten wieder ein und riefen Frau Niel; sie wußte schon Bescheid durch die fürchterlichen Schreie, die sie gehört hatte. Sie lag krank im Bett. Einer der Leute sagte hart: „Stehen Sie auf; Ihre Freunde sind tot, auch Ihr Sohn, alle Gefangenen; jetzt sind Sie an der Reihe . . . Wo sind Ihre Juwelen?" Sie erhob sich, kleidete sich an, lieferte ihre Ohrringe, ihre Ringe ab. Sie erkannte unter den Männern einen jungen Tischler, Belley, und flehte ihn um Rettung an, indem sie ihm und den anderen eine Rente versprach. Belley erwiderte: „Ich mag mich nicht für Euch hängen lassen." Man ließ sie in den Hof hinuntergehen und versetzte ihr einen Schlag. „Geh, such deinen Abbé Mulot!" — „Herr des Himmels, Erbarmen, mein Gott!" schrie sie. Plötzlich sah sie beim Schein der Fackeln einen Leichnam liegen: „Ach, mein liebes Kind!" Es war die Leiche ihres Sohnes. Sie wurde grausam umgebracht.

Die Frauen wurden in der Mehrzahl röchelnd und sterbend die Treppe hinabgeworfen, von der ich schon sprach. Alle Männer aber wurden sofort an den Füßen ergriffen, zum Turm Trouillas geschleift und der Reihe nach, wie man sie tötete, in den Abgrund des Turmes geschleudert. Einige darunter, verwundet, durch den Sturz in sechzig Fuß Tiefe zerschmettert, kamen noch lebend unten an. Neun Frauen, die um vier Uhr auf die Männer hinabgeworfen wurden, mußten sie im Fallen erschlagen.

Die Schreie, die man durch die Nacht vernahm, die Gerüchte von der grausigen Hinrichtung, machten alles starr vor Bestürzung. Man begann die Mörder für sehr zahlreich zu halten. Tatsächlich wurden sie zahlreich. Alle Soldaten Jourdans kamen in Schwärmen wieder. Eine düstere Feier, das Begräbnis Lescuyers, das am Nachmittag stattfand, gab ihnen Gelegenheit, sich in Reih und Glied zu zeigen. Es war eine ganze Armee, die durch Avignon marschierte.

Man ließ den Trauerzug einen großen Teil der Stadt durchziehen. Trotz des abstoßenden, unerträglichen Anblicks, den die Leiche, eine einzige blutige Masse, bot, wurde sie mit unverhülltem Antlitz begraben. Der Abbé Savournin ging nebenher, mit allen Verrenkungen eines rasenden Kapuziners, mit Tränen und Racheschwüren. Mainvielle war grauenerregend; sein melodramatischer Schmerz schien

um Blut zu betteln. Bei jedem Halt hob er den Kopf des Leichnams empor, um seine schauerlich zerschnittenen Lippen zu zeigen, dann zerschmolz er in Tränen, und ließ ihn zurückfallen.

Dieses schreckliche Totenfest, an dem — gewaschen und schwarz und sauber angezogen — die Henker der letzten Nacht teilnahmen, schien ein anderes zu prophezeien. Die Stadt war vor Grauen und Angst wie gelähmt; jeder machte sich auf alles gefaßt und sagte: „Meint man mich?“ Man war überglücklich, als man erfuhr, daß das neue Massaker sich auf die vier noch in Gefangenschaft lebenden Personen beschränkte. Es waren zwei Männer und zwei Frauen dort. Der eine, der Abbé Nolhac, war ein geachteter, mildtätiger Priester, bei dem viele Leute Geld in Verwahrung gegeben hatten; vielleicht war es das, was ihn zugrunde richtete. Der andere war Rey, der Lastträger, einer von denen, die zum Aufstand gegen den Papst gedrängt hatten. Er war von außerordentlicher Kraft und Gewandtheit; allein und ohne Waffe kämpfte er gegen sechs bewaffnete Männer. Während des Kampfes erlosch das Licht, und die Mörder hätten sich beinahe gegenseitig umgebracht. Er entschlüpfte, flüchtete in die Kastellanswohnung, wo der Kampf von neuem begann; schließlich wurde ihm der Leib mit einem Säbelhieb gespalten; er wurde gewaltsam fortgeschleppt und lebendig in den Turm geworfen; dreiviertel Stunden später rief er noch alle seine Mörder bei Namen und bat um die Barmherzigkeit eines Steinwurfes oder einer Flintenkugel.

Blieben nur noch die zwei Frauen Auberte und Ratapiole. Die erstere, Frau eines Schreiners, hatte einen der Mörder als Gesellen im Hause gehabt, den jungen Belley. Seit Beginn der Metzelei hatte sie ihn gebeten, sie zu retten. Die Sache war recht schwierig. Die Auberte war die Schwester eines Maurers von der papistischen Partei, der sich im Juni hervorgetan und den die französische Partei zum Tode verurteilt hatte. Belley schlug sich mit der Hand an die Stirn und schlug zwei- oder dreimal den Kopf an die Mauer. „Euren Mann habe ich gerettet,“ sagte er, „Euch aber, wie soll ich das anstellen? . . . Versteckt Euch dort (er schob sie in den hintersten Winkel des Gefängnisses und hinter die Bänke). Wenn Ihr diese Nacht übersteht, seid Ihr gerettet.“ Sie hatte sie überstanden, diese erste Nacht. Aber in der Nacht vom Montag befand sie sich in noch größerer Gefahr.

Die andere Frau, die Ratapiole, hatte sich ganz im Gegensatz zu der Auberte, sehr eifrig für die Revolution gezeigt; sie hatte sich im Juni stark betätigt, mit dem Munde und auch sonst. Am 16. Oktober war sie in dieser blinden Razzia zufällig mit aufgegriffen

worden; sie sagte, sie habe kein anderes Verbrechen begangen, als über Frau Mainvielle gespöttelt zu haben.

Da Belley die beiden Frauen nicht zu retten wagte und die aristokratische um jeden Preis retten wollte, so hatte er nicht übel Lust, die Patriotin umzubringen.

Gegen Mitternacht betritt er, gefolgt von zwei anderen besonders wilden Mordgesellen, das Gefängnis und sagt zur Ratapiole, der Bruder des Herrn Duprat sei aus Paris gekommen, er sei beim General Jourdan, sie müsse gehen und mit ihm reden, sie werde mit einigen Entschuldigungen davonkommen. Die Ratapiole begann heftig zu weinen, sagte ihm, daß sie schwanger sei, daß er sich ihres Kindes erbarmen möge. Man bestand darauf, sie abzuführen. Doch sie hatte ein kleines Mädchen von neun Jahren bei sich, die sich am Sonntag, als die Mutter zu Hause fortgeholt wurde, an ihre Kleider hängte. Man vermochte nicht, sie loszumachen, und mußte sie zusammen wegbringen. Diese Kleine hing sich auch hier wieder an die Mutter, um sie am Gehen zu hindern. Dann sprang sie an Belley empor und küßte ihn; er stieß sie zurück, schleuderte sie weit fort. Sie war mit einem Satz wieder da, preßte die Arme um seinen Hals: „Ich will, daß du Mama hilfst." Er begann verlegen zu werden. Auch die anderen verloren ihre Sicherheit. „Und ich?" fragte Belley naiv, „was soll ich denn den Mainvielle sagen, die mir so dringlich aufgetragen hatten, Euch umzubringen? Wir werden sagen müssen, Ihr wäret mit den anderen abgetan worden."

Diese beiden Frauen und ein alter Laienbruder von neunzig Jahren, der sich noch vorfand, wurden tatsächlich gerettet. Jourdan stellte Posten an das Tor des Gefängnisses, damit keiner hinaufgehen könne.

Inzwischen stieg allmählich aus den Tiefen der Glacière ein abscheulicher Geruch. Er war bezeichnend genug für die schnelle Verwesung der traurigen Überreste. Ein einziges der Opfer atmete vielleicht noch, der Lastträger Rey, dem das Sterben so schwer wurde.

Jourdan ließ am Dienstag, dem 18., ohne sich darum zu kümmern, wer tot oder lebendig war, durch die Öffnung im Turm auf diesen Berg von Leibern mehrere Zuber ungelöschten Kalk schütten.

Man mochte noch so viele Wasserbäche ausgießen, um die Spuren abzuwaschen; nie hat man den grausigen Blutstreifen auslöschen können, der noch die innere Mauerkante des Turmes zeichnet; jeder durch das Loch hinuntergeworfene Leichnam war dagegengeschlagen und hatte seine Spur zurückgelassen, seinen dauernden Protest. Das Blut blieb sein Zeuge.

Warum habe ich mich, trotz Grauen und Ekel, so lange bei dieser

abscheulichen Geschichte aufgehalten? Ach! Ich habe es bereits gesagt, weil sie einen Anfang bedeutet. Gerade die Verruchtheit des Verbrechens, die Umwälzung, die es in jeder Phantasie hervorrief, machten es ansteckend. Die sechzig Opfer von Avignon bewegten alle Seelen, die von den dreihundert Toten von Nîmes kalt gelassen worden waren. Der feierliche Schauplatz des Verbrechens, das Schaurige dieses fürchterlichen Turmes, das Kerkerloch, in das man die Toten und die Lebenden miteinander hinabwarf, ihr endloses Jammern und der Feuerregen, den man auf sie hinuntergoß — alles das gab dem Ereignis eine grausige Poesie. Es grub sich auf dem sichersten Wege ins Gedächtnis, dem der Angst. Es blieb unauslöschlich haften.

Es ist die erste jener Menschenhekatomben, bei denen ohne Unterschied die gemäßigten Revolutionäre und die Gegner der Revolution hinsanken, die Freunde der Freiheit gemeinsam mit ihren Feinden.

Dieser Mord am 16. Oktober ist das abstoßende Vorbild der Metzeleien vom September. Diese, die ein Jahr später einem ganz spontanen Wutausbruch zu entspringen schienen, waren darum nicht weniger für die Südländer, die an der Exekution so viel teil hatten, eine Nachahmung des großen Blutbades von La Glacière. Einige der Henker sagten, sie seien ausdrücklich dazu gekommen, den Mördern von Paris ihre Methode beizubringen.

Die Folgen dieser Geschehnisse sind unberechenbar gewesen. Sie haben einen grausamen Widerwillen gegen das schuldlose Frankreich erweckt. Die Revolution ging mit offenen Armen, kindlich, liebevoll und mildtätig, uneigennützig und wahrhaft brüderlich in die Welt. Die Welt wich zurück, die Welt wies sie mit wenigen Worten ab, sie erinnerte sich an die Septembermorde und La Glacière.

Darum beschuldige man uns nicht, bei diesem tragischen Ereignis zu lange verweilt zu haben.

Hier beginnt ein düsteres Geschick; wir haben uns ein Weilchen auf dem Stein der Qualen, der den grauenvollen Eingang kennzeichnet, niedergelassen. Es ist die Pforte zur Hölle, das blutige Tor. Nun ist es geöffnet, und die Welt tritt ein.

Einundzwanzigstes Kapitel

Verfügungen gegen die Emigranten und den König Widerstand des Königs (November bis Dezember 1791)

Berechnete Trägheit bei den leitenden Stellen. — Verhandlungen über die Emigranten. — Auftreten Vergniauds und Isnards. Vergniaud und Mademoiselle Candeille. — Verfügung gegen die Emigranten (8. November 1791). — Veto des Königs (12. November). — Verfügung gegen die Priester (29. November). — Veto des Königs (19. Dezember). — Die Frage des Krieges (November bis Dezember 1791).

Man ist erstaunt, fast entsetzt, wie geringe Spuren in den Zeitdokumenten über die grausige Affäre von Avignon zu finden sind. Offenbar war es in der Presse und in der Öffentlichkeit eine Stille der Bestürzung.

Wen wollte man des Unglücks beschuldigen? Man wußte es nur zu gut. Es waren nicht nur die Wutrasenden, welche die Verbrechen begingen. Es war auch die falsche und niederträchtige Politik, welche die Friedensmaßnahmen, den Wiederanschluß an Frankreich, verschleppt hatten, es waren der Hof und das Ministerium. Der Wiederanschluß an Frankreich, der allem ein Halt geboten hätte, wurde von der Konstituierenden Versammlung am 14. September beschlossen, und das Ministerium wartete mit der Ernennung der neuen Kommissare bis in den Oktober. Sie trafen erst gegen Mitte November in Avignon ein, so lange nach dem Verbrechen!

Die Verzögerung war ersichtlich vom Hofe berechnet, in der Hoffnung auf eine papistische Reaktion, die der Versammlung glauben machen sollte, die Bevölkerung Avignons wolle nicht französisch werden.

In allem Mißgeschick jener Zeit findet man immer wieder als seine Hauptursache das berechnete Verschleppungssystem des Hofes und des Ministeriums.

Wem auch soll man die Schuld am Unglück von San-Domingo geben, wenn nicht der Reaktion und Malouet und Barnave? War es nicht die Folge der künstlich herbeigeführten Vertagung der Freiheitsdekrete?

Die gleiche Verzögerung bei der Organisation der an die Grenze zu entsendenden Freiwilligen.

Am 29. Oktober ließ die Versammlung den Minister Duportail kommen und ersuchte ihn, sich über diesen letzten Punkt zu erklä-

ren. Er erwiderte abweisend genug: „Er habe Anordnungen gegeben.“ Genügte das, um ihn seiner Verantwortlichkeit zu entheben? Mußte er nicht auch die Ausführung überwachen? Man führt zugunsten Ludwigs XVI. und seiner Minister an, daß in der Verminderung der Macht, in der Lockerung jedes kirchlichen Bandes selbst der eifrigste Wille nicht viel Erfolg haben könne. Man ist geneigt, an diesem guten Willen zu zweifeln, wenn die einfache Annahme der dringendsten Verfügungen, die keine weitere Mühe machte, als die Feder zu ergreifen und „Ludwig“ zu unterzeichnen, lange hingezögert wurde und oft erst durch Beschwerden und Drohungen in der Versammlung ihre Erledigung fand.

Am 2. November, nach neuen Beschwerden, forderte und erwirkte der junge und feurige Ducos eine Erklärung der Versammlung, daß sie die Antworten des Ministers nicht für zureichend erachte und daß sie wünsche, „er solle ihr alle acht Tage Rechenschaft ablegen“.

Die Kriegsverwaltung sah sich bald aus dem Ministerium in die Komitees der Versammlung verpflanzt.

Die beiden großen Diskussionen über die Emigranten und die Priester zeigen deutlich die Merkmale dieses Zustandes von Mißtrauen und steigender Erbitterung.

Am 20. Oktober begnügte sich Brissot, wie man gesehen hat, noch mit einer dreifachen Besteuerung des Besitztums der Emigranten. Am 25. verlangte Condorcet die strengere Maßregel, daß man auf ihre Güter allgemein Beschlag lege und ihnen den Bürgereid abverlange. Doch Vergniaud und Isnard wußten besser der momentanen Auffassung Ausdruck zu geben und erklärten diese Maßnahmen für ungenügend. Welchen Sinn hatte es denn in der Tat, von bewaffneten Feinden einen gesetzmäßigen Schwur zu verlangen?

Das war der erste Tag, da diese machtvollen Stimmen die Versammlung zu beherrschen begannen. Sie fand in Vergniaud die edlen und feierlichen Augenblicke eines Mirabeau wieder, die Majestät seines Donners, wenn nicht das Flammen seiner Blitze. War aber Vergniauds Ausdrucksweise weniger herb und weniger beweglich, so sprachen die Würde, die Harmonie seiner Redeweise von einem viel höheren seelischen Gleichgewicht, von einer Seele, die stets in hohen und reinen Regionen schwebte. Eine edle Natur, erhaben über alle Interessen und alle Bedürfnisse, hat keiner wie er die Armut geehrt. Er war ein Kind von Limoges, ein rechtes Glückskind, sanft und ein wenig langsam, das von dem großen Turgot, damals Verwalter des Limousin, vor allen anderen ausgezeichnet und von ihm nach Bordeaux auf die Schule geschickt wurde. Er rechtfertigte diese väterliche Güte aufs glänzendste. Vor den Schran-

ken, in der Versammlung, inmitten so heftiger Krisen bewahrte Vergniaud ein tief menschliches Gemüt. Mochte er ein noch so guter Redner sein, er war zunächst Mensch; durch seinen erhabenen Zorn auf der Rednertribüne hindurch klingt stets ein Ton von Güte und Mitleid. Mitten in einer aufbrausenden, bitteren, streitbaren Partei hielt er sich dem Geist der Streitsucht, der alles verkleinert, fern. Man beschuldigte ihn der Unentschiedenheit, einer Art Gleichgültigkeit und Trägheit, von denen sein Charakter nicht ganz frei war. Man sagte, seine Seele weile oft anderswo. Das hatte seinen Grund. Man muß es gestehen, zu einer Zeit, da das Vaterland diese Seele ganz für sich beansprucht hätte, wohnte sie in einer anderen Seele. Ein Frauenherz, zart und reizvoll, hielt dieses Löwenherz Vergniauds gefangen. Die Stimme und die Leier von Fräulein Candeille, der Schönen, der Guten, der Verehrungswürdigen, hatten ihn bezaubert. Arm wie er war, wurde er geliebt, ausgezeichnet von ihr, der die Menge zu Füßen lag. Die Eitelkeit hatte keinen Teil daran, auch nicht der Erfolg des Redners oder die Erfolge der jungen Muse, die mit einem Stück hundertfünfzig Aufführungen erlebte. Sie waren mit unzerreißbaren Banden aneinandergefesselt durch ihre gemeinsame Eigenschaft, die Güte. Und dieses Band war so stark, daß Vergniaud es dem Leben vorzog. Er wollte lieber neben ihr sterben, als sich einen Augenblick von ihr entfernen. Als der Tod nahte, hätte er sich ihm gut entziehen können; er aber sagte wohl gelassen: „Jetzt sterben? Gern. Aber ich will noch lieben."

Die Notwendigkeit, scharfe und wirksame Maßnahmen gegen die Emigranten in Vorschlag zu bringen, diktierte Vergniaud eine harte Rede, die jedoch nicht weniger bestätigte, was wir über den tief menschlichen Charakter des Redners gesagt haben. Bei dieser traurigen Gelegenheit, da der König ein Gesetz gutheißen sollte, das seine Brüder mit einer gewaltigen Strafe bedrohte, vertrat Vergniaud allein den Einwurf des Herzens, des natürlichen Gefühls. Er wandte sich an den König selber und bemühte sich, ihn in die Heldenregion der Väter aus dem Altertum zu erheben, die alle natürlichen Bande dem Vaterlande opferten. Er sagte voll Größe: „Ist dem König der Kummer beschieden, bei seinen Brüdern nicht Liebe und Gehorsam zu finden, so wende er sich als glühender Vertreter der Freiheit an das Herz der Franzosen; er wird hier alles finden, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen."

Diese Rede, die zwischen so entgegengesetzten Dingen ein edles Gleichmaß festhielt, die das Recht stark betonte, aber keineswegs die Menschlichkeit vergaß, fand große Bewunderung. Der Redner stellte die Grundsätze auf. Um den Erfolg kümmerte er sich nicht;

mit der Majestät des Mutes überließ er ihn dem Schicksal. Die Versammlung huldigte ihrem großen Redner, indem sie ihm am anderen Tage den Vorsitz übertrug. Sie machte seine strengen Grundsätze nicht zu den ihren und gab dem Vorschlag Condorcets den Vorzug; einem schwachen, ein wenig lächerlichen Vorschlag, wenn man so sagen darf. Er erließ den bewaffneten Feinden den Eid, hielt sich an ihr Wort, setzte die Auszahlung der Pensionen und Gehälter an alle fort, die ohne Ehrfurcht vor dem Eid, nicht zögerten, den Schwur zu leisten. Die ehrenhaften Leute aber, die lieber ihre Bezüge opferten als ihr Gewissen, bestrafte Condorcet durch Einziehung ihres Besitzes.

Er wurde (am 31. Oktober) von einem provencalischen Abgeordneten, Isnard, geschlagen, der die Dispositionen der Versammlung gewaltsam umwarf. Nie sah man deutlicher, bis zu welchem Grade die Leidenschaft mitreißen kann. Beim ersten Wort erbebte der ganze Saal wie unter einer elektrischen Einwirkung; jeder glaubte sich persönlich interpelliert, zur Antwort aufgerufen, als dieser unbekannte Abgeordnete, der sich durch Überlegenheit und fast drohende Haltung einführte, diesen Appell an alle richtete: „Ich frage die Versammlung, Frankreich, frage Sie, mein Herr (auf einen zeigend, der unterbrechen wollte), ob es jemanden gibt, der mit gutem Glauben und reinem Gewissen behaupten wollte, daß die emigrierten Prinzen nicht gegen das Vaterland arbeiten? Ich frage an zweiter Stelle, ob einer hier in der Versammlung ist, der dafür einzutreten wagt, daß jedermann, der sich verschwört, nicht so schnell als möglich angeklagt, verfolgt und bestraft würde? Gibt es hier einen, so erhebe er sich! . . .“

Vergniaud selber, der den Vorsitz führte, war von der gebieterischen und heftigen Art so überrascht, daß er dem Redner halt gebot und ihm klar machte, er könne in dieser Frageform nicht fortfahren.

„Da man nicht geantwortet hat,“ fuhr Isnard fort, „so sage ich, wir befinden uns also zwischen der Pflicht und dem Verrat, zwischen dem Mut und der Feigheit, zwischen der Achtung und der Verachtung . . . Wir wissen unschwer alle Schuldigen zu erkennen; wenn wir sie nicht bestrafen, geschieht es, weil es Prinzen sind? . . . Es ist Zeit, daß die große, gleichmachende Gerechtigkeit endlich über das freie Frankreich hingeht . . . Es ist die lange Straflosigkeit der großen Verbrecher, die das Volk zu Henkern macht. Ja, der Zorn des Volkes ist wie der Zorn Gottes nur zu häufig die furchtbare Ergänzung der schweigenden Gesetze . . . Wenn wir frei sein wollen, so muß das Gesetz allein regieren; seine donnernde Stimme muß

im Palast wie in der Hütte widerhallen, es darf weder Rang noch Titel bevorzugen, unerbittlich gleich dem Tod, wenn er sein Opfer fordert . . .“

Ein Schauer ergriff die Menge, und nach kurzem Schweigen erhob sich ein gewaltiger Beifallssturm. Ein düsterer Zornesrausch befiel die Versammlung, die Tribünen.

Mit ungewöhnlicher Stimmengewalt und überzeugenden Gesten fuhr er fort: „Man hat Ihnen gesagt, Nachsicht sei eine Pflicht der Gewalt, gewisse Mächte seien am Abrüsten . . . Und ich, ich sage, daß man wachsam sein muß, daß der Despotismus und die Aristokratie weder Tod noch Schlaf kennen, daß die Nationen, die einen Augenblick einschlummern, in Ketten erwachen werden . . . Das unverzeihlichste aller Verbrechen ist dieses, dessen Ziel es ist, den Menschen in Sklaverei zurückzuführen; könnten die Menschen dem Blitz des Himmels gebieten, so müßten sie ihn auf alle schleudern, die gegen die Freiheit der Völker freveln.“

Diese ungezügelte Rede riß wie ein Wirbelwind alles mit sich fort. Condorcet versuchte eine Entgegnung, aber niemand hörte zu. Man verfügte während der Sitzung als erste Maßnahme: „Wenn Louis-Stanislas-Xavier, französischer Prinz, nicht innerhalb zweier Monate heimkehre, so verliere er sein Anrecht zur Regentschaft.“ — Am 8. November allgemeines Dekret gegen die Emigranten, laut Vergniaud und Isnard: „Kehren sie nicht bis zum 1. Januar zurück, so sind sie der Verschwörung schuldig, werden verfolgt und mit dem Tode bestraft. — Die Prinzen, die Beamten sind die Hauptschuldigen. — Die Einkünfte der Nichterschienenen werden zugunsten des Staates eingezogen, mit Ausnahme des Anrechtes der Ehefrauen, Kinder, Gläubiger. — Offiziere werden als fahnenflüchtige Soldaten abgeurteilt. — Verleitung zur Fahnenflucht wird mit dem Tode bestraft. — In den ersten vierzehn Tagen des Januar kann das hohe Nationalgericht einberufen werden.“

Am übernächsten Tage erfuhr man von dem Anschlag der Gegenrevolution in Caen, die an einem konstitutionellen Pfarrer den grausigen Vorgang des in der Kirche zu Avignon ermordeten Lescuyer zu wiederholen suchte. Hier waren die Adligen bewaffnet und begleitet von ihren bewaffneten Untergebenen dem widersetzlichen Priester zu Hilfe geeilt; sie hatten die Nationalgarde bedroht, sie beschossen, auf sie losgeschlagen, bis sie von ihr entwaffnet wurden. Das bedauerlichste war, daß, als die Gemeinde und der Distrikt, um eine Wiederholung solcher Zusammenstöße zu vermeiden, die Kirche für die Widersetzlichen bis zur Entscheidung der Versammlung schließen wollte, die Beamten der Gemeindeverwaltung sich weiger-

ten, die Verfügung zu unterschreiben. Die unheilvolle Gesinnung bei diesen Verwaltungen, ihr Einvernehmen mit dem aufrührerischen Adel war derart, daß sie allenthalben die Ausübung der Geseţe, die unentbehrlichsten Verordnungen der Polizei und der allgemeinen Wohlfahrt hinderten. Cambon forderte, man solle unverzüglich den hohen Nationalgerichtshof einberufen. Man ließ am anderen Tage den Minister Delessart kommen, um Erklärungen zu verlangen: man verdächtigte ihn zu Recht, selber zur Aufreizung des Calvados beigetragen zu haben, indem er dem Bischof Fauchet entgegenarbeitete und die schuldigen Verwaltungsbeamten gegen ihn aufstachelte.

Woher dieser Eifer des Ministers gegen die bürgerlichen Priester? Man erkannte darin den König als den Mittelpunkt und das Haupt der frommen Widerstandspartei. War er es nicht auch bei der bewaffneten Emigration? Man vermutete es nach dem Veto am 12. November, das er dem letzten Erlaß der Versammlung entgegenstellte.

Er führte an, die strengen Paragraphen dieses Erlasses ließen sich nach seiner Ansicht „nicht mit den Gebräuchen der Nation und den Grundsätzen einer freien Verfassung vereinigen". Er wies die Briefe vor, die er selber an seine Brüder und andere Emigranten geschrieben hatte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Er sagte darin unter anderem, „die Emigration habe nachgelassen", was ersichtlich unzutreffend war; „mehrere Emigranten seien zurückgekehrt", was sich nur als allzu wahr erwies. Im Juni waren die Herren de Lescure und andere Vendéer in der Hoffnung auf den Bürgerkrieg heimgekehrt. Der König forderte Vertrauen; und zur gleichen Zeit wurde sein vertraulicher Minister, Bertrand de Molleville, überführt, die Auswanderung der Marineoffiziere verheimlicht zu haben. Bertrand versicherte dreist, sie seien alle auf ihren Posten; und mehr als hundert waren auf Urlaub abwesend, nahezu dreihundert ohne Urlaub. Die Sache wurde durch den Generalrat von Finistère festgestellt.

Die Brüder des Königs erwiderten bald auf seine Ausführungen, sie seien nicht der Ausdruck seiner wahren Gedanken. Monsieur sandte überdies der Versammlung, die Frankreich vertrat, eine spöttische Antwort, eine unwürdige Parodie der Auffassung zur Rückkehr, die ihm gemacht worden war: „Mitglieder der französischen Versammlung, die sich die nationale nennt, die gesunde Vernunft fordert von euch kraft Abteilung I, Kapitel I, Abschnitt I, Artikel 1 der Geseţe des gesunden Menschenverstandes zu euch selbst zurückzukehren[70]), usw.

[70]) Französisch: rentrer en vous-mêmes; unübersetzbares Wortspiel von „rentrer" = zurückkehren und „rentrer" = einkehren; also „Einkehr in euch selbst zu halten." D. H.

Die Frage, die dem König am nächsten lag, die Frage der Geistlichkeit, wurde bald angeschnitten, und nichts trug soviel dazu bei, wie eine Rede Isnards, des gewaltigen Interpreten der nationalen Empfindung. Ein mehr heftiger als tiefgründiger Redner, fand er jedoch in der Leidenschaft selbst, die in ihm war, das rechte und tiefe Wort, das die wirkliche Tragweite der religiösen Frage beleuchtete: „Die französische Revolution braucht eine Lösung."

Die politische Lösung ist in der sozialen Frage; diese aber findet die ihrige, wie man mehr und mehr sehen wird, nur in der religiösen Frage. Gott allein kann solche Knoten zerhauen. Nur in einer tiefen Wandlung des Gemütes, der Ideen, der Doktrinen, in der zunehmenden Willenskraft, in der milden und gütigen Erziehung, die den Menschen zu seiner besseren Natur zurückführt, können die großen Veränderungen vor sich gehen. Zwingende Gesetze erreichen da wenig. Wenn das wahre Konzil jener Zeit, die Versammlung, nicht an das Dogma rühren wollte, so konnte sie wenigstens in einer Disziplinfrage, der Ehe des Priesters, einen großen Teil ihrer Gegner zur Natur, zur sanften Menschlichkeit, zum neuen Geiste führen. Sie sprach sich über diese wichtige Frage, die ihr am 19. Oktober vorgelegt wurde, nicht deutlich aus, und dadurch beraubte sie sich der stärksten Handhabe, die sie über die Geistlichkeit gehabt hätte.

Isnard hatte recht, das Gesetz gegen die Verräter aufzurufen, gegen die rebellischen Priester, die Aufruhr und Blut wollten; in seiner Hingerissenheit aber war er nahe daran, das Verbrechen mit der Schuldlosigkeit zu verquicken. „Wenn Klagen vorliegen, muß der widersetzliche Priester das Königreich verlassen, es bedarf keiner Beweise gegen ihn; denn Sie dulden ihn hier nur aus übertriebener Nachsicht."

Eine gefährliche Trunkenheit, die ihn im Namen des Rechtes das Recht und das Gerechte vergessen ließ! Alle, die ihn hörten, wurden davon befallen. Die Versammlung geriet ganz ins Dunkel, die Finsternis verdichtete sich, als dieser rasende Fanatiker ausrief: „Die Verräter, ich werde sie alle niederkämpfen; ich gehöre keiner Partei an. Das Gesetz ist mein Gott; ich habe keinen anderen neben ihm!"

Isnard hatte das Temperament eines düsteren und eifernden Glaubensstreiters. Das war er damals für das Gesetz, für die Vernunft, die selber auch ein Gott war. Alsbald aber sehen wir denselben Mann unter dem Eindruck der Schreckensherrschaft, vom Tode eingekreist, im Mystizismus untertauchen, sich blindlings in die Reaktion stürzen, voll rasender Reue die Flammen des Bürger-

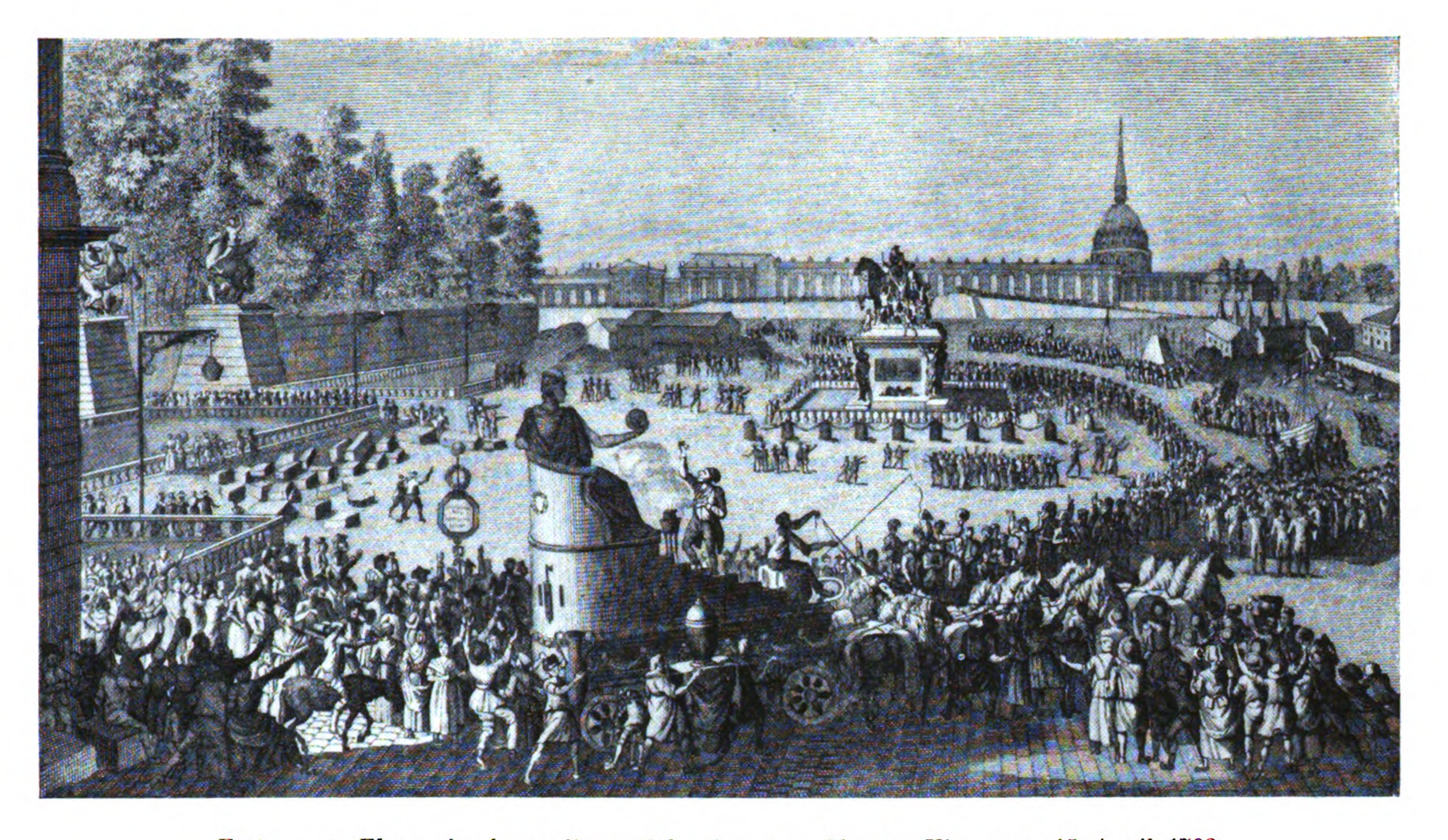
kampfes durch mordgierige Worte schüren, die den Aufruhr im Süden gewaltig anstachelten.

Die Versammlung zögerte, den Eindruck dieser unglückseligen Rede in einer Verfügung festzuhalten und verweigerte dieselbe. Doch wenig später konnte man sehen, daß sie sich den Geist derselben zu eigen gemacht hatte. Am 22. November ernannte sie vier Justizminister für die Vorfälle von Caen, am 25. schuf sie ein Überwachungskomitee; die Namen waren bezeichnend: Zunächst Isnard und Fauchet, Goupillau (aus der Vendée), Antonelle (Bouches-du-Rhône), dann eifrige Jakobiner, Grangeneuve und Chabot, Bazire und Merlin, Lecointe, Thuriot usw.

Diese Wahl läßt den Erlaß vorausahnen, den man (am 29. November 1791) einbringen wird; ein heftiger leidenschaftlicher Erlaß, der von der Partei, die man damit treffen wollte, als eine Herausforderung angesehen wurde und keinen anderen Erfolg hatte, als zum Widerstand zu reizen.

Seine Erwägungen, die sich durch einen großen logischen Apparat auszeichnen, entstammen dem „Contrat social", der alle Männer im Staate schützt aber auch verpflichtet. Der — rein bürgerliche — Eid ist die Sicherheit, mit der jeder Bürger dem Gesetz seine Treue bezeugen muß. — Wenn der Geistliche die Anerkennung des Gesetzes verweigert (das Religionsfreiheit zusichert und keine andere Bedingung stellt, als die Hochachtung der öffentlichen Ordnung), so beweist er gerade durch diese Weigerung, daß er nicht die Absicht hat, das Gesetz zu respektieren.

Der Bürgereid wird innerhalb acht Tagen gefordert. — Wer ihn weigert, wird des Aufruhrs verdächtig erklärt und der Überwachung der Behörden empfohlen. — Findet sich solch ein Aufrührerischer in einer Gemeinde, in der religiöse Wirren entstehen, so kann das Departementsdirektorium ihn von seinem gewöhnlichen Wohnsitz entfernen. — Wer sich widersetzt, bekommt ein Jahr oder mehr Gefängnis. — Wer zur Widersetzlichkeit auffordert, zwei Jahre. — Die Gemeinde, in der die bewaffnete Macht einzugreifen genötigt ist, muß die Kosten dafür tragen. — Die Behörde, welche die Unterdrückungsmaßregeln verweigert oder vernachlässigt, wird bestraft. — Die Kirchen dienen nur dem vom Staate besoldeten Gottesdienst. Solche, die nicht dafür benötigt werden, können von einem anderen Kultus angekauft werden, nicht aber von einem, der den Eid verweigert hat. — Die Gemeindeverwaltungen werden an die Departements, und diese an die Versammlung die Listen der Priester senden, die geschworen haben, und derer, die sich geweigert haben, nebst Bemerkungen über die Verbindungen zwischen ihnen und den



Festzug zu Ehren der begnadigten Schweizer von Chateau-Vieux am 15. April 1792.
Stich von J. Gysin nach der Zeichnung von Prieur.

Emigranten, so daß die Versammlung Mittel ergreifen kann, den Aufstand zu unterdrücken. — Die Versammlung wird alle guten Aufsätze, die das platte Land über die sogenannten religiösen Fragen aufklären können, als eine gute Tat ansehen; sie wird deren Drucklegung veranlassen und die Verfasser entschädigen.

Diese Verfügung stürzte hinsichtlich der Priester rechtlich zusammen, denn das sind keineswegs gewöhnliche Bürger, sie haben ein ungeheures Vorrecht und sehen sich ganz anders verantwortlich, da sie ein obrigkeitliches Amt und eines mit größter Machtbefugnis bekleiden. Sagt man, dieses stehe außerhalb, abseits von der Staatsaktion, so ergibt sich folgendes: Eben die außenstehende Autorität, die ihren Platz an den Grundlagen der Gesellschaft hat, kann diese nach Gefallen unterwühlen und eines Tages dahin kommen, den Staat gestürzt zu haben. Die Teilung zwischen Staat und Priester hat folgendes erstaunliche Resultat; der Staat sagt zu jenem: „Nimm du die Seele, ich werde den Leib behalten, werde seine Bewegung leiten; dein sei der Wille, mein die Tat.“ Eine kindliche, unmögliche Teilung: die Tat ist ja eine Folge des Willens.

Das Dekret hatte einen großen Fehler, nämlich den, die Unterdrückung bis zu einem Grad zu treiben, den zu erwerben sich jedermann zur Ehrensache machen würde. Auf eine Gewissensfrage setzte sie eine Geldstrafe! Welchen Vorteil gab sie dem Feind in die Hand! Anstatt des Fanatismus würde sicherlich die Ehre allein, die Ehre des Edelmannes, die adlige Narrheit des alten Frankreichs, jede Rücksicht auf die Volkspflicht, auf die Friedensliebe, vergessen lassen. Selbst jene, die sich im Namen des allgemeinen Wohls, des wahren Christentums, unterworfen hätten, würde man mittels dieser erniedrigenden Strafe auf den Ehrenstandpunkt und zur persönlichen Würde zurückgeführt haben.

Es bedurfte keines Erlasses, keiner allgemeinen Maßregel. Männer waren nötig — Männer, über welche die Versammlung ihre Hand hielt, die unter der tätigen Leitung ihrer Komitees, aber in sehr verschiedener Art vorgingen, je nach dem moralischen Stand der Provinzen, der unendlich verschieden war.

Diese Männer, es ist wahr, fanden sich nicht in der Departementsverwaltung, auch nicht bei der Rechtsgewalt, die alle beide schwach und abgespannt, auf den zufälligen Ausfall der Wahlen, der lokalen Einflüsse angewiesen waren. Ein seltsames Bild, das dieser große, noch nicht organisierte, noch nicht zentralisierte Körper Frankreichs bot. Das organische Zentrum (ich meine die Versammlung), dachte, wollte, drohte, doch vom Mittelpunkt bis zu den ausführenden Gliedern bestand nur ein ungewisses und ungetreues Band. Wohl sagte

die Versammlung in ihrem Dekret, daß sie das Schwert erheben wolle; zum Aufheben bedarf es einer Hand; nun, sie hatte keine.

Es war das traurige Bild eines armen Gelähmten, der von seinem Stuhle aus schreit und droht, ohne sich rühren zu können. Um ihn aus seiner Ohnmacht zu reißen, bedurfte es einer gewaltigen Umwälzung, eines entsetzlichen Wutausbruches.

Da die Kraft fehlte, kam die Wut zu Hilfe. Die Revolution, die weder Verwaltungen noch Gerichte zur Verfügung hatte, handelte durch die Klubs, durch den Aufruf zur Gewalt, und sie brachte es dazu, einzugreifen — indem sie alles und sich selbst zerschmetterte.

Da der Erlaß gegeben war, hätte er, ob gut oder schlecht, beachtet werden müssen. Vielleicht hätte er wenig Unheil angerichtet, wenn man ihn in der Anwendung gemildert, verzögert hätte, besonders im Westen. Aber er rief in Paris einen bedenklichen Widerstand von seiten des Hofes und der Konstitutionellen hervor. Diese, denen jede, selbst indirekte, Einwirkung auf die Versammlung versagt war, waren entzückt, ihr Hindernisse in den Weg zu legen. Sie hatten sich in eine Körperschaft und einen Klub zurückgezogen, den Klub der Feuillants, die Körperschaft des Departements von Paris. Der eine entwarf, die andere unterzeichnete einen an den König gerichteten Protest, worin man ihn bat, dem Dekret über die Priester sein „Veto“ entgegenzustellen. Das Direktorium von Paris, das den Umständen keinerlei Rechnung trug, das zu glauben schien, es handle sich um harmlose und friedliche Männer, überall den Priester und den Bürger durcheinanderwarf und gar nicht zu argwöhnen schien, daß der erstere, dem eine so gefährliche Autorität verliehen war, verantwortlicher sei, als der andere — das Direktorium von Paris rief das „Veto“ des Königs an, als ob der König damals tatsächlich eine Macht gewesen wäre. Den König bei der herannahenden Sturmflut vor die Priester stellen, das hieß, Priester, König und Direktorium von Paris, alles mit einem Schlage der Vernichtung preisgeben.

Die Unterzeichner dieses unsinnigen Aktenstücks waren aber Leute von Geist, wie Talleyrand, Baumetz, usw. Da sieht man, was der Geist zuwege bringt, die Gewohnheit, die feinen Zusammenhänge der Dinge zu erfassen, mit der Lupe hinzuschauen, die Welt der Intrige mit Gewandtheit zu lenken. In der Revolution muß man nicht mit Feinheiten kommen. Das Genie, das die großen Massen umfassen will, muß groß, einfach, plump sein, wenn ich so sagen darf.

Eine ganz anders geistvolle, scharfe und eindringliche Entgegnung (seit Voltaire das Schriftstück, das am meisten von französischem

Geist durchdrungen war) wurde ihnen durch Desmoulins hingeworfen, in Form einer Eingabe an die Nationalversammlung. Er selber trug sie an die Schranken, und da er seine ergriffene Stimme fürchtete, ließ er sie durch Fauchet vorlesen. Die Eigenart dieser Schrift bestand darin, daß dieser boshafte Anhänger der Basoche in einer so bedeutsamen Frage der Politik und Billigkeit sich streng an das Recht hielt, an den Wortlaut der Gesetze, derselben Gesetze, die von den Mitgliedern des Direktoriums, als Mitglieder der konstituierenden Versammlung, aufgestellt worden waren; sie schlugen sie mit ihren eigenen Waffen, durchstachen sie mit ihren eigenen Pfeilen. Das Gesetz gegen die, welche die öffentlichen Gewalten herabsetzen, das andere, welches die gemeinsam verfaßten Petitionen bestraft, — er zeigte deutlich, daß diese hier mit Wucht auf ihre eigentlichen Urheber zurückfielen, die schuldig waren des Versuchs, die oberste Gewalt herabzusetzen, die Versammlung, und er zog den Schluß, das Direktorium müsse in Anklagezustand versetzt werden.

Er bezeichnete die Eingabe des Direktoriums als: „das erste Blatt eines großen Registers der Gegenrevolution, eine Subskription zum Bürgerkrieg, die allen Fanatikern, allen Idioten, allen ewigen Sklavenseelen zur Unterschrift vorgelegt werde“ usw.

Was an dieser Schrift Eindruck machte, das war die beißende Ironie, mit der sie der Lage den Schleier abriß und das, was unklar in aller Vorstellung wogte, ins helle Licht stellte; eine Formel von schrecklicher Deutlichkeit, die den König traf, indem sie ihn entschuldigte; so bleibt sie das Urteil der Geschichte:

Wir beklagen uns weder über die Verfassung, die das „Veto“ bewilligt hat, noch über den König, der es anwendet, denn wir gedenken der Maxime eines großen Politikers, Machiavellis:

„Wenn der Fürst auf die Souveränität verzichten soll, so wird die Nation nicht so ungerecht, nicht so grausam sein, ihm zu verübeln, daß er sich beständig dem allgemeinen Willen entgegenstellt, denn es ist schwer und unnatürlich, freiwillig von solcher Höhe herabzustürzen.“

„Durchdrungen von dieser Wahrheit, und Gott selber zum Beispiel nehmend, dessen Gebote zu erfüllen nicht unmöglich ist, werden wir niemals von dem ehemaligen Herrscher eine unmögliche Liebe zur nationalen Souveränität verlangen und wir nehmen es ihm nicht übel, daß er gerade den besten Dekreten sein „Veto“ entgegenstellt.“

Das hieß der Sache auf den tiefsten Grund gehen. Die Versammlung war davon überrascht, erkannte ihre eigenen Regungen darin,

machte den Schriftsatz zu dem ihren, verfügte seine Aufnahme ins Protokoll und die Versendung des Protokolls an die Departements. Am nächsten Morgen bildeten die Mitglieder, die zu den Feuillants gehörten und frühzeitig in einer Anzahl von zweihundertundsechzig erschienen waren, eine feindliche Majorität und annullierten das Dekret vom Vorabend, zur großen Entrüstung der Tribünen und der Öffentlichkeit. Von nun an begann ein Kampf gegen ihren Klub; da dieser vor den Toren der Versammlung und sogar in ihrem eigenen Gebäude tagte, so mußte es zwischen den beiden Strömungen zu Tumulten, vielleicht zu Zusammenstößen kommen.

Dieser innere Zwist, der Paris nicht wenig in Erregung versetzte, brach gerade zu einer Zeit aus, da die Obrigkeit sowohl durch den Rücktritt Lafayettes, der den Oberbefehl niederlegte, als auch durch ihre Niederlage bei den Gemeindewahlen (17. November 1791) entwaffnet war. Wir haben schon gesagt, daß die Königin aus Haß gegen Lafayette die Royalisten für den Jakobiner Pétion stimmen ließ, der 6700 Stimmen hatte, gegen 3000, die seine Gegenkandidaten erhielten. Die Königin hatte gesagt: „Pétion ist ein Narr, ein Mann, der nicht fähig ist, Böses noch Gutes zu tun.“ Hinter ihm aber stand Manuel, als Sachverwalter der Gemeinde, hinter Manuel, sein Stellvertreter, der furchtbare Danton. Indem die Königin für den Erfolg Pétions eintrat, öffnete sie Danton die Tür.

Der Krieg im Innern, gegen die Priester und den König, der sie verteidigt; der Krieg nach außen, gegen die Emigranten und die Königin, die sie beschützen, verschärft sich mehr und mehr, noch nicht in Taten, aber in Worten, Drohungen, dem sichtbaren Aufwallen der Herzen.

Am 22. November hörte die Versammlung einen Bericht an, den Koch über die drohende Haltung Europas gab, über die Feindseligkeiten, denen die französischen Bürger des Elsaß von seiten der Emigranten und der Fürsten, die ihre Zusammenkünfte begünstigten, ausgesetzt waren. Diese, Herrn de Montmorin hinterbrachten Feindseligkeiten hatten ihn wenig berührt; er hatte in unbestimmten Wendungen geantwortet und hatte nichts getan. Die Versammlung konnte diese Gleichgültigkeit nicht teilen. Das diplomatische Komitee verlangte, man solle die Fürsten an die deutsche Verfassung erinnern, die ihnen alles untersagt, was das Reich in einen Auslandskrieg verwickeln könnte, und die Exekutivgewalt solle Maßnahmen ergreifen, um sie zu zwingen, diese bewaffneten Zusammenkünfte aufzulösen.

Die von Koch eingeschränkte Frage wurde von Isnard erweitert, wieder auf ihre eigentliche Größe gebracht. Er stellte mutig fest,

welchen ungeheuren Vorteil es Frankreich bringen würde, seine Feinde zu einer Erklärung zu zwingen, und, wenn nötig, den ersten Schlag zu führen.

„Erheben wir uns in dieser Angelegenheit zur ganzen Größe unserer Aufgabe; sprechen wir zu den Ministern, zum König, zu Europa, mit der Festigkeit, die uns ansteht. Sagen wir unseren Ministern, daß die Nation bis jetzt nicht sehr befriedigt ist von dem Betragen jedes einzelnen unter ihnen. Daß sie in Zukunft nur zu wählen haben zwischen der Dankbarkeit aller und der Rache des Gesetzes, und daß wir unter dem Wort Verantwortlichkeit den Tod verstehen.

Sagen wir dem König, daß er seinen Vorteil in der Verteidigung der Verfassung suchen muß; daß seine Krone an diesem heiligen Palladium hängt; daß er nur durch das Volk und für das Volk regiert; daß die Nation sein Herrscher ist und er der Untertan des Gesetzes. Sagen wir Europa, daß das französische Volk, wenn es das Schwert zieht, den Krieg bis aufs äußerste führen wird; daß — wenn es trotz seiner Macht und seines Mutes bei der Verteidigung der Freiheit unterliegen sollte, seine Feinde nur über Leichen regieren würden. Sagen wir Europa, wenn die Kabinette die Könige in einen Krieg gegen die Völker hineinziehen, so werden wir die Völker in einen Krieg gegen die Könige ziehen. (Beifall.) Sagen wir ihm, daß alle Kämpfe, die auf Befehl der Despoten die Völker einander liefern . . . (Erneuter Beifall.) Unterdrücken Sie den Beifall, unterdrücken Sie den Beifall, achten Sie meinen Enthusiasmus; es ist der Enthusiasmus der Freiheit.

Sagen wir ihm, daß alle Kämpfe, die auf Befehl der Despoten die Völker einander liefern, den Schlägen gleichen, die zwei von einem nichtswürdigen Hetzer aufgestachelte Freunde einander im Dunkeln versetzen; wenn das Tageslicht erscheint, werfen sie ihre Waffen fort, umarmen sich und züchtigen den, der sie betrog. Und wenn, während die feindlichen Heere mit den unseren ringen, das Licht der Philosophie in ihre Augen fallen wird, so werden sich die Völker angesichts der entthronten Tyrannen, der beruhigten Erde und des befriedigten Himmels in den Armen liegen."

Dieser gewaltige Zorn Isnards war wirklich ein Wahrsager und Prophet. Alles, was er am 29. November über die Nichtswürdigkeit der Könige und die Notwendigkeit, ihnen zuvorzukommen, sagte, begann wenig später zutage zu treten. Am 3. Dezember verfaßte Leopold in Wien ein der Form nach maßvolles Schriftstück, das aber, da es die Frage zu einer geradezu unlösbaren machte, die Absicht verriet,

sich eine ewige Streitfrage zu schaffen und ferner den Gedanken, loszuschlagen, sobald er bereit sein würde.

Sein Benehmen war offenbar zweideutig. Als Leopold und als Österreicher war er der Freund Frankreichs; er ahndete die Beleidigungen, die in seinen Staaten den Franzosen angetan wurden, die die nationale Kokarde trugen. Als Kaiser aber verhinderte er die im Elsaß begüterten Prinzen an der Annahme der Entschädigungen, die Frankreich ihnen anbot; er verbot und annullierte sogar alte Regelungen, die sie vielleicht schon eingegangen sein mochten, wollte sie zwingen, ihre völlige Wiedereinsetzung zu verlangen, indem er den Entschluß verkündete, „sie zu halten und ihnen Hilfe zu senden“. Und der Grund, den er anführte, war ein solcher, daß er den Krieg unvermeidlich, verhängnisvoll machte: nämlich die Frage der Souveränität. Die fraglichen Besitzungen, sagte er, seien der Souveränität des Königs nicht derart unterworfen, daß er durch eine Schadloshaltung der Besitzer darüber verfügen könne. Er sah also in ihnen rein deutsche Enklaven des Kaiserreichs mitten in Frankreich; Frankreich hatte, ohne es zu wissen, das Kaiserreich in seinem Schoß, den Feind an den gefährlichsten Stellen, hinter seinen vorgeschobensten Linien. Da die Frage diese Form angenommen hatte, kann man unschwer voraussehen, daß man sie gar nicht lösen wollte, sondern sie als einen Grund zum Kriege stets in Bereitschaft halten, um sie mit dem Schwerte zu entscheiden.

Am 14. Dezember kam der König und erklärte der Versammlung, daß er in dem Wahlmann von Trier nur einen Feind erblicken könne, falls er nicht vor dem 15. Januar die bewaffneten Zusammenkünfte auseinandergetrieben habe. Er fand Beifall, aber seine Beliebtheit wurde dadurch nicht größer. Er äußerte sich nicht über die sonderbare Botschaft des Kaisers, die alle Gemüter beschäftigte. Er verkündete, er werde nie von der Verfassung abweichen, gleichzeitig aber wendete er sie auf eine Art an, die höchst geeignet war, den öffentlichen Unwillen zu erregen, denn er setzte unter die Verfügung gegen die Priester sein „Veto“ (19. Dezember 1791). Die allgemeine Entrüstung wandte sich gegen die Feuillants, deren Führer den Hof berieten. Es kam in ihrem Klub zu heftigen Szenen, und die Versammlung entschied, daß es in den Gebäuden, in denen sie tagte, keinem Klub erlaubt sein dürfte, sich zu versammeln.

Der Erlaß gegen die Priester, das „Veto“ des Königs — das bedeutete nichts weniger als den Krieg. Selbstbewußtsein stand hier gegen Selbstbewußtsein, der König stellte sich in geraden Gegensatz zum Volk, das eine oder der andere mußte vernichtet werden.

Und über diesen niedrig ziehenden, schweren, düsteren Sturm der

inneren Kämpfe zieht der flammende, gewaltige Orkan des europäischen Krieges herauf, der sich gleichzeitig vorbereitet. Er läßt seine Donnerschläge näher und näher hören.

Am 18. Dezember, bei den Jakobinern, bricht es los, auf eine besondere, phantastische und wilde Art, wie diese politische Gesellschaft, die besser diszipliniert war als man denkt, sie nicht gewohnt war. Sie hatte an jenem Tag den Propheten des Krieges, den eifernden Verkünder des europäischen Kreuzzugs, zum Vorsitzenden; man sieht, daß ich von Isnard rede. Eine unendlich rührende Szene (die ich weiter oben berichtet habe) hatte stattgefunden; man hatte in Gegenwart eines Abgeordneten der englischen Gesellschaften im Saale die Fahnen der freien Nationen aufgerichtet, die Fahnen Frankreichs, Englands, Amerikas. Der Abgeordnete, dem ein Empfang bereitet worden war, wie man ihn nur in Frankreich kennt, umgeben von jungen und anmutigen Frauen, die als Gabe für ihre englischen Brüder die Früchte ihrer Arbeit brachten, hatte in der Erregung tiefster Ergriffenheit gesprochen. Ein anderes Geschenk wurde herbeigebracht, von einem Schweizer aus Neufchâtel, jenem Virchaux, der im Juli auf dem Marsfeld die Petition für die Republik verfaßt hatte. Es war ein Damaszener Schwert, das er als Gabe für den ersten französischen General darbrachte, der die Feinde der Freiheit besiegen würde. Dieses Schwert, das die noch gefesselte und flehende Schweiz der französischen Revolution anbot, die sie befreien würde, es war ein ergreifendes Symbol. Vierzig Schweizer, die armen Waadtländer des Regiments von Châteauvieux, befanden sich auf den Galeeren Frankreichs, wie um uns besser daran zu erinnern, daß die gefesselte Welt ihre Hoffnung ausgesetzt hatte.

Isnard wurde von einer unerhörten Begeisterung hingerissen. Er küßte dieses Schwert, und es hoch aufschwingend sprach er: „Da ist es! . . . Es wird siegreich sein . . . Frankreich wird einen gewaltigen Schrei ausstoßen, alle Völker werden Antwort geben. Die Erde wird sich mit Kämpfern bedecken, und die Feinde der Freiheit werden von der Liste der Menschheit gestrichen werden!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Fortsetzung über die Frage des Krieges
Frau von Staël und Narbonne

Frau Roland und Robespierre machen Opposition. — Er ist am 28. November für den Krieg; später für den Frieden. — Frau von Staël macht Herrn von Narbonne zum Kriegsminister, 7. Dezember. — Der Hof, die Feuillants, die Girondisten sind verschiedener Ansicht. — Der Hof fürchtet den Krieg. — Robespierre nimmt an, der Hof wolle den Krieg, er sei mit den Feuillants und der Gironde verschworen. — Die Girondisten können Robespierre keine klare Antwort geben. — Ihre zwiespältige Haltung. — Narbonnes Unvermögen, Januar 1791. — Undeutlichkeit und Belanglosigkeit der von Robespierre vorgeschlagenen Mittel. — Europa will den Krieg hinzögern, die Gironde ihn zur Entwicklung bringen. — Louvet gegen Robespierre, Desmoulins gegen Brissot. — Argwohn und passiver Widerstand der Jakobiner. — Der Hof und die Priester organisieren den inneren Krieg. — Die Gironde versorgt das Volk mit Waffen. — Piken und rote Müßen, Januar bis Februar 1792. — Die Gironde verseßt dem Hof durch die Beschuldigung der Minister einen Schlag, 18. März 1792. — Der Hof genehmigt das girondistische Ministerium.

Als Isnard das Kriegsschwert schwang, als der ganze Saal im hellen Glanze dieses Stahls vom Beifallssturm erschüttert wurde, bestieg Robespierre mit düsterer Miene die Tribüne und sagte kühl und langsam: „Ich beschwöre die Versammlung, solche Ausdrücke plumper Beredsamkeit zu unterlassen; sie könnten das allgemeine Urteil beeinflussen, das gegenwärtig durch das Beispiel einer ruhigen Erörterung geleitet werden muß.“

Er stieg wieder hinunter, und lastende Kälte sank auf die Versammlung zurück. Der gelähmte Couthon erhob sich von seinem Plaß und forderte die Tagesordnung. Die Gesellschaft war so friedlich, so ausgezeichnet diszipliniert, daß sie zum großen Erstaunen der Gironde über die Tagesordnung abstimmte.

Diese leßtere Partei war es, die drei Monate lang fast unausgeseßt den Jakobinern durch Brissot, Fauchet, Condorcet, Isnard, Grangeneuve vorgestanden hatte. Ihre Glut und ihr begeisterter Eifer hatten die Gesellschaft gewissermaßen vor Entzücken aus der Fassung gebracht. In Wirklichkeit war diese Art ihr fern und fremd, von völlig anderem Geiste; sie konnte hier nicht Wurzel fassen.

Die tiefe Spaltung zeigte sich bei der Frage des Krieges. Die Gironde wollte den Krieg nach außen; die Jakobiner wollten ihn

gegen die Verräter, die inneren Feinde. Die Gironde wollte die Propaganda und den Kreuzzug; die Jakobiner wollten die innere Reinigung, die Bestrafung der schlechten Bürger, die Niederwerfung der Widerstände durch Schrecken und Inquisition.

Ihr Vorbild, Robespierre, gab ihren Gedanken vollkommenen Ausdruck, als er am nämlichen Abend (18. Dezember 1791) sagte: „Der Argwohn ist für das innere Gefühl der Freiheit dasselbe, was die Eifersucht für die Liebe ist."

Wir haben seit einiger Zeit diese düstere Erscheinung etwas aus den Augen gelassen. Als Mitglied der Konstituierenden sah er sich eben darum bei der Gesetzgebenden ausgeschlossen. Er hatte zwei Monate in Arras verbracht. Auf dieser kurzen Reise, der einzigen Geistesauffrischung, die Robespierre vor seinem Tode zuteil wurde, hatte er sein Familienheim verkauft. Er wollte, vor den großen Kämpfen, die er voraussah, seine Existenzmittel zusammenraffen, sie bei sich konzentrieren; bei sich, das heißt in Paris, Rue Saint-Honoré, bei den Jakobinern, inmitten der Gesellschaft, die, wie wir im September gesehen haben, von ihm reorganisiert worden war und deren Leitung im Dezember, ungeachtet der Gironde, immer noch in seinen Händen war.

Die ganze Reise war ein Triumphzug gewesen. Als er die Konstituierende Versammlung, vom Volke fast auf den Armen getragen, verlassen hatte, sah Robespierre von Stadt zu Stadt die patriotischen Gesellschaften bei sich antreten. Seine Rolle in der Versammlung, diese Position des einzigen Verteidigers des abstrakten Prinzips der Demokratie, hatte ihn hoch hinaufgetragen. Schon galt er in den Augen der Weitblickenden als der erste Mann, das mutmaßliche Haupt der jakobinischen Vereinigungen in ganz Frankreich. Frau Roland war zu diesem Urteil gekommen und hatte aus ihrer Einöde, aus der sie wieder zurückgekehrt war, einen sehr würdigen, aber schmeichelhaften und wohlberechneten Brief an ihn geschrieben (3. September). Wir sehen nirgendwo, daß er auf diese Annäherungsversuche geantwortet hat. Zwischen Girondisten und Jakobinern gab es eine Verschiedenheit, keine zufällige, sondern eine Artverschiedenheit, einen instinktiven Haß, wie zwischen Wolf und Hund. Frau Roland besonders schreckte Robespierre durch ihre glänzenden und männlichen Eigenschaften ab. Alle beide besaßen etwas, was scheinbar die Menschen einander näher bringen konnte, und was im Gegenteil die stärkste Abneigung zwischen ihnen hervorruft: den gleichen Fehler. Unter dem Heldenmut der einen, unter der bewundernswerten Standhaftigkeit des anderen verbarg sich ein gemeinsamer, um es deutlich zu sagen, ein lächerlicher Fehler. Alle

beide schrieben fortwährend, sie waren geborene Schreiber. Ebenso besorgt, wie man sehen wird, um ihren Stil wie um die Dinge selbst, schrieben sie Tag und Nacht, im Leben und im Sterben; in den furchtbarsten Krisen und beinahe noch unter dem Beil, waren Schreiben und Stil für sie der Gegenstand unablässigen Denkens. Als echte Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, dieses so außerordentlich literarischen Jahrhunderts, bewahrten sie diesen Wesenszug auch in den Tragödien einer neuen Zeit. Frau Roland schreibt ruhigen Herzens ihre wundervollen Lebensbilder, füllt sie aus und versenkt sich mit großer Liebe in sie, während schon vor ihren Fenstern die Schreier brüllen: „Tod der Frau Roland!" Am Vorabend des 9. Thermidor, zwischen den Gedanken an Mord und Schafott, rundet Robespierre seine Perioden ab — wie es scheint, weniger darauf bedacht, zu leben, als ein guter Schriftsteller zu bleiben.

Als Politiker und Literaten waren sie sich seit jener Zeit nur wenig zugetan. Robespierre übrigens hatte einen allzu geraden Sinn, ein allzu tiefes Verständnis für die bei großen Arbeitern notwendige Einheitlichkeit des Lebens, um sich dieser Frau, dieser Königin zu nähern. In Frau Rolands Nähe konnte das Leben eines Freundes nur Unterwerfung oder Sturm bedeuten. Das bescheidene Haus der Duplays stand ihm weit besser an. Dort war er selber König, was sage ich? vielmehr ein Gott, der Gegenstand einer leidenschaftlichen Anbetung. Als er von Arras zurückkam, konnte er jedoch noch nicht hier einziehen; er brachte seine Schwester, das stolze Fräulein Charlotte de Robespierre, mit sich, die durchaus keine Lust hatte, den Bruder irgendwem abzutreten. Er mußte sich mit ihr in der Rue Saint-Florentine niederlassen, zum großen Mißvergnügen der Frau Duplay, die von da an mit der Schwester auf Kriegsfuß stand und ungeduldig den Augenblick erwartete, Robespierre zurückzuerobern; sie umkreiste ihn, wie eine Löwin ihre Jungen, die man ihr geraubt hat.

Robespierre, der soeben alle diese kriegerischen Gegenden bereist hatte, die aufgewühlte und nur zum Krieg drängende Pikardie, hatte sich zuerst, bei seiner Ankunft (am 28. November) kampflustig gezeigt wie nur irgendeiner. Er war sogar von seinem gewohnten Wege, von seiner Vorliebe und Hochachtung für die Verfassung, abgewichen, um die entscheidenden Maßregeln zu beschleunigen. Er wollte, daß die Versammlung, statt sich an den König zu wenden, damit dieser mit dem Kaiser rede, sich direkt an diesen wenden, Leopold auffordern, die Emigranten auseinanderzutreiben, andernfalls sie ihm im Namen der Nation, der Nationen, die den Tyrannen feind seien, den Krieg erklären würde.

Er hatte bald mancherlei Ursache, seine Übereilung zu bedauern. Ernste Betrachtungen brachten ihn unerwartet wieder auf die Seite der Friedenspartei, die er nicht wieder verlassen sollte:

1. Während seiner Abwesenheit hatten seine Widersacher, die Girondisten, sich den volkstümlichen Gedanken für den Krieg zu eigen gemacht, hatten sich vorn an den Bug des großen Fahrzeugs Frankreich gestellt, gerade als eine gewaltige Stoßkraft, die es im Innern barg, es auf Europa losschicken wollte. Diese zum großen Teil leichtfertigen Männer, wie Brissot und Fauchet, streitsüchtig wie Guadet, blind, eifernd wie Isnard, alle ganz gewiß wenig befähigt, das Staatsschiff zu lenken, die ihre Tagungen am Bug und nicht am Steuer abhielten, machten doch darum nicht weniger den Eindruck von Piloten, und wollten das, was das Verhängnis fügte, selbst geleistet haben. Sich für den Krieg entscheiden, wenn Robespierre ihn gemacht hatte, das hieß, sich ins Schlepptau nehmen lassen und die öffentliche Meinung begünstigen, die ihnen alle Ehre dafür zollte.

2. Am 5. Dezember empfing der Hof zur höchsten Verwunderung aller Welt aus den Händen der Feuillants, die er weit mehr haßte und verachtete als die Jakobiner, einen Kriegsminister. Die Feuillants, vom Hof, für den sie so viel getan hatten, schlecht behandelt, und Lafayette, vom Hof aus den Gemeindewahlen hinausgetrieben, hatten sich zusammengetan, um ihm als Minister Herrn von Narbonne, Liebhaber der Frau von Staël, aufzudrängen. Diese repräsentierte seit dem Weggang Mouniers und Lallys durch ihre Begabung die englische, halbaristokratische Partei, die zwei Kammern verlangte. — Robespierre, in seiner argwöhnischen und kraft seines Hasses leicht zu täuschenden Phantasie, verfiel in den Glauben, seine Widersacher, die Girondisten, hätten sich mit der feuillantistischen und englischen Partei geeinigt. Es ist wahr, die eine wie die andere Partei wollte den Krieg, doch mit dem Unterschied: die Feuillants, um den Thron wieder aufzurichten, die Gironde, um ihn zu stürzen.

3. Der dritte Punkt, der unwahrscheinlich erscheinen mag, der aber für mich gar nicht in Zweifel steht, ist der, daß die jakobinischen Gesellschaften in den Provinzen, die zum Teil aus Käufern der Nationalgüter bestanden und von ihnen beeinflußt wurden, den Krieg keineswegs wollten. Robespierre war ihr getreues Organ, als er ihn zurückwies.

Auch die Einstellung der Käufer von Nationalgütern zum Krieg war sehr verschieden. Der Landmann, der mit seinen Ersparnissen, einer jüngst erhaltenen Mitgift oder, wie wir gezeigt haben, mit den ersten Ernteerzeugnissen des Bodens irgendeine winzige Parzelle

kaufte, war nicht beunruhigt; da er nicht vom Kredit abhängig war, fürchtete er nicht eine Einschränkung des Kapitals, fürchtete nicht den Krieg.

Doch der Großkäufer, der Häuserspekulant in den Städten, kaufte meist nur mittels geliehener Summen. Der Vorschlag zum Krieg klang seinem Ohr nicht angenehm; er überraschte ihn in einer heiklen Angelegenheit, bei der er, trotz Verlängerung der Zahlungsfrist und billiger Preise seinen Ruin finden konnte, wenn die Bank ihm plötzlich ihre Kassen schloß. Man braucht nicht erst zu fragen, ob dieser beunruhigte Mann sich den Jakobinern in die Arme warf; er erfüllte die Gesellschaft in seiner Heimatstadt mit seinen Rufen, seinen Klagen, mit Mißtrauen und allerlei Beschuldigungen, um die Bewegung niederzuhalten. Er begnügte sich nicht mit Worten, er schrieb, er ließ abstimmen, Schreiben wurden an die Hauptgesellschaft, die Jakobiner in Paris gesandt, an den reinen, ehrenhaften, den untadeligen Robespierre. Man bat ihm, man beauftragte ihn, den verhängnisvollen Anlauf zu hemmen, der durch den Zufall des Kriegsglücks Frankreich in die Hände der Verräter spielen, seine Armeen ausliefern, seine Grenzen öffnen, die Revolution vernichten konnte.

Robespierre, der selbst nicht interessiert war (es sei denn aus Haß und Ehrgeiz), vertrat diese Interessen.

Zuerst, als er dem Krieg günstig gesinnt war, mochte er ihm als der natürliche und spontane Aufschwung der Revolution erschienen sein. Dann, unter einem anderen Einfluß, gelangte er zu der Überzeugung, daß diese große Sache die Folge einer Intrige war.

Hier der wahre Teil, den die Intrige daran hatte.

Frau von Staël, Neckers Tochter, aus diesem Hause der Sentimentalitäten, hatte ihrer Begabung entsprechend große Herzensbedürfnisse. Sie suchte von Liebe zu Liebe unter den Männern ihrer Zeit nach dem, dem sie ihr Herz schenken wollte; sie wollte einen Helden. Da sie keinen fand, verließ sie sich auf ihre eigene starke, glühende Willenskraft und unternahm es, sich einen zu schaffen.

Sie fand einen hübschen Menschen, frivol, tapfer, witzig, Herrn von Narbonne. Ob nun viel oder wenig in ihm steckte, sie hielt es für ausreichend, da sie es mit ihrem Herzen verdoppeln würde. Sie liebte ihn besonders der heroischen Eigenschaften wegen, die sie in ihn hineintrug. Sie liebte auch — das muß gesagt werden, denn sie war ein Weib — seine Dreistigkeit und seinen Dünkel. Er stand sehr schlecht mit dem Hofe und schlecht mit vielen Salons. Er war wirklich ein Grandseigneur, elegant und anmutig, aber ungern gesehen bei den Seinen und von zweifelhafter Zuverlässigkeit. Was die Frauen sehr reizte, was man sich ins Ohr flüsterte, war,

daß er die Frucht einer Blutschande zwischen Ludwig XV. und seiner Tochter sei. Die Sache war nicht unwahrscheinlich [70*]). Als die jesuitische Partei Voltaire und die voltairianischen Minister stürzen ließ (die d'Argenson und auch Machault, der allzu viel von den Gütern des Klerus sprach), mußte man ein Mittel finden, um die Pompadour, die Beschützerin der Neuerer, unschädlich zu machen. Eine Tochter des Königs, lebhaft und feurig, Polin wie ihre Mutter, brachte, eine zweite Judith, das heroische, durch den Zweck geheiligte Opfer. Sie war außergewöhnlich hitzig und leidenschaftlich, außerdem musiktoll, wozu sie der wenig bedenkliche Beaumarchais gemacht hatte. Sie bekam den Vater in ihre Gewalt und lenkte ihn eine Zeitlang nach ihrem Willen, vor den Augen der Pompadour. Aus der Verbindung sei, nach der Überlieferung, dieser hübsche, witzige, ein wenig unverschämte Mensch entsprungen, der dank seiner Herkunft eine liebenswürdige Ruchlosigkeit besaß, mit der er allen Frauen den Kopf verdrehte.

[70*]) Die Sache ist nicht unwahrscheinlich, sondern vielmehr eine frei erfundene Verleumdung der antimonarchistischen Pamphletisten und Skandaljournalisten jener Zeit. Ludwig XV. hatte aus seiner Ehe mit Maria Leszcynska acht Töchter, von denen nur sechs ein höheres Alter erreichten. Louise Elisabeth (Madame Infante) heiratete mit 12 Jahren den Infanten Don Philipp von Spanien, der nach dem Friedensschluß von Aachen Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla wurde. Ihre Schwestern, die in dem Kloster Fontrevault eine sehr bescheidene Erziehung erhalten hatten, blieben sämtlich unvermählt. Bis auf Madame Louise und Adelaide nahmen sie gar keinen Anteil an der Politik und den Hofintrigen. Der König war ihnen ein zärtlicher Vater und sie hingen mit rührender Kindesliebe an ihm. Henriette starb 1751 mit 24 Jahren, ihre Zwillingsschwester 1759, beide an Gehirnentzündung. Louise trat 1770 als Soeur Thérèse de St. Augustin als Nonne in den Orden der Karmeliterinnen ein; sie starb 1787. Adelaide, die Lieblingstochter Ludwigs XV., der sie scherzweise Torchon (Drecklappen) zu nennen pflegte, und ihre Schwestern Sophie und Victoire, die in Bellevue ein stilles, friedliches, fast bürgerliches Leben führten, haben den sterbenden Vater, dessen Leib schon bei Lebzeiten in Verwesung übergegangen war, mit selbstloser Hingabe bis zum letzten Augenblick gepflegt. Sophie starb 1782. Adelaide und Victoire verließen am 19. Februar 1791 Frankreich — im Mai 1797 ist Victoire, am 18. Februar 1800 Adelaide in Triest im Exil gestorben. Das Leben der Töchter Ludwigs XV. war frei von allen erotischen Ausschweifungen und galanten Abenteuern. Graf Ludwig von Narbonne war der Sohn einer Ehrendame der Madame Adelaide; er wurde in Calorno (Parma) geboren und kam nach dem Tode der Infantin und seiner Mutter nach Versailles, wo der begabte und hübsche Knabe von den Schwestern des Königs verwöhnt und protegiert wurde. Er schloß sich der Revolution als Freund Brissots und der Girondisten an und wurde 1791 Kriegsminister. Napoleon behandelte Narbonne mit besonderer Auszeichnung und verwandte ihn wiederholt zu wichtigen diplomatischen Missionen; er ist 1813 bei Torgau gefallen. Anmerkung des Herausgebers.

Frau von Staël hatte ein für eine Frau grausames Geschick: sie war nicht schön. Sie hatte grobe Züge und vor allem eine grobe Nase. Sie hatte ziemlich breite Hüften und eine wenig zarte Haut. Ihre Gesten waren eher energisch als anmutig; wenn sie, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kamin stand, beherrschte sie mit ihrer männlichen Haltung und ihrer mächtigen Stimme, die in scharfem Gegensatz zu ihrem Geschlechte stand, die Gesellschaft, und manchmal konnten sich leise Zweifel regen, ob sie ein Weib sei. Bei alledem war sie erst fünfundzwanzig Jahre alt, hatte sehr schöne Arme, einen junonischen Nacken, prächtige schwarze Haare, die in dichten Locken herabfielen und ihre Schultern wirkungsvoll umrahmten, ja, ihre Züge verhältnismäßig zarter, weniger männlich erscheinen ließen. Aber was sie am meisten zierte, was alles andere vergessen ließ, das waren ihre Augen, ganz einzigartige Augen, schwarz, in Flammen sprühend, in Geist, Güte und allen Leidenschaften strahlend. Ihr Blick war eine Welt. Man las darin, daß sie vor allem gut und edelmütig war. Sie hatte nicht einen Feind, der einen Augenblick in ihrer Nähe weilen konnte, ohne beim Fortgehen, wenn auch widerwillig, zu gestehen: „O, welch eine gute, edle, ausgezeichnete Frau!“

Vermeiden wir dennoch das Wort Genie; hüten wir dieses heilige Wort. Frau von Staël hatte in Wirklichkeit ein großes, ein ungeheures Talent, dessen Quelle ihr Herz war. Aber die tiefe Naivität und die große Erfindungsgabe, diese beiden hervorragenden Züge des Genies, besaß sie niemals. Sie brachte ein primitives Mißverhältnis der Elemente mit auf die Welt, das nicht bis zum Barocken ging, wie bei Necker, ihrem Vater; aber das ein gut Teil ihrer Anlagen unterband, sie hinderte, sich aufzuschwingen, und sie in der Schwülstigkeit festhielt. Die Neckers waren Deutsche, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten. Sie waren reich gewordene Bürgerliche. Als Deutsche, Schweizerin und Bürgerliche hatte Frau von Staël zwar nichts Plumpes, aber etwas Kräftiges, Schwerfälliges, wenig Zartes. Zwischen ihr und Jean Jacques, ihrem Meister, besteht ein Unterschied wie zwischen Eisen und Stahl.

Eben weil sie trotz ihres Talentes, ihres Vermögens und ihres vornehmen Umgangs bürgerlich empfand, hatte Frau von Staël die Schwäche, die Grandseigneurs anzubeten. Sie ließ ihrem guten, ausgezeichneten Herzen, das sie völlig auf die Seite des Volkes gebracht haben würde, nicht freien Lauf. Ihre Urteile und Meinungen neigten stark zum Gegenteil. Überhaupt war ihre Auffassung verkehrt. Sie bewunderte vor allem jenes Volk, das sie für außergewöhnlich aristokratisch hielt: das englische; sie verehrte den Adel Englands, ohne

zu wissen, daß er sehr jung war, ohne seine Geschichte genau zu kennen, von der sie unaufhörlich sprach, ohne eine Ahnung zu haben von dem Verfahren, durch welches England, unaufhörlich von unten her erzeugend, seinen Adel macht. Kein Volk versteht es besser, eine Vergangenheit vorzutäuschen.

Es bedurfte der Liebe, der großen Schwärmerin, der Bezauberin der Welt, um diese leidenschaftliche Frau glauben zu machen, daß man den jungen Offizier, den unbeständigen Wüstling, den glänzenden, leichtfertigen Menschen an die Spitze einer so großen Bewegung stellen konnte. Der gigantische Degen der Revolution wäre als Liebessold aus der Hand einer Frau in die eines jungen Laffen gewandert. Das war schon ziemlich lächerlich. Noch lächerlicher aber war, daß sie versuchte, dieses gewagte Unternehmen im Bunde mit den Feuillants, einer schon abgewirtschafteten Partei, mit Lafayette, der beinahe abgewirtschaftet hatte, durchzuführen; so besaß ihre Tollheit nicht einmal die Eigenschaft, die bisweilen der Tollheit den Erfolg sichert: die Tollkühnheit.

Ein Mann von Geist, dem man heutzutage lächerlicherweise Vorsicht und Voraussicht andichtet, Talleyrand, hatte sich auch bis zur Unbesonnenheit in diese Dummheit eingelassen. Ohne weiteres ließ er sich von der kleinen Koalition nach England senden. Er wurde kaum empfangen; überall wandte man ihm den Rücken.

Wer sähe nicht hinter dieser zusammengewürfelten, ohnmächtigen Partei die feurige Gironde aufmarschieren? Diese hatte sich nicht die Mühe gemacht, vom Krieg zu träumen, ihn zu erfinden. Sie war die Tochter des Krieges, er war es, der ihr den Namen gegeben. Sie kam schäumend daher auf den kriegerischen Wogen des großen Ozeans der Revolution, ungeduldig, sich zu ergießen. Frau von Staël hatte ihr Talent und ihre Intrige, ihren europäischen und vor allem englischen Salon, die Überreste der Konstituierenden und den seligen Herrn von Lafayette. Die Gironde hatte den Aufschwung, den ungeheuren Antritt der sechstausend Freiwilligen, die sich in Bewegung setzen wollten; sie hatte ihre volkstümlichen Kunstgriffe, mit denen sie sowohl die Feuillants als die Jakobiner schlug; ich spreche vor allem von der Herstellung der Piken und der roten Mütze, die sie im Dezember erfand.

Die Gironde ließ den Feuillants, Frau von Staël und Narbonne ihren Lauf; sie wünschte ihnen alles Gute und fand es sehr angenehm, daß sie ihr in die Hände arbeiteten. Dieses Schwert, war es erst einmal gezogen, wer würde es führen, wenn nicht die Gironde? Sie gedachte, doppelten Gebrauch davon zu machen: gegen den König, gegen die Könige; mit dem Griff den Thron umstoßen und mit der

Spitze dem Feind draußen an die Gurgel fahren, der gleichzeitig in seinem Rücken die Völker gegen sich hätte.

Der Hof hatte eine erbärmliche Angst vor dem Krieg, das wissen wir jetzt auf das bestimmteste. Und wenn wir es nicht wüßten, so wäre die Anstrengung nicht groß, diese Mutmaßung zu bestätigen; man braucht nur die wachsende Desorganisation zu betrachten, in der er die Armee beließ, nicht allein die Leute, die undiszipliniert waren, sondern das Material selbst, für das die Versammlung immer vergeblich Summen bewilligte. Man hat gesehen, wie die Konstituierende unter dem Einfluß des Hofes ihre dreihunderttausend Freiwilligen auf weniger als hunderttausend herabminderte, von denen der Minister erklärte, nur fünfundvierzigtausend bewaffnen zu können — die nicht bewaffnet wurden.

Diese Tatsachen waren bekannt, waren handgreiflich. Und dennoch scheint ein sehr aufmerksamer Zeuge, Robespierre, sie nicht gesehen zu haben; noch weniger die Presse und die Klubs, die ihm hierin folgten. Alle warfen sich nach seinem Beispiel auf Vermutungen, unbestimmte Anschuldigungen, ohne daß sie es wagten, die Tatsachen aufzudecken, die zu ihren Füßen lagen.

Robespierre hatte einen ausgezeichneten und treffenden Ausgangspunkt; aber seine bei den Schlußfolgerungen seines Hasses unklare und unzusammenhängende Vorstellungskraft brachte nur ein riesiges Durcheinander irrtümlicher Schlüsse heraus.

Der sehr richtige Ausgangspunkt war der, daß Narbonne und seine Muse, die Feuillants usw. weder als Charakter noch als Partei Vertrauen einflößen konnten, daß es sehr gewagt war, solchen Händen den Freiheitskampf anzuvertrauen.

Mehr wußte Robespierre nicht. Hören wir, was er an Mutmaßungen hinzufügte:

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein tiefes Einverständnis, ein festes Komplott besteht zwischen dem Hof einerseits und den Feuillants, Staël, Narbonne und Lafayette anderseits. Sie wollen Frankreichs Armeen aufs Spiel setzen, sie schlecht organisiert den hunderttausend gelernten Soldaten, die an unseren Grenzen stehen, entgegenführen, irgendwelche Tätigkeit vortäuschen, sich schlagen lassen, oder auch sich durch irgendeinen von vornherein vereinbarten kleinen Sieg als unsere Retter aufwerfen und wiederkehren, um uns ihre englische Verfassung, Pairie, Aristokratie usw. aufzudrängen." — Das schien richtig und war dennoch falsch, hinsichtlich des Einverständnisses mit dem Hof; Narbonne war ihm aufgezwungen worden. Er haßte die Feuillants noch mehr als die Jakobiner; und was Lafayette anging, so hatte er, weit entfernt, ihm einen Erfolg zu

wünschen, ihm soeben erst bei den Pariser Wahlen die schmählichste Niederlage bereitet.

„Es ist ferner sehr wahrscheinlich," sagte Robespierre, „daß Brissot und die Gironde mit dem Hofe, den Feuillants, Narbonne und Lafayette im Einvernehmen sind. Brissot greift Narbonne nicht an, usw." — Auch das war falsch. Brissot, der bis zu dem Blutbad auf dem Marsfeld seine Hoffnung auf Lafayette gesetzt hatte, sah ihn seit jener Zeit nicht wieder, und ohne ihn heftig anzugreifen, war er ihm doch feind, da er unwiderruflich der Partei angehörte, die, trotz der Feuillants, den Thron stürzen wollte.

Robespierre war sowohl zu mißtrauisch als auch zu spitzfindig, um die Wahrheit herauszufinden. In Wirklichkeit (heute ist es unwiderleglich erwiesen) hatten der Hof, die Feuillants, die Girondisten keineswegs die nahe Gemeinschaft, die er vermutete, denn der Hof haßte Narbonne und murrte über den abenteuerlichen Plan des Krieges, in den er ihn verwickeln wollte; der Hof meinte mit Recht, daß man ihn am Tage nach dem ersten Mißerfolg des Verrats zeihen und er in einer furchtbaren Gefahr schweben würde, der Narbonne und Lafayette nicht einen Augenblick standhalten könnten, daß die Gironde den beiden den kaum gezogenen Degen entreißen würde, um ihn gegen den König zu kehren.

„Sehen Sie," sagte Robespierre, „daß der Plan zu diesem ruchlosen Krieg, durch den man uns den Königen Europas ausliefern will, unmittelbar aus der Gesandtschaft des Königs stammt, der Europas General gegen uns sein wird?" Das hieße vermuten, daß Frau von Staël wirklich die Frau ihres Gatten war, daß sie für Herrn von Staël und nach den Anweisungen seines Hofes handelte; eine lächerliche Vermutung, wenn man die rasende Liebe zu Narbonne sah, die sie ganz offen zur Schau trug, und ihren Eifer, ihn berühmt zu machen. Die arme Corinna war fünfundzwanzig Jahre alt, sehr unvorsichtig, leidenschaftlich, edelmütig und weit entfernt von jedem Gedanken an politischen Verrat. Diejenigen, welche Natur, Alter und Leidenschaft besser kennen als der allzu feine Logiker, werden diese ärgerliche, sicher unmoralische, sonst aber einwandfreie Sache vollkommen verstehen; sie handelte für ihren Liebhaber, keineswegs für ihren Gatten. Sie hatte es eilig, den ersteren in dem Kreuzzuge der Revolution berühmt zu machen, und sorgte sich nur wenig darum, ob die Schläge nicht auf das Haupt des erlauchten Herrn, des schwedischen Gesandten, fallen würden.

Am 12. Dezember, am 2. und am 12. Januar und später noch, legte Robespierre mit außergewöhnlicher Überlegenheit das ungeheure System von Argwohn und Anklage dar, in dem er alle Parteien

durcheinander warf; eine Fülle mehr oder weniger erfinderischer Vorwürfe begründete auf mehr oder weniger glückliche Art dieses Gebäude des Irrtums. Alles das wurde von den Jakobinern entzückt aufgenommen, war doch auch ihr eigentlicher Wesenszug das Mißtrauen; sie hörten auf diese Gedankengänge, die die ihrigen waren, griffen sie begierig auf, ließen sich von ihnen durchdringen und sogen ihren Geist ganz voll damit. Auch der Augenblick war dem günstig: ein trauriges, trübes, unheilvoll stürmisches Paris, ein unsägliches, hoffnungsloses Elend ohne Ziel und Ende. Ein düsterer Winter. Überall Schatten, Finsternisse. „Sehen Sie dort unten den schleichenden Schatten, die phantastische Gestalt, den Ritter vom Dolch, in einen Mantel gehüllt? Gestern hat man einen Munitionswagen aus den Tuilerien herausfahren gesehen . . . dahinter steckt etwas, usw., usw." Alles das wurde höchst gläubig aufgenommen; den Schatten, man sah ihn; die Geschichte, man glaubte sie ohne weiteres. Wer daran zu zweifeln wagte, wurde von den anderen scheel angesehen; man wich ihm aus, zuweilen bedrohte man ihn.

Man muß nur sehen, wie feurig, blind und leichtfertig die Presse ist. Nichts ist so widersinnig, daß es nicht von Fréron und Marat angeführt würde. Armes Volk, sagte dieser, du bist betrogen, ausgeliefert durch den Krieg! Dabei hätten Dolche und Hanfstricke genügt, um der Sache ein Ende zu machen.

Desmoulins, der soviel Geist besitzt, hat alle Urteilskraft verloren. Er geht, er kommt, er glaubt, er zweifelt im Sinne Dantons, Robespierres; er selber hat keine eigene Meinung.

Der eigenartigste ist wie immer Danton. Er spricht zu den Jakobinern und fürchtet den Anschein, ihren Argwohn nicht zu teilen. Er fürchtet, wie er selber sagt, daß man ihn beschuldige, gegen die Partei der Tatkraft zu sein. Er dreht und wendet ein, verbreitet sich in leeren, hohltönenden Phrasen und sagt: gewiß, er wolle den Krieg, zunächst aber wolle er, daß der König sich gegen die Emigranten wende, usw. usw.

Brissot entgegnete mehrmals auf Robespierres Argumente, ohne doch je dessen Ansehen bei den Jakobinern erschüttern zu können. Abgesehen von ihrer Voreingenommenheit, die alles, was ihnen entgegen war, schon im voraus übel aufnahmen, hatten sie guten Grund, weniger auf Brissot zu hören. Robespierre sprach alles aus, was er dachte, Brissot nur die Hälfte. Ersterer zeigte vortrefflich, daß der Hof, die Feuillants, Narbonne zu verdächtig waren, um ihnen den Krieg anzuvertrauen. Brissot aber erging sich in allgemeinen Andeutungen, daß man seinen heimlichen Gedanken nicht sagen, nicht verraten könne, nämlich: daß die Gironde, als Herrin der zu-

nehmenden Bewegung, sicher war, Narbonne zu besitzen, selber das Schwert zu ergreifen, den inneren Feind, den König, zu stürzen und einmütig gegen den äußeren Feind zu marschieren.

Die Partie war also ungleich zwischen ihnen, da Brissot nur einen Teil seiner Mittel anwenden konnte. Robespierre trieb ihn in die Enge, sagte und wiederholte das sichtlich wahre Wort: „Die Exekutivgewalt ist verdächtig, Sie wollen sie exekutieren? Diese Gewalt ist die Gefahr, das Hindernis, und was tun Sie dagegen?“ — Brissot konnte seinen Gedanken nicht laut werden lassen: „Wir stürzen sie.“

Diese vorsichtige, zurückhaltende, zwiespältige Haltung bildete die Schwäche der Gironde, die im übrigen gerade jetzt so stark war. Ihre Handlungsweise war dem König gegenüber von einer Scheinheiligkeit, die ihr schadete. Sie forderte ihn auf, König zu sein, als verfassungsmäßige Gewalt vorzugehen, gleichzeitig aber führte sie ihn durch zunehmende Unannehmlichkeiten in Versuchung. Sie rechnete darauf, ihn so weit zu treiben, daß er einen entscheidenden Fehler beging, der ihm den Zorn der Nation eintrug und ihn in den Staub warf.

Am 11. Januar erstattete Narbonne, der auf einer äußerst beschleunigten Reise die Grenzen besichtigt hatte, der Versammlung Bericht. Ein echter Höflingsbericht! Sei es Übereilung, sei es Unwissenheit, er entwarf ein glänzendes Bild von unserer militärischen Lage, nannte riesige Ziffern der Truppenbestände, machte Übertreibungen aller Art, die später von Dumouriez in einer Denkschrift zunichte gemacht wurden. Indessen sagte Narbonne in seiner eleganten und feurigen Rede, bei der Frau von Staël sicher mitgearbeitet hatte, einiges sehr Verständige, das allerdings damals keiner recht erfassen konnte. Er sagte, daß zwischen den Offizieren ein wesentlicher Unterschied zu machen sei; einige seien tatsächlich Freunde der Revolution. Das wird von denen nicht in Zweifel gezogen werden, die wissen, daß unter den reinsten, ehrenhaftesten Freunden der Freiheit, die in der Armee zu finden waren, Desaix, la Tour d'Auvergne und anderen, adlige Offiziere waren. Das ancien régime war weit davon entfernt, den Provinzadel zu begünstigen; er hatte beim Dienst keine Aussicht auf Beförderung; auf alle höheren Chargen hatten der Adel des Antichambre, die Familien bei Hofe, die Hauptleute am „œil-de-bœuf“ ein Vorrecht.

Narbonne tat noch einen sehr schönen, sehr richtigen Ausspruch, der vermutlich aus dem edlen Herzen seiner Freundin kam: „Eine Nation, welche die Freiheit will, hätte nicht das Bewußtsein ihrer Kraft, wenn sie, der Absicht einzelner Leute folgend, sich einer

Schreckensherrschaft überließe. Wenn der allgemeine Wille so stark zum Ausdruck kommt, wie in Frankreich, hat es niemand in der Gewalt, seine Wirkung einzudämmen. Die Zuversicht selbst ist eine Sache des Mutes; sie wird das Volk wie den einzelnen dahin führen, an die Kühnheit als das Verständige zu glauben."

Dieses Wort war nicht allein richtig, es war tief. Nein, niemand konnte eine solche Bewegung aufhalten. Selbst unter den untauglichsten Führern würde sie die gleiche Wirkung gehabt haben. An demselben Abend, am 11. Januar, hielt Robespierre bei den Jakobinern eine endlos lange, endlos gedrechselte Rede, ohne dem, was er schon mehrfach von der Angebrachtheit des Argwohns gesagt hatte, irgend etwas Neues hinzuzufügen. Zum Schluß schlug er einen empfindsamen, klagenden und testamentarischen Ton an, stellte sich ganz als Märtyrer hin und empfahl sein Angedenken der jungen Generation, „der süßen und zärtlichen Hoffnung der Menschheit," die voller Dank der Tugend Altäre errichten werde. Er verlasse sich, sagte er, auf die mütterlichen Lehren; er hoffe, diese Jugend werde ihr Ohr „den giftigen Sirenenliedern der Wollust verschließen"; es folgten weitere moralische Banalitäten, linkische Nachahmungen Rousseaus. Es war der Ton der Zeit, und auf die Jakobiner war der Eindruck ganz hervorragend. Auf den Tribünen, die voller Frauen waren, wurden die Taschentücher gezogen, unterdrücktes Seufzen und Schluchzen ließ sich hören.

Was wollte er aber eigentlich? Er sprach es nirgends aus. Was sollte, seiner Ansicht nach, mit dieser angefangenen Revolution, diesem Volksaufstand, diesen Sympathien Europas geschehen? — War nicht zu befürchten, daß der gewaltige Stoß, wenn man ihn aufhielt, auf sich selbst zurückschlug? — Und das war es, was geschah. Der verhängnisvolle Aufschub wandelte den Kreuzzug in einen Verteidigungskampf bitterster Verzweiflung. Er trug uns die Septembermorde ein, den völligen Umschwung Europas gegen uns, den Haß und den Abscheu der Welt.

Recht spät, am 10. Februar, wagte es Robespierre, der tagtäglich gedrängt wurde, aus seinen nichtigen Redereien, seiner ewigen Anpreisung des Argwohns, herauszugehen, (wagte mehr, als je bisher) einige praktische Winke anzugeben. Sie sind eigenartig. Ich gebe sie in ihrer naiven Bedeutungslosigkeit wieder. Als erstes, ein Bündnis, diesmal ohne Abgott Lafayette. Als zweites, Wachsamkeit; die Sektionen in Permanenz erhalten, die verstreuten französischen Garden einberufen, den hohen Gerichtshof von Orleans nach Paris verlegen, die Verräter bestrafen. Drittens: Den Volksgeist durch Erziehung fördern. Viertens: Für das Volk günstige Verfügungen

erlassen, „der erschöpften und keuchenden Menschheit“ ein Teilchen der vom Hof verschlungenen Schätze zuwenden, usw. — Das ist das unklare und schwächliche Mittel, das aber darum von den Jakobinern nicht weniger beifällig aufgenommen und bewundert wurde.

Eines war gewiß: Europa wollte angesichts des bebenden Rheins, der kaum zu bändigenden Niederlande, Lüttichs, Savoyens und Waadtlands, die zu Frankreich hinstrebten, — Europa wollte für den Augenblick den Krieg vertagen, eine gelegenere Zeit abwarten. Die Gelegenheit konnte ihm durch die Exzesse der Revolution gegeben werden, Exzesse, die sehr wahrscheinlich waren, wenn man den gärenden Most, der zu entweichen strebte, in seiner Bütte eingeschlossen hielt.

Um Frankreich zurückzuhalten, versuchten die Fürsten es sowohl mit der Einschüchterung, als auch mit versöhnlichen Maßnahmen. Der Kaiser hatte erklärt, der Kurfürst von Trier habe in seiner Angst bei ihm um Hilfe ersucht, und er werde ihm den General Bender senden, denselben, der die Revolution der Niederlande unterdrückt habe. Auf der anderen Seite bot der Kurfürst jede Genugtuung an, entfernte die Emigranten und bedrohte mit der schwersten Strafe, mit Zwangsarbeit, alle, die für jene die Rekrutierung betrieben oder ihnen Munition verschafften (6. Januar 1792). Dessenungeachtet beschloß am 14. Januar das diplomatische Komitee durch die Vermittlung Gensonnés', der König müsse den Kaiser ersuchen, vor dem 11. Februar deutlich zu erklären, ob er für oder gegen uns sei; sein Schweigen würde als Beginn der Feindseligkeiten aufgefaßt werden.

Der Hof, erschrocken, die Kriegsfrage so deutlich aufgerollt zu sehen, ließ sofort melden, er erhalte aus Trier die bestimmte Versicherung, daß die Emigranten tatsächlich auseinandergetrieben worden seien. Er ließ auch wissen, daß der Kaiser in diesem Sinne dem Kardinal von Rohan Befehle erteilt habe, der von Kehl aus Straßburg beunruhigte.

Bald suchte man, um die Versammlung zurückzuhalten und nachdenklich zu stimmen, ihr kund zu tun, daß die Grenze von den Spaniern bedroht sei, und wenn man zum Rhein marschiere, so werde man sie im Rücken haben. Bald machte ein Feuillant (Ramond) darauf aufmerksam, wie wenig man auf die Engländer vertrauen dürfe, die sich im Kriegsfalle gegen uns wenden könnten.

Am Tage, da Gensonné vorschlug, vom Kaiser eine entscheidende Erklärung zu verlangen, unternahm es einer der ersten Girondisten, Guadet (von Saint-Emilion), ein glänzender Redner voll feuriger, schlagfertiger, herausfordernder Worte, einmal durch eine große,

feierliche und dramatische Kundgebung auf Robespierres Verdächtigung der Gironde (daß sie den Krieg nur wage, um im Einverständnis mit den Königen Frankreich bloßzustellen) zu erwidern. Guadet griff das Wort „Kongreß“ auf, das gefallen war, und sagte: „Was ist das für ein Kongreß, ein Komplott? . . . Tun wir doch allen diesen Fürsten kund, daß die Nation ihre Verfassung als Ganzes aufrecht erhält oder mit ihr zugrunde gehen wird . . . Weisen wir den Verrätern ihren Platz an, und dieser Platz sei das Schafott! . . . Ich schlage vor, jeden Franzosen als Verräter und Schurken anzusehen, der an einem Kongreß zur Abänderung der Verfassung oder zu Verhandlungen zwischen Frankreich und den Rebellen teilnimmt!“ — Die Versammlung erhob sich in unbeschreiblicher Begeisterung wie ein Mann, und unter dem Beifallssturm der Tribünen leistete sie den Eid.

Am übernächsten Tage wandte sich Vergniaud in einer wundervollen Rede gegen die Friedensparteiler, die unschwer gezeigt hatten, daß Frankreich allein stehe und keine Verbündeten habe. Er gestand, daß es in der Tat nur die ewige Gerechtigkeit zum Bundesgenossen habe, und schloß mit der frommen Äußerung: „Eine Vorstellung drängt sich jetzt meinem Herzen auf. Es ist mir, als ob die Manen vergangener Geschlechter sich in diesen Tempel drängen, um Sie im Namen der Leiden, die sie durch die Sklaverei erdulden mußten, zu beschwören, die kommenden Geschlechter, deren Geschick in Ihrer Hand liegt, davor zu bewahren. Erhören Sie dieses Gebet; seien Sie für die Zukunft eine neue Vorsehung; vereinigen Sie sich mit der ewigen Gerechtigkeit, welche die Franzosen in ihren Schutz nimmt. Sie machen sich damit nicht nur als Wohltäter Ihres Vaterlandes, sondern als Wohltäter der ganzen Menschheit verdient.“

Die edle Milde dieser Worte steht in grellem Gegensatz mit der Heftigkeit des Kampfes, der in der Presse und bei den Jakobinern tobte. Er war durch das Eingreifen eines jungen Mannes von eigentümlicher Ungezwungenheit, der sich um Maß und Form nicht kümmerte, noch lebhafter; es war Louvet, der Verfasser des „Faublas“. Manche bezeichneten ihn auch als den Helden seines Romans; und wirklich, dieser glühende Kriegseiferer war ein kleiner blonder Mann, mit einem zarten und hübschen Gesicht, der zweifellos wie Faublas als Weib gelten konnte. Er, der Verfasser eines unmoralischen Romans, war als Kontrast in Wirklichkeit das Vorbild eines treuen Liebhabers; seine Lodoïska, die er berühmt gemacht hat, rettete ihm 1793 das Leben, und später starb Louvet aus Kummer über allerlei beleidigende Späße, deren Gegenstand sie gewesen war.

Im Jahre 1792, nach manchem Abenteuer, besaß Louvet seine Lodoïska und lebte glücklich. Er setzte darum nicht weniger dies Glück aufs Spiel. Der mutige kleine Mann wandte sich lebhaft und herausfordernd gegen Robespierre, immer noch respektvoll, wie man eben einen großen Bürger angreift. Dieser war darum nicht weniger erbittert, sich sogar bei den Jakobinern, in seinem Reich, angefochten und von dem jungen Verfasser des „Faublas" widerlegt zu sehen, ein geschmeidiger Kämpfer, der seine Angriffe vervielfachte, von allen Seiten vorstürmte und Robespierre hundertmal traf, ehe der sich einmal umgewandt hatte.

Er hielt sich nicht an Louvet, aber an Brissot. Und sein Haß nahm zu. Brissot warf ihm Louvet entgegen. Und er hetzte Brissot eine Dogge an die Beine, Camille Desmoulins.

Man hatte gerade bei den Jakobinern die beiden Gegner, Robespierre und Brissot, genötigt, einander entgegenzukommen und zu küssen. Der alte Dussault, der diesen falschen Frieden herbeiführte, weinte vor Rührung, Robespierre bestand jedoch darauf, daß er den Kampf fortsetzen werde, „da seine Anschauungen sich seinen Gefühlsregungen und seiner Zuneigung für Herrn Brissot nicht unterordnen könnten". Das Wort Zuneigung läßt uns schaudern.

Desmoulins hatte die Torheit begangen, als Advokat irgendeinen Bösewicht, Mitbesitzer einer Spielhölle, zu verteidigen. Brissot, der mehr den Puritaner herauskehrte, als er das Recht dazu besaß, hatte ihm das bitter vorgeworfen. Der Augenblick war äußerst günstig, um den jähzornigen Schriftsteller auf seinen unvorsichtigen Kritiker zu hetzen. Desmoulins begann eine Untersuchung von Brissots Lebensführung und fand mühelos, was er brauchte. Dieser, ein ewiger Hungerleider, hatte vor der Revolution im Sold der französischen Pasquillanten Englands gestanden. Er hatte, wie alle Skribenten jener Zeit, allerlei wenig ehrenwerte Dinge begangen; so hatte er beispielsweise Subskriptionen gesammelt für eine Unternehmung, aus der nachher nichts wurde, und er hatte nichts zurückgeben können. Brissot war sein Leben lang nicht arm, aber dürftig. Seine politische Allmacht im Jahre 1792 änderte daran nichts. Selbst in diesem Jahre, da er alle Verfügungen traf, die einträglichsten Posten wem immer übertrug, besaß er nur einen schwarzen Anzug mit abgenutzten Aufschlägen; er wohnte in einer Bodenkammer, seine Frau wusch selber seine Hemden. Das völlige Elend, in dem er seine Familie hinterließ, war der bitterste Kummer seiner letzten Augenblicke.

Desmoulins behandelte die traurige Vergangenheit Brissots nach seiner Weise. Den wahren und wahrscheinlichen Dingen fügte er

die unsinnigsten hinzu, die darum nicht weniger Eindruck machten. Die nichtswürdigen, scheuen, halb verhüllten Verdächtigungen, die Robespierre in seiner langweiligen und monotonen Art vortrug, hatten keinen großen Schlag führen können. In Desmoulins Händen aber wurden sie zu einem glühenden Eisen, mit dem Brissot sich ein für allemal gebrandmarkt sah, der Beschämung, dem Tode preisgegeben. Es ist allerdings wahr, daß der grausame Schmähschreiber 1793 harte Sühne tun mußte. Am Tage, an dem die Verurteilung Brissots und der Gironde erfolgte, in jener unheilvollen Nacht, war Desmoulins zugegen, als die Geschworenen mit dem Todesurteil zurückkamen. Er raufte sich das Haar: „Ach!" rief er, „es ist meine Schuld, meine ‚Enthüllungen über Brissot' [71]), meine ‚Geschichte der Brissotins' [72]) hat sie dahin gebracht."

Eine Hand ist überall in dieser mörderischen Streitschrift erkennbar: die Hand des Mannes, der damals den leicht beweglichen Künstler lenkte und seine Feder in einen Dolch verwandelte, die Hand des „Schulfreundes", mit dem Desmoulins sich gar so brüstet, des großen Bürgers, den er „liebt und verehrt", kurz, die Hand Robespierres. Man hat den Entwurf, den diese Hand gefertigt, um Saint-Just den nichtswürdigen und lügnerischen Bericht zu liefern, der Danton stürzte, wiedergefunden und besitzt ihn noch. Kein Zweifel, daß der Plan zu der Anklageschrift Desmoulins gegen Brissot ebenfalls von Robespierre geliefert worden ist, zum mindesten die genaue Feststellung der Hauptanklagepunkte. Der abscheulichste davon findet sich in der ersten Nummer der Zeitung wiedergegeben, die Robespierre wenig später herausgab. Man glaubt zu träumen, während man liest, so unglaublich und abgeschmackt ist die Unterstellung.

Warum schlug Brissot im Juli 1791 die Republik vor? Um, nach Robespierre und Desmoulins, das Massaker vom Marsfeld vorzubereiten! — Alles, was Brissot tat, geschah, um dem Volk im voraus einen Abscheu vor der Freiheit beizubringen.

Da haben wir den gemeinsamen Text von Lehrer und Schüler. Dieser macht nun seine Zusätze. Er überläßt sich seinem Rednerschwung. Warum hat Brissot Barnave und Lameth zum äußersten getrieben? Um sie dem Hof in die Arme zu legen, ihn zu kräftigen und die Revolution zu stürzen. Warum hat er die Befreiung der Neger mit Eile betrieben? Um San-Domingo in Brand zu setzen und die Revolution zu verleumden. Warum ferner wirft er Desmoulins vor, die Spielhäuser verteidigt zu haben? Um die Spieler

[71]) „Brissot le dévoilé."
[72]) „Histoire des Brissotins."

aufzuhetzen, die Feinde der Revolution zu vermehren und die Freiheit zu vernichten.

Robespierre gab sich ausschließlich mit diesen persönlichen Kämpfen ab. Er hielt die Jakobiner zurück und machte sie zum Gespött; er wollte nichts, tat nichts, als reden, anklagen, zittern, immer wiederholen: „Nehmen wir uns in acht; wir dürfen nicht vorgehen, uns nicht bloßstellen . . . Halten wir uns zurück, begnügen wir uns, den Feind zu überwachen . . .“ Es war eine Zeitkrankheit, alles den Jakobinern zuzuschreiben, so wie es früher Mode gewesen war, alles vom Herzog von Orleans zu erwarten. Diese große Gesellschaft der Inquisition und der Rederei war wie ein unheilvoller Schatten, der über Frankreich lagerte, zu dem man beständig hinsah, als zu dem vermutlichen Ausgangspunkt jeder Bewegung. Das war ganz gewiß falsch zur Zeit, in der wir uns befinden. Die Jakobiner, die durch ihre wesentlichste Eigenschaft (Mißtrauen und Krämertum), durch das Interesse derjenigen von ihnen, die Käufer der Nationalgüter waren und den Krieg sehr fürchteten, zurückgehalten wurden, die Jakobiner taten nichts.

Untätig bleiben, wenn die Welt marschierte, die Ereignisse sich jagten — das hätte einen schnellen Sturz herbeiführen müssen. Aber das Vorurteil jener Zeit, die dauernden Anschuldigungen, welche die Jakobiner für alles verantwortlich machten, was sie gar nicht taten, trug dazu bei, sie wieder aufzurichten. Ein scharfsinniger, beredter Artikel von André Chénier, in welchem er den inquisitorischen Geist der Gesellschaft beleuchtete und ihr Grundprinzip (die Pflicht der Angeberei) aufdeckte und sie als Mönche bezeichnete, machte in der Öffentlichkeit Aufsehen und ließ die Jakobiner noch gefährlicher erscheinen, als man geglaubt hatte. Was ihr Ansehen noch viel mehr hob, das war, daß der Kaiser Leopold in den öffentlichen Akten, die der Versammlung übermittelt wurden (19. Februar 1792) diese „verderbliche Sekte“ als den Hauptfeind des Königtums und aller öffentlichen Ordnung bezeichnete. Diese Beschuldigung aus dem Ausland verband Frankreich ganz besonders mit den jakobinischen Gesellschaften: Die Menge strömte ihnen zu.

Europa blickte auf Frankreich. Die Kaiserin von Rußland hatte sich beeilt, mit der Türkei zu verhandeln, und hatte es ohne zu markten, zu mäßigen Bedingungen getan; offenbar war sie mit einer anderen, noch wichtigeren Angelegenheit beschäftigt. Mit welcher? Die Niederwerfung der Revolutionen von Polen und Frankreich — es war leicht zu erraten.

Am 7. Februar war in Berlin ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Österreich und Preußen geschlossen worden. Diese Mächte

sollten jedoch erst eingreifen, wenn der Bürgerkrieg hier ausgebrochen wäre.

Er wurde wahrscheinlich und begann bereits in den religiösen Angelegenheiten. Die Priester, welche sich verheirateten, wurden grausam verfolgt. Die Versammlung war über die Ehe der Priester zur Tagesordnung übergegangen, indem sie sagte: „Da die Sache nichts Gesetzwidriges habe, sei es überflüssig, darüber besonders zu beschließen.“ Das war eine stumme, indirekte Billigung. Zwei Pfarrer zogen diesen Schluß und heirateten, und man sah das Volk sich zusammenrotten, sah wie die Bevölkerung, die Gemeindebeamten an der Spitze, sie gewaltsam, schimpflich von ihrer Pfarre vertrieb. Aus Rache erbosten sich die Patrioten — ich weiß nicht welcher Gegend, über eine von einem widersetzlichen Pfarrer vorgenommene Beerdigung, und wollten den Toten wieder ausgraben, um ihn im Namen des Gesetzes einsegnen zu lassen.

In Paris schien der Kampf unausbleiblich, das Blut bereit, zu fließen. Der Hof hatte Mittel und Wege gefunden, sich eine Armee zu schaffen. Ich spreche von der verfassungsmäßigen Garde des Königs, die ihm von der Konstituierenden Versammlung zugesprochen worden war, die man aber vergrößert und gefährlich gemacht hatte. Sie sollte achtzehnhundert Mann betragen, umfaßte aber beinahe sechstausend. Die Versammlung hatte dem König eine „maison civile“ und eine „maison militaire“ gegeben; nur die letztere wurde organisiert. Es war eine Armee, auf welche die Königin sich mit Eifer stürzte. „Majestät,“ sagte Barnave, „sind wie der junge Achill, der sich selber verriet, als man ihn zwischen Schwert und Frauenschmuck wählen ließ; er ergriff das Schwert.“

Es war keine Prunkgarde, wie man es sich gedacht hatte. Sie wurde sorgfältig, Mann für Mann, aus zwei der gefährlichsten Klassen zusammengesetzt; einesteils aus Provinzedelleuten, so tapfer und fanatisch wie Henri von Larochejaquelein; andernteils aus Meistern der Fechtkunst, erprobten Raufbolden, kühnen und abenteuerlustigen Männern; es genügt, Murat zu nennen.

Diese kleine Zahl nebst den Schweizern und einem königstreuen Teil der Nationalgarde, war in Wirklichkeit eine viel ernstzunehmendere Macht als die ungeschulten Massen in Paris und den Faubourgs. Diese begannen sich zu bewaffnen. Die Gironde ermunterte mit allen Mitteln der Subskription und der Presse die Herstellung von Piken. Sie wollte das ganze Volk bewaffnen.

Was immer für Fehler diese Partei späterhin begehen mag, geben wir ihr, was sie verdient. Sie stellte in dieser Krise das revolutionäre Prinzip mit unendlicher Hochherzigkeit und Größe dar. Sie

stützte in einem ergreifenden Briefe Pétions die Hoffnung der Revolution auf einen freundschaftlichen Ausgleich zwischen dem Bürgertum und dem Volk, zwischen den Armen und den Reichen. Und diesen Ausgleich gründete sie auf ein ungeheures Vertrauen, indem sie die Waffen in die Hände der Armen legte.

Waffen für alle, und Unterweisung für alle; kurz, zum Vorteil aller ein brüderliches System allgemeiner Hilfe. Nirgends hat sich diese Brüderlichkeit mit so liebevoller Achtung vor dem Armen gezeigt, wie in der von Condorcet verfaßten Eingabe an Frankreich (16. Februar 1792).

Die so begründete Gleichheit mußte durch irgendein Zeichen sichtbar gemacht werden, nicht durch eine gleiche Tracht, das wäre unausführbar gewesen, sondern durch ein gemeinsames Abzeichen. Man wählte die rote Mütze, die damals von den ärmsten Bauern getragen wurde. Man bevorzugte die rote Farbe, weil sie am hellsten, am fröhlichsten und der Menge am liebsten war. Keiner dachte damals daran, daß es ein Blutrot war [73]).

Eine Frau, eine Mutter war es, die in dieser allgemeinen Gefahr von innen und außen an den Klub des Bistums schrieb (31. Januar 1792), daß man für die Fabrikation der Piken und die Bewaffnung der gesamten Bevölkerung eine Subskription eröffnen müsse. Die ergriffenen Anwesenden gaben sofort alles, was sie hergeben konnten. Die girondistische Presse verbreitete die Sache, trieb sie an. Die Jakobiner, die dem Kriege wenig günstig gesinnt und zweifellos gekränkt waren, daß man sie überrannt hatte, fanden wenig Geschmack an den Piken, an der roten Mütze; sie bewahren eine vollkommene Stille. Allein am 7. Februar führte ihnen ein feuriger Savoyarde, Doppet, einen Schlosser zu, der ihnen die Piken zum Geschenk machte, die er geschmiedet hatte. Man ernannte Kommissare zur Vervollkommnung dieser Waffe.

Der Eifer des Faubourg Saint-Antoine, der sich schon 1789 so vorzüglich der Piken bedient hatte, war außerordentlich. Sein berühmter Redner, Gonchon, erschien beim Klub des Bistums, um die trikoloren Wimpel anzubieten, mit denen man die Piken schmücken wollte. „Sie werden ihren Siegeszug über die ganze Welt machen, unsere Piken und unsere Wimpel," sagte Gonchon. „Mit ihnen allein werden wir die Throne stürzen. Die trikolore Kokarde ist ein Teil der Wollmütze; sie wird es bis zum Turban bringen."

[73]) Das geschah im Dezember und Januar (siehe die Artikel Brissots, der den Anstoß gab). Diese rote Mütze ist also nicht, wie man meinte, den Galeerensträflingen, den Soldaten des Châteauvieux, entliehen, mit denen sich die Allgemeinheit erst viel später, im April, befaßte.

Als der König seine Besorgnis äußerte über diese allgemeine Bewaffnung, wagte der Gemeinderat derselben doch nicht entgegenzutreten. Er befahl, daß alle, die sich mit Piken bewaffneten, ihrer Sektion darüber Meldung zu machen und nur den Offizieren der Nationalgarde oder der Linie zu gehorchen hätten. So bildeten sie also kein Korps, hatten selbst keine Offiziere.

Der König und die Jakobiner, so wenig sie sich auch mit den Piken befreunden konnten, waren bald gezwungen, sich damit abzufinden. Die Deputation von Marseille, an ihrer Spitze Barbaroux, eine schöne, junge, heldenhafte Gestalt, kam und beklagte sich beim Klub über die Langsamkeit, mit der man Waffen verteile. „Man fürchtet, das Volk zu bewaffnen," sagte er, „weil man es noch niederhalten will. Unglück über die Tyrannen! Der Tag ist nicht fern, da ganz Frankreich sich erheben wird, von Piken starrend! . . ."

Die mit Piken bewaffneten Leute verlangten Eintritt, und zwar sogleich; und man sagte ihren Trägern, das Reglement verbiete die Waffen. „Mögen sie kommen," sagte Manuel, „aber um beim Präsidenten abgegeben zu werden." (Ja! ja! — Nein! nein!) — Darauf aber Danton, in edler und großzügiger Regung: „Sehen Sie nicht bei den Fahnen, die an der Decke hängen, daß sie mit Piken bewehrt sind? Und wer denkt daran, etwas dagegen zu sagen? Geben wir lieber von jetzt an jeder Fahne eine Pike! Und möge es das ewige Bündnis der Piken und Bajonette sein!" Donnernder Beifall. Die Piken wurden eingelassen.

Es war die Modenarrheit, die allgemeine, rührende, lächerliche Hingerissenheit. Im Faubourg Saint-Antoine hatte die Frau eines Tambours eine Tochter geboren; das Kind wurde von einem der Eroberer der Bastille, Thuriot, über die Taufe gehalten, von einem anderen, Fauchet, getauft. Über dem Taufbecken war eine Fahne der Bastille nebst einer Freiheitsmütze angebracht. Die Orgel spielte das „Ça ira!" Der Vater sprach für die Kleine den Bürgereid. Sie erhielt einen Namen, der noch nicht im Kalender stand: Pétion-Nationale-Pique.

Der Krieg wurde zur Gewißheit. Der Herrscher, der ihm am meisten entgegengewesen war, Leopold, starb plötzlich am 1. März. Und die Gironde stürzte den Minister, durch den es dem Hof im Einvernehmen mit Leopold gelungen war, die Bewegung einzudämmen.

Am 18. März beschuldigte Brissot feierlich, die Beweisstücke in Händen, den Minister Delessart, beständig die Ausführung der Anordnungen der Versammlung umgangen zu haben, beim Kaiser feige den Frieden betrieben zu haben, während der Kaiser ihn doch selber

nötig hatte, da er damals nicht in Bereitschaft war und den Krieg fürchten mußte.

Dieses unvorhergesehene, kühne Unterfangen war ein direkter Hieb für den König. Es war nur zu klar, daß Delessart der Versammlung nur darum entgegengehandelt hatte, um dem König zu gehorchen.

Es war ein indirekter aber wohlgezielter Hieb gegen Robespierre. Alle Akten, die man zum Angriff gegen Delessart vorlas, bewiesen entgegen Robespierres Auffassung, daß der Hof durchaus nicht den Krieg gewollt hatte, daß er ihn vielmehr im Gegenteil um jeden Preis vermeiden wollte.

Frankreich glich einem Menschen, dem beide Hände gebunden sind; die Linke durch den Hof, die Rechte durch Robespierre und die jakobinische Fraktion, die den wahren Geist der Jakobiner darstellte.

In dieser entscheidenden Handlung, die nichts anderes war als ein Schlag ins Dunkel, auf den Hemmschuh, der alles zurückhielt, folgten die Girondisten aufs Wort dem Gedanken Sieyès von 1789: „Kappen wir das Tau, es ist Zeit.“

Das Zusammengehen der Tuilerien mit Wien, die völlige Übereinstimmung in Auffassung und Absicht zwischen dem Hof und dem Feind war in der Akte Leopolds allzu klar hervorgetreten, schien er doch über den Stand im Inneren, die Lage der Parteien, die Bedeutung der Klubs usw. so gut unterrichtet. Man hatte, ungeschickt genug, den Kaiser wie einen Feuillant reden lassen, wie Duport oder Lameth. Das war nicht verwunderlich. Das Wiener Schriftstück war genau nach den von der Königin gelieferten Aufzeichnungen verfaßt worden. Die beiden waren es, die sie beraten hatten. Was Barnave anlangt, so hatte er gegen Ende Dezember Paris verlassen.

Die Königin — das war das Band zwischen den Feuillants und Österreich; das gefährliche Hindernis, das allem im Wege stand.

Nachdem das Ziel derart festgesetzt war, legte die Gironde das Schwert in die gewaltigen Hände Vergniauds zurück.

Er faßte die von Brissot vorgebrachte Anschuldigung zusammen, zeigte gleichsam überall die berechnete Unentschlossenheit des Hofes und fügte eine furchtbare Tatsache hinzu, die Brissot nicht erwähnt hatte: „Nicht ich bin es mehr, den Sie hören, es ist eine klagende Stimme, die aus der grauenvollen Glacière von Avignon hervordringt. Sie ruft Ihnen zu: Die Verfügung der Wiedervereinigung mit Frankreich ist im September gegeben worden. Wäre sie auf der Stelle erlassen worden, so hätte sie den Frieden gebracht. Vielleicht — wenn wir Franzosen geworden wären — hätten wir den Haß abgeschworen, wären zu Brüdern geworden. Der Minister hat das

Dekret zwei Monate zurückgehalten . . . Es ist unser Blut, unsere Leichen sind es, die ihn heute anklagen."

Dann griff er die berühmte Äußerung Mirabeaus auf (Ich sehe von hier das Fenster usw.): „Und auch ich kann sagen, von dieser Tribüne erblickt man das Schloß, in dem die Gegenrevolution angezettelt wird, und wo man die Manöver vorbereitet, die uns an Österreich ausliefern sollen . . . Der Tag ist gekommen, da Sie so viel Dreistigkeit ein Ende machen und die Verschwörer überführen können. Oft sind in altvergangenen Zeiten aus diesem Palast das Grauen und der Schrecken hervorgegangen im Namen des Despotismus; mögen sie heute im Namen des Gesetzes dorthin zurückkehren . . ."

Ein ungeheurer Schauer folgte der großartigen Geste, durch die der große Redner sozusagen sichtbar das Grauen in den Palast des Königtums zurückscheuchte. Kein Wort Mirabeaus hatte größere Wirkung gehabt. Das war, weil hier der Mensch des schrecklichen Amtes würdig war, das er auf der Tribüne ausübte; der Charakter stand ganz auf der Höhe des Geistes. Es war die Stimme der Ehrenhaftigkeit.

„. . . Mögen sie alle Herzen erfassen", fügte er hinzu. „Mögen alle wissen, alle, die dort hausen, daß die Verfassung nur den König unverletzlich macht. Das Gesetz wird die Schuldigen treffen, ohne Unterschied. Kein Verbrecherhaupt, das nicht von seinem Schwert erreicht würde."

Diese furchtbare Rede und jene Brissots waren, man muß es sagen, Äußerungen eines großen Mutes. Wenn die Gironde mit den Piken und den Faubourgs drohte, so muß anderseits gesagt werden, daß das Leben der Girondisten inmitten der fünf- oder sechstausend Raufbolde und Wegelagerer der neuen Garde, die ganz anders militärisch gedrillt war als der Haufe aus den Faubourgs, kaum in Sicherheit war. Man sah jene Leute, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, zu den Sitzungen gehen, die Tribünen, die Wandelgänge füllen; der Tag war nicht fern, da der royalistische Dolch Saint-Fargeau treffen sollte.

Hier zerbrach das Wort den Degen, den Dolch. Das Grauen kehrte in die Tuilerien zurück, wie Vergniaud gesagt hatte. Delessart wurde abgetan. Narbonne konnte sich nicht halten. Als er sich unterfing, die Nationalgarde von Marseille anzuklagen, weil sie in Aix ein Schweizer Regiment entwaffnet hatte, wurde Narbonne mit Hohngeschrei überschüttet und gestürzt.

Der Hof ließ sich das Ministerium der Gironde aufdrängen (Ende März 1792).

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Girondistisches Ministerium, Kriegserklärung (März—April 1792)

Gemischtes Ministerium Roland und Dumouriez. — Dumouriez' falscher Charakter. — Robespierre gegen die Gironde. — Kampf zwischen Robespierre und Brissot. — Robespierres Herrschaft bei den Jakobinern. — Sein Einfluß auf die Frauen. — Wie er den Religionseid ausnutzt. — Robespierre von seinen eigenen Freunden kritisiert. — Er ist ein Feind der Philosophen. — Die Philosophie wird von Brissot verteidigt. — Robespierre ist dem Volksinstinkt fremd. — Er begreift nicht die nationale Bewegung für den Krieg. — Frankreichs großes Herz, 1792. — Wie es die Ehre der Soldaten von Châteauvieux wiederherstellt, 30. April 1792. — Haß der deutschen Fürsten gegen Frankreich. — Frömmelnde Härte Franz II. — Er bedroht Frankreich. — Kriegserklärung an Österreich, 20. April 1792.

Die Wahl war schwer. Wenn Brissot und die Führer der Gironde sich selber vorschlugen, so verließen sie den großen Posten, den Posten der wahren Macht, ich meine die Tribüne und die Leitung der Versammlung. Von diesem Augenblick an würde die Tribüne gegen sie vorgegangen sein, würde ihren Ruf vernichtet haben. Wählten sie anderseits unbedeutende und gewalttätige Männer, so machten sie dem Hof eine Freude, dessen größter Vorteil es war, wenn die Revolution sich lächerlich machte oder durch unbesonnenes Vorgehen Frankreich anwiderte und zurückstieß. So griff Brissot mit viel Verständnis weder zu hoch noch zu tief, sondern wählte bis dahin wenig Hervorgetretene, vor allem aber Fachmänner: Den Genfer Clavière für die Finanzen, Dumouriez für die auswärtigen Angelegenheiten, Roland für das Innere. Die beiden ersten waren befähigte Leute, kühne Plänemacher, die schon bejahrt und von der Ungerechtigkeit des ancien régime beiseitegedrängt waren, im übrigen unsichere Charaktere, die erst eine Probe zu bestehen haben würden. Was Roland anging, so hatte er bestanden; keiner kannte besser das Reich, das er seit vierzig Jahren sowohl als offizieller Aufsichtsbeamter wie als philosophischer Beobachter studierte. Man brauchte ihm nur ins Gesicht zu sehen, um den ehrenwertesten Mann in ganz Frankreich zu erkennen, der allerdings streng und gramgebeugt war, wie es bei einem Greis, einem Bürger unter der Monarchie sein mußte, der sein Leben lang darunter gelitten hatte, daß die Freiheit noch so entfernt war.

Herr Roland und seine Frau waren im Dezember in die kleine

Wohnung in der Rue Guénégaud zurückgekehrt, und bei diesem neuen Aufenthalt in Paris nahmen sie weniger als sonst am öffentlichen Leben teil. Pétion, bisher der Mittelpunkt ihres Kreises, war jetzt im Hôtel de Ville, völlig von seinem Amt in Anspruch genommen. Am Abend des 21. März kam Brissot, um ihnen das Ministerium anzutragen. Man hatte ihnen schon vorher auf den Zahn gefühlt, und Roland, der trotz seines Alters noch voll Eifer und Tätigkeitstrieb war, hatte gemeint, in solcher Zeitlage gebiete ihm die Pflicht, anzunehmen.

Am 23. führte ihnen Brissot um elf Uhr abends den Minister des Äußeren zu, Dumouriez, der aus der Beratung kam und Roland seine Ernennung mitteilen wollte. Dumouriez überraschte sie durch die Versicherung, „daß der König ernstlich gewillt sei, die Verfassung zu unterstützen“. Sie betrachteten sich den Mann genau, der solches sagte.

Es war ein ziemlich kleiner Mann von sechsundfünfzig Jahren, der aber zehn Jahre jünger erschien, gewandt, munter und reizbar. Der sehr geistvolle Kopf, aus dem zwei feurige Augen strahlten, verriet seine wahre Heimat, die Provence, der seine Familie entstammte, wenngleich er selbst in der Pikardie geboren war. Sein Antlitz hatte die braunen Töne eines erprobten Militärs. Dumouriez hatte sich als zwanzigjähriger Husar von Säbelhieben das Gesicht zerhauen lassen, als er sich zu Fuß gegen fünf oder sechs Reiter verteidigte, denn um keinen Preis wollte er sich ergeben. Er hatte sich darum nicht weniger in den niederen Chargen hinschleppen müssen; er war Edelmann, aber nicht vom Hofadel, dem einzigen, der bevorzugt wurde. Er begab sich auf Schleichwege, stürzte sich in die Privatdiplomatie, die Ludwig XV. ohne Wissen seiner Minister führte, eine wenig ehrenhafte Geheimdiplomatie, die nicht weit von Spionage entfernt war. Unter Ludwig XVI. stieg Dumouriez rasch empor, indem er als erster für ein edles und großes Projekt eintrat: die Gründung Cherbourgs.

Niemand hatte mehr Geist als er, mehr Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, mehr Geschick in jeder Hinsicht. Wozu würde er diese Gaben anwenden? Das Schicksal würde es entscheiden. Dumouriez hatte keine Grundsätze. So tapfer und soldatisch er war, so war sein Ehrgefühl doch außerordentlich schwach entwickelt. Man muß es seinen Memoiren glauben. Er versichert ohne die geringste Verwirrung, ohne Scham und ohne sich brüsten zu wollen, mit schlichten Worten und wie ein Mann, dem jeder Moralbegriff fernliegt, daß er dem Minister Choiseul zwei Pläne hinsichtlich der Korsen vorlegte; der eine, um sie zu befreien, der

andere, um sie zu unterwerfen. Man zog letzteren vor, und Dumouriez schlug sich tapfer in diesem Sinne. Im Jahre 1789 dasselbe. „Ich legte einen ausgezeichneten Plan vor," sagt er, „um die Einnahme der Bastille unmöglich zu machen; aber er kam zu spät."

Als er 1792 von den Feinden des Königs ins Ministerium gebracht wurde, war er sogleich dem König günstig gestimmt und heimlich auf seiner Seite. Das war nicht nur aus monarchischer Gewohnheit und Prinzipienlosigkeit; es war auch, man muß es sagen, Großmut. Der König und die Königin, in den Tuilerien wie in einem Gefängnis eingeschlossen, waren in Gefahr, waren bedauernswert. Dumouriez, den die Begriffe gewöhnlich kalt ließen, war von Menschen leicht gerührt. Er war menschenfreundlich und mitfühlend. Man muß in seinen Erinnerungen die rührende Szene lesen, wie er die gegen ihn voreingenommene Königin weniger durch seine Entschlossenheit, als durch seine Weichherzigkeit wiederzugewinnen weiß.

Vergessen wir jedoch beim Lesen dieser wundervollen Memoiren nicht, daß sie ein wenig verdächtig sind. Sie wurden von ihm niedergeschrieben, als er auf fremder Erde inmitten der Emigranten, unter denen, die er geschlagen hatte, notwendigerweise dartun mußte, wie ehrfurchtsvoll und teilnehmend der jakobinische Minister für das unglückliche Königshaus empfunden habe. Alles das diente ihm sehr dazu, die gute Meinung zurückzugewinnen: die der Allgemeinheit niemals, aber die der Gouvernements, die wohl erkannten, welchen Vorteil man von einem solchen Manne haben konnte. Sie erkannten es allzu gut, sofern es wahr ist, daß es der alte Dumouriez war, der mit siebzig Jahren für die Engländer die Pläne des spanischen Widerstandes abfaßte, ihren Generalen seinen lebendigen Scharfblick lieh und den verhängnisvollen Markstein aufstellte, daran das Kaiserreich zerschellte.

Kehren wir zurück in den kleinen Salon der Rue Guénégaud, zur ersten Begegnung Dumouriez' und der Rolands. Madame hatte kein günstiges Vorgefühl; sie fand, er habe einen falschen Blick. Sein von dichten schwarzen, schon mit etwas Weiß vermischten Brauen beschattetes Auge blickte heldenhaft und konnte weich werden; aber der skrupellose Staatsmann, der Skeptiker, der Zyniker kamen nur allzu sehr dahinter zum Vorschein. Dumouriez hatte stets die Frauen geliebt, hatte ihnen mit seltener und romantischer Ausdauer sein Herz geschenkt. Jetzt, in seinem Alter, liebte er noch — zugegeben, nicht allzu wählerisch — eine in erster Linie geistvolle, sehr aristokratische Frau, die Schwester des berühmten Rivarol. Beim ersten Blick auf den alten Gatten und Frau Roland kam ihm der dreiste Gedanke, der Royalistin die Republikanerin zur Seite

zu stellen. Sein leichter Ton mißfiel, gewisse Worte vor allem, in denen der schlechte Ton der Gesellschaft, in der er sich bewegte, hervorkam. Frau Roland war ernst und höflich, hielt ihn stets in gebührender Entfernung. Er fühlte, daß sie ihn verurteilte und hatte sie nicht lieber darum.

Am anderen Tage kam der wahre Dumouriez, der Hofmann und Demagoge, zum Vorschein, der den König und das Volk zu gewinnen suchte. Er gab dem König zu verstehen, daß man um jeden Preis die Jakobiner gewinnen, ihnen schmeicheln müsse. Er ging auf der Stelle hin, setzte die rote Mütze auf; da er wußte, mit wieviel gesunder Eigenliebe er zu tun hatte, trug er keine Bedenken, sich gewissermaßen in ihren Schutz zu begeben, fragte sie um Rat, bat sie, ihn nicht zu schonen, ihm gehörig die Wahrheit zu sagen. Als Robespierre ihm eine hochmütige Antwort gab, mit Verachtung von den „ministeriellen Steckenpferden“ sprach und sagte, er erwarte, daß der Minister genügend bewiesen habe usw., ließ Dumouriez sich nicht aus der Fassung bringen, lief mit prachtvoll gespielter Herzlichkeit auf ihn zu und warf sich in seine Arme. Der ganze Saal war ergriffen, und die Tribünen weinten.

Der Mann in Frankreich, der vom girondistischen Ministerium am grausamsten verwundet wurde, war nicht der König; es war Robespierre. Man wird sehen, bis zu welchem Grade der Verbitterung er in diesen zwei Monaten gelangte, verbissen in seinen Groll, sich in unklaren und haltlosen Verdächtigungen verbreitend, ohne sie je durch eine Tatsache, einen einzigen Beweis zu stützen.

Er war in tiefster Seele verletzt, und das zum zweiten Male. Das erstemal, als er, wie man sich erinnert, allein dastand in der Konstituierenden; zuerst Gegenstand des Gelächters, dann des Hasses, später des Entsetzens, hatte er sich durch seinen Triumph beim Volk nicht nur als Sieger, sondern als Erben der Versammlung gesehen. Er teilte die Auffassung des Hofes, des ganzen Volkes, das annahm, alle begabten Leute seien in der Konstituierenden und die Gesetzgebende werde matt und farblos sein. Und siehe, dieses unerschöpfliche Frankreich stellte eine Legion feuriger und willensstarker Männer auf den Plan, von denen einige zum mindesten ihren Vorgängern gleichkamen; eine ungemein junge Generation, voll frischer Eindrücke, ganz erfüllt von Leidenschaft. So daß, als Robespierre den Gipfel erklommen meinte, sozusagen ein neuer Berg vor ihm aufgerichtet war. Er ließ sich nicht entmutigen und begann die Kletterei von neuem, mit einer Ausdauer, die vielleicht kein anderer gehabt hätte. Unglücklicherweise grub diese Leidenschaft, die seine Stärke war, aber auch Abgründe von Haß in seinem Herzen.

Es war nur zu leicht, die Girondisten anzugreifen. Keine Partei war oberflächlicher in ihren Worten, keine unruhiger, veränderlicher in ihren Taten und leichter daran, sich bloßzustellen. Keiner von ihnen hatte Genie, es sei denn, daß man dieses Wort auf die wahrhaft erhabene Rednergabe Vergniauds anwendet. Der tätige Mann der Partei, Brissot, war eine Persönlichkeit, die sehr leicht angegriffen werden konnte. Von seinem Vorleben als Schriftsteller, das traurig genug war, gar nicht zu reden, ermüdete er als Politiker das Volk und die Öffentlichkeit durch seine Betriebsamkeit. Brissot ging, Brissot kam, Brissot schrieb, sprach, teilte alle Positionen aus; immer und in allem Brissot! Er war nicht unbegabt für große Dinge, aber er mischte sich ebenso bereitwillig in eine Unzahl kleiner Dinge. Selbst völlig bedürfnislos, war er unersättlich, was seine Partei anging und hatte für sie dieselbe Glut und Hinterlist wie ein Kapuziner für sein Kloster. „Brissotieren" wurde ein Schlagwort. Er ging immer geradeaus, den Kopf gesenkt, die Ellbogen angedrückt, in seinem alten Anzug, seiner Partei, seiner Idee ergeben, bereit, ihr alles zu opfern. Und dabei dennoch oberflächlich, sich in unkluge Dinge einlassend; es gab wenig, was er liebte, nichts, was er haßte; er hatte nichts von dem herben Groll, der die wahren Mönche kennzeichnet, die Glaubensrichter jener Zeit; ich spreche von den Jakobinern, von dem großen Jakobiner Robespierre.

Dieser mußte Brissot in absehbarer Zeit abtun.

Immerhin hatte der Angriff zu Beginn, da Brissot und die Girondisten nichts begangen hatten, nicht verfangen. Es gab keine Tatsachen. Statt dessen erfand Robespierre einen Roman und stellte ihn in mehr oder weniger verhüllter Form zur Schau, deckte ihn auf, fütterte die Jakobiner mehrere Monate lang damit. Der Roman ist nichts anderes, als ein tiefes, geheimnisvolles Bündnis zwischen Lafayette und der Gironde. Die Aufzeichnungen Lafayettes haben uns ausreichend bekundet, daß dieses Bündnis nirgend anders als in Robespierres Vorstellung bestanden hat. Man sieht vielmehr, daß Lafayette, der gegen alle Parteien nachsichtig war, und der im allgemeinen kaum einen Haß hatte, dennoch die Girondisten haßte. In diesem überall so kühlen Buch erregt er sich nur bei ihrem Namen; er spricht von allen, von Roland, von Brissot, mit tiefem Widerwillen, in adelsstolzen Worten. Der Gironde gegenüber wird er wieder zum verächtlich blickenden Grandseigneur, ein echter Marquis.

Das merkwürdigste ist, daß Robespierre, um den Roman bedeutsamer zu machen, um Furcht einzuflößen und die Schatten zu verstärken, einen Lafayette rein nach seiner Phantasie aufstellt; einen

starken und gefährlichen Kopf, auf den der Hof „große Hoffnungen“ setzt. Er hütet sich wohl, einzusehen, daß Lafayette erledigt ist; daß er in Paris, in der Bourgeoisie, in der Nationalgarde, wo die Fayettisten zahlreicher geblieben waren als überall sonst in Frankreich, bei den Wahlen nur dreitausend Stimmen zusammenbringen konnte, gegenüber den siebentausend seines Gegners.

Brissot erwiderte mit verständigem Eifer und so, wie die Geschichte erwidert haben würde: „Was? Lafayette ein Cromwell? Sie kennen also weder Ihr Jahrhundert noch Frankreich? Cromwell hatte Charakter, und Lafayette hat keinen . . . Hätte er welchen — ist denn das Geschlecht des Brutus ausgestorben? Wäre die Nation kraftlos genug, dem Usurpator das Leben zu lassen? . . . Und käme Cromwell selber wieder, was könnte er hier tun? Er klomm auf zwei furchtbaren Wegen zur Macht empor, die es nicht mehr gibt: der Dummheit und der blinden Begeisterung.“

Ohne Lafayette das, was er Schönes und Edles hatte, absprechen zu wollen, genügt es doch, einen Blick auf die fliehende Stirn, den kleinen Kopf des ehrenwerten Generals zu werfen, um zu fühlen, wie lächerlich es war, in dieser Persönlichkeit einen Cromwell zu sehen.

Eine krankhafte Einbildungskraft, die Leichtgläubigkeit aus Angst, bildeten den eigentlichen Charakter der unendlich argwöhnischen jakobinischen Gesellschaft. Wenn Robespierre auf dieser Saite spielte, so war er des Erfolges sicher. Es genügte, immer von weitem, im Nebel, irgendein schreckendes Etwas zu zeigen. Man lese alle diese Reden vom April und Mai. Er wird den „Schleier, der schreckliche Verschwörungen bedeckt,“ lüften. Er wird die Verräter entlarven, nicht heute schon, das wäre zu früh, aber demnächst. Er hat unerhörte Geheimnisse in Händen, die er wohl aufdecken könnte . . der Tag wird kommen, an dem er ein Verschwörungssystem enthüllen wird . . . Alle Anwesenden hängen ungeduldig an seinem Munde, halten stets den Augenblick für gekommen, da der bleiche und geheimnisvolle Redner endlich loslegen und mit rächender Fackel in das Dunkel hineinleuchten wird, in das die Verräter sich hüllen.

Von Zeit zu Zeit werfen gewissenlose Schwätzer irgendeine Verleumdung hin, damit die Ausdauer im Abwarten nicht erlahmt, einen Happen, der von der Menge gierig verschlungen wird. Es ist Simon du Rhin, der die Feuillants seiner Heimat anklagt. Es ist der Ex-Kapuziner Chabot, der unflätige, grobe Spaßmacher, der die Öffentlichkeit mit den Plänen der Frau Kanone (so nennt er scherzend die allzu kriegerische Frau von Staël) unterhält. Chabot erklärt dreist, Narbonne werde „protecteur“ werden; Fauchet arbeite

daran. Und es ist auch Chabot, der unbekümmert, ob er sich widerspricht, verlangt, daß dieser nämliche Fauchet ausgerechnet die Girondisten zur Diktatur aufruft, die Narbonne gerade vertrieben und sich an seine Stelle gesetzt haben.

Wir treten in eine neue Zeitspanne ein, in der die Verleumdung mit einer Kraft, einer Dreistigkeit, ich möchte sagen, einer Größe auftritt, die zu keiner Zeit ihresgleichen gehabt hat. Sie triumphiert, sie ist wie zu Hause; sie gebärdet sich als Bürgertugend. Niemals Tatsachen, niemals Beweise; die andeutungsweisen Reden eines Feindes, das ist stets genug, um eine haßsüchtige Phantasie zu befriedigen, die immer noch mehr nach Hassen verlangt. Es ist ein Fehler derer, die man angreift, unausgesetzt diese zurückweichenden Phantome zu verfolgen. Bei dieser glühenden Verfolgung der Schatten liehen sie ihnen sozusagen Gestalt, stellten sie als wirklich hin. So kam es, daß die Girondisten, voll unruhigen Eifers und herausfordernder Hartnäckigkeit, die Öffentlichkeit unausgesetzt mit Robespierre beschäftigten und mit dem Geheimnis Robespierres, das er nicht preisgeben wolle; sie verlangten, er solle sich erklären, und verhalfen ihm so zu seiner Größe, wiesen mehr und mehr auf ihn hin, als den Führer für allen Haß, für alle Eifersucht und alle Unzufriedenheiten. Sie werfen ihm vor, er werde der Abgott des Volkes, und mit diesem unvorsichtigen Geständnis steigern sie die Anbetung für ihn. Er, er gibt sich keine Blöße; er tut in Wahrheit nichts und sagt im Grunde nichts. Er zieht immer zurück, und bei diesem Rückzug wächst er. Als beispielsweise Guadet in einer Mischung von Haß und Hochachtung sagte, ein solcher Mann müsse aus Liebe zur Freiheit sich dem Ostrazismus unterwerfen, gab er ihm eine gute Handhabe: „Ach, wäre die Gleichheit bekräftigt, wären die Bösewichter verschwunden, ich selber, ich würde die Tribüne fliehen . . . Froh über das Glück meiner Mitbürger, verbrächte ich friedliche Tage im Genuß einer heiligen und süßen Vertrautheit . . .“ Und ein andermal: „Wenn man mir Schweigen auferlegt, so werde ich von dieser Gesellschaft scheiden, um mich in die Einsamkeit zurückzuziehen.“ Die kreischenden Stimmen der Frauen: „Wir folgen Ihnen! wir folgen Ihnen!“ Und dieselben Stimmen zu den Gegnern: „Schurken, Nichtswürdige!“

Robespierre war der geborene Prediger. Als solchen liebten ihn die Frauen. Seine moralisierenden Alltäglichkeiten, die viel von einer Predigt hatten, gefielen ihnen ausgezeichnet; sie glaubten sich in der Kirche.

Ihnen ist das Herz alles. Zu Unrecht nimmt man in der Gesellschaft an, daß sie ein Bedürfnis nach Vergnügen haben. Die schwül-

stige Redeweise Robespierres mochte bisweilen langweilig sein; er brauchte nur zu sagen: „Der Reiz der Tugend, die sanften Lehren der Mutterliebe, ein heiliges, süßes Vertrautsein, die Empfänglichkeit meines Herzens“ und andere ähnliche Phrasen, so waren die Frauen gerührt. Dazu kam, daß unter diesen Plattheiten immer eine individuelle, noch gefühlvollere Stelle war, die gewöhnlich von ihm selbst handelte, von den Mühen seiner schwierigen Laufbahn, von seinen persönlichen Leiden; all das kehrte in jeder Rede mit solcher Regelmäßigkeit wieder, daß man diese Stelle erwartete und die Taschentücher bereithielt. Wenn dann die Rührung begonnen hatte, dann kam mit der einen oder anderen Abänderung der bekannte Satz über die Gefahren, in denen er schwebte, über den Haß seiner Feinde, über die Tränen, mit denen man eines Tages die Asche der Märtyrer der Freiheit beisetzen würde. Aber wenn er soweit gekommen war, so wurde es zuviel, das Herz floß über, sie hielten nicht mehr an sich und brachen in Schluchzen aus.

Dabei kam Robespierre sein fahles und trübes Gesicht sehr zustatten, das schon im voraus bei empfindsamen Herzen für ihn sprach. Mit Bruchstücken aus „Emile“ oder dem „Gesellschaftsvertrag“ im Munde sah er von der Tribüne aus wie ein trauriger Nachahmer Rousseaus. Seine blinzelnden, beweglichen Augen durchliefen unaufhörlich den ganzen Saal, drangen in die schlecht erleuchteten Ecken und erhoben sich oft zu den Galerien, auf denen die Frauen saßen. Dabei handhabte er mit Ernst und Geschick zwei Brillen, die eine für nahe Gegenstände und zum Lesen, die andere, um weit zu sehen, als suche er einen bestimmten Menschen. Jeder sagte sich dann: „Er meint mich!“

Es gab eine Schwierigkeit dabei: daß nämlich Robespierre in einer so wichtigen Sache die Frauen nicht gewinnen konnte, ohne die Männer zu verletzen. Die Männer waren philosophisch, die Frauen religiös. Es hieß für ihn, in dem, was man sehr treffend „die Spitzfindigkeit seiner Taktik“ genannt hat, das genaue Maß zu finden, inwieweit er unbehindert den überlegten und den religiösen Ton mischen konnte.

Solange, als es ihm möglich war (bis zum Mai 1791) hat er, wie wir gesehen haben, die Priester geschickt berücksichtigt und gelegentlich für sie gesprochen. Heute, da die Priester sich zu Feinden der Revolution emporgeschwungen hatten, kam es nicht mehr darauf an, sich ihrer zu bedienen; es hieß für den jakobinischen Redner, ihre Position einzunehmen, sich selbst zum Priester zu machen. Das war gewagt und konnte nur im philosophischen Gewande geschehen, mit den Aussprüchen Rousseaus und in einer den jeweiligen Umständen

angemessenen Befolgung, Nachahmung des philosophischen Evangeliums jener Zeit, des „Vicaire savoyard“, den der Feind nicht gefahrlos angreifen konnte und hinter dem Robespierre sich schließlich stets in Sicherheit zu bringen vermochte. Wenn die Sache gelang, war es ein wahrer Meisterstreich; die Frauen und die Gläubigen hinreißen, denen die Jakobiner nicht grün waren, das hieß zwei bis dahin kaum vereinte Kräfte zusammenfassen; das hieß mit Hilfe der ersteren bis dorthin gelangen, wo die Revolution noch so wenig vorgedrungen war, in den Schoß der Familie, an den heimischen Herd.

Das war es also, was Robespierre bei den Jakobinern wagte. In einer gefühlvollen, mit philosophischem Mystizismus durchsetzten Zuschrift sagt er unter anderem: „Der entschlossenste unter den Männern habe sich erlaubt, an der allgemeinen Wohlfahrt zu verzweifeln, da habe die Vorsehung, die weit besser über uns wacht, als unsere eigene Einsicht, indem sie Leopold vernichtete, die Pläne unserer Feinde umgeworfen.“

Diese und ähnliche Wendungen, die an sich kaum anzugreifen, die maßvoll und schüchtern sind, erhielten ihre rechte Beleuchtung durch Robespierres allgemeines Auftreten; sie verkündeten zur Genüge, daß er, wenn nötig, aus dem moralischen Pharisäertum zur frömmelnden Heuchelei übergehen würde. Die Unbesonnenheiten Camille Desmoulins', der für ihn die Kastanien aus dem Feuer holte, halfen viel zum Verständnis. Man sah ihn recht bald darauf, ihn, den Voltairianer und Skeptiker, die Prozessionen auf den Straßen gutheißen, dem Magistrat vorwerfen, daß er sie verhindere, und mit machiavellistischer Ironie zu verstehen geben, daß man das Volk unterhalten müsse: „Mein lieber Manuel,“ sagte Desmoulins, „es ist wahr, die Könige sind reif, aber der liebe Gott ist es noch nicht.“

Der besser verschleierte Gedanke Robespierres war dennoch durchsichtig. Die politische Absicht war in seinen religiösen Worten unverkennbar. Das große Wort von der Vorsehung tat, also angewendet, weh. Dieser Honig frommer Denkungsart in einem so bitteren Munde war etwas Unerträgliches.

Wieviel mehr für die Männer von damals, die in der Philosophie ihres Jahrhunderts groß geworden, mehr als je mit den Geistlichen im Kampfe lagen, und die unglücklicherweise in der Religion nur die Geistlichkeit erblickten! Der Girondist Guadet würzte seinen Angriff mit einer Schmeichelei und sagte, er sei erstaunt, „daß ein Mann, der mit soviel Mut daran gearbeitet habe, das Volk aus der Sklaverei des Despotismus zu befreien, sich daran beteilige, es in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen.“

Der Unbesonnene gab Robespierre die erwartete Handhabe. Es

war eine günstige Herausforderung, die aus seinem Gedächtnis eine jener manchmal glänzenden, geschickt verfaßten Niederschriften hervorholte, die in der Bodenkammer bei Duplay oft seine Lampe bis über Mitternacht brennend hielten. Man muß zugestehen, daß nicht alles geschickte Mache war; es gab in dieser beredten Entgegnung auch etwas von einer echten Empfindung. Kein Zweifel, daß Robespierre zur Zeit seiner Verlassenheit und seiner Qualen sich zu Gott zurückgeflüchtet haben, daß er gern die tröstlichen Seiten des „Vicaire savoyarde“ wieder gelesen haben könnte. Nur erwiderte er hier auf etwas, was Guadet gar nicht gesagt hatte. Er beantwortete die Frage nach dem Dasein Gottes im allgemeinen, wovon gar nicht die Rede gewesen war, und nicht auf das hin, was Guadet abergläubisch nannte: den Glauben an ein spezielles Eingreifen Gottes in gewisse besondere Angelegenheiten, den Glauben an eine persönliche Handlung Gottes außerhalb des Laufs der Weltgesetze.

Robespierre, der also keine rechte Antwort gab und nur abschweifte, war darum nicht weniger geschickt und wirklich redegewandt. Er gab einen ergreifenden Rückblick auf die Zeit, da er sich inmitten einer feindseligen Versammlung allein gesehen hatte, und auf den Halt, den er in seinem religiösen Gefühl gefunden hatte.

Dann führte er gegen die Gironde, gegen die philosophische Anmaßung seiner Gegner, einen tüchtigen Hieb, indem er sie erhöhte, um sie zu erniedrigen; er bestätigte „den Patriotismus und den Ruhm“ des jungen Guadet (der noch unbekannt war) und fügte hinzu: „Zweifellos mögen sie alle, die über dem Volke stehen, gern um dieses Vorzugs willen auf jede Idee von der Göttlichkeit verzichten; es ist aber weder eine Kränkung des Volkes noch der Gesellschaften, an die man sich hier wendet, wenn man ihnen von dem Schutze Gottes spricht, der nach meinem Empfinden der Revolution so glücklich zur Seite steht.“ So appellierte er geschickt an den Neid; mit allen Mitteln seines Talents arbeitete er daran, sich volkstümlich zu machen, und indem er niederträchtigerweise seine Feinde über das Volk stellte, zerschlug er auf ihrem Haupt das Gesetz der Gleichheit.

Diese sichtbare Heuchelei, diese Anzeige ohne Beweise, diese zermalmende Persönlichkeit, dieses unerschöpfliche „Ich“, das in seinen bleiernen Worten immer wiederkehrt, waren wohl geeignet, die warmen Freunde Robespierres auf die Dauer abzukühlen. Das war nicht nur die geschäftige Wirkung dieser wuchtigen Kiefern, die ewig dieselbe Sache wiederkäuten; es war auch ein gewisser Mißklang und falscher Unterton, der trotz der Sorgfalt von Zeit zu Zeit dazwischen knirschte. Es gab nur einen ganz kleinen Kern, eine

ganz kleine Gemeinde unter den beschränktesten Jakobinern, die weder hören noch sehen wollten. Die anderen zuckten die Achseln. Man muß in einer der Robespierre sehr gewogenen Zeitungen, „les Révolutions des Paris", die achtungsvolle aber strenge Kritik nachlesen, die man nicht ansteht, an ihm zu üben . . . „Wie!" sagt der Journalist unter anderen treffenden Bemerkungen zu ihm, „Sie sagen uns, Sie hätten den Faden einer großen Verschwörung in Händen, es handelt sich um nichts Geringeres, als einen Bürgerkrieg, und Sie reden immer von sich, von den kleinen Angriffen Ihrer Gegner! Die Patrioten, die Sie verehren, die Sie lieben würden, wenn Ihr Ehrgeiz nicht zwischen Ihnen und denen eine Grenze aufrichtete, können sich der Äußerung nicht enthalten: ‚Wie schade, daß er nicht diese altehrwürdige Geradheit hat, die ständige Gefährtin von Geist und Tugend!'"[74])

Der Journalist berührt hier einen treffenden, wahren, bedeutsamen Punkt. Und dieser Zug ist dem Charakter Robespierres nicht derart eigentümlich, daß er sich nicht ebensogut und nur mit einer Gradverschiedenheit auf andere Vertreter ihrer Zeit anwenden ließe. Mit weniger Verstand als manche anderen, weniger Herz und Güte, verkörpert Robespierre die Fortsetzung, das Fortbestehen der Revolution, die leidenschaftliche Beharrlichkeit der Jakobiner. Wenn er die stärkste Personifikation der jakobinischen Gesellschaft gewesen ist, so kam das weniger durch die Gewalt seiner Begabung, als weil er den vollkommenen, ausgeglichenen Durchschnitt der Vorzüge und Fehler darstellte, die dieser Gesellschaft gemein waren, gemein auch einem großen Teil damaliger Politiker, die keine Jakobiner waren.

Um es genau auszudrücken, es fehlten ihnen im Grunde zwei Dinge: nach oben hin die Wissenschaft und die Philosophie, nach unten hin der Instinkt des Volkes. Die Philosophie, die sie ohne Unterlaß anführten, das Volk, von dem sie immer sprachen, waren ihnen sehr fremd; sie lebten in einem gewissen Durchschnittsmaß, unter der ersteren, über dem anderen. Dieser Durchschnitt waren die Beredsamkeit und die Redeweise, die revolutionäre Strategie, die Taktik der Versammlungen. Nichts aber entfernt uns weiter von dem Leben hoher Erleuchtung, das in der Philosophie zu finden ist, von dem gewaltigen und glühenden Leben, das im Volksinstinkt zu Tage tritt.

Der große Strom des achtzehnten Jahrhunderts, der in Voltaire und Diderot, in Montesquieu und Buffon breit daherflutet, staut sich in gewissem Sinne, legt sich in einigen seiner Resultate fest,

[74]) Nr. 67, April 1792.

kristallisiert sich in Rousseau. Diese Starrheit Rousseaus ist eine Hilfe und ein Hindernis. Seine Jünger überkommen die Materie nicht mehr flüssig und fruchtbar; sie übernehmen sie von ihm in Kristallen, wenn ich so sagen darf, in erstarrten, unveränderlichen, jeder Wandlung unzugänglichen Formen. Außer diesen Formen, darüber und darunter, kennen sie nichts und vermögen sie nichts.

Es war ein feierlicher, der Betrachtung würdiger Augenblick, als die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts von dieser Formel in Menschengestalt, diesem unechten Rousseau Rechenschaft verlangte über den lebendigen Geist, der sowohl das ganze Jahrhundert als auch die Revolution und Rousseau mit seinen Nachfolgern geschaffen. Der letzte der Philosophen war Condorcet; sein Name gab die Gelegenheit, die Handhabe, mit der Brissot Robespierre packte, ihn angriff und schüttelte. Greifen wir etwas weiter zurück und betrachten wir, wie passend Condorcet in diese sehr gewandte Rede hineingebracht wurde, so daß er wie Blei auf den dürren Jakobiner heruntersauste, mit dem ganzen Gewicht seines großen Jahrhunderts, dem ganzen Gewicht der Wissenschaft und der Überlieferung, der ganzen Wucht einer Menschheit.

Nachdem er sich über die Gefahr eines Lafayette als „protecteur" à la Cromwell lustig gemacht hat, sagt Brissot: „Ich werde noch sterbend die Protektoren und ‚Tribunen' bekämpfen. Die Tribunen sind die gefährlichsten. Es sind Leute, die dem Volke schmeicheln, um es zu unterjochen, die selbst die Tugend verdächtigen, weil sie sich nicht demütigen will. Gedenken Sie dessen, was Aristides und Phocion waren; sie belagerten nicht ständig die Tribüne, aber sie waren auf ihrem Posten. Sie mißachteten keine Tätigkeit (Robespierre hatte die Anstellung als Staatsanwalt abgelehnt), wenn sie ihnen vom Volke angetragen wurde. Sie sprachen wenig, taten viel; sie schmeichelten nicht dem Volk, sie liebten es. Sie klagten an, aber mit Beweisen. Sie waren gerecht und waren Philosophen. Phocion wurde darum nicht weniger das Opfer eines heuchlerischen Volksfreundes . . . Diese Tatsache erinnert mich an die gegen Herrn de Condorcet erhobene furchtbare Verleumdung. Zu einer Zeit, da dieser würdige Patriot der Krankheit zum Trotz sich einer ungeheuren Arbeit widmet, da er den Plan des öffentlichen Unterrichtswesens beendet, die Machthaber dahin belehrt, das freie Volk zu achten, sich in endlosen Berechnungen erschöpft, um die Finanzen des Reichs zu ordnen, gerade da verdächtigen Sie diesen großen Mann! Wer sind Sie, um sich dieses Recht zu nehmen? Was haben Sie geleistet? Wo sind Ihre Werke? Wo sind Ihre Schriften? Können Sie sich gleich ihm auf dreißig Jahre eines mit

unseren erlauchten Philosophen gemeinsam geleiteten Angriffs auf den Thron, auf den Aberglauben berufen? Ja, hätte der feurige Geist dieser Leute ihnen nicht das Mysterium der Freiheit enthüllt, das ihre Größe machte, glauben Sie denn, daß die Tribünen heute von Ihren Reden über die Freiheit erdröhnen könnten? Es sind Ihre Lehrmeister, und sie werden von Ihnen verdächtigt, während sie für das Volk tätig sind! . . . Der sicherste Grundstein unserer Revolution, das ist die Philosophie. Betrachten Sie andere Revolutionen, die fehlgeschlagen sind, sie waren nicht auf die Philosophie gegründet. Der Philosoph ist Patriot. Die Philosophen wollen, daß das Volk aufgeklärt werde, daß es sowohl der Protektoren wie der Tribünen entrate."

Diesem flammenden Angriff fügte Guadet noch einen direkteren hinzu, indem er Robespierre aufforderte, doch endlich diesen Plan des Bürgerkrieges, der Verschwörung, davon er endlos redete, aufzudecken. Robespierre, sichtlich an seiner verwundbarsten Stelle getroffen, der Verleumdung ohne Beweis, verwickelte sich in ein Gewirr von Vorwürfen, das nichts weiter bewies als seine Hilflosigkeit und seine Niederlage. Bazire leistete ihm den Dienst, ihn am Weiterreden zu hindern; er kam ihm auf der Stelle zu Hilfe und ersuchte ihn, seine Antwort für die Blätter aufzusparen. Da die Gironde darauf bestand, daß er sich erkläre, es geradezu forderte, so suchte er sich durch den kläglichsten Rückzug herauszuwinden; er sagte, für den Augenblick wolle er nur die Machenschaften aufdecken, die dahin gingen, aus der Gesellschaft der Jakobiner ein Werkzeug von Intrige und Streberei zu machen. „Und das ist es, was ich einen Plan zum Bürgerkrieg nenne." Die Freunde Robespierres, entsetzt, daß er nichts anderes zu sagen fand, gingen in Masse davon, so daß die Sitzung aufgehoben werden mußte, weil die Gesellschaft nicht mehr beschlußfähig war. Ein Mann Robespierres, Simon, der den Rückzug decken wollte, begann etwas über die Wirren im Elsaß hinauszuschreien, und gab die Schuld den Girondisten, so daß er der entfesselten Meute noch schnell im Fliehen ein paar kräftige Bisse versetzte.

Brissot beschuldigte Robespierre sehr zu Recht der Feindseligkeit gegen die Philosophie. Robespierre selber beschuldigte und überzeugte sich, dem Volksinstinkt fremd zu sein. Geradheit, wie der oben angeführte Journalist sehr treffend sagt, eine gewisse Naivität und Tiefe, die den Massen Verständnis entgegenbringt, fehlten ihm völlig.

Die Piken, die man allem Volk gegeben hatte, die Gleichheit der Bewaffnung, die rote Wollmütze der französischen Bauern, von allen

als Gleichheit der Tracht übernommen, diese beiden ungemein revolutionären Dinge, die vom Volk gierig aufgegriffen waren, wurden von Robespierre zurückgewiesen, von den Jakobinern wenig gern gesehen. Sie mußten dann, durch die Macht der Ereignisse gedrängt, der Einstimmigkeit des Volkes nachgeben.

Derselbe Widerstand bei der großen Frage der Kriegserklärung. Man kann sagen, in dieser Angelegenheit (März—April 1792) stand Robespierre auf der einen und ganz Frankreich auf der anderen Seite. — Auf welcher Seite war der gesunde Sinn? Die Zeit hat geurteilt, das Licht ist aufgegangen — Frankreich war es, das recht hatte.

Am 26. März 1792 wurde bei den Jakobinern folgendes Gutachten abgegeben:

„Bei Durchsicht der Departementsregister findet man bereits mehr als sechshunderttausend Bürger eingetragen, um gegen den Feind zu ziehen."

In Paris, im Jura und anderswo erklärten die Frauen, die Männer könnten ruhig ziehen, sie selber würden sich mit Piken bewaffnen und könnten den inneren Dienst gut versehen. Sie hatten so lebendig die Wohltat der Revolution für ihre Familien und ihre Kinder empfunden, daß sie mit größter Opferwilligkeit darauf brannten, sie zu verteidigen. Von nun an und in dem ganzen geheiligten Jahr von 1792 gab es wahrhaft bewundernswerte und heldenmütige Szenen im Schoße jeder einzelnen Familie. Wenn einer fortzog, so wollten auch alle seine Brüder in noch jugendlichem Alter mitziehen, und versicherten, sie seien Männer [75]). Das junge Mädchen gebot dem Geliebten, die Waffen zu ergreifen und setzte die Trauung auf die Zeit des Sieges fest. Die junge Frau, ganz in Tränen und mit kleinen Kindern auf dem Arm, führte selbst den Gatten fort und sagte: „Geh, achte nicht darauf, ob ich weine, rette uns, rette Frankreich, die Freiheit, die Zukunft und die Kinder deiner Kinder."

Erhabener Krieg! Friedevoller Krieg zur Begründung des ewigen Friedens! Krieg voll Glaube und voll Liebe, von diesem so rührenden und damals so wahren Gedanken getragen: daß die ganze Welt gegenwärtig dasselbe Herz habe und dieselbe Sache wolle; daß es darum gehe, mit dem Stahl in der Faust die Schranken der Tyrannei niederzulegen, die uns grausam trennen; daß es keine Feinde mehr gebe, wenn diese Grenzen gefallen seien, daß die,

[75]) Man kann hundert Beispiele nennen. Ich gebe nur ein einziges, das der drei Brüder Levasseur in Rouen. Die beiden jüngeren marschierten, weil der älteste marschierte. Alle drei sind Generale geworden.

welche man für unsere Feinde halte, sich in unsere Arme werfen würden!

Der Krieg war eigentlich unsinnig, bei den wenigen Anhaltspunkten, die man damals hatte. Um ihn zu führen, bedurfte es eines machtvollen Glaubens, eines Glaubens an die fortreißende Gewalt des von Frankreich aufgestellten Grundsatzes an den unfehlbaren Sieg des Billigkeitsgedankens, — eines Glaubens auch daran, daß in der Unermeßlichkeit einer Bewegung, in welche die gesamte Nation sich stürzte, alle inneren Hemmungen, die kleinen Gehässigkeiten, die Betrugsversuche, untergehen würden.

Das gute Herz Frankreichs äußerte sich auf die ergreifendste Art bei der Befreiung der Waadtländer des Regiments von Châteauvieux, die von der Versammlung angeordnet wurde. Es war ein schimpflicher Fleck auf dem Ehrenschild der Nation, daß sie sich zum Gefangenenwärter und Henker im Dienste der Schweizer Tyrannei hergab, daß sie es übernahm, vierzig unglückliche Franzosen aus einem dem Herzen und der Sprache nach französischen Lande auf den Galeeren festzuhalten. Man erinnert sich des grausamen Urteils der Schweizer Offiziere, die in Nancy jene Soldaten zu Tode prügelten, räderten oder aufknüpften, die sich irgendwie an Frankreichs Herd geflüchtet hatten und als ihr Recht die Anwendung der von der Versammlung diktierten Gesetze beanspruchten; vierzig wurden durch besondere Gnade nicht der Marter unterworfen; man verschickte sie nach Brest, wo sie für den König rudern mußten. Diese Härte genügte nicht. Unter nichtigen Vorwänden, weil sie das „Ça ira!“ gesungen oder auf den 14. Juli getrunken hatten, holten sich die reizenden Herren ihre Waadtländer Untertanen und warfen sie in die schauerlichsten Gewölbe des Schlosses Chillon, wo sie unter dem Seespiegel die Ratten und Schlangen zur Gesellschaft hatten.

Am 30. September 1791 wurde auf dem feierlichen Amphitheater, das den See und Lausanne beherrscht, das auf Savoyen und die Alpenkette blickt, ein Tribunal errichtet, wo, von Übermut gebläht, die Abgeordneten des Berner Bären tagten. Hier, unter den Kränkungen und dem Hohngelächter der Soldaten, erschienen die gedemütigten Behörden von Waadtland, von Lausanne, Vevey, Clarens, um öffentliche Abbitte zu leisten, und nahmen mit gesenktem Haupt die Drohungen und Beschimpfungen entgegen. Der wahre Grund zu dieser Wut ist, daß diese Waadtländer Frankreich sind.

Und man war vielleicht nicht mit Unrecht erzürnt. Wer hat mehr als das waadtländische Frankreich zur Revolution beigetragen? Ist es nicht diese willensstarke und schlichte Bevölkerung, sind es nicht

diese erhabenen Orte, aus denen Rousseaus Inspiration hervorging, dieser gewaltige Herzensaufschwung, der die Welt fortgerissen hat? Ja, diese Orte sind vor den Feinden der Freiheit immer schuldig.

Als die Nationalversammlung die Ketten der Soldaten von Châteauvieux zerbrach, gab es unabhängig vom lebhaften Parteigeist im ganzen Volk einen eigenartigen Antrieb von Edelmut, von Zartsinn, um durch den rührendsten Empfang dieses große nationale Unrecht gutzumachen. Die Nationalgarden von Brest machten, nur um die Opfer zu geleiten, zu Fuß die Reise nach Paris; sie nahmen ihnen den Mantel des Galeerensträflings und gaben ihnen ihre eigene Kleidung, so daß sie auf dem Marsch alle zusammen wie Bretonen aussahen. Aus den Städten und Dörfern kam man ihnen entgegengelaufen; die Männer drückten ihnen die Hand, die Frauen segneten sie, die Kinder berührten ihre Kleider. Überall bat man sie im Namen Frankreichs um Vergebung.

Diese nationale Tat ist heilig. Sie muß unabhängig von den heftigen Streitigkeiten bleiben, die über den Gegenstand entbrannte, von der redegewandten Wut der Feuillants, den Philippiken André Chéniers, Rouchers und Duponts (aus Nemours) — anderseits auch von dem Redeschwulst Collots für die Soldaten von Châteauvieux, von dem Eifer Talliens und anderer Bösewichter, sich des Ereignisses zu bemächtigen, das gute Herz des Volkes zum Vorteil des Parteigeistes auszunutzen. Die Feuillants betrachteten den volkstümlichen Siegeszug der Soldaten von Châteauvieux als eine Kränkung der in der traurigen Affäre von Nancy im Kampfe gegen sie gefallenen Nationalgarden. Es gab keinen Gegensatz zwischen den einen und den anderen. Sie alle hatten für Ordnung oder Freiheit gekämpft. Das Regiment von Châteauvieux, das von Offizieren ausgeplündert wurde, die nicht Rechenschaft zu geben wagten, hatte die Gesetze Frankreichs angerufen; es hatte recht. Die Nationalgarden, von den Behörden ordnungsmäßig aufgefordert, loszugehen, loszuschlagen, gingen und schlugen los; sie hatten recht. Man mußte die einen wie die anderen beweinen; das anerkannte man großzügig beim Fest, das man den befreiten Soldaten gab; man brachte auch zwei Särge herbei.

Der unkluge Zorn der Feuillants war wirklich zu verurteilen. Es lag nicht an Chénier oder Dupont, daß man sich in Paris nicht gegenseitig umbrachte. Zunächst erfüllten sie die Zeitungen mit den düstersten Prophezeiungen. Sie sagten, wiederholten und erklärten es den ahnungslosen Nationalgarden von Paris, daß sie es seien, die man beleidigt. Das Direktorium von Paris, die La Rochefoucauld, Talleyrand und andere zeigten eine lächerliche, übelgesinnte Angst

vor diesem Volksfest. Pétion begriff weit besser, daß man größere Bewegungen nicht unterdrücken kann, daß man sie laufen lassen, sich lieber daran beteiligen muß, um sie in Ordnung zu halten. Nur verbot er auf das bestimmteste das Waffentragen, untersagte gleicherweise die Piken wie die Gewehre.

Am 30. April 1792 trafen die Soldaten von Châteauvieux aus Brest in Paris ein, begleitet von ihren tapferen Freunden, den Bretonen, und einem großen Volkshaufen, der begeistert war, sie zu sehen; sie erschienen an den Toren der Versammlung und wünschten, ihr zu danken und ihr ihre Ehrerbietung darzubringen. Lebhafte Diskussion drinnen. Die Feuillants sind unklug genug, sich noch immer der Volksbewegung entgegenzustellen. Man widersetzt sich im Namen der verletzten Disziplin, im Namen der Politik und der schuldigen Rücksicht gegen die Schweizer Regierungen, mit denen man in gutem Einvernehmen bleiben müsse. Der junge Abgeordnete Gouvion, Bruder eines in Nancy gefallenen Nationalgardisten, erklärt, man könne ihn nicht zwingen, die Mörder seines Bruders zu empfangen, ihnen ins Gesicht zu sehen. Er geht. Die Versammlung beschließt laut zwei nicht einwandfreien Berichten, daß sie vorgelassen werden sollten. Ihr Verteidiger, Collot, bringt ihre Dankbarkeit zum Ausdruck. Die Tribünen begrüßen sie lebhaft. Ein Schwarm von Nationalgardisten ohne Waffen, Pariser, Bretonen, Schweizer, ferner eine Menge Männer und Frauen mit Fahnen, ziehen fröhlich vorüber. Gonchon, gewöhnlich der Cicero des Faubourg Saint-Antoine, erklärt in dessen Namen, daß man dort zehntausend Piken herstelle, um die Versammlung und das Gesetz zu verteidigen. „Wir würden noch mehr sagen; doch schon haben wir so oft gerufen: ‚es lebe die Verfassung! es lebe die Nationalversammlung!‘, daß wir davon heiser sind! . . .“ Beifall und Gelächter.

Das Fest, das bald darauf folgte, erhielt den schönen Titel: „Fest der Freiheit“. Beim kriegerischen Hauch, der es durchwehte, fühlte man, daß es sich diesmal um den vorempfundenen Sieg der Weltbefreiung handelte, und daß hier die französische Schweiz, die in diesen armen Soldaten gefeiert wurde, die glückliche Vorhut der allgemeinen Befreiung darstellte. Das Standbild der Freiheit wurde auf einem Wagen dahergefahren, dessen Ende die Form eines Galeerenbugs hatte. Die zerbrochenen Ketten der Opfer wurden, wie rührend! von unseren Frauen und Mädchen getragen. Diese Jungfrauen berührten ohne Zögern das rostige Eisen der Galeeren, das in ihren Händen rein wurde. Im Gros-Caillou auf dem Marsfeld begannen die durch Lieder belebten Rundtänze. Diese fröhlichen Tänze hatten etwas von der Glut antiker Feste, da der Sklave sich

zum erstenmal an der Freiheit berauschte. Brüder umarmten die Brüder und, nach französischer Sitte, war die Brüderlichkeit den Schwestern gegenüber noch viel zärtlicher.

Keine Bewachung, keine Unordnung, keine Waffen und keine Unmäßigkeit; Freude, Friede und ungewöhnliche Herzlichkeit überall. Jeder fühlte schon in seiner Befreiung das Freiwerden der ganzen Welt; alle Augen erschlossen sich der Hoffnung, dies sei der Beginn zum Heile aller Völker.

Und genau so betrachteten die Könige ihrerseits diesen Krieg. Man kann das aus dem Befehl des Königs von Preußen schließen, die Landbevölkerung seiner Rheinprovinzen zu entwaffnen. Er sah in seinen Untertanen nur die heimlichen Verbündeten Frankreichs, seine Freunde, die Gastgeber unserer Soldaten, die voller Erwartung waren, die Apostel der Freiheit bei sich aufzunehmen.

Der für das Bündnis vorgesehene General, Gustav III., war tot, von den Seinen ermordet (17. März 1792). Man verfehlte nicht, seinen Tod den begeisterten Parteigängern der Revolution in Schweden zuzuschieben. Er selber hatte in seinen letzten Augenblicken stets dieses Frankreich vor Augen, das er bekämpfen wollte, und vielleicht hätte er es nur bekämpft, um von ihm gelobt zu werden, so abhängig war er von der Meinung der Öffentlichkeit in Frankreich und der Pariser Zeitungen! Kurz vor dem Sterben sagte er noch: „Ich möchte wohl wissen, was Brissot dazu sagt."

Die Emigration hatte durch den Tod Leopolds und die Thronbesteigung Franz II., der ein fanatischer Revolutionsfeind war, zugenommen. Der Gesandte in Wien, Noailles, war fast ein Gefangener in seinem Palast. Der, den wir nach Berlin sandten, Ségur, war ein Gegenstand des Gelächters; man verbreitete das Gerücht, er sei gekommen, um auf die eine oder andere Weise, durch Liebe, Geld, die Mätressen des Königs von Preußen zu erobern. In einer öffentlichen Audienz kehrte der König ihm den Rücken, wandte sich an den Gesandten von Koblenz und erkundigte sich nach dem Befinden des Grafen von Artois.

Keine Gestalt charakterisiert wohl besser die Gegenrevolution als der neue Kaiser, Franz II., dessen lange Regierungszeit nun beginnt[75*]). Beschränkt, schwach und heftig, eine schlechte Mischung

[75*]) Franz II. (1792—1835) war der letzte Kaiser des hl. Römischen Reiches deutscher Nation. Am 17. August 1804 nahm er den Titel eines Erbkaisers von Österreich an und zwei Jahre später legte er am 6. August 1806 feierlich die deutsche Kaiserwürde nieder. Damit hatte das alte Deutsche Reich sang- und klanglos ein wenig rühmliches Ende genommen. Die öster-

zweier Rassen, Deutscher, in Florenz geboren, unechter Italiener, unechter Deutscher, war er der rechte Mann für die Priester, ein machiavellistischer Frömmler, dessen harte und scheinheilige Seele nicht weniger befähigt war zum politischen Verbrechen. Franz ist es, der aus den Händen seines Feindes, Venedig, seinen Verbündeten empfing; Franz, der durch seine Tochter den Untergang seines Schwiegersohnes in die Wege leitete und ihn, einmal in Rußland, von rückwärts angriff, seinen Untergang besiegelte. Betrachtet ihn auf den zahlreichen Bildern in Versailles. Ist das wirklich ein Mensch? Was mir Furcht einflößt, das ist, daß diese Maske frisch und rosig ist bei ihrer entsetzlichen Starrheit. Es ist erkennbar, daß ein solches Wesen nie Reue empfinden wird, es begeht das Verbrechen mit Gewissensruhe. Ein mitleidloses Muckertum ist auf dem steinernen Antlitz sichtbar zu lesen. Das ist kein Mensch, das ist keine Maske, das ist ein steinerner Wall von Spielberg. Weniger hart und stumm mochte das Verließ sein, darin er den Helden Italiens das Herz brechen wollte, indem er sie durch den Hunger zwang, gleich Weibern zu stricken. Und das „im Interesse ihrer Veredelung, zum Heil ihrer Seele". Das war seine ewig gleiche Antwort an die Schwester eines der Gefangenen, die jedes Jahr vergeblich die weite Reise nach Wien antrat, um zu seinen Füßen zu weinen.

Das also ist Frankreichs Feind. Im April beauftragt er den Fürsten Hohenlohe, sich mit dem General der preußischen Armee, dem Herzog von Braunschweig, zu verständigen. Auf seinen Befehl verfaßt sein Minister, der Graf von Kobenzl, in Verbindung mit dem alten Kaunitz eine kurze, trockene und strenge Zuschrift, in der er, ohne die Sachlage noch das Maß des Möglichen zu bedenken, an Frankreich das Ultimatum Österreichs stellt: Erstens: die im Königreich ansässigen deutschen Fürsten zufriedenstellen, mit anderen Worten, die kaiserliche Oberhoheit mitten in unseren Departements anerkennen, das Kaiserreich in Frankreich dulden. Zweitens: Avignon, den großen Übergang über die Rhône, zurückgeben, so daß die Provence von neuem wie früher entvölkert würde. Drittens: die Monarchie auf der Grundlage des 29. Juni 1789 und der Erklärung Ludwigs XVI. wieder aufrichten, desgleichen den Adel und die Geistlichkeit als Stand wieder einsetzen.

---

reichischen Staaten schieden aus dem alten Reichsverband aus, nachdem die süddeutschen Fürsten sich schon vorher zum Rheinbund zusammengeschlossen und Napoleon als ihren Protektor anerkannt hatten. Durch die Vermählung seiner Tochter Marie-Luise (10. April 1810) wurde Kaiser Franz der Schwiegervater Napoleons. Anmerkung des Herausgebers.

„Wahrhaftig," sagte Dumouriez, „hätte das Wiener Kabinett seit der Sitzung vom Juni 1789 dreiunddreißig Monate geschlafen, ohne noch von der Einnahme der Bastille und allem, was folgte, etwas zu wissen, so hätte es keine seltsameren Vorschläge machen können, keine, die mit dem unwiderstehlichen Vormarsch, den die Revolution genommen, unvereinbar gewesen wäre."

Und diese Note war nicht nur die Äußerung des unfähigen und scheinheiligen Österreich; sie gab gleichzeitig der Anschauung jener Regierung Ausdruck, die sich an der Spitze des deutschen Fortschritts wähnte, der philosophischen und liberalen Regierung, die den türkischen Widerstand und die polnische Revolution ermuntert hatte, während sie gleichzeitig die Freiheitsrechte Hollands zermalmte.

Die Truppen der Verbündeten nähern sich allmählich Frankreich. Im Zentrum die Preußen, die sich in Westfalen, nach dem Rhein hin, staffelförmig aufstellen. An den beiden Flügeln die Österreicher; auf der einen Seite verstärken sie ihre Truppen in den Niederlanden; auf der anderen lassen sie sich vom Bischof von Basel rufen, durchqueren den Kanton und wollen die Gegend von Porentruy mit Garnisonen belegen und auf die Art bereits eins der Tore nach Frankreich besetzen, um, sobald sie wollen, in die Franche-Comté einzudringen.

Am 20. April 1792 betreten der König und der Minister die Nationalversammlung. Dumouriez weist in einem langen und eingehenden Bericht auf die Notwendigkeit hin, daß Frankreich sich als im Kriegszustande mit Österreich zu betrachten habe.

Der König erklärt, „daß er dieser Entschließung zustimme, im Einklang mit dem Wunsche der Versammlung und etlicher Bürger verschiedener Departements." Er gibt die förmliche Kriegserklärung ab.

Am gleichen Tage wird um fünf Uhr in der Abendsitzung die Diskussion sogleich eröffnet. Die Einmütigkeit in dieser großen Frage war fast von vornherein gegeben. Ein Feuillant war es, Pastoret, der als erster, da er die unvermeidliche Flut aufsteigen sah, sich ihr geschickt anpaßte und den Erlaß der Kriegserklärung vorschlug. Ein anderer Feuillant, Becquet, versuchte den Eifer zu dämpfen, indem er der Versammlung ein wenig beruhigendes Bild Europas entwarf; er zeigte Europa als unzuverlässig, Spanien drohend im Hintergrunde, im Lande selbst der Aufruhr, die undisziplinierte Armee, die ungeordneten Finanzen. Dieses letzte Wort gab Cambon willkommene Gelegenheit zu einer Äußerung, die alle Furcht benahm: „Unsere Finanzen, mein Herr, Sie kennen sie nicht; wir haben mehr Geld als wir brauchen." Schon am 24. Februar hatte er gesagt:

„Frankreich hat mehr Bargeld in der Kasse als irgendeine andere Macht in Europa." Tatsächlich hatte der Staatsschatz auf die fünfzehnhundert Millionen der bis zum 1. Oktober 1791 verkauften Nationalgüter bereits annähernd fünfhundert Millionen eingenommen. Vom November 1791 bis April 1792 hatte der Verkauf, der sich zwar etwas verlangsamt hatte, dreihundertundsechzig Millionen betragen, und es blieb noch für etwa die gleiche Summe zu verkaufen.

Guadet fügte dem Wort Cambons hinzu, daß keine Macht der Welt eine Masse aufstellen könne, die sich mit unseren vier Millionen bewaffneter Nationalgarden vergleichen lasse; daß keine vermocht hätte, durch ein Wort gleich hunderttausend aufzustellen, wie sie es getan hatten. Die Einschreibelisten der Departements ergaben im März das erstaunliche Resultat von sechshunderttausend Freiwilligen, die losschlagen wollten.

Es war die Stimme Frankreichs, das war nicht zu verkennen. Vergeblich gab der Feuillant Becquet zu bedenken, daß man in Wirklichkeit den Krieg nicht an Österreich, sondern an die ganze Welt erklärte und allen Königen den Handschuh hinwarf. Vergeblich äußerte der Jakobiner Bazire, hier das Organ der rein jakobinischen Partei, sein Befremden, einen so ernsten Schritt so leichtfertig beschlossen zu sehen. Er versuchte, das übliche Thema Robespierres aufzugreifen, die Gefahr des Verrates. Kaum zwei oder drei Mitglieder und ebensoviel Tribünenleute spendeten ihm Beifall. Niemand hörte auf ihn. Die Begeisterung riß alle mit fort. Sie kam bei folgender Äußerung des Abgeordneten Mailhe zum Ausdruck: „Wenn es Ihrem Mitgefühl schwer wird, in diesem Augenblick über den Tod von einigen tausend Mann zu entscheiden, so bedenken Sie auch, daß Sie gleichzeitig über die Befreiung der Welt entscheiden."

Aubert Dubayet, eine ungemein vornehme und militärische Gestalt, erhob sich, ergriff das Wort und riß die Versammlung mit sich fort: „Wie! Das Ausland hat die Dreistigkeit, uns eine Regierung vorschreiben zu wollen! Stimmen wir für den Krieg. Sollten wir alle zugrunde gehen, so würde der letzte Überlebende das Dekret erlassen . . . Fürchten Sie nichts. Sowie Sie den Krieg erklärt haben, werden alle notwendig vor die Entscheidung gestellt sein; die Parteien zerfallen in nichts. Die Flammen der Uneinmütigkeit werden beim Feuer der Kanonen und angesichts der Bajonette erlöschen."

„Ja, stimmen wir ab," sagte der heldenmütige Merlin de Thionville, „Krieg den Königen und Frieden den Völkern!"

Die ganze Versammlung erhob sich. Nur sieben Mitglieder blieben sitzen. Inmitten eines donnernden Beifalls stimmte sie für den Krieg gegen Österreich.

Condorcet verlas eine schöne und menschliche Erklärung der Grundsätze, die Frankreich der Welt bieten wolle. Es wolle keine Eroberung, es greife keines Volkes Freiheit an. Dieses Wort wurde in das Dekret aufgenommen.

Condorcet, der für gewöhnlich kühle Redner, hatte hier, hingerissen von der Größe der Ereignisse, eine sehr schöne Regung hinsichtlich des Vorwurfs der Parteiung, den die Könige Frankreich machten: „Und was für eine Partei ist es denn, die man der Verschwörung für die Freiheit der Welt beschuldigt? . . . Die ganze Menschheit ist es, die sie als Partei bezeichnen."

Vergniaud schlug noch einen großen brüderlichen Zusammenschluß vor, nach Art der Verbrüderungen von 1790, als alle schworen, lieber gemeinsam unter den Ruinen des Reiches zu sterben, als den geringsten Gewinn der Freiheit zu opfern. So wäre Frankreich in Erwartung von Sieg oder Tod ein letztes Mal einmütig zusammengetreten, um sich die Hand zu geben. „Erhabener Augenblick," sagte er, „gibt es ein Herz, eng genug, um nicht erhöht zu schlagen, eine Seele, so kalt, daß sie nicht inmitten der Freudenrufe eines ganzen Volkes bis zum Himmel aufsteigt und sich durch die Begeisterung über das Menschliche hinausheben läßt?" — Diesem schönen und frommen Vorschlag wurde nicht zugestimmt. Er paßte nicht zu der kriegerischen Ungeduld der Versammlung, die darauf brannte, voranzustürmen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Abdankung des girondistischen Ministeriums (Mai—Juni 1792)

Wie der König den Krieg gegen Frankreich geführt haben wollte. — Dumouriez' innerer Widerspruch, der in Belgien die Revolution will, um sie in Frankreich zu unterdrücken. — Der Krieg beginnt mit einem Rückzug (28.—29. April 1792). — Robespierre triumphiert bei den Jakobinern über Brissot und die Kriegspartei (30. April). — Brissot beschuldigt das österreichische Komitee (23. Mai 1792). — Die Gironde veranlaßt die Verabschiedung der Garde des Königs (29. Mai). — Die Gironde wird von Robespierre verklagt. — Sie trifft die Verfügung zu einer Eintragung von zwanzigtausend Mann in Paris und Maßnahmen gegen die widersetzlichen Priester (27. Mai). — Heftiges Gebahren der Royalisten und der Feuillants. — Brief Rolands an den König (12. Juni). — Die girondistischen Minister werden entlassen (13. Juni).

Der König, den die Jakobiner beschuldigten, den Krieg gewollt zu haben, hatte alles getan, um ihn zu vermeiden. Selbst die besten Aussichten, die er ihm bot, waren sehr schlecht. Ein Sieg Lafayettes

oder irgendeines anderen Generals, hätte den Thron nur wieder aufgerichtet, um ihn unter Vormundschaft zu stellen. Eine Niederlage würde Paris erbittern, den König unter Anklage setzen und den Aufruhr in die Tuilerien tragen. Und wenn es — was kaum möglich ist — nicht so wäre, wer würde triumphieren? Wer wiederkehren? Monsieur und die Emigranten, der zukünftige Regent Frankreichs, er, bei dem Rußland eine Gesandtschaft hielt. Die Königin besonders hatte alles zu fürchten; sie wußte genau, daß sie gehaßt wurde, daß man in Koblenz Spottlieder auf sie machte, daß Monsieur ihr Feind und der Graf von Artois in der Hand ihres Feindes, Calonne, war. Kehrten die Fürsten als Sieger zurück, so konnte das Resultat sein, nicht die Königin zu befreien, sondern ihr im Gegenteil den Prozeß zu machen und sie einzusperren; man hatte oft davon gesprochen. Monsieur hätte dadurch seinen alten persönlichen Haß und den der Nation befriedigt.

Trotzdem Ludwig XVI. stets in Wien seinen Agenten, Breteuil, hatte und trotzdem die Königin immer mit Brüssel korrespondierte, mit dem alten Botschafter der Familie, Herrn de Mercy-Argenteau, trotzdem also glaubten sie, einen besonderen Agenten an das österreichische Kabinett entsenden zu müssen, um sich mit ihm zu verständigen, auf welche Weise der Krieg gegen Frankreich zu führen sei. Es handelte sich um das Zugeständnis Österreichs, nicht allein vorzugehen, denn das hätte die üblichen Anschuldigungen gegen eine Königin aus österreichischem Hause bestärkt. Österreich und Preußen sollten vielmehr im Einvernehmen mit den anderen Mächten durch ein gemeinsames Manifest, das im Namen der Gesellschaft, im Namen Europas, gegen die der gesellschaftlichen Ordnung feindliche Verschwörung zu richten sei, bekunden, daß sie den Krieg gegen die Jakobiner führten und nicht gegen die Nation, sollten der Versammlung und allen Behörden erklären, man werde sie für jeden Angriff auf die königliche Familie verantwortlich machen, sollten sich zu Verhandlungen geneigt zeigen, aber nur mit dem König. Vor allem mußte man von seiten des Königs den Emigranten anempfehlen, sich an ihn und an die vermittelnden Höfe zu wenden, in der Auseinandersetzung als Partei und nicht als Schiedsrichter aufzutreten, um nicht durch ihre Anwesenheit den Zorn bis zum Bürgerkrieg zu treiben.

Diese zweifellos von den Feuillants, die der Hof immer noch um Rat anging, verfaßten Instruktionen wurden einem jungen Genfer, Mallet Dupan, anvertraut, der dem König ergeben, voll Geist und Begabung war. Er sprach mit viel Seele, mit der Glut und dem Herzen eines Mannes, den der Jammer der königlichen Familie

rührte, und er gewann seinen Prozeß. Er erhielt von den versammelten Beratern Österreichs und Preußens die heikle Zusage, daß die Emigranten, sie, die ihr Vaterland, ihr Vermögen und ihre Existenz der königlichen Sache geopfert hatten, nicht für sie verwendet wurden; daß sie wenigstens in mehrere Korps geteilt und einzeln Verwendung finden sollten und — eine für diesen stolzen Adel geradezu unerträgliche Sache — an zweiter Stelle stehen sollten. Das war eine förmliche Mißtrauenserklärung, die der König seinen getreuesten Dienern zu machen schien. Er verließ sich auf die Deutschen, Österreicher und Preußen, nicht auf die Franzosen seines Adels. War das klug? Ein feindlicher Einfall mit den Emigranten an der Spitze hätte noch immer als französische Sache gegolten, und Frankreich hätte sich schließlich sagen können, es sei von Frankreich besiegt worden. Diese Franzosen, seien es selbst Aristokraten, konnten, wenn sie beisammen blieben, wenn sie inmitten der feindlichen Armee eine eigene Armee bildeten, jene Armee überwachen und es ihr schwer machen, das zu behalten, was sie annektierte. Das Ausland mußte der Ansicht Ludwigs XVI. gern zustimmen, die Emigration zu zersplittern; denn beim Einmarsch würde sie ihm ein Hemmnis, ein Zeuge, ein unbequemer Genosse sein. Hingegen hatte das Ausland nach dem Plan, den man im Namen des Königs vorlegte, wenn das adlige Frankreich zersprengt und das Volk Frankreichs nicht organisiert war, leichtes Spiel; ein großes Hindernis war unwahrscheinlich; das Königreich stand ihm nach Gefallen offen.

Welcher Art war der Kriegsplan in der Vorstellung dessen, der den Krieg vorbereitete, Dumouriez'? Es sollte durch die Revolution ein Land, das bereits in Revolution war, erobert oder befreit werden, die österreichischen Niederlande, die vom Kaiser kaum niedergehalten wurden und voller Unruhe waren. Dumouriez verwendete an den beiden Flügeln der Schlacht zwei alte Generale, Luckner, um die Franche-Comté, Rochambeau, um Flandern zu halten. Zwei weitere Armeekorps sollten Luxemburg beunruhigen, alle Aufmerksamkeit dorthin lenken. Plötzlich aber sollte Lafayette, der das Heer im Zentrum führte, in Eile die Maas hinuntermarschieren, von Givet nach Namur vorstoßen, sich alsbald auf einen Truppenkörper stützen, den Rochambeau unter dem General Bison aus Flandern senden würde, Namur einnehmen und Brüssel erreichen, wo die belgische Revolution ihren Befreier mit offenen Armen aufnehmen würde.

Dumouriez hat recht, wenn er sagt, in seinem Plan habe Lafayette die schönste Rolle, er war an der Spitze des Vormarsches, er hatte dadurch den ersten Ruhm, die ersten ungeheuren und leichten Er-

folge. Bei der Lage, die offenbar in Belgien herrschte, hatte er das hervorragende Glück, ein Land zu erobern, das erobert sein wollte. Die Resultate im Innern konnten von entscheidender Wirkung sein. Der General der Feuillants, der Mann, welcher am 17. Juli ihre Befehle ausgeführt und geglaubt hatte, den Thron mit Flintenschüssen wieder aufzurichten, mit welcher Überlegenheit würde er nicht von Brüssel nach Paris sprechen, den Parteien Ordnung und Schweigen gebieten im Namen seines Sieges? An wen würden sich die entsetzten Jakobiner wenden, um nicht vernichtet zu werden; an wen anders, als den geschickten, kühnen Minister, der ihnen in der roten Mütze diesen Schlag versetzt haben würde? Feuillants, Jakobiner, das Volk und der König, alle gegeneinander ausgespielt, würden sich tatsächlich in Dumouriez' Hand befinden.

Dieser Plan war scharfsinnig. Dumouriez, durch die Gironde zur Macht erhoben, durch ihren Triumph über den König, nutzte die Macht, die sie ihm gegeben, zugunsten des Königs und der Feuillants gegen die Gironde und die Jakobiner; immerhin jedoch gewiß nicht so, daß er die Jakobiner durch die Feuillants vernichten ließe; in dem Augenblick wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach sicher zum Jakobiner geworden, wenigsten soweit, um alles unwirksam zu machen und die Parteien zu beherrschen.

In seinen Memoiren, die voller Verheimlichungen und Lügen sind, findet sich dennoch dieses naive Bekenntnis, dieser Hinweis: daß er es nicht wagte, in der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung den Feuillant Lafayette zum kommandierenden General zu ernennen, daß aber Lafayette, wenn er einmal in Feindesland und dem Range nach den Generalen, die Rochambeau ihm lieh, überlegen sei, allein befehligen, allein Namur und Brüssel nehmen werde. — Fügen wir die Schlußfolgerung hinzu, die Dumouriez sich zu ziehen hütet, die aber darum nicht weniger gewiß ist: daß der Sieg eines Feuillants unfehlbar in Frankreich den Sieg der feuillantistischen Partei bedeutete, mit der Dumouriez (allerdings unter Vermeidung persönlicher Beziehungen) gemeinsame Sache machte.

Diesem so wohl entworfenen Plan fehlte zweierlei.

Erstens ein General Lafayette, ebenso wie Rochambeau Anhänger des Verteidigungskrieges, war ungeachtet seines unleugbaren Mutes keineswegs der waghalsige Abenteurer, der sich in Feindesland geworfen hätte. Er führte mit vieler Mühe auf Eilmärschen zehntausend Mann nach Givet. Dort aber merkte er, wie wenig Leute er für ein so großes Unternehmen hatte, und rührte sich nicht.

Die zweite Schwierigkeit bestand darin, daß weder Lafayette noch Dumouriez (trotz seines Jakobinertums und seiner roten Mütze)

wirklich geeignet waren, Belgien durch eine gewagte Propaganda aufzurütteln. Es mußte ermuntert, begeistert, erhoben und tief in die Revolution hineingetrieben werden. Das Doppelspiel Dumouriez', seine Unmoral, machten seinen Geist ohnmächtig. Die erste Bedingung für seinen Plan war, den Niederlanden gegenüber offen aufzutreten, ihnen von vornherein einen starken Glauben an Frankreichs Ehrlichkeit einzuflößen, die Fahne der Freiheit in diesem Krieg recht hoch zu halten. Weit davon, war es ein listiger, vorbereiteter Krieg, von einem Manne geführt, der keinen guten Glauben hatte, der jedoch nur im Glauben ernstliche Aussicht auf Erfolg haben konnte. Das Prinzip, mit dem er die Niederlande bekämpfte, sollte ihm dann dazu dienen, dasselbe in Frankreich zu vernichten.

Und wem übergab er die Fahne der Revolution? Dem, der sie auf dem Marsfeld vom Altar des Vaterlandes niedergeholt, in Blut geschleift hatte. Diese Fahne, in der die Gironde im voraus die Fahne der Republik sah, sie wurde von einem Royalisten einem Royalisten anvertraut, von einem Ränkeschmied einem unzuverlässigen Manne, um hier als Fahne des Königtums wieder aufzutauchen. Seltsamer, unmoralischer Einfall, der, wenn er gelungen wäre, den Erfolg, nicht Dumouriez' und nicht Lafayettes, sondern der Gegenrevolution und der Feinde Frankreichs herbeigeführt hätte.

Man konnte gleich bei Beginn des Feldzuges sich von der ungeheuren Gefahr überzeugen, die es bedeutete, den Krieg von den Friedensfreunden verwalten zu lassen. Dumouriez, der leitende Minister, der das Kriegsministerium durch seinen Mann, den schwachen de Grave beherrschte, hatte aus Rücksicht auf den Hof das ganze frühere Personal dieses Verwaltungszweiges beibehalten. Diese Beamten des ancien régime konnten keinen großen Eifer für den Erfolg des Revolutionskreuzzugs zeigen, der in Wirklichkeit gegen ihre Grundsätze stattfand. Ihr böser Wille, ihre Sucht, sich auf die Unordnung in den einzelnen Ämtern herauszureden, sie wenn nötig zu vergrößern, ihre schlechte Laune, ihre Nachlässigkeit — alles das kam plötzlich im gefährlichsten Moment zutage. Die unglücklichen Freiwilligen der Nationalgarde, die selbst im strengsten Winter voller Feuer zur Bedeckung der Grenze herbeigeeilt waren, waren von der Verwaltung ohne Hilfe gelassen worden. Wer hatte schuld? Fehlte es an Geld? Nein; die Steuern kamen ein, die Millionen der Zivilliste trafen stets ein, um die Journalisten der Gegenrevolution, die Suleau und die Royou zu bezahlen. Jene Freiwilligen blieben ohne Gewehre. Es ereignete sich, daß sie während zwei bis drei Tagen bei Beginn der Feindseligkeiten keine Lebensmittel hatten. Der Linie erging es nicht besser. Auf alle Reklamationen folgte

nur Weigerung, kränkende Verachtung. Die Munitionslieferanten, die Beamten, waren Freunde des Feindes; alle Angestellten des Krieges waren für den Frieden. Der alte Marschall Rochambeau wollte nur von einem Defensivkrieg etwas wissen. Er war schwer verletzt, daß Dumouriez die Befehle direkt an seine Unterfeldherren erteilte. Die Hindernisse, die sich der Einfallsbewegung entgegenstellten, mißfielen ihm durchaus nicht. Er wiegte den Kopf, zuckte die Achseln, weissagte nichts Gutes.

Dumouriez, der, wie man aus seinen Memoiren sieht, auf die Königin und den König ritterliche Rücksicht nahm, war darum im geheimen nicht weniger mit dem Hause Orleans liiert. Er brauchte unbedingt einen König, einen Hof, den großartigen Betrieb, wie nur eine Monarchie ihn bietet. Im jungen Herzog von Chartres erblickte er einen monarchischen „Notbehelf", falls Ludwig XVI. gestürzt würde. Er verwendete gern Stabsoffiziere von der Partei dieses Hauses, wie Biron und Valence. Diesmal sollte die Bewegung im Norden durch Biron eingeleitet werden, der auf feindlichem Boden mit der Armee Lafayettes zusammenstoßen sollte. Am 28. April abends bemächtigte sich Biron des Ortes Quiévrain und marschierte nach Mons. Am 29. früh gelangte Theobald Dillon von Lille nach Tournai. Auf beiden Seiten der gleiche Vorgang. Die zumeist aristokratische Kavallerie, besonders die Dragoner, rufen in Tournai, als sie dem Feind gegenüberstehen, in Mons sogar, ohne den Feind auch nur zu sehen: „Rette sich, wer kann! Wir sind verraten!" Sie stoßen auf das Korps der freiwilligen Infanterie; diese, verwirrt und mutlos gemacht, fliehen so schnell sie können. Nach Lille zurückgekehrt, werfen sie sich voller Wut auf ihre Führer, von denen sie behaupten, sie hätten sie preisgeben wollen. Sie ermorden Dillon in einer Scheune. Die Bevölkerung von Lille ergreift ebenfalls Partei und erhängt mehrere Gefangene.

Drei- bis vierhundert Menschen kamen um. Eine an sich unbedeutende Niederlage, ernst genug bei Beginn eines Krieges, die jedoch die Wirkung hatte, den Hochmut unserer Feinde bis zum höchsten Grad von Selbstvertrauen und Dummheit zu steigern. Die berühmten Taktiker Preußens faßten mehr und mehr Zutrauen zu dem Soldaten als Maschine, verachteten mehr und mehr den Soldaten aus Begeisterung. Zu den Offizieren, die für den Kriegszug Pferde kauften, sagte der Herzog von Braunschweig: „Meine Herren, stürzen Sie sich nicht so in Unkosten; alles das ist nicht mehr als ein militärischer Spaziergang." Diesen Spaziergang wollte er in Deutschland machen, langsam, angenehm und methodisch. Vergeblich sagte ihm Herr von Bouillé, der das Land und die Lage viel

besser kannte, das Ganze werde fehlschlagen, wenn man nicht einen kühnen, schnellen Vorstoß in die Champagne mache, geradewegs auf Paris. Der Braunschweiger hatte es nicht so eilig. Das romantische Ministerium der Frau von Staël hatte ihm, sagt man, den sonderbaren Vorschlag gemacht, ihn, wenn er wolle, zum König von Frankreich zu machen. Er scheint die Sache nicht ernst genommen zu haben. Und dennoch, so schwach ist nun einmal der Mensch, stieg ihm diese Idee, so lächerlich sie war, zu Kopf. Er wollte sehen, was aus dieser großen Sache Frankreichs wurde, die noch nicht ganz reif, noch nicht verworren genug war.

Dumouriez gibt mit der unerschrockenen Dreistigkeit, die überall in seinen Memoiren zutage tritt, zu verstehen, daß gerade die Gironde, die mit verzweifelter Anstrengung zum Krieg gedrängt habe, die Veranlassung für die Niederlage war. Wenn er die Sache nicht ganz so sagt, so stellt er sie doch in diesen zwei Behauptungen stillschweigend fest: erstens, es gab eine Verschwörung; zweitens, die Gironde hatte ein Interesse daran. Dieser letzte Punkt ist wirklich anfechtbar, ist unzulässig. Die Fürsprecher des Krieges, die so oft den Erfolg und den Sieg verheißen hatten, erhielten durch diesen ersten Rückschlag eine gewaltige Ohrfeige.

Das ereignete sich am Abend des 30. April, zur Zeit, als in Paris der Brief umlief, der das Unglück vom 28. berichtete. Brissot, der bis dahin bei den Jakobinern gegen Robespierre auftrat, wurde endgültig von diesem zermalmt.

Ein sehr zweideutiger Friede war durch die Vermittlung Pétions zwischen ihnen zustandegekommen. Robespierre, der die Girondisten durch die Wirkung der großen Neuigkeit niedergeworfen glaubt, greift sie am Abend des 30. mit einer ihm ganz unnatürlichen Wut an. Er behauptete, sie hätten in ihren Zeitungen das Protokoll der letzten Debatten, die mit der Friedenschließung endeten, gefälscht. Vor allem warf er ihnen vor, gesagt zu haben, Marat schlage ihn zum Tribunen vor. In Wirklichkeit hatte Marat nichts dergleichen ausdrücklich gesagt. Nur hatte er in der und der Nummer einen Tribun gefordert; in einer anderen lobte er dann Robespierre und zeigte ihn als den Würdigsten (nach ihm selber ohne Zweifel). Die Girondisten zogen den Schluß daraus, den alle Welt darin sah: daß Marat stillschweigend Robespierre oder Marat zum Tribun vorschlage.

Die sehr erhitzten Tribünen, die an jenem Abend voll fanatischer Frauen waren, lasteten auf den Jakobinern, mischten sich hie und da mit leidenschaftlichen Rufen ein. Einige der feurigsten Cordeliers, Legendre, Merlin, Fréron, Tallien waren erschienen, um

die unentschiedene Menge mitzureißen. Brissot und Guadet konnten zu dieser Stunde die Nationalversammlung nicht verlassen. Der Girondist Lasource, der bei den Jakobinern den Vorsitz führte, mußte ebenfalls, um sich zur Versammlung zu begeben, den Präsidentenstuhl an Dufourny, einen Mann Robespierres, abtreten. Unter dem Zusammentreffen so günstiger Umstände wurde die Sache entschieden. Die Gesellschaft erklärte, „sie dementiere die Verleumdungen, die Bosheiten Brissots und Guadets gegen Robespierre“ (30. April 1792).

Dieser führte den Schlag mit recht seltsamen Mitteln für einen Mann, der naturgemäß die Autorität liebte. Er überließ sich in seiner Zeitung einer völligen Anarchie, lobte die Soldaten, die soeben ihre Führer ermordet und die Flucht ergriffen hatten, widersetzte sich den strengen Maßnahmen, die von der Versammlung zur Sicherung der Disziplin ergriffen wurden. Er forderte, man solle die entlassenen Soldaten zusammenrufen und eine Armee daraus bilden; nach ihm waren es nicht weniger als sechzigtausend, und für diese so zahlreiche Armee schlug er einen doppelten Sold vor. Als allgemeine Regel stellte er die völlige Unabhängigkeit des Soldaten dem Offizier gegenüber auf, abgesehen von zwei Fällen, dem Exerzieren und dem Gefecht.

Diese desorganisierende für Robespierre bemerkenswerte Absicht kam am 20. Mai bei den Jakobinern zum Ausbruch, als er einen girondistischen Vorschlag bekämpfte und zur Ablehnung brachte, den die eifrigsten unter den Cordeliers, zum Beispiel Tallien, unterstützt hatten, und der in dieser außerordentlichen Krise, zu Beginn eines so schlimm einsetzenden Krieges, eine wirklich allgemeine Wohltat war. Brissots Sekretär, Mechin, machte bei den Jakobinern den Vorschlag, durch ihren Einfluß die Zahlung der Kontributionen zu beschleunigen, deren regelmäßiger Verlauf in solcher Zeit so wichtig war, in diesem Sinne an die Brudervereine zu schreiben, und — damit die Hauptgesellschaft selber ein Beispiel gebe — die Karten für das kommende Vierteljahr nur den Mitgliedern auszuhändigen, die nachwiesen, daß sie die Steuern bezahlt hätten. Robespierre machte eine wahrhaft überraschende Einwendung. „Ist eine Steuerquittung eine Gewähr für Patriotismus? . . . Ein Mann, der im Blute der Nation watet, kommt und legt seine Quittung vor, usw. . . . Ein besserer Bürger scheint mir der Mann, der arm aber ehrenhaft seinen Unterhalt verdient, ohne seine Steuern bezahlen zu können, als der, der vielleicht in Reichtum erstickt und Gaben darbringt, die aus bedenklicher Quelle geschöpft sind,“ usw. — Dann, nach dieser niedrigen Schmeichelei an das gewöhnliche

Volk, dieser Ermunterung zum Egoismus, zur Organisationslosigkeit angesichts des Feindes, kam er auf sein ewiges Thema zurück, bedauerte sich selbst, um die anderen besser treffen zu können: „Nichtswürdige Bösewichter, ihr seid auf meinen Untergang erpicht, doch ich erkläre euch, je mehr ihr mich von den Menschen entfernt, desto mehr habt ihr mich der Gemeinschaft mit ihnen enthoben . . ."

Diese wörtliche Zitierung Rousseaus war äußerst lächerlich, in einem Augenblick, da er sich mehr als je von den Jakobinern umgeben sah, die um seinetwillen am 30. April endgültig mit der Gironde gebrochen hatten. Selbst Tallien, der am 30. zu Robespierres Erfolg beigetragen hatte, konnte nicht umhin, bei diesem heuchlerischen Geschwätz von Zorn und Verachtung ergriffen zu werden. — Sein Lehrmeister Danton, weniger jung und mehr überlegt, verwischte den Eindruck durch ein begeistertes Lob auf Robespierres Tugenden. Er sollte es nötig haben, sich ihm eng anzuschließen. Dumouriez, der von den Girondisten immer mehr der Ränke in Geldsachen und anderen Dingen bezichtigt wurde, hatte Danton auf die Probe stellen lassen. — Um sie zu stürzen und den Hof zu retten, um der Republik den Weg zu verlegen, sah er kein anderes Mittel, als eine ungeheure Verschwörung der äußersten, entgegengesetzten Parteien gegen die Mitte, des royalistischen Interesses mit dem der Jakobiner. Die zwischen beiden stehende Gironde mußte erstickt zugrunde gehen.

Die Gironde lag am Boden. Sie hatte zwei Schläge erhalten: an der Grenze durch die erste Niederlage in einem Krieg, den sie angeraten hatte; — bei den Jakobinern durch den Sieg Robespierres über Brissot.

Sie richtete sich durch einen Blitzschlag auf, der direkt den Hof, und indirekt alle jene traf, die wie der Hof der Friedenspartei angehört hatten, folglich Robespierre. Die List war gut gewählt, mit richtigem Verständnis dafür, was manche Phantasie damals bieten mußte, die bewegt, unruhig, leichtgläubig, geheimnislüstern war und gierig alles aufsog, was ihr Furcht einflößte. Es war die mit vielem Lärm in Szene gesetzte Anzeige eines „österreichischen Komitees", das immer, dreißig Jahre lang, Frankreich regiert hatte und heute nichts Geringeres vorhatte, als es völlig abzutun.

Der erste Trommelschlag, der die Aufmerksamkeit wecken sollte, ein Schlag, der roh widerhallte und kräftig, à la Marat, gegeben worden war, wurde von dem Girondisten Carra in den „Annales patriotiques" geführt. Das österreichische Komitee, sagte er, bereite in Paris eine allgemeine Bartholomäusnacht der Patrioten vor. Montmorin, Bertrand waren mit Namen angeführt, große Unruhe;

der Friedensrichter des Tuilerienviertels zauderte nicht, gegen drei Zeugen, auf die Carra sich stützte, einen Vorführungsbefehl zu erlassen.

Also Dreistigkeit gegen Dreistigkeit! Der Hof hatte jene zweifelhafte Garde organisiert, von der weiter oben die Rede war; er glaubte auch einen ansehnlichen Teil der Nationalgarde für sich zu haben. Die Nachricht von dem Rückzug in Flandern war von allen diesen Aristokraten mit Freudenrufen begrüßt worden. Die in Mons, in Tournay geschlagene Versammlung machte ihnen keine große Angst mehr; sie verachteten sie bis zu dem Grade, daß sie es wagten, einen einfachen Friedensrichter, einen ganz unbedeutenden Beamten des Tuilerienviertels, auf sie zu hetzen.

Sie verloren diese Sicherheit, als Brissot (am 23. Mai), die Anklage fester begrenzte und Tatsachen nannte, die durch Veröffentlichung der Akten und die historische Entwicklung endgültig erwiesen sind. Er stellte fest, daß Montmorin und Delessart, wahre Gliederpuppen, von dem Draht gelenkt wurden, den Herr von Mercy d'Argenteau in Händen hielt, der frühere österreichische Botschafter, der nun in Brüssel war; er allein hatte tatsächlich stets Einfluß auf die Königin. Anderseits hatte Ludwig XVI., wie ganz Europa wußte, seinen Minister in Wien, Herrn de Breteuil. Auf zahllose Beweisstücke gestützt, zeigte Brissot, wie dieses Komitee ein ungeheures Netz von Intrigen über Frankreich ausgespannt hatte, das durch die umfangreiche Verbreitung von Schmähschriften bearbeitet wurde. Eines der genannten Beweisstücke war eigenartig; es war ein Brief unseres Gesandten in Genf, der sich vom König ermächtigt erklärte, im Heer des Grafen d'Artois Dienst zu tun. Brissot schloß mit der Anklage gegen Montmorin und verlangte, daß Bertrand de Molleville und Duport-Dutertre vernommen werden sollten. Was Bertrand betrifft, so beweisen uns heute seine Memoiren, daß nie ein Mißtrauen gerechtfertigter war.

Die Versammlung war so vorsichtig, die Sache zu vertagen. Sie sah in den Händen des Hofes die gefährlichste Waffe, die konstitutionelle Garde, die zuerst gebrochen werden mußte. Man nahm an, diese Garde könne sowohl die Versammlung schlagen, als auch den König entführen; sechstausend Mann, und Männer solcher Art, so bewaffnet und zusammengestellt, brauchten nur gemeinsam vorzugehen, den König in ihre Mitte zu nehmen: es gab keine Gewalt in Paris, die den Schlag verhindern konnte.

Diese „konstitutionelle" Garde setzte sich mehr und mehr aus seltsamen Elementen zusammen, die mit ihrem Namen im Widerspruch standen. Ganz in der Stille steckte man zu den Raufbolden

und Fechtmeistern, zu den bretonischen Edelleuten und denen aus der Vendée einen Zuwachs fanatischer Leute, die man zu einer anderen Zeit die Blüte der „Verdets" aus dem Süden genannt haben würde. Es waren vor allem wilde Provenzalen darunter, aus der Stadt Arles, von der arlesischen Faktion, nur zu bekannt unter dem Namen der „Chiffonne". Es gab auch eine Auslese junger kräftiger Priester, denen die Kirche, die das Blutvergießen verabscheut, nichtsdestoweniger erlaubt hatte, die Soutane niederzulegen, um den Degen, den Dolch und die Pistole zu ergreifen.

Dies alles benahm sich vorlaut, dreist, schwatzhaft und ruhmredig. — Da alles ausgesuchte Menschen waren, hinsichtlich der Körperkraft oder der Waffenführung, so glaubte jeder von ihnen, bei jedem persönlichen Streit im Vorteil zu sein; sie kamen, gingen, zeigten sich auf den öffentlichen Spaziergängen, als hätten sie es dreist und laut gesagt: „Wir sind die Verschwörer." Sie steigerten aus Laune den Haß, den Zorn und die Erregung.

Es war die eigene Stimme von Paris, die am 22. Mai aus einem Briefe ihres Bürgermeisters Pétion zum Kommandanten der Nationalgarde sprach. Er gab der allgemeinen Besorgnis von einer Abreise des Königs Ausdruck, und forderte den Kommandanten auf, ohne Umschweife die Patrouillen „im Umkreis" (zweifellos der Tuilerien) zu beobachten, zu überwachen und zu vermehren. — Der König beklagte sich am anderen Tage bitter darüber in einem Brief, den das Departementsdirektorium in Paris anschlagen ließ. Pétion nahm nichts zurück und entgegnete kraftvoll. Dieser sonderbare Wortkrieg zwischen dem König und dem Bürgermeister erschien wie die Voranzeige eines wirklichen Krieges.

Alle möglichen Anklagen liefen bei der Versammlung ein. An sich unbedeutende Ereignisse steigerten die Beunruhigung: Bald war es eine Unmasse Papier, die in Sèvres verbrannt worden war (eine Schmähschrift gegen die Königin). Bald hatte Sombreuil, der Gouverneur des Invalidenhauses, seinen Leuten befohlen, des Nachts ihre Posten den Truppen der Nationalgarde oder der Garde des Königs abzutreten, falls sie sich zeigen sollten. — Am 28. Mai beantragte Carnot — und die Versammlung stimmte zu —, daß diese für die Dauer der allgemeinen Gefahr in Permanenz verbleibe; und sie blieb tatsächlich vier Tage und vier Nächte beisammen. — Am 29. machte Pétion in einem Bericht an die Versammlung über die Lage in Paris unter allerlei beruhigenden Dingen auch die erschreckende Mitteilung, „die gegenwärtige Stille sei der Ruhe nach einem Blitzschlag zu vergleichen". Alle Welt ließ sich aber gesagt sein, daß der Schlag noch nicht herabgesaust war.

Die Versammlung war es, die ihn herbeiführte. Am 29. ging sie über die Furcht vor Mordtaten hinaus und ließ sich durch Bazire einen Anklagebericht gegen die Garde des Königs erstatten, einen Bericht voller furchtbarer Tatsachen. Da war unter anderem die ruchlose, rohe Freude, die man in diesem Korps über die Niederlage bei Mons empfand, die Hoffnung, Valenciennes sei von den Deutschen genommen und in vierzehn Tagen werde das Ausland in Paris sein. Eine bemerkenswerte Angabe machte ein Reiter, der berühmte Murat, der, als er aus dieser Garde austrat und seine Demission gab, erklärte, man habe ihn durch Geld bestechen und nach Koblenz entsenden wollen.

Am gleichen Tage, dem 29. Mai, bearbeiteten Guadet und Vergniaud in der Abendsitzung die Versammlung. Man glaubte, die Sache ziehe sich hin, so wurde sie beschleunigt. Die Versammlung verfügte die sofortige Entlassung, befahl, daß die Posten an den Tuilerien wieder der Nationalgarde zu übergeben seien, und fügte hinzu, dieser Erlaß brauche nicht die königliche Bestätigung. Ein besonderer Zusatz wurde gemacht, um den Kommandanten der Garde des Königs, den Herzog von Brissac, festzunehmen, der, wie man sagte, seine Leute durch eifernde Worte aufreizte. Diese Härte gegen Brissac läßt sich wohl zum Teil aus der Unverschämtheit eines Abgeordneten, des Obersten Jaucourt, herleiten, der während der Abstimmung Chabot auf seinem Platz aufsuchte und ihm mit hundert Stockhieben drohte. Die Versammlung glaubte, den Militärs Achtung gebieten, sie fühlen lassen zu müssen, daß die Hand des Gesetzes auf ihnen lastete.

Die drohende Haltung des Volkes und der Sektionen, die verlangt hatten, sich in Permanenz zu erklären, gab den Großsprechern des Royalismus viel zu denken. Keiner lehnte sich gegen die Verfügung auf. Sie verließen ihre Posten und legten den blauen Anzug ab; das war aber durchaus nicht, um die Partei aufzugeben; etliche von ihnen legten den roten Anzug an und promenierten weiter durch Paris, bis an die Zähne bewaffnet und in der Uniform der Schweizer.

Zur nämlichen Zeit, da die Gironde diesen Schlag gegen das Königtum führte, wurde sie selber bei den Jakobinern schwer getroffen. Robespierre machte hier einen verzweifelten Versuch, ihr die Popularität wieder zu nehmen, die sie durch die Entlassung der Garde des Königs gewann. Er brachte am 27. eine feierliche Anklage vor gegen Brissot, Condorcet, Guadet, Gensonné usw. Er beschuldigte sie, Stellen zu vergeben. Er beschuldigte sie, die Sache der Patrioten allenthalben zu vernachlässigen, ebenso die Sache der entlassenen Soldaten, der Menschenschlächter von Avignon usw.

Er beschuldigte sie, mit den Feuillants, mit Narbonne, Lafayette und dem Hof im Einvernehmen zu sein. Das Ganze wurde mit diesem mörderischen, gemeinen Vorwurf gewürzt: „Sie kennen diese Kunst der Tyrannen, ein stets gerechtes und gutes Volk zu ungehörigen Dingen aufzuhetzen, um es dann im Namen des Gesetzes hinzuopfern und herabzuwürdigen.“

Es folgte der scharfe Dolchstoß: er fragte sie, warum sie einundeinehalbe Million den Generalen hatten geben lassen, und sechs Millionen an Dumouriez, unter Befreiung vom Rechenschaftsbericht. So wußte er den sehr berechtigten Argwohn, der hinsichtlich der Verwaltung der Gelder auf dem verdächtigen Genossen der Girondisten lastete, geschickt auf sie alle auszudehnen. Diesen Argwohn hatten sie selbst. Hatten ihn so sehr, daß „die Befreiung vom Rechenschaftsbericht“ in der endgültigen Fassung, die sie dem Dekret gaben, nicht mehr zu finden war. Dumouriez schlug solchen Lärm darüber, jammerte so laut über seine gekränkte Ehre, bot sogar seine Demission an, daß die Versammlung nicht umhin konnte, das kleine Wort, das ihm so am Herzen zu liegen schien, wieder in die Verfügung aufzunehmen.

Gerechtfertigt oder nicht, die Anklage, die Robespierre vorgebracht, verfing bei den Jakobinern so sehr, daß er am gleichen Tage erreichte, daß jede neue Verbrüderung hinausgeschoben werden solle, das heißt, die Jakobiner wollten nicht mehr mit ihrem Namen die sehr zahlreichen Gesellschaften in der Provinz decken, die sich gegenwärtig um die Fahne der Gironde scharten. Er wollte, diese Neuankömmlinge sollten in Quarantäne bleiben, oder sie sollten, allein durch die Tatsache, daß die Gesellschaft ihre Zulassung hinausschob, dem Volke als Gemäßigte, als Feuillantistische verdächtig werden und durch die Hiebe der Robespierre anhängenden Presse, durch die listigen Beschuldigungen, die man hier erfand und von Paris aus hinausschickte, zu treffen sein.

Diesen Angriffen gegenüber gab sich die Gironde eine Blöße. Sie hatte auf die Nationalgarde von Paris viel Rücksicht zu nehmen, in einem Augenblick, da sie keine andere Kraft hatte, um die Auflösung der Garde des Königs zu vollziehen; die Piken waren noch nicht organisiert, das Volk nicht bewaffnet, die Nationalgarde war alles. Der gewaltsame Tod des Bürgermeisters von Etampes, Simoneau, der sich in einer Getreideangelegenheit dem Aufruhr tapfer entgegengestellt hatte, wurde von allen denen fanatisch aufgegriffen, die unter den Unruhen litten und die gesetzmäßige Ordnung wollten. Man beriet über eine Trauerfeier; Brissot war dafür, Robespierre dagegen. Man behauptete, Simoneau sei ein Wucherer gewesen, er

habe den Tod verdient. Dieses Fest „des Gesetzes", wie man es nannte, wurde in Gegensatz gebracht zu dem „Fest der Freiheit", das im April für die Soldaten von Châteauvieux abgehalten worden war; es wurde bei jeder Beschuldigung von neuem vorgebracht und man machte ein gewaltiges Verbrechen daraus, das man der Gironde zur Last legte.

Das von der Gironde und Dumouriez zusammengestellte gemischte Ministerium hatte sich infolge der Niederlage in Flandern aufgelöst; der Mißerfolg war auf Dumouriez zurückgefallen und hatte ihn einen seiner Getreuen gekostet, den Kriegsminister, den er nicht genug zu decken vermochte. Er mußte an seine Stelle einen ganz girondistischen Minister treten lassen, den Obersten Servan, Militärphilosoph, Exgouverneur der Pagen, ein angesehener, kluger Schriftsteller, sogar ein Mann der Frau Roland, der nicht von ihrer Seite ging. Die Öffentlichkeit, die ihr durchaus einen Liebhaber geben wollte, machte jetzt Servan dazu; dasselbe geschah mit allen Männern, die von dem mannhaften und staatsklugen Herzen dieser Frau, wir könnten sagen: eigentlichen Parteiführerin, angetrieben wurden. Sie verdiente diesen Namen zur Zeit, von der wir jetzt berichten. Sie zeichnete sich weniger durch Stil, durch redegewandte Form, als durch Initiative aus. Diese hatte sie für die beiden Maßnahmen, die den Thron stürzen sollten.

Der Ministerrat kam nicht voran und tat nichts. Die Versammlung tat, abgesehen von der Verordnung zur Entlassung der Garde, nichts, sie „brissotierte" (man gestatte mir diesen Ausdruck aus jener Zeit). Und der Krieg hatte damit begonnen, die klägliche Organisation im Inneren aufzudecken, der Krieg wurde weiter von den Angestellten des ancien régime verwaltet, von den Feinden des Krieges. Warum rückte der Feind nicht vor, und wer hinderte ihn daran? Man konnte es nicht erraten. Der Feind war in Paris. Diese entlassene Garde hatte zwar den Rock gewechselt, aber sie war da, völlig bewaffnet, in Bereitschaft, einen Schlag zu führen; zumindest konnte sie, wenn der Feind in Frankreich eindrang und auf Paris marschierte, ihm von hier aus die Hand reichen, ihn erwarten und ihm helfen, so daß am Entscheidungstage unsere Verteidiger den Feind vor und hinter sich sahen, nichts als den Feind sahen.

Ein Brief, ein Stück Papier vernichtete das alles. Servan, der vergaß, daß er Minister war und nur noch der Gefahren für das Vaterland gedachte, schrieb — angefeuert vom kühnen Geiste der Frau Roland und wahrscheinlich nach ihrem Diktat — an die Versammlung, um ihr vorzuschlagen, hier, bei Gelegenheit des 14. Juli,

ein Lager von zwanzigtausend Freiwilligen zu errichten; man kannte die Begeisterung, den Patriotismus der Leute. Diese kleine Armee glühend eifriger Bürger, die Paris beherrschte, machte die geheimen Kräfte, die der Hof hier festhielt, unwirksam. Es war eine Drohung gegen ihn, ein nacktes Schwert über dem Haupte der hinterlistigen oder ritterlichen Verfechter des Königtums der Dumouriez und der Lafayette.

Hier kann man die ganze Verstiegenheit der von Robespierre so oft vorgebrachten Verdächtigung eines angeblichen Bündnisses zwischen Lafayette und den Girondisten wahrnehmen. Der Vorschlag, der die royalistische und militärische Reaktion Lafayettes unmöglich machen sollte, stammte von Frau Roland, das heißt unbestreitbar aus der geistigen Zentrale der Gironde.

Dumouriez fühlte sich von diesem unvorhergesehenen Schlag getroffen, und er gesteht, daß beim ersten Ministerrat seine Erregung so groß und die Auseinandersetzung so scharf war, daß die Sitzung blutig geendet hätte, wäre der König nicht anwesend gewesen. — „Wenn nun," sagte Clavière (der girondistische Finanzminister), „wenn nun Servan, um eine Lösung zu finden, seine Anregung zurückzieht?" — Die Wirkung wäre für den König und für Dumouriez furchtbar gewesen. Dieser ahnte die Falle, wies den Vorschlag wütend ab und sagte, wenn man einen solchen Rückzug antrete, mache man die Versammlung nur um so versessener auf das Dekret, treibe das Volk zum Aufruhr, und an Stelle der zwanzigtausend Mann kämen vierzigtausend ohne Dekret, um alles umzustürzen; er wisse ein gutes Mittel, der Gefahr vorzubeugen. Sein Mittel war, Paris nach und nach unter dem Vorwand des Krieges von diesen Leuten freizumachen und sie nach Soissons abzuschieben.

Robespierre war von dem Erlaß kaum weniger erbaut als Dumouriez. Die große und vertrauensvolle Initiative der Gironde, hier furchtlos diese feurige Elite des bewaffneten Frankreichs herbeizurufen, drückte ihm das Herz ab. Seine Angst, seine Bitterkeit und Mißgunst ergoß sich ausführlich sowohl in seiner Zeitung als bei den Jakobinern. Dadurch aber gab er den Wagehälsen der Gironde, wie Girey-Dupré und Louvet, Gelegenheit, auf die eigentümliche Übereinstimmung hinzuweisen, die seit einiger Zeit zwischen der Meinung Robespierres und der des Hofes zu finden sei, zum Beispiel hinsichtlich des Krieges und der Einlagerung der zwanzigtausend Mann.

Daher leiteten sie ihre Verdächtigung ab, daß dieser Cato nicht ehrlich sei, daß vielleicht auf unterirdischen, geheimnisvollen Wegen ein stilles Einverständnis die Tuilerien und die Jakobiner verbinde,

daß das österreichische Komitee recht gut auf der dreimal heiligen Tribüne in der Rue Saint-Honoré sein Werkzeug haben könne.

Die Frage der zwanzigtausend Mann war ganz nebensächlich, zufällig, äußerlich. Die innere, wichtigere Frage war die der Geistlichkeit.

In Erwartung der Vendée lieferte die Geistlichkeit der Revolution schon einen Krieg, der genügte, um sie auszuhungern. Sie fügte dem „Glaubensbekenntnis" einen neuen Artikel hinzu: „Wer die Steuern zahlt, ist verflucht". Keinem Glaubenspunkt kam der Bauer gläubiger entgegen; mit diesem geschickt verbreiteten Wort wußten die Priester, ohne sich zu rühren, die Tätigkeit der Behörden lahmzulegen, Frankreich dem Feinde auszuliefern.

Nichts kam ihrer Kühnheit gleich. Mitten in der Revolution beanspruchte die frühere geistliche Rechtsprechung ihre Unabhängigkeit, gebärdete sich als Oberhoheit. Ein Priester von Faubourg-Saint-Antoine hatte sich vermählt; kein Gesetz stand dem entgegen, die Nationalversammlung hatte ihn anerkannt. Er wurde darum nicht weniger verleumdet und von seinen geistlichen Vorgesetzten verfolgt.

Die Stärke der Gegenrevolution, man kann es nicht genug wiederholen, lag in ihren Priestern. Wenn man sagte, man könne das Hindernis abwenden, so hieß das die Lage völlig verkennen. Die Geistlichkeit hatte sich überall der Revolution entgegengestellt, um ihr den Durchzug zu verwehren; sie kam daher mit der Gewalt eines ungeheuren Antriebes, einer durch die Widerstände und durch die Jahrhunderte angetriebenen Eile, sie mußte gegen dieses Hemmnis anrennen, es zerbrechen oder selbst daran zerbrechen.

Der mildeste, der menschlichste der Männer der Gironde, Vergniaud, forderte eine Verordnung zur Deportation der widersetzlichen Priester. Roland legte die Beschlüsse vor, die (seit April) bereits von zweiundvierzig Departements gegen sie gefaßt worden waren. Am 27. Mai wurde das Dekret als dringlich verfaßt: „Die Ausweisung aus dem Königreich hat innerhalb eines Monats stattzufinden, sofern sie von zwanzig Aktivbürgern verlangt, vom Bezirk genehmigt, vom Departement ausgesprochen wird. Der Ausgewiesene erhält drei Livres pro Tag als Reisekosten bis an die Grenze."

Die Gültigkeitserklärung dieses Erlasses war der ernstliche Prüfstein für den König.

Genehmigte er die Gültigkeit, so war der großen Verschwörung der Geistlichkeit, die sich über ganz Frankreich erstreckte, seine moralische Unterstützung genommen. Verweigerte er sie, dann blieb

er der Mittelpunkt der Handlung, der Führer, der eigentliche General der Gegenrevolution.

Das war nicht, wie man so oft gesagt hat, eine einfache Gewissensfrage, die nur den einzelnen anging, der nur mit sich selber zu Rat zu gehen brauchte und keine Verantwortlichkeit hatte. Es war der erste Beamte des Volkes, der das Haupt einer immerwährenden Verschwörung gegen das Volk blieb oder nicht blieb. Gebot sein Gewissen ihm den Untergang und den Tod des Volkes, so war es seine Pflicht, abzudanken.

Die Feuillants, die alle Royalisten geworden und durch das Übermaß der Erregung ihrer klaren Einsicht beraubt waren, trugen nicht wenig dazu bei, seinen unvernünftigen Widerstand zu ermutigen. Sie verteidigten den Fanatismus im Namen der Philosophie; sie sagten, es sei eine Sache der Toleranz, der religiösen Freiheit — Toleranz für Verschwörer und Freiheit für Mörder. — In mehreren Provinzen floß schon Blut, besonders im Elsaß. Simon aus Straßburg versicherte, daß bereits mehr als fünfzig konstitutionelle Priester umgebracht worden, bei sechzig die Häuser ausgeraubt, ihre Felder verwüstet worden seien, usw.

Die hartnäckige Weigerung des Königs, die Geistlichkeit, den Feind der Verfassung, im Stich zu lassen, seine stillschweigende Ermunterung der widersetzlichen Priester zum Widerstand, zur Verfolgung der ergebenen Priester, kam einer eindringlichen Aufforderung zum Bürgerkrieg gleich. Man konnte sagen, seine Fahne wehe auf den Tuilerien, für ganz Frankreich sichtbar.

So gefangen wie er war, sah der König sich noch immer von starken positiven Kräften umgeben. Er glaubte zwei Armeen zu haben: die Royalisten, die sich in Paris zusammengeschlossen hatten, man sagte, es gäbe hier bis zu zwölftausend Ritter vom Heiligen Ludwig; ferner die konstitutionelle Garde, die, ob sie gleich entlassen war, friedlich ihren Sold weiter bezog und sich zur Tat bereit hielt. Die andere Armee, das waren die Feuillants, die in der Nationalgarde sehr zahlreich waren, und die im Lager Lafayettes alle Offiziere, viele Soldaten für sich hatten. Es hieß, der König brauche nur ein Zeichen zu geben, so käme Lafayette herbei.

Die Unverschämtheit der Fayettisten und der lebhafte Gegensatz zwischen dieser Partei und der Gironde, die man so sehr der Einigkeit beschuldigte, trat bei einem Besuch zutage, den zwei Adjutanten Lafayettes unerwartet und ohne glaubwürdigen Vorwand bei Roland machten, als hätten sie den Minister nur aufsuchen wollen, um einen Streit vom Zaun zu brechen. Sie sagten ihm, was sie schon in den Cafés und allenthalben gesagt hatten, man müsse die

Truppen vergrößern, die Soldaten seien feige, usw. Roland nahm diese letzte Äußerung übel, verteidigte die Armee, die Ehre der Nation, sagte, der Offizier sei mehr zu beschuldigen als der Soldat und schrieb in dieser Angelegenheit an Lafayette. Lafayette erwiderte als echter Marquis des „ancien régime", sie hätten sich nicht einem Manne anvertrauen können, „den niemand kenne, dessen in der „Gazette" angezeigte Ernennung erst auf ihn hingewiesen habe; er glaube kein Wort von dem Bericht; er hasse die Parteiungen, verachte ihre Führer."

Eine solche Sprache, einem Minister gegenüber, war nicht als persönliche Beleidigung aufzufassen; es war eine Herausforderung an das Ministerium, an die Regierung, an die regierende Partei, an die Gironde, war eine Kriegserklärung. Es war anzunehmen, daß er, der zu dem Mann der Nationalversammlung einen solchen Ton anschlug, daß dieser Cäsar von einem Tag zum anderen den Rubikon überschreiten würde. Schon vor der Schlacht gebärdeten sich die Feuillants als Sieger. Einer von ihnen, ein Abgeordneter, überfiel mitten in den Tuilerien den Jakobiner Grangeneuve, der schwach und klein war und sich schlecht wehren konnte, mit Stockschlägen; er blieb dreiviertel Stunden ohnmächtig liegen. Jener Rasende schlug immer weiter, bis Saint-Huruge und Barbaroux sich auf ihn stürzten und ihn nun ihrerseits zu erwürgen drohten.

In der Wartezeit machten die Feuillants, die Royalisten von Paris, eine Bestellung auf sechstausend blanke Waffen, die von dem Friedensrichter der Sektion de Bondy aufgefangen wurde.

Von allen Seiten zog der Sturm herauf. Und die Gironde, die das Staatsschiff zu lenken schien, hatte es nicht in ihrer Gewalt. Sie schien allmächtig zu sein und vermochte nichts, und sie erregte eine Mißgunst, die Robespierre tagtäglich weiter benutzte, um an ihrer Zerstörung zu arbeiten.

Roland, der republikanische Minister eines Königs, der sich in den Tuilerien von Tag zu Tag mehr am falschen Platze fühlte, hatte seinen Fuß nur unter der ausdrücklichen Bedingung an diesen verhängnisvollen Ort gesetzt, daß ein eigens hierzu ernannter Sekretär jeden Tag wörtlich die Entscheidungen und Abstimmungen niederschriebe, damit Belege dafür vorhanden blieben, und damit man im Falle einer Treulosigkeit nach jeder Richtung genau abmessen und feststellen könnte, welcher Anteil an der Verantwortung jedem Beteiligten zukam.

Das Versprechen wurde nicht gehalten; der König wollte es nicht. Da wählte Roland, um sich zu decken, zwei Mittel. Überzeugt, daß die Öffentlichkeit die Seele eines freien Staates ist, veröffentlichte

er jeden Tag in einer Zeitung, „Das Thermometer“, alles, was von den Entscheidungen des Kronrates bekannt zu geben nützlich sein konnte; zweitens entwarf er mit Hilfe seiner Frau einen offenen, freimütigen und energischen Brief, der dem König übergeben werden sollte und später vielleicht der Öffentlichkeit, wenn der König sich darüber aufhielte.

Dieser Brief war durchaus nicht vertraulich, er versprach keineswegs, daß er geheim bleiben solle, — was man auch darüber gesagt hat. Er wandte sich offensichtlich ebenso an Frankreich wie an den König und sagte ausdrücklich, daß Roland nur darum zu diesem Mittel gegriffen habe, weil der Sekretär und das Protokollbuch, die für ihn hätten zeugen können, ausgeblieben waren. Der Brief wurde am 10. Juni von Roland übergeben, am gleichen Tage, an dem der Hof eine neue Mine gegen die Nationalversammlung springen ließ, eine drohende Eingabe, worin man hinterlistigerweise, angeblich im Namen von achttausend Nationalgardisten, behauptete, daß die Einberufung der zwanzigtausend Föderierten aus den Departements eine Beleidigung für die Pariser Nationalgarde sei.

Als der König am 11. oder 12. den Brief unerwähnt ließ, faßte Roland den Entschluß, ihn im Kronrat laut vorzulesen. Dieses wahrhaft beredte Schriftstück ist der äußerste Protest einer echt republikanischen Gesinnung, die dennoch dem König einen letzten Ausweg zeigt. Harte Worte stehen darin, auch vornehme und zarte; das folgende ist erhaben: „Nein, das Vaterland ist kein bloßes Wort; es ist ein lebendiges Etwas, dem man Opfer gebracht hat; dem man sich jeden Tag enger verbindet durch die Sorgen, die es verursacht, das man mit großen Anstrengungen geschaffen hat, das sich mitten aus den Unruhen der Zeit erhebt, und das man gerade um dessentwillen liebt, was es kostet und was man erhofft . . .“ Dann folgen ernste Warnungen, allzu wahre Prophezeiungen über die furchtbaren Gefahren des Widerstandes, der die Republik zwingen würde, sich im Blut zu vollenden.

Dieser Brief hatte den besten Erfolg, den der Verfasser erhoffen konnte. Er wurde der Grund für seine Entlassung. Die von den Feuillants gelenkte Königin glaubte die Gironde aus dem Ministerium verjagen zu können, die Partei, welche die Nationalversammlung leitete, was nicht weniger bedeutete, als die Versammlung beiseite zu schieben und ohne sie zu regieren. Ein befremdlicher Wagemut, der sich auf eine recht haltlose Annahme stützte, nämlich, daß man Dumouriez und die Feuillants zur Einigkeit bringen, die beiden feindlichen Generale der Gironde, Dumouriez und Lafayette,

versöhnen und mit diesen beiden Degen die Feder der Advokaten zerbrechen könnte.

Die Schwierigkeit war, während man Roland, Servan und Clavière entließ, Dumouriez zum Bleiben zu bewegen, um allein den Zorn der Allgemeinheit und der Versammlung zu tragen. Man erreichte es durch eine Lüge und eine kindliche List. Der König täuschte den Minister; der Harmlose, der Biedermann überlistete den Intriganten; er gab Dumouriez zu verstehen, daß er das Dekret der zwanzigtausend Mann und das andere gegen die Priester genehmigen könne, wenn man ihn von den girondistischen Ministern befreit habe. Auf diese Äußerung hin übernahm Dumouriez die gemeine Pflicht, seine Kollegen zu entlassen. Am gleichen Tage noch wurden sie von der Versammlung abgedankt, die hinzufügte, sie hätten sich um ihr Vaterland recht verdient gemacht.

Er versuchte durch einen kühnen Streich wieder hochzukommen; er legte zu gleicher Zeit dieser aufgebrachten und bebenden Versammlung eine wichtige Abhandlung über den wahren Stand unserer militärischen Kräfte vor. Die Eingabe war zum guten Teil gegen Servan gerichtet, den letzten Minister. Da jedoch Servan nur vierzehn Tage die Gewalt in Händen gehabt hatte, fielen die Vorwürfe weit mehr auf de Grave und besonders auf Narbonne, seinen Vorgänger.

Dumouriez' Mut, seine gute Haltung, richteten ihn wieder auf. Dessenungeachtet hatte er doch nur ein Mittel, sich zu halten, das war, vom König die Gültigkeitserklärung der Dekrete zu erlangen.

Er hatte sich mit dieser Hoffnung in die größte Gefahr begeben, sich fast daran verloren. Aber gerade weil der Hof es so beurteilte, lag ihm nichts mehr daran, ihn zu halten. Die Feuillants hatten Dumouriez ohne Umschweife wissen lassen, daß es für ihn nur einen Ausweg gebe, nämlich sich in ihre Arme zu werfen, daß er die Ablehnung der Gültigkeitserklärung gegenzeichnen müsse; um diesen Preis wollte man ihn mit Lafayette versöhnen, der nur zu dem Zweck nach Paris komme, um ihn zu verfolgen. Auf die Art glaubte man ihn unwiderruflich gefangen, fest im Netz verstrickt. Der König sprach zu ihm im befehlenden und majestätischen Ton des Königs vor 1789, gebot ihm und seinen Kollegen, dem „Veto" ihre Unterschriften beizufügen. — Am übernächsten Tage gaben Dumouriez und seine Kollegen ihre Demission. — Der König war sehr erregt. „Ich nehme an!" sagte er mit düsterer Miene. Sein Doppelspiel hatte keinen Erfolg gehabt. Selbst der unerschrockenste Intrigant konnte ihm nicht bleiben. Der Hof sah sich dem Volke entlarvt gegenübergestellt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der zwanzigste Juni — Einfall in die Tuilerien
Bedrohung des Königs

Anzeichen von Anarchie. — Gefahr eines Staatsstreiches. — Lafayette schreibt dem König, er solle Widerstand leisten (16. Juni 1792). — Unentschiedenheit, Schwanken der Nationalversammlung. — Wer hat den 20. Juni vorbereitet? — Welchen Teil Danton daran haben konnte. — Rede eines Mannes aus dem Volk. — Robespierre ist gegen die Bewegung. — Geheime Zusammenkunft bei Santerre. — Die Versammlung scheint die Bewegung zu rechtfertigen. — Harmloses Unternehmen der Volksmenge. Die Führer veranlassen die Menge, die Schloßtore zu erbrechen. — Der König wird überrumpelt und bedroht. — Sein Vertrauen und sein Mut. — Wie er das Volk unterhält. — Kühner Stolz der Königin. — Pétion in den Tuilerien. — Letzter Widerstand des Königs. — Das Volk ermüdet und geht auseinander.

Die beiden feindlichen Mächte, die Revolution und der Hof, standen einander gegenüber, Stirn gegen Stirn, bereit, loszuschlagen.

Der König hatte durch Anwendung des „Veto", seiner konstitutionellen Waffe, durch die Demissionsannahme der Minister der Majorität, der Nationalversammlung die Regierung aus den Händen genommen. Die Versammlung war die einzige anerkannte Macht in Frankreich; was man ihr rauben konnte, kehrte daher nicht zum König zurück. Das war also nur die Nichtigkeitserklärung der Gewalt und der Eintritt in die Anarchie.

Sie zeigte sich auf allen Seiten in der Nichtigkeit, der Unentschlossenheit der Behörden, sogar der volkstümlichsten und aus den Wahlen hervorgegangenen. Ein Zustand von Teilung, von erschreckender Zersplitterung begann an allen Punkten. Keine Fäden, die aus der Mitte zu den Außengliedern liefern und das einzelne dem Ganzen angliederten. Und selbst in jeder Partei gab es wieder Unterparteiungen. Die beginnende revolutionäre Regierung, die man zuweilen den Vorläufer der Anarchie genannt hat, war ganz im Gegenteil als das Mittel, das gewaltsame und furchtbare, schließlich aber das einzige Mittel anzusehen, das Frankreich besaß, um ihr zu entrinnen.

Diese Uneinigkeit herrschte angesichts einer Gefahr, die des stärksten Zusammenschlusses bedurft hätte, angesichts einer der Krisen, in denen alle Geschöpfe in Todesgefahr sich zusammenschließen und aufraffen, nach größter Einigkeit suchen.

Der Feind war da, war schon Sieger; er schien nicht einmal zu

geruhen, näherzutreten. Er glaubte das bei dem bejammernswerten Zustand Frankreichs nicht nötig zu haben. Er blieb an der Grenze, um verächtlich zuzusehen, wie eine verlassene Nation sich selber zerfleischte.

Eines war gewiß. Der Hof holte zu einem Schlage aus. Die Ereignisse von Nancy und vom Marsfeld würden im großen Stil wiederholt werden. Diesmal schienen die Royalisten bereit, den Feuillants, den konstitutionellen Royalisten, die Hand zu bieten. Sie begannen, den ungeheuren Fehler einzusehen, den sie Ende 1791 begingen, als sie die Feuillants und Lafayette opferten, sogar den Jakobinern halfen, sich gegen ihre wütenden Feinde zu wappnen; Royalisten und konstitutionelle Royalisten waren, wenn sie sich für den Augenblick miteinander verständigten, eine gewaltige Partei — stark genug zum Sieg? Man weiß es nicht, ganz gewiß aber stark genug, um in ganz Frankreich einen furchtbaren Bürgerkrieg zu entfesseln.

Die ersten Maßnahmen, die man hätte treffen müssen, wären entsetzlich gewesen. Die Aufhebung des Rechtes zu Versammlungen, die Unterdrückung der Klubs, ohne Zustimmung der Nationalversammlung, auf Befehl einer untergeordneten Autorität; — die Umklammerung der Versammlung durch Militärgewalt, durch den Aufstand einer Armee.

Wenn man es recht betrachtet, war der Versuch nicht unmöglich; nur hätte es einer sehr schnellen Entscheidung, eines starken und einmütigen Vorgehens bedurft. Die große militärische Gewalt von Paris, die sechzigtausend Bajonette der Nationalgarde, war außerordentlich zersplittert, die gute Hälfte kraftlos; selbst unter dem aktiven Teil gab es viel Unentschlossenheit. Der Hof war stark genug, hatte er doch die fünf- bis sechstausend Kämpfer, Haudegen, Edelleute der konstitutionellen Garde, die er in Wirklichkeit nicht entlassen hatte, und anderseits die Schweizergarde, eine auserlesene, ergebene Schar von drei Bataillonen, deren jedes sechzehnhundert Mann betrug. Das war wenig, um Paris in Schach zu halten, genug für einen Gewaltstreich, beispielsweise um sich an einem Tage, zur nämlichen Stunde der Kanonen der Sektionen zu bemächtigen, den Jakobinerklub zu schließen, seine sämtlichen Führer festzunehmen, alles, was royalistisch war, in der Nationalgarde zu vereinigen und in Paris Lafayettes Reiterei zu empfangen, die innerhalb dreier Tage in Eilmärschen aus den Ardennen eintreffen konnte.

Die wirkliche Schwierigkeit war der Mangel an Entschiedenheit, an geistiger Einheitlichkeit. Die Royalisten hätten ohne Zögern einen harten und tödlichen Schlag geführt; die Feuillants, die Fayet-

tisten hätten nur mit halber Kraft losgeschlagen, aus Angst, hinter der Anarchie die Freiheit zu vernichten. Der Hof, der die Bedenken dieser Partei gut kannte, zauderte, sie einschreiten zu lassen. Er ließ sie reden, stellte sie als Vogelscheuche auf; es lag ihm aber nicht ernstlich daran, daß sie sich betätigte. Durch Lafayette triumphieren, das wäre für die Königin die bitterste Niederlage gewesen. Sie hätte dann geglaubt, die gemäßigte Revolution könne von Bestand sein, während sie viel lieber annahm, die Jakobiner hätten schließlich eben durch ihr wütendes Gebahren das Verdienst, Frankreich müde zu machen, die Revolution zu Ende zu bringen, das Unglück auszuschöpfen.

Am 12. Juni begann das Direktorium von Paris den Angriff mit einem Brief an Roland, Minister des Innern. Er berief sich auf die Gesetze, die zur Schließung des Jakobinerklubs berechtigten.

Am 16. Juni tat Lafayette, der über die Abdankung der drei girondistischen Minister und die Beibehaltung Dumouriez' unterrichtet war, im Lager von Maubeuge den entscheidenden Schritt, an die Versammlung einen strengen, heftigen und drohenden Brief zu schreiben, wie Cäsar ihn an den römischen Senat geschrieben haben mochte, als er von Pharsalus heimkehrte. Er enthielt zunächst eine Wiedergabe des vom Direktorium von Paris gegen die Jakobiner gerichteten Briefes. Ferner Ratschläge an die Versammlung, oder vielmehr Bedingungen, die mit der Hand am Degen gestellt wurden: der dringende Rat, das Königtum, die religiöse Freiheit usw. zu achten; ein seltsamer Vergleich zwischen Paris und der Armee, das eine so dumm, die andere so vernünftig: „Hier befolgt man die Gesetze, achtet den Besitz; hier kennt man weder Verleumdung noch Parteiungen, usw." Dann eine sehr bedenkliche und unentschuldbare Äußerung, um die Unzufriedenheit im Heer aufzustacheln, das Schwert des Aufruhrs zuzuspitzen: „Der mutige und beharrliche Patriotismus einer Armee, der vielleicht den Machenschaften gegen ihren Herrn geopfert werden soll."

Und aus Besorgnis, daß dieser Brief noch nicht deutlich genug sei, sandte er einen an den König, um ihn zum Widerstand gegen die Nationalversammlung zu ermuntern: „Bleiben Sie fest, Sire, kraft der Autorität, welche der nationale Wille Ihnen übertragen hat. ... Alle guten Franzosen werden sich um Ihren Thron scharen, usw."

Die Bestürzung der Versammlung, als sie von diesem überraschenden Schriftstück Kenntnis nahm, war unbeschreiblich. Die Wirkung aber war noch unerwarteter.

Bis jetzt war die Versammlung unter dem Zeichen der Gironde vorgegangen. Lafayettes Dreistigkeit änderte das plötzlich. Nach

kurzem Schweigen brach ein Beifall los, der weit gewaltiger war, als man ihn von den zweihundertfünfzig Feuillants erwartet hätte; eine große Menge Unentschlossener hatte sich entschieden. Das zeigte sich deutlich bei der Abstimmung. Eine ungeheure Mehrheit beschloß die Drucklegung.

Blieb die zweite Frage abzustimmen. Der Versand an die Departements. Ging es hiermit ebenso, dann war die Gironde verloren, die Versammlung war fayettistisch, Frankreich gehörte den Feuillants.

Es war ersichtlich, daß die Partei, welche die Frage durch die Tagesordnung abzutun suchte, in der Minderheit war.

Vergniaud erhielt das Wort und wußte die Frage sehr gut zu drehen. Es handelte sich nicht um einen der Versammlung in Form einer Eingabe eines gewöhnlichen Bürgers gemachten Vorschlag, sondern um den Rat des Generals einer Armee an der Spitze seiner Truppen. Was sind die Ratschläge eines Generals anderes, als Gesetze, die er fordert?

Dieses scharfsinnige Wort hatte keinen Erfolg.

Man bewundere die Klugheit der Versammelten. Durch eine verblüffende Wendung, einen zufällig aufgegriffenen Vorwand, eine offenbar unbegründete Versicherung, gewann Guadet die wankelmütigen Seelen zurück und begann die allgemeine Ansicht auf die andere Seite zu ziehen: „Ist der Brief wirklich von Herrn de Lafayette? Nein, das ist unmöglich. Wenn es auch seine Unterschrift ist, so hat er sie eben blanko geschickt und der Text ist hier ausgefüllt worden. Er spricht am 16. Juni von der Demission des Herrn Dumouriez, die noch nicht stattgefunden hatte und die er nicht kennen konnte."

Das hielt die Versammlung zurück. Nun, in Lafayettes Brief ist nicht ein Wort, das auf sein Wissen um Dumouriez' Rücktritt hinweist.

Guadet machte der Sache ein Ende, indem er die Aufmerksamkeit ablenkte; er wirft eine Herausforderung hin, die zur Unterredung führt, die Abstimmung hinauszieht; es wird Zeit gewonnen: „Als Cromwell so zu reden wagte . . ." (Laute Rufe: „Herr, das ist schandbar!" usw.)

Der Tumult nimmt zu. Der erste Eindruck wird verwischt; die Versammlung wird unbewußt wieder, was sie war. Sie stimmt unter dem Einfluß der Gironde dafür, daß der Brief der Kommission der Zwölf zur Prüfung zu übergeben sei, und hinsichtlich der entscheidenden Frage seiner Verschickung an die Departements, daß darüber nichts zu beschließen sei.

Die Gironde, die den Abgrund so nahe gesehen hatte und nur gewarnt, nicht beruhigt war, machte sich nun — alles weist darauf hin — mit dem Gedanken an einen neuen 6. Oktober vertraut; das war der 20. Juni.

Der 20. Juni, der 10. August, waren außerordentliche Heilmittel, ohne welche Frankreich sicher umgekommen wäre.

Der 10. August, der den Thron zerbrach, nahm der Invasion den Posten, den sie in unserer Mitte stehen hatte, ihr Fort der Tuilerien, das sie schon besetzt hielt. Behielt sie es, so würde jeder nationale Widerstand unmöglich werden.

Der 20. Juni warnte den unverbesserlichen König des ancien régime, den König der Priester.

Der 10. August stürzte den Freund des Auslands, den Freund des Feindes.

Das alles sind keine zufälligen, einzeln und künstlich herbeigeführten Taten, sind nicht einfach das Resultat der Treibereien einer Partei.

Persönliche Einflüsse spielten am 20. Juni keine große Rolle. Immerhin mehr, glauben wir, als am 10. August. Bei der ersten Erschütterung konnten die Männer noch Einfluß haben. Als aber der Ansturm einmal gegeben war und das furchtbare „crescendo“ der nationalen Wut seinen naturgemäßen Lauf genommen hatte, kam der 10. August als eiliges Verhängnis, in gerader Linie, wie die Kugel aus dem Rohr.

Man muß sich den geringen Anteil, den der Herzog von Orleans an der Sache vom 20. Juni haben konnte, nicht zu groß denken. War Sillery, sein Mann, dabei? Man hat es gesagt; wie ich glaube, zu unrecht. War sein Geld beteiligt? Das ist nicht unwahrscheinlich. Er hatte versucht, sich dem Hof zu nähern, und er war zurückgewiesen, gekränkt worden. Einiges Geld mochte von Santerre und anderen Führern in Lebensmitteln und Getränken angelegt worden sein, in den Kneipen, die wie stets den Herd des Aufstandes bildeten.

Man ist auch darauf verfallen, daß bei den vorbereitenden Zusammenkünften für den Aufstand Marat und Robespierre erschienen sein sollen. Aber zunächst einmal sind diese beiden Männer nie gemeinsam vorgegangen (abgesehen vom 31. Mai). Marat verachtete Robespierre als einen Schwätzer, einen armseligen Biedermann, der keineswegs auf der kühnen Höhe stand, die den großen Staatsmann kennzeichnet, der nichts von den großen Hilfsmitteln, dem Strick und dem Dolch begriff.

Marat hat am 20. Juni nicht eingegriffen. Man sieht nicht seine

blutige Hand. Robespierre, weit davon entfernt, mitzutun, war ganz und gar dagegen; er liebte nicht diese großen Erhebungen. Herr de Robespierre war ein Mann von Haltung, man durfte ihn nicht aus seiner jakobinischen Taktik aufstören oder aus seinen Gewohnheiten reißen. Gepflegt, frisiert, gepudert hätte er die Rücksicht auf seine Person gewiß nicht in solchem Getümmel aufs Spiel gesetzt, sich auch nicht in der rohen Gesellschaft der Aufrührer zu bewegen gewußt.

Weder die Gironde, noch die Jakobiner waren am Werk.

Die erstere half mit ihren guten Wünschen, Pétion mit seinem heimlichen Einverständnis, aber auch viel weniger, als man gesagt hat.

Die Jakobiner waren sehr geteilter Meinung. Die große Mehrzahl war, wie Robespierre, gegen die Bewegung.

Diese Meinungsverschiedenheit der Jakobiner war vielleicht das größte Hindernis bei der Sache. Die natürliche und spontane Volkserhebung litt darunter; man zögerte angesichts der Unsicherheit der großen Gesellschaft, des ungeheuren Einflusses Robespierres. Hier war es, wo sich die Notwendigkeit eines individuellen Eingreifens von Geist und Geschicklichkeit ergab, damit die Bewegung nicht vorzeitig an solchen Hemmungen zum Fehlschlag kam, damit sie ihren natürlichen Lauf nehmen konnte und damit die Volksseele nicht aus Ehrfurcht vor ihren falschen Klugrednern stumm und niedergehalten blieb.

Man entsinnt sich an Vergniauds schönen Ausspruch: „Oft hat sich der Schrecken aus diesem unheilvollen Palast verbreitet; er kehre dorthin zurück, im Namen des Gesetzes!“ . . . Das war von Vergniaud gesagt worden; wenn aber einer war, der es tat, der wenigstens dazu beitrug, daß es geschah, so war es Danton, wie ich glaube. Dieser hatte das Grundprinzip der Revolution erkannt: die Tat.

Wir haben gesehen, daß er sich bisher klug bezähmte, in zweifelhaften Fällen das Kraftstück fertig brachte, als einer der Willensstärksten zu scheinen, ohne eine vermessene Initiative zu ergreifen. In den Klubs, gegenüber der Taktik und dem Mißtrauen der Jakobiner, und selbst bei den Cordeliers, wo er zu Hause war, wagte Danton wenig; er hatte kein volles Vertrauen, er hielt den besten Teil seines Wagemutes zurück; er hatte dort nicht Raum genug, konnte zu wenig Atem holen; die größten Wölbungen konnten seine Stimme nicht fassen, seiner gewaltigen Brust fehlte der Luftstrom. Er bedurfte des Klubs, des Saales, der Wölbung, die von der Barrière du Trône bis zum Grèveplatz und von da bis zu den Tuilerien

reicht, und als Gegenstück zu seiner Stimme die Kanone, die Sturmglocke.

Besonders reizvoll war es, daß die Königin Danton ins Hôtel de Ville gebracht hatte. Sie war es, wie man gesehen hat, die aus Haß gegen Lafayette die Royalisten bei den Gemeindewahlen für Pétion stimmen ließ, dessen Erfolg den Manuels und Dantons nach sich zog. Danton, als Stellvertreter des Gemeindeprokurators, nahm sozusagen aus der Hand des Königtums die Waffen entgegen, mit denen er das Königtum niederzumachen gedachte. Von nun an war der Gemeinderat von Paris die Maschine, das Geschütz, das er handhabte, ohne sich vorläufig zu zeigen. Er besaß im großen Gemeinderat eine Minderheit voll Feuereifer, deren er sich bedienen konnte.

Man konnte nicht auf die zwanzigtausend Föderierten vom 14. Juli warten. Die Gefahr war drohend. Lafayettes Degen schwebte über Paris, dem überdies der royalistische Dolch in den Rippen stak. Bei den Jakobinern hielt man jeden Tag ein großes Geschwätz über die einzelnen Leute, man übersah die Dinge und die Tatsächlichkeiten. Robespierre ertränkte die Entschlüsse in einem Gießbach lauen Wassers. Es war seine fixe Idee, dem Eintreffen der Zwanzigtausend entgegenzuarbeiten, die Nationalversammlung so weit zu treiben, daß sie ihren Erlaß zurückzog, was so viel hieß, wie den Degen in die Scheide stecken.

Robespierre bei den Jakobinern zu bekämpfen, daran war nicht zu denken. Danton hätte eine Niederlage erlebt. Man mußte ihn indirekt unschädlich machen. Man mußte die Gesellschaft erschüttern, sie aus ihrer bürgerlichen Zurückhaltung herausscheuchen, durch die donnernde Stimme des Volkes aufrütteln, so daß, falls der Hof und die Feuillants durch Lafayettes Schwert einen Staatsstreich wagen sollten, man sogleich mit einem großen Pariser Aufstand antworten konnte, ohne daß die Jakobiner es untersagten. Gegen den General, gegen das Heer, das er vielleicht herbeiführte, brauchte man das Volksheer.

Danton, in dem eine so machtvolle Lebendigkeit war, in dem alles Leben pulsierte, hatte stets eine Anzahl von Männern bei der Hand, die er ausspielen konnte, Literaten, tatkräftige Menschen, Fanatiker, Intriganten, zuweilen sogar Helden.

Er hatte den Voltaire der Revolution, Camille Desmoulins, bei der Hand, und er bediente sich seiner nicht. Er beherrschte noch einen anderen wundervollen Künstler, den Verfasser von „Philinte“, Fabre d'Eglantine, und er bediente sich seiner nicht. Er zog es vor, unbekannte Streiter auszusenden. Alles Unbekannte hatte damals vor jedem bekannten Manne etwas voraus; es nannte sich: das Volk.

War die Szene, die folgen sollte, von Danton herbeigeführt, um die Jakobiner ein Bein zu stellen? Oder war es wohl eine ganz spontane Tat, eine wirklich aus dem Volke kommende Eingebung? Ich wage nicht, es zu entscheiden.

Am 4. Juni, dem Tage, an dem die Feuillants sich zu dem Verlangen erkühnten, daß Pétion unter Anklage gestellt werde, erscheint ein Mann in einer Arbeitsjoppe, aus dem Faubourg Saint-Antoine bei den Jakobinern, und er weiß mit einer wundervollen Rede die Versammlung hinzureißen. Keins der faden Geschwätze, wie die Gesellschaft sie täglich hörte. Eine grobe, kühne, tief berechnete, ungemein tapfere Rede. Hier ist die Geradheit des Genies, man kann es nicht verkennen.

Dieser Unbekannte, der sich in seinem Arbeitskittel und mit seinen schwieligen Fäusten stark fühlte, sprach zum jakobinischen Senat wie ein ungehobelter Mensch, sagte ihm die Wahrheit. Er übertrieb die Sache, schlug nach allen Seiten um sich, auf jeden Mann und auf jede Partei, Feuillants, Gironde usw. Ich wiederhole seine Worte: „Sie sehen es," sagte er, „ich bin ein Mann im Arbeitsrock; gut also, ich fände wohl noch zweitausend Männer . . . Ich sage Ihnen, meine Herren, Sie geben sich viel zu viel mit Persönlichkeiten ab. Immer sieht man Sie von selbstgefälligen Debatten in Anspruch genommen, während das Vaterland nach Ihrer Anteilnahme ruft . . . Am Sonntag werde ich selber gehen und der Nationalversammlung eine Petition vorlegen. Und wenn ich keine Jakobiner finde, die mit mir gehen, so werde ich sie selber lesen . . . Wir sind nicht ohne Empfindung, meine Herren, wenn wir auch ohne Kniehosen sind . . .[76]). Wir sprechen zu Ihnen mit Jean-Jacques Rousseau: Die Oberhoheit des Volkes ist unveräußerlich. Solange die Vertreter ihre Pflicht tun, unterstützen wir sie; verfehlen sie dagegen, so werden wir sehen, was wir zu tun haben . . . Und auch ich, meine Herren, bin ein Glied der obersten Gewalt!" (Lebhafter Beifall.)

So wurde inmitten der Freunde der Verfassung das Recht festgelegt, sie zu zerbrechen, das unverjährbare Recht des Volkes, wenn nötig die Oberhoheit durch einen Aufstand wieder an sich zu nehmen.

Das war keineswegs jakobinische Überlieferung. Am 13. Juni, dem Tage, als Roland und die Girondisten aus dem Ministerium ausschieden, befürchtete Robespierre eine Erhebung und hielt am Abend eine lange Rede, um zu erreichen, daß man sich weniger um das abgedankte Ministerium kümmere. Er sagte, man müsse sich

[76]) „quoique nous soyons sans culottes . . ."

vor „partiellen Aufständen hüten, welche der allgemeinen Sache nur die Kräfte raubten“.

„Scharen wir uns um die Verfassung . . . Die Nationalversammlung hat keine andere Maßnahme zu ergreifen, als die Verfassung zu stützen . . . Wenn wir daran rühren, so kommen andere und sagen: Wir haben ebensoviel Recht, die Verfassung abzuändern...“

Nie war er langweiliger und der Lage weniger gewachsen gewesen. In dieser schrecklichen Gefahr von außen und von innen, als Frankreich gerade an der Art zugrunde ging, wie der König die Verfassung handhabte, da sie predigen, sie anempfehlen — sprechen wir es aus —, war eine Dummheit.

Diese Belanglosigkeit in einem so bedeutsamen Augenblick hätte Robespierre töten, begraben müssen, wäre er nicht das Haupt und die Hoffnung einer geschlossenen Klique gewesen, die ihn um jeden Preis halten wollte, wäre er nicht seit langem als Pädagoge und Schulmeister und Regent der Jakobiner anerkannt worden.

Danton hat ein gemeines, aber sehr bezeichnendes Wort über ihn gesagt, das seine Unfähigkeit in jeder praktischen Angelegenheit, die schnelles Handeln erfordert, grell beleuchtet: „Dieses Rindvieh ist nicht einmal imstande, ein Ei zu kochen!“

Robespierre schloß kläglich mit den allzu vorsichtigen Worten, die ihn decken, ihn retten sollten, was auch kommen möge: „Ich stelle fest, daß ich mich allen gegen die Verfassung gerichteten Maßnahmen widersetzt habe.“

Danton hütete sich wohl, auf diese Bußpredigt zu entgegnen. Er verlangte, die Unterredung solle auf morgen vertagt werden: „Morgen,“ sagte er, „verpflichte ich mich, eine entartete Regierung in Schrecken zu setzen.“ Am nächsten Tage begnügte er sich, ungefähr das zu wiederholen, was bereits von einem seiner Leute, Lacroix, gesagt worden war: Man müsse die Generale absetzen, die Wahlkörperschaften neu gründen, die Besitzungen der Emigranten verkaufen, die große Masse an der Revolution interessieren, indem man fast alle Steuern auf die Reichen abwälze. Er sagte, die Königin müsse abgetan, unter Ehrengeleit und Sicherheit zurückgeschickt werden. Er sagte, nach Tarquinius erlaubte ein römisches Gesetz jedermann ohne Rechtsprechung zu töten, der auch nur gegen die Gesetze redete. Und andere unbestimmte und wilde Sachen, die das Auditorium beschäftigen, den Jakobinern Redestoff geben konnten, ohne irgendeinen Plan zu enthüllen.

Seit dem 14. jedoch hatte sich Legendre, ein Mann von naiver Leidenschaft, aufrichtig und leicht erregbar, den Danton nach Gefallen lenkte, zum Faubourg Saint-Antoine begeben, um sich mit

Phot. Braun, Paris & Dornach.

Rouget de Lisle singt im Hause des Bürgermeisters Dietrich in Straßburg zum erstenmal die Marseillaise.

Nach dem Gemälde von Isidore-Adrien-Auguste Pils (1849) im Louvre.

dem einflußreichsten Manne des Faubourg, dem Brauer Santerre, zu besprechen. Dieser, von flämischer Rasse, groß, dick und schwer, eine Art Goliath, hatte, ohne Verstand noch Begabung (das zeigte sich in der Vendée), das, was die Massen in Bewegung setzt. Mut, Gutherzigkeit und Biederkeit. Er war reich und gab unentwegt, vom Seinen, gewiß, aber — man kann es ohne weiteres annehmen — auch vom Geld, welches die Parteien, orleanistische oder andere, verteilen wollten. Als Kommandant des Bataillons der Quinze-Vingt konnte er das Faubourg fortreißen: man liebte ihn. Er gab jedem, der kam, einen Händedruck, und was für einen Händedruck! Er, der dicke Brauer, der hohe Offizier mit mächtigen Epauletten, der auf seinem großen Pferde im Faubourg hin- und herritt, war darum dem armen Volk gegenüber nicht hochmütig. Überdies ein bekannter Patriot und mit einer Stimme begabt, die man von der „Barrière du Trône“ bis zur Porte Saint-Antoine vernommen haben würde.

Der ehrenwerte Brauer hatte fast stets eine ganze Anzahl armer Teufel um sich, die er mit Speise und Trank versorgte, Sieger der Bastille und weniger angesehene Leute, Marktschreier, durch die er die Menge aufhetzte, beispielsweise einen jungen Juwelier, der kraft seiner Großsprecherei, seiner Schreierei und Dreistigkeit zum Unglück der Republik General wurde, der unfähige General Rossignol, in der Vendée durch seine Dummheiten und seine Verfolgung Marceaus und Klébers bekannt.

Das sind Santerres Stammgäste. Betrachten wir nun, wer sich ihnen zugesellte, diejenigen, die vom 14. bis zum 20. sich dort in seinem Hinterzimmer versammelten, von Legendre aus dem Faubourg Saint-Germain oder anderen Vierteln hierhergeführt. Die Cordeliers waren in der Mehrzahl.

Da waren zunächst Kolonnenführer, eigenartige Menschen, die man unfehlbar überall traf, wo etwas los war, die teils durch ihre Stimmengewalt, teils durch einen Körperfehler auffielen, sogar durch irgendeine Lächerlichkeit, die der Menge Spaß machte und als Aushängeschild diente.

Da war zunächst ein prachtvoller Schreihals, Saint-Huruge, ein berühmter Gatte, der vor 1789 von den vielvermögenden Freunden seiner Frau eingesperrt worden war, und der überall herumschrie, er werde sein häusliches Ungemach rächen, und gelte es auch, die Monarchie auszurotten. Groß und stark, mit einem mächtigen Stock bewaffnet, bei den Zusammenrottungen oft als Lastträger verkleidet, wußte Herr von Saint-Huruge sogar dem Pöbel Angst einzujagen.

Da war ferner ein furchtbarer Buckliger (sie haben sich stets in der Revolution hervorgetan), Marats Advokat Cuirette-Verrières. Wir haben bereits am 6. Oktober und am 16. Juli diesen blutdürstigen Polichinell zu Pferde gesehen. Verrières, ein unermüdlicher Redner, wurde nur ein einziges Mal aus dem Sattel gehoben, und zwar in einem Rechtsfall, bei dem man darauf verfiel, einen nicht weniger buckligen Anwalt gegen ihn auftreten zu lassen.

Ein kleiner Mann, Mouchet, mit ganz dunkler Haut, hinkend, krummbeinig, eine Art hinkender Teufel, von unterhaltsamer Lebendigkeit, war nicht mit von der Verschwörung, aber machte am 20. Juni viel Wesens. Er war Friedensrichter im Marais, Munizipalbeamter, mit seiner Schärpe geschmückt. Der gegebene Führer dieses Stadtteils wäre der Held im Klub der Franziskaner, der Doppelgänger Dantons gewesen, dieser kleine rasende Tallien. Dann wäre Danton aber nicht genug im Hintergrund geblieben.

Ein geistvoller Radebrecher, Rotondo, halb Engländer, halb Italiener, den noch der Rücken von den Stockhieben schmerzte, die er im Juli 1791 erhalten hatte, zählte sehr darauf, sich im Juni 1792 zu rächen.

Und unter diesen Sprechern gab es einen, der sprach nicht, der tötete, das war der Auvergnat Fournier, genannt der Amerikaner.

Der Führer des Faubourg Saint-Marceau, der sich nachts bei Santerre einfand, war ein Herr Alexandre, Kommandant der Nationalgarde. Von dort kam noch ein tatkräftiger Mensch, vornehm und dünkelhaft, der, da er nach oben nichts erreicht hatte, sich hinunterstürzte ins Volk, der Pole Lazouski. Er war Hauptmann der Kanoniere von Saint-Marcel.

Ich will gern glauben, daß aus dem Faubourg Saint-Jacques ein Künstler zu Santerre pilgerte, ein ganz besonders glühender und leidenschaftlicher Mensch, Sergent, der den Ruhm hatte, der Schwager eines unserer edelsten Helden, Marceaus, zu sein — und der auch das Pech hatte, daß man ihm (wie ich glaube unverdient) die Schande nachsagte, die Metzelei vom September organisiert zu haben.

Am 16. wurde die Sache von dem Polen Lazouski ins Rollen gebracht. Er war Mitglied des Generalrates der Gemeinde. Er verkündete in der Ratssitzung, daß am Mittwoch, dem 20. Juni, die beiden Faubourgs der Nationalversammlung und dem König Petitionen vorlegen und auf der Terrasse der Feuillants den Baum der Freiheit pflanzen würden, zum Andenken an den Ballhauseid und den 20. Juni 1789. Da der Rat die Genehmigung verweigerte, erklärten die Bittsteller, sie würden weitergehen; die Versammlung empfinge sehr wohl die Bittsteller der anderen Partei

(und in der Tat ließ sie am 19. sogar ein ganzes Bataillon vor), sie könne es daher nicht abschlagen, auch sie zu empfangen.

Man sagte, der König werde die Petition entgegennehmen, wenn sie nur von zwanzig Personen überreicht werde. Chabot erschien am Abend bei den Sektionen vom Faubourg Saint-Antoine und sagte ihnen, „die Nationalversammlung erwarte sie morgen ganz bestimmt und mit offenen Armen“.

Tatsächlich hatte die Versammlung am gleichen Abend eine niederschmetternde Eingabe der Marseiller entgegengenommen: „Über das Erwachen des Volkes, dieses edelmütigen Löwen, der endlich aus seiner Ruhe herausgehen werde.“ Sie hatte angeordnet, diese Eingabe solle an die Departements verschickt werden, und durch dieses Entgegenkommen schien sie der für den nächsten Tag geplanten Bewegung ihre Genehmigung zu erteilen.

Alles Volk machte sich ein Fest aus der Beteiligung. Einige Vorsichtigere sagten: „Wenn man nun aber auf uns schießt?“ — Die anderen nahmen es nicht ernst; „Und warum?“ sagten sie; „Pétion wird da sein.“

Das Direktorium von Paris (La Rochefoucauld, Talleyrand, Roederer usw.) verbot die Zusammenrottung, wandte sich zu ihrer Verhinderung an die Nationalgarde. Pétion, der besser informiert war, wußte, daß gerade die Nationalgarde in den Faubourgs einen großen Teil der Versammelten ausmachte. Das zu verhindern, war unmöglich, man konnte die Sache aber ordnen, sie friedlich gestalten, indem man die gesamte Nationalgarde zu den Waffen rief und sie im Zuge mitmarschieren ließ. Das war es, was am 19. um Mitternacht die Polizeiverwaltung vorschlug. Das sogleich zusammenberufene Direktorium lehnte dies ab, da man um keinen Preis eine ungesetzliche Zusammenrottung anerkennen wolle. Es hatte aber keine Gewalt, um dieser Weigerung Geltung zu verschaffen.

Mehrere Sektionen beachteten das nicht und gaben den Bataillonskommandanten die Befugnis, den Zug zu führen. Anderseits vereinigte der Oberbefehlshaber mehrere Bataillone und stellte sie am Carroussel und in den Tuilerien auf. So daß die Nationalgarde in Gefahr war, gegen die Nationalgarde vorzugehen und die entsetzliche Affäre vom Marsfeld zu wiederholen. Das war es, was Pétion befürchtete, was er um jeden Preis vermeiden wollte.

Im Juni wird es beizeiten hell. Seit fünf Uhr morgens fanden in beiden Faubourgs beträchtliche Ansammlungen statt. Die Gemeindebeamten, mit der Schärpe angetan, redeten vergeblich auf die Leute ein. Die mit Säbeln, Piken oder Stöcken nur schlecht bewaffnete

Menge, die aus Männern, Kindern und Frauen bestand, war keineswegs feindselig oder gewaltsam gesinnt. Das ist das ausdrückliche Zeugnis einer Unzahl von Zeugen. Sie hatten im allgemeinen nur aus Vorsicht und zur eigenen Sicherheit Waffen und Geschütze bei sich, aus Besorgnis, sagten sie, daß man auf sie schieße. Sie fürchteten, in den Tuilerien könnte ihnen eine Falle gestellt sein, ein Hervorbrechen aus dem Hinterhalt dort in der Höhle des Königtums. „Wir wollen niemandem etwas zuleide tun," sagten sie zu den Gemeindebeamten, „wir machen keinen Aufstand. Wir wollen nur, wie die anderen getan haben, eine Bittschrift vorlegen. Man hat sie gut aufgenommen; warum aber uns ausschließen? . . ." Dann stellten sich alle, Männer und Frauen, im Kreise um sie herum und sagten herzlich: „Also, meine Herren, kommen Sie doch mit uns, stellen Sie sich an unsere Spitze!"

Der Hauptzug, ein Teil der Quinze-Vingts, mit der Pappel, die man zu pflanzen gedachte, hatte an der Spitze einen Trupp Invaliden und als Führer Santerre und einen Lastträger (man weiß, daß es Saint-Huruge war).

Auf der Place Vendôme angekommen und die Rue Saint-Honoré überschreitend, sahen sie sich einer Wache von Nationalgardisten gegenüber, die ihnen die Passage der Feuillants, den Durchgang zur Nationalversammlung, versperrte. Der unterwegs mehr und mehr angewachsene Strom betrug nun etwa zehntausend Mann; er hätte die Wache überwältigen können. Die Menge war aber im großen und ganzen vom Geist der Sanftmut und Mäßigung beseelt. Sie versuchten nicht, sich aufzulehnen, ließen die Absicht fallen, den Baum auf der Terrasse aufzupflanzen, begaben sich in den benachbarten Garten der Kapuziner und unterhielten sich mit dem Einsetzen des Baumes.

Inzwischen ersuchten ihre Kommissare bei der Nationalversammlung um die Gunst, vor ihr vorbeiziehen zu dürfen. Sie versicherten, man werde die Eingabe auf dem Pult niederlegen und den Tuilerien nicht einmal nahen. Vergniaud, der ihre Zulassung erbat, wollte, man solle auf alle Fälle dem König sechzig Abgeordnete senden. Die Vorsichtsmaßregel war sehr klug.

Seltsamerweise war es ein Feuillant, der sich widersetzte und sagte, eine solche Vorsicht wäre beleidigend für die Pariser Bevölkerung.

Die voranschreitende Musik läßt mittlerweile das „Ça ira" ertönen, sie treten ein, ihr Sprecher liest an der Barre die drohende Eingabe vor; sie enthält manches heftige Wort, das nach Blut schmeckte, dieses zum Beispiel, das auf die Versammlung selbst

gemünzt war: „Das Vaterland, die einzige Gottheit, die anzubeten uns erlaubt sei, soll sie sogar in ihrem Tempel diejenigen dulden, die sich ihrem Dienste widersetzen? . . . Mögen sie sich bekanntgeben, die Freunde der willkürlichen Gewalt! Der wahre Herrscher, das Volk, ist da, um sie zu richten. — Wir beklagen uns, meine Herren, über die Untätigkeit unserer Armeen (das ging gegen Lafayette). Erforschen Sie die Ursache; liegt es an der Exekutivgewalt, dann muß man sie vernichten! — Wir beklagen uns über die Langsamkeit des hohen Gerichtshofes . . . Will man das Volk zwingen, wieder zum Schwert zu greifen?“ Sie verlangten ferner, bewaffnet zu bleiben, „bis die Verfassung durchgeführt sei“.

Die Haltung des Volkes, in dessen Namen man diese wilde Adresse verlas, entsprach dem wenig; es war lärmend, aber eher heiter als bedrohlich. Das Wetter war wundervoll, ein Tag, an dem der Himmel durch die strahlende Helle, die Milde der Temperatur alles erhoffen läßt und dem tiefsten Elend Trost zu spenden sucht. Das Elend in Paris nahm mehr und mehr zu; trotzdem das Brot billig war, gab es, da alle Arbeit und fast aller Handel aufgehört hatte, zahlreiche Leute, die buchstäblich hungerten. Sie alle jedoch, Arbeiter ohne Arbeit, arme zersprengte Ehen, mit Kindern beladene Mütter, die ungeheure Masse Unglücklicher, hatte sich vor Tagesgrauen vom Stroh oder der elenden Lagerstatt erhoben, hatte die Bodenkammern der Faubourgs verlassen, in der unbestimmten Hoffnung, an diesem Tag irgendein Heilmittel für ihre Leiden zu finden. Ohne die Lage im Grunde wirklich zu kennen, wußten sie ganz allgemein, daß das Hindernis, das jeder Änderung im Wege stand, des Königs Veto war, sein zweifellos von der Königin bestärkter verneinender Wille. Man mußte dieses Hemmnis überwinden, Herrn und Madame Veto zur Vernunft bringen. Wie und mit welchen Mitteln? Sie hatten nicht allzuviel darüber nachgedacht; abgesehen von einer geringen Anzahl von Führern hatte die Menge durchaus keine Absicht, den Eintritt ins Schloß zu erzwingen.

Was wollten sie eigentlich? Gehen. Sie wollten gemeinsam umherziehen, gemeinsam schreien, einen Tag lang ihr Elend vergessen, gemeinsam bei diesem schönen Wetter einen großen bürgerlichen Umzug machen. Allein die Gunst, in der Nationalversammlung zugelassen zu sein, war ihnen ein Fest. Da die Kirche sich als das zu entpuppen begann, was sie war, der Feind des Volkes, in welcher Kirche, an welchem Altar hätten diese Unglücklichen Schutz finden sollen? War es nicht im Tempel des Gesetzes, in der National-

versammlung? Sie pilgerten hierhin, gleich wie das Mittelalter in seinen großen Nöten zu den berühmten Heiligtümern pilgerte.

Sie trafen recht spät ein, und viele unter ihnen, die seit drei oder vier Uhr morgens unterwegs waren und um sich aufrecht zu erhalten, sich bei gefälschten Pariser Weinen Kraft geholt hatten, fanden sich in einem Zustand in der Versammlung ein, der ihrer wenig würdig war. Manche tanzten vorüber und schrien: „Hoch die Patrioten! Hoch die Sans-culotten! Nieder mit dem Veto!" In dieser singenden und tanzenden Menge gab es — welch grausamer Gegensatz! — abgezehrte, hagere Gesichter, wahrhaft verzweifelte Gestalten, Elende, die sich trotz ihrer übermäßigen Entbehrungen hierhergeschleppt, bleiche Frauen, die vielleicht noch nichts gegessen hatten, mit kränklichen Kindern. Sie schienen nur gekommen zu sein, um der Versammlung zu zeigen, welch ungeheurem Jammer sie zu steuern haben würde. Der kurze Traum von Glück, von Vertrauen und Trost, der ihnen wurde, als sie den hoffnungsvollen Ort durchschritten, er äußerte sich bei ihnen in fröhlichem Rufen, voll wilder Fröhlichkeit, oder in einem traurigen Lächeln, falls sie nicht rufen konnten. Diese Lust wäre erschreckend gewesen, wenn sie nicht so schmerzlich gewesen wäre.

Da man für den Durchzug der gewaltigen Massen keine Vorbereitungen getroffen hatte, gab es draußen ein erstickendes Gedränge. Man hatte das Gitter an den Tuilerien geschlossen, und dahinter stand ein Bataillon der Nationalgarde mit drei Kanonen. Der zum Stehen gebrachte Zug, der keinen Ausweg hatte, stieß heftig gegen das Gitter; und von rückwärts strömte mehr und mehr Volk herbei. Während man zum Schloß eilt und um Öffnung des Gitters nachsucht, wird es eingedrückt. Die Menge nimmt den Weg auf der Terrasse der Feuillants. Statt aber seitwärts abzubiegen, wo jetzt die Rue de Rivoli sich befindet, erzwingt sie den Zutritt zum Garten, und während sie friedlich an der am Schloß aufgestellten Mauer von Nationalgardisten vorbeizieht, geht sie an der Kaiseite wieder hinaus, um das Carrousel zu betreten. Die Pforten sind bewacht; der Zug wird zurückgetrieben, er gerät in Verwirrung, ein Zusammenstoß scheint unvermeidlich. Zwei Munizipalbeamte, Mouchet, der hinkende Teufel, und ein anderer, versuchen die Menge zu beschwichtigen, indem sie eine erste Abteilung, die herandrängt, durchlassen. Andere Beamte, die der Bewegung noch günstiger gesinnt sind, lassen den Rest durch. Sie sind im Carrousel. Am Tor der cour royale hält ein Beamter eine Ansprache: „Das ist die Wohnung des Königs; ihr könnt nicht in Waffen eintreten. Er will gern eure Bittschrift in Empfang nehmen, aber nur durch

zwanzig Abgeordnete." — „Er hat recht," sagten die, welche verstanden hatten. Alle aber, die weiter hinten standen, hörten nichts und drängten mit aller Kraft voran.

Diese Menge hatte im Rücken die Kanonen der Nationalgarde zu fürchten. Doch dem Kommandanten der Batterie wurde von seinen Kanonieren nicht mehr gehorcht. Als er sie voranführen wollte, sagte der Leutnant: „Wir gehen nicht; der Eintritt zum Carrousel ist erzwungen, der ins Schloß wird folgen . . . Hierher, Kanoniere!" sagte er und wies mit der Hand auf des Königs Fenster, „hierher! Los auf den Feind!" Von diesem Augenblick an sind die Geschütze auf das Schloß gerichtet.

Es war vier Uhr. Die Menge blieb dort, im Carrousel, unbeweglich, harmlos, wußte nicht, was beginnen. Doch da erscheinen Santerre und Saint-Huruge aus der Nationalversammlung, wo inzwischen der Umzug vorbei ist: „Warum geht ihr nicht hinein?" schreien sie in die Menge. Da drängen alle gleichzeitig ans Tor; mit doppelter Kraft schlägt man dagegen; es wird erschüttert, wankt. Man will einen Kanonenschuß darauf abfeuern. Zwei Gemeindebeamte, die unnützen Widerstand vermeiden wollen, ordnen an, oder gestatten wenigstens, daß man die Klappe entfernt, welche die beiden Flügel zusammenhält. Der Strom ergießt sich ins Innere.

Santerre, Legendre und Saint-Huruge waren an der Spitze. Hinter ihnen kam eine Kanone. Am Pavillon de l'Horloge, direkt am Fuß der Treppe, stellte sich ihnen eine Gruppe von Nationalgarden und Bürgern kühn entgegen; man hielt sich nur an Santerre: „Sie sind ein Schurke, Sie verführen die braven Leute; Sie haben die ganze Schuld . . ." Santerre sah auf Legendre, dessen Blick ihm Mut machte. Da wandte er sich zu seinem Gefolge und sagte ironisch: „Nehmt es zu Protokoll, daß ich mich weigere, an eurer Spitze die Gemächer des Königs zu betreten." Ohne weiter zu warten, warf die Menge alles über den Haufen, und so gewaltig war ihr Draufgehen, daß die Kanone, die man mitschleppte, trotz ihres enormen Gewichtes im Augenblick die Treppe hinaufbefördert war.

Das Schloß bot keine Verteidigung. Die Schweizer waren in Courbevoie. Die konstitutionelle Garde, die weiterbezahlt wurde und weiter bestand, trotz ihrer Entlassung, war nicht herbeigerufen worden. Höchstens zweihundert Edelleute hatten sich ins Schloß begeben und wagten nicht einmal, ihre Waffen sehen zu lassen; sie hatten sie in ihren Kleidern verborgen. Offenbar glaubte der König das, was Pétion sagte und selber glaubte und was einer der Girondisten, Lasource, von neuem vor ein bis zwei Stunden in der Nationalversammlung versichert hatte, das Versprechen nämlich, das der

Sprecher der Massen ausdrücklich gegeben hatte: Man werde nicht zum Schloß gehen, höchstens werde man die Bittschrift durch eine Abordnung von zwanzig Kommissaren hinschicken.

Was die Nationalgarden anbelangt, so hatten sie keine Lust, die entsetzliche Geschichte vom Marsfeld zu wiederholen und für ein Königtum einzutreten, das sie, dem Urteil des Volkes entsprechend, für verräterisch und niederträchtig hielten. Diejenigen, die zum Garten hin das Schloß bewachten, willfahrten ohne weiteres der Menge, die sie beim Vorüberziehen bat, die Bajonette von den Gewehren abzunehmen. Die anderen, die in den Innenräumen Wache standen, gingen still beiseite.

Gleichzeitig nahmen die im Carrousel postierten Polizeisoldaten ihre Mützen ab, spießten sie auf die Säbelspitzen und riefen: „Es lebe die Nation!"

Die Volksmenge ist also Herr der Lage. Sie ist mit ihrer Kanone oben auf der Treppe angekommen. Dort stehen Gemeindebeamten, angetan mit der Schärpe, und fragten die Eindringlinge, was sie mit ihrem Geschütz vorhätten. Ob sie glauben, durch einen solchen Gewaltakt beim König etwas zu erreichen? — Diese Bemerkung scheint einleuchtend: „Es ist wahr," sagten die meisten, „es ist wahr, wir haben es verkehrt gemacht; es tut uns wirklich leid." Und sie drehen das Geschütz herum, um es hinunterzubefördern. Unglücklicherweise verfängt sich die Radachse in einer Tür. Man kann weder vor noch zurück. Der krummbeinige Gemeindebeamte, der kleine Mouchet, mischt sich ein, gibt Befehle. Die Sappeure zerschlagen den Türrahmen, machen die Kanone frei, sie wird hinuntergebracht.

So groß war die Verwirrung, daß die drunten, die das Hinaufbringen der Kanone nicht gesehen hatten, glaubten, man habe sie in den Gemächern gefunden, und schrien, man habe in das Volk feuern wollen.

Der Zug gelangt ohne Hindernis bis zum Oeil-de-Bœuf, das geschlossen war. Man mußte in Eile öffnen, damit die Tür nicht erbrochen wurde. Ein hoher Offizier der Nationalgarde begab sich durch einen anderen Eingang hinein, benachrichtigte die königliche Familie und bat den König, sich zu zeigen. Der König war unumwunden einverstanden und erschien. Seine Schwester, Madame Elisabeth, wollte ihn nicht allein lassen.

In demselben Moment, als dieser bewaffnete Haufe das ganze Gemach erfüllte, rief der König: „Her zu mir, vier Grenadiere!" Glücklicherweise gab es ein paar, die aus den Innenräumen herbeieilten. Es waren Nationalgarden, Kaufleute aus dem Viertel Saint-

Denis, brave Leute, die sich ausgezeichnet hielten. Sie sprangen vor den König hin und zogen ihre Degen; er hieß sie aber, diese wieder einzustecken.

Ein Augenzeuge, Herr Perron, sagt, im allgemeinen habe das Volk sich nicht böswillig gezeigt. Man hörte jedoch durch das unverständliche Geschrei hindurch drohende Zurufe: „Nieder mit dem Veto! Zurück mit den Ministern."

Der Haufe öffnet sich und läßt Legendre vor; der Lärm verstummt; der Metzger wendet sich mit zornbewegter Stimme an den König: „Mein Herr! . . ." Bei dieser Anrede, die schon an sich eine Art Absetzung ist, macht der König eine überraschte Bewegung . . . „Ja, mein Herr," erwidert Legendre fest, „hören Sie uns an, Sie sind dazu da, um uns anzuhören . . . Sie sind ein nichtswürdiger Mensch; Sie haben uns stets getäuscht; Sie täuschen uns noch immer . . . Aber hüten Sie sich; das Maß ist voll; das Volk ist es müde, sich als Ihr Spielzeug zu sehen." — Dann verlas er im Namen des souveränen Volkes eine ungestüme Eingabe. — Der König schien kaltblütig und entgegnete: „Ich bin euer König. Ich werde tun, was die Gesetze und die Verfassung von mir verlangen."

Die letztere war in dem Kampf das hohe Pferd, auf das er sich setzte. Er hatte sehr wohl erkannt, daß diese Verfassung von 1791, die dem König erlaubt, die ganze politische Maschine zum Stillstand zu bringen, ein Freibrief zum Nichtstun war, der ihm das Mittel an die Hand gab, Frankreich zu fesseln, die zufällige Hilfe abzuwarten, die sich aus den inneren oder äußeren Umständen ergeben würde, aus den Exzessen der Anarchisten oder der Einmischung des Auslands. — Seitdem hielt Ludwig XVI. sich streng an die Verfassung, lernte sie auswendig, trug sie stets in der Tasche, zitierte sie seinen Ministern, unterdrückte seine Bedenken und handhabte das gefährliche Spiel, die Revolution durch die Verfassung umzubringen.

Die Menge begriff gut, daß der König wieder nichts tun würde, und sie geriet in Wut. Einige machten in ihrer Trunkenheit oder ihrem Zorn Miene, sich auf ihn zu stürzen. Sie bedrohten ihn von ferne mit Degen und Säbel. Wollten sie ihn töten? Die Sache wäre leicht gewesen; der König war nur von wenigen Leuten umgeben, und diejenigen der Belagerer, die Pistolen bei sich hatten, konnten ihn aus der Ferne treffen. — Es ist ganz klar, daß am 20. Juni noch keiner diesen Gedanken hegte. Man hatte ihn nicht einmal am 10. August.

Ich weiß wohl, daß lange danach der von Boissy d'Anglas, dem Mann der Reaktion, in die Enge getriebene Legendre, als er gefragt wurde, ob man wirklich am 20. Juni den König habe töten wollen,

ungestüm erwiderte: „Ja, mein Herr, wir haben es gewollt.“ Für mich beweist das gar nichts. Alles Nachfolgende zeigt, daß viele von denen, die sich wütend gebärdeten, wie Danton, wie Legendre, sich aus Prahlerei mit einer Unzahl von Verbrechen und Gewalttätigkeiten gebrüstet haben, an die sie nie dachten.

Was man wollte, den König durch Angst entsetzen, bekehren. Ein Mann trug an der Pike ein aufgespiestes Kalbsherz mit dieser Inschrift: „Herz eines Adligen.“ Auf einem anderen Schild, das man trug, war eine gehenkte Königin zu sehen.

Die größte Gefahr für den König bestand darin, daß er Gefahr lief, erdrückt zu werden. Man hatte ihn auf eine Bank nahe beim Fenster steigen lassen. Dort hielt er sich fast zwei Stunden mit großer Festigkeit, blieb gegen alle Drohungen völlig ungerührt und gleichgültig gegen sein eigenes Schicksal. Er hatte die Empfindung, für die Religion zu leiden, und das gab ihm eine bewundernswerte Ruhe. Als ein Offizier zu ihm sagte: „Sire, fürchten Sie nichts,“ ergriff der König kräftig seine Hand, legte sie sich aufs Herz und sagte, was die ersten Märtyrer gesagt haben würden: „Ich habe keine Angst; ich habe die Sakramente empfangen; man tue mit mir, was man mag.“

Dieses Moment heldenhafter Gläubigkeit stellt Ludwig XVI. unendlich hoch in der Geschichte. Was ein wenig zu seinen Ungunsten spricht, ist, daß selbst in diesem Augenblick (wie außerordentlich stark sind doch Erziehung und Naturanlage!) in verschiedenen Dingen wieder das gewohnte Doppelspiel des Königs zutage trat. Allen denen, die sich an ihn wendeten, erwiderte er, er sei nie von der Verfassung abgewichen, verschanzte sich also, verräterisch wie ein Judas, hinter die buchstäbliche Erfüllung einer Handlung, deren Geist er fälschte. Noch mehr: als einer der Anwesenden ihm von weitem auf einem Stock die Mütze der Gleichheit hinreichte, streckte der König sogleich die Hand aus, um sie zu ergreifen. Als er dann eine Frau gewahrte, die einen mit Blumen und der dreifarbigen Kokarde geschmückten Degen trug, verlangte der König die Kokarde und befestigte sie an der roten Mütze. Das rührte das Volk sehr. Sie riefen so laut sie konnten: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!“ Und der König rief mit den anderen: „Es lebe die Nation!“ und schwenkte seine Mütze. — So unterhielt er die Menge, lehnte aber die Gültigkeitserklärung der Erlasse hartnäckig ab.

Die Nationalversammlung hatte endlich von der Lage des Königs gehört. Sie regte sich nicht sehr darüber auf, urteilte offenbar, die Lehre müsse kräftig sein, um Eindruck zu machen. Immerhin, der Widerstand des Königs konnte auf die Dauer nachlassen, konnte die

Zornigen erbittern und eine tragische Szene herbeiführen. Die ersten, die das fühlten, und deren Herz dadurch gerührt wurde, waren die beiden großen Redner der Versammlung, Vergniaud und Isnard. Ohne abzuwarten, welche Maßnahmen beschlossen werden würden, liefen sie selber zum Schlosse und durchbrachen mit vieler Mühe die Menge. Isnard ließ sich von zwei Nationalgarden auf die Schultern nehmen und sprach zu der Versammlung. Er sagte, wenn sie auf der Stelle erhielte, was sie fordere, würde man denken, sie habe es nur durch Gewalt erlangt; sie werde ihre Genugtuung bekommen, er bürge dafür mit seinem Kopf. Doch weder Isnard noch Vergniaud machten irgendeinen Eindruck. Die Schreie wiederholten sich immer wieder: „Nieder mit dem Veto! Zurück mit den Ministern!“ Die beiden Redner blieben wenigstens da, machten sich zu Hütern des Königs, deckten ihn mit ihrer Volkstümlichkeit, und wenn nötig, mit dem eigenen Leibe.

Der Haufe war inzwischen in die Gemächer vorgedrungen und betrachtete neugierig diese ihm so neuen Dinge, die hie und da mit mehr groben als feindlichen oder bösartigen Reden belegt wurden. Im Schlafzimmer beispielsweise äußerten alle: „Meiner Treu, das dicke Veto hat ein gutes Bett, besser als das unsere.“

Die Königin war im Beratungszimmer zurückgeblieben, wo sie sich in eine Fensternische flüchtete, beschützt von einem massiven Tisch, den man vor sie hingerollt hatte. Der Kriegsminister, Lajard, hatte etwa zwanzig Grenadiere in den Saal zusammengebracht. Neben ihr standen ihre Tochter und Frau von Lamballe mit einigen anderen Damen; vor ihr auf dem Tisch saß der kleine Dauphin. Das war die beste Deckung gegen die daherkommende Menge. Fast alle bewiesen eine unerwartete Ehrfurcht; einige zeigten sogar eine Gefühlswandlung angesichts dieser Mutter, dieser wahrhaft stolzen und würdigen Königin. Unter den wildesten Weibern blieb ein Mädchen stehen und überschüttete sie mit Flüchen. Die Königin zeigt kein Erstaunen, fragt sie nur, ob sie ihr ein persönliches Unrecht getan habe: „Keins,“ erwidert sie, „aber Sie sind es, die der Nation den Untergang bringen.“ — „Man hat Sie getäuscht,“ sagt die Königin. „Ich habe den König von Frankreich geheiratet, ich bin die Mutter des Dauphin, ich bin Französin; ich werde mein Land nie wiedersehen. Ich kann nur in Frankreich glücklich oder unglücklich werden; ich war glücklich, als ihr mich lieb hattet.“ — Da weint das Mädchen: „Madame, verzeihen Sie mir, ich habe Sie nicht gekannt, ich sehe, Sie sind gut.“

Man hatte den armen kleinen Dauphin mit einer ungeheuren roten Mütze ausstaffiert, die es ihm glühend heiß machte. Santerre selber

wurde, als er vorüberkam, davon gerührt und nahm sie ihm ab: „Sehen Sie nicht, daß das Kind unter der Mütze erstickt?“ sagte er.

Endlich erschien Pétion; es war sechs Uhr: „Sire,“ sagte er, „ich erfahre soeben . . .“ — „Das ist doch erstaunlich,“ erwiderte der König, „das geht schon zwei Stunden so.“ — Tatsächlich konnte man den Bürgermeister nicht der Verspätung beschuldigen. Es ist einwandfrei festgestellt, daß er erst eine Stunde vorher benachrichtigt worden war, und daß er im gleichen Augenblick mit Sergent und anderen Gemeindebeamten in den Wagen gestiegen war. In den Höfen, den Treppen, den Gemächern aber hatte er nicht anders weitergekonnt, als indem er unterwegs Ansprachen hielt. Es bedurfte letzter großer Anstrengungen, um ihn bis in die festgekeilte Masse voranzubefördern, die den König umgab.

Endlich angelangt, „sehr mitgenommen und sehr erhitzt,“ wie ein Augenzeuge sagt, setzte man ihn in einen Lehnstuhl, den ein Grenadier auf die Schulter nahm. Er sprach mit seiner gewohnten Ruhe, immerhin ziemlich bestimmt: „Mitbürger, ihr habt eure Bittschrift überreicht, weiter könnt ihr nicht gehen. Der König kann und darf nicht auf eine mit bewaffneter Hand eingebrachte Bittschrift erwidern. Er wird in Ruhe sehen, was er zu tun hat. Die Departements werden dasselbe tun wie ihr, und der König wird sich dem Wunsch des Volkes nicht entziehen können.“ (Beifall der Menge.)

Ein großer blonder Mensch von fünfundzwanzig Jahren stürmt wütend vor und ruft aus vollem Halse: „Sire, Sire, im Namen der hunderttausend Seelen, die hier sind, die Rückberufung der patriotischen Minister und die Gültigkeitserklärung der Erlasse! Oder es ist Ihr Untergang!“ — Worauf der König kalt entgegnete: „Sie weichen von den gesetzlichen Vorschriften ab; wenden Sie sich an die Volksbehörden.“

Pétion sagte nichts. Einer der Gemeindebeamten drängte ihn, das Volk fortzuschicken, und fügte hinzu, sein Betragen werde nach dem Erfolg beurteilt werden. So entschloß er sich denn: „Zieht euch zurück, Bürger, sofern ihr euren Behörden nicht Ungelegenheiten bringen wollt . . . Das Volk hat getan, was es tun mußte. Ihr seid mit dem Stolz und der Würde freier Männer aufgetreten. Doch es ist genug, zieht euch zurück.“ Und der König ergänzte mit komischem Ernst und viel Geistesgegenwart: „Ich habe die Gemächer öffnen lassen; das Volk, das durch die Galerie entlanggeht, wird das Vergnügen haben, sie zu sehen.“

Die Neugier führte viele Leute fort. Schon leerte sich der Saal, als eine Abordnung von vierundzwanzig Volksvertretern erschien. Der König sagte zu ihnen: „Ich danke der Nationalversammlung;

ich bin unbesorgt inmitten der Franzosen." Und er wiederholte die Geste von vorhin, ergriff die Hand eines Nationalgardisten, legte sie auf sein Herz und sagte: „Sie sehen, ich bin ruhig."

Dann, umgeben von Abgeordneten, von Nationalgarden, beschützt von ihrem Kommandanten, eilte er plötzlich auf eine dicht neben dem Kamin befindliche Geheimtür zu und stürzte hinaus. Sie wurde sogleich hinter ihm geschlossen.

Ein wenig später wies die Königin der Abordnung den entsetzlichen Zustand, in dem die Wohnung sich befand, die erbrochenen Türen. Sie gewahrte, daß einer der Abgeordneten, der feurige Merlin aus Thionville, Tränen in den Augen hatte. Lebhaft entschuldigte er sich:

„Ich weine, ja, Madame, ich weine, aber über das Leid einer gefühlvollen und schönen Frau, einer Mutter . . . Nicht über die Königin. Ich hasse die Königinnen und die Könige . . . Das ist mein Glaubensbekenntnis."

Der in seine Gemächer zurückgekehrte König hatte, ohne daß er es gewahr wurde, noch die rote Mütze auf, die er sich hatte geben lassen. Diese Mütze, die zu klein war, um sich seinem Kopf anzufügen, war oben auf den Haaren sitzen geblieben. Man machte ihn darauf aufmerksam, und nichts war ihm peinlicher; er warf sie heftig zu Boden, empört, an einem Tage, an dem er schließlich heldenhaft gewesen war, dieses Zeichen seiner Unaufrichtigkeit an sich zu sehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Der Aufstand steht nahe bevor (Juli—August 1792)

Der 20. Juni und der 10. August beginnen den Krieg. — Die Freiwilligen von 1792. — Die Marseillaise (März 1792). — Ein Altar des Vaterlandes in jeder Gemeinde. — Lafayette erklärt sich für den Hof gegen die Gironde. — Lafayette trifft in Paris ein und erscheint vor den Schranken der Nationalversammlung (27. Juni 1792). — Lafayette wird weder vom Hof noch von Paris gehalten. — Frankreichs Gefahr draußen und drinnen (Juni—Juli 1792). — Diskussion über die dem Vaterland drohende Gefahr (Juli 1792). — Rede Vergniauds gegen den König. — Lamourette versucht eine Versöhnung (6. Juli 1792). — Feier des 14. Juli 1792. — Das Vaterland wird in Gefahr erklärt (22. Juli 1792). — Ohnmacht der Nationalversammlung, der Jakobiner, Robespierres und Pétions. — Maßvolles Benehmen Dantons. — Frankreich wird nur durch Frankreich gerettet. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Der Pariser Aufstand wird öffentlich vorbereitet. — Empfang der Föderierten aus den Departements (Juli 1792). — Ankunft der Marseiller (Ende Juli 1792). — Pétion beschuldigt den König vor der Versammlung (3. August 1792). — Die Gironde zögert vor dem Aufstand.

Das Volk ging sehr traurig aus den Tuilerien fort. Sie sagten alle: „Wir haben nichts erreicht . . . Man muß noch einmal wiederkommen."

Die Royalisten waren mehr noch entzückt als empört. Dieser letzte Schimpf, den man dem König angetan, machte ihnen Hoffnung; es schien ihnen, die Revolution sei endlich in der Tiefe des Abgrunds angekommen, und von diesem Tage an könne das Königtum nur wieder emporsteigen.

Tatsächlich hatte die Begebenheit zwei ernstliche Wirkungen gehabt. Manche Herzen in Frankreich, in Europa wurden gerührt von dem tragischen Bild des Königs mit der roten Mütze, der allen Beleidigungen gegenüber fest blieb und sagte: „Ich bin euer König."

Das war die Gefühlsseite. Die Dinge aber waren dieselben. Der Kampf der beiden Ideen hatte sich deutlich präzisiert. Die revolutionäre Menge, die gegen die Tuilerien angerannt war, hatte darauf gerechnet, dort nur das Idol des Despotismus zu finden, und es begab sich, daß es dort dem alten Glauben des Mittelalters begegnet war, der, noch lebendig und ungebrochen, selbst im prosaischen Antlitz Ludwigs XVI. noch von der Poesie der Märtyrer verklärt schien.

Ein großes Schauspiel, bei dem die Menschen verschwinden. Gegenwärtig bleiben zwei Ideen, zwei Glaubenssätze, zwei Religi-

onen! Eine unerhörte, entsetzenerregende Sache, wie wenn wir am hellen Mittag zwei Sonnen am Himmel erblickten!

Alle beide gesegnet oder verflucht! Doch sie leugnen? Wer konnte das? Die Sonne der Revolution, gestern erst geboren, war schon ungeheuer groß, blendete die Augen mit Glanz, die Seelen mit Glut und Hoffnung; immer größer werdend, von Stunde zu Stunde, ließ sie bereits erkennen, daß ihr Nebenbuhler aus dem Mittelalter erbleichend in die dunklen Tiefen sinken würde.

Es war hart, falsch, ungerecht, in der Weigerung Ludwigs XVI. den Glauben zu erkennen, nicht aber in dem Verlangen des Volkes. Man darf den 20. Juni als einen Aufstand, einen einfachen Wutanfall betrachten. Das Volk von Paris war dabei das gewaltsame, aber legitimierte Werkzeug der Ansicht ganz Frankreichs. Es war gewissermaßen die Vorhut der allgemeinen Bewegung, die zum Kriege drängte. — Dem inneren Kriege zunächst, um später gegen den anderen Front zu machen. — Der Axthieb, der gegen die Tür zu des Königs Zimmer geführt wurde, dieser Hieb wurde bereits, wie man feststellen muß, gegen den Feind geführt.

Sechshunderttausend Freiwillige haben sich gemeldet und wollen an die Grenze marschieren. Es fehlt nur an Gewehren, an Schuhen, an Brot. Die Stammrollen sind alle ausgearbeitet; die friedlichen Föderationen von 1790 sind die begeisterten Bataillone von 1792. Oft befehlen hier die nämlichen Anführer; sie, die das Volk zu den Festen geführt, wollen es nun in die Schlachten führen. Nur um ein Beispiel zu nennen, nehmen wir dieses Kind der Liebe, den Bastard Championnet, das Haupt der ersten Föderation des Südens, jener von Étoile bei Valence. Da kommt er nun mit seinen Föderierten: Sechstes Bataillon de la Drôme.

Dasselbe geschieht gleichzeitig in l'Hérault. Die Föderierten von Montpellier bringen uns das berühmte, unsterbliche, unbesiegbare Korps der zweiunddreißigsten Halbbrigade.

Diese zahllosen Freiwilligen haben alle eine Eigenschaft aus jener wahrhaft einmütigen Zeit bewahrt, die ihnen Ruhm gebracht hat. Und jetzt, wo und was immer sie seien, im Tode oder im Leben, unsterbliche Verstorbene, bedeutende Gelehrte, alte und ruhmvolle Soldaten, sie tragen alle ein Zeichen, das ihnen ihren besonderen Platz in der Geschichte anweist. Dieses Zeichen, diese Formel, dieses Wort, das die ganze Erde erzittern ließ, es ist nichts anderes als ihre schlichte Bezeichnung: Freiwillige von 1792.

Die Lehrmeister, die sie unterrichteten und ihre Begeisterung disziplinierten, die gleich einer Feuersäule vor ihnen herzogen, das waren die Unteroffiziere oder Soldaten des ancien régime, welche

die Revolution vorausgesandt hatte, ihre Söhne, die ohne sie nichts waren, die durch sie schon ihre größte Schlacht gewonnen hatten, den Sieg der Freiheit. Eine bewundernswerte Generation, die in einem einzigen Strahl die Freiheit und den Ruhm erblickte und das himmlische Feuer raubte.

Da war der junge, der heldenmütige, der herrliche Hoche, der nur so kurze Zeit leben sollte, er, den jeder bewundern mußte, der ihn sah. — Da war die Reinheit selber in der edlen, jünglingreinen und kriegerischen Gestalt Marceaus, sogar vom Feind beweint. — Da war der Orkan des Schlachtfelds, der zornmütige Kléber, der, nach außen furchtbar, ein menschliches und gutes Herz hatte und in seinen geheimen Aufzeichnungen des Nachts um die vendéeischen Ländereien klagt, die er am Tage verwüsten muß. — Da war der opferbereite Mann, der stets nur seine Pflicht wollte, nie aber den Ruhm für sich, den er oft den anderen ließ, und selbst für den Preis seines Lebens ein gerechter Mann blieb, ein Held, ein Heiliger, der unantastbare Desaix.

Und dann, hinter diesen Helden, kommen die Ehrgeizigen, die Strebsamen, die Politiker, die gefürchteten Hauptleute, die später für oder gegen Cäsar ihr Glück zu machen suchten. Der spitzeste Degen, der herbe Piemonteser Masséna, mit seinem Wolfsprofil. Könige oder Leute, die geschaffen waren, es zu sein, wie Bernadotte und Soult. Der gewaltige Haudegen Murat.

Und dann eine glorreiche Menge, aus der jeder einzelne in anderem Lande und anderer Zeit einem Kaiserreich zum Ruhm gereicht hätte. In Frankreich ist es ein ganzes Volk. Ich nenne sie ohne Reihenfolge, und noch viel mehr nenne ich gar nicht: Kellermann, Joubert, Jourdan, Ney, Augereau, Oudinot, Victor, Lefebvre, Mortier, Gouvion Saint-Cyr, Moncey, Davoust, Macdonald, Clarke, Sérurier, Pérignon usw. usw. Das waren die Offiziere, die Lehrmeister und Instruktoren der Legionen von 1792.

Große Lehrmeister, die ein Beispiel gaben. Man muß jedoch nicht glauben, daß diese rauhen und kriegerischen Soldaten, wie viele von denen, die Augereau, die Lefebvre, daß sie den Geist, den gewaltigen Atem jener heiligen Zeit darstellen. Nein, was diesen Moment so erhaben macht, ist, daß er, genau ausgedrückt, nicht militärisch war. Er war heroisch. Über der Kriegsbegeisterung, der kriegerischen Wut und Wildheit schwebte stets der große, wahrhaft heilige Gedanke der Revolution, die Befreiung der Welt.

Als Entgelt war es der großen Seele Frankreichs, in ihrem uneigennützigen und heiligen Augenblick gegeben, ein Lied zu finden, — ein Lied, das, von Mund zu Mund gesungen, die ganze Erde



Einer der ersten Drucke der Marseillaise.

erobert hat. Das ist göttlich und selten, der Stimme der Nationen ein ewiges Lied hinzuzufügen.

Es entstand in Straßburg, wenige Schritte vom Feind. Der Name, den der Verfasser ihm gab, war: „Das Lied der Rheinarmee." Im März oder April entstanden, gleich zu Anfang des Krieges, brauchte es keine zwei Monate, um ganz Frankreich zu erobern. Tief im Süden klopfte es an, und wie ein lebendiges Echo gab Marseille dem Rheine Antwort. Welche hohe Bestimmung hatte dieses Lied! Es wird von den Marseillern bei der Erstürmung der Tuilerien gesungen, es stürzt den Thron am 10. August. Man nennt es „die Marseillaise". Es wird bei Valmy gesungen, schließt unsere zerflatternden Reihen und schreckt den schwarzen Adler Preußens. Und wieder ist es dieses Lied, mit dem unsere jungen neuen Soldaten den Hügel von Jemmapes erklimmen, die österreichischen Schanzen überspringen und die alten ungarischen, in den Türkenkriegen gestählten Scharen schlagen. Weder Stahl noch Feuer hatten das vermocht; es bedurfte, um solchen Mut zu brechen, des Freiheitsliedes.

Wir sagten schon, daß von allen unseren Provinzen das Glück der Befreiung im Jahre 1789 am meisten dort empfunden wurde, wo es die letzten Leibeigenen gab, in der traurigen Franche-Comté. Ein junger Adliger aus der Franche-Comté, gebürtig aus Lons-le-Saulnier, Rouget de Lisle, war mit zwanzig Jahren Offizier des Geniekorps. Er war damals in Straßburg, mitten in der glühenden Atmosphäre der Freiwilligenbataillone, die von allen Seiten herbeiströmten. Man muß sich die Stadt in jenen Tagen vorstellen, dieses lodernde Feuer des Kriegs, der Jugend, der Freude und Bankette, der Bälle und Paraden, zu Füßen des herrlichen Turmes, der sich im Rheine spiegelt; die Militärmusik, die Liebes- und Abschiedslieder, die Freunde, die sich wiedersehen, sich verabschieden, sich auf den öffentlichen Plätzen umarmen. Die Frauen beten in den Kirchen, die Glocken weinen und die Kanonen donnern wie eine feierliche Stimme von Frankreich nach Deutschland.

Es war nicht, wie die Rede ging, bei einem Familienmahl, daß dieses heilige Lied entstand. Es war in einer bewegten Menge. Am nächsten Morgen sollten die Freiwilligen ausziehen. Der Bürgermeister von Straßburg, Dietrich, lud sie zu einem Bankett, bei dem die Offiziere der Garnison erschienen, um sich mit ihnen zu verbrüdern, ihnen die Hand zu drücken. Die Fräulein Dietrich und zahlreiche junge Damen, vornehme und sanfte Elsässerinnen, zierten dieses Abschiedsmahl mit ihrer Anmut und ihren Tränen. Alle Welt war gerührt; man sah vor sich den Beginn des langen Frei-

heitskrieges, der durch dreißig Jahre Europa mit Blut getränkt hat. Sie, die an dem Mahl teilnahmen, sahen sicher nicht so weit. Sie wußten nicht, daß binnen kurzem sie alle verschwunden sein würden, der liebenswürdige Dietrich unter anderen, der sie so prächtig aufnahm, und daß alle diese reizenden Mädchen übers Jahr in Trauer sein würden. Mehr als einer gab sich in der Freude des Banketts träumerischen Vorgefühlen hin, wie man sie wohl empfindet, wenn man vor dem Einschiffen am Meeresstrande rastet. Aber die Herzen schlugen hoch, voll Begeisterung und Opfermut, und alle stellten sich dem Sturm. Diese gemeinsame Begeisterung, die jede Brust in gleichem Antrieb hob, bedurfte eines Rhythmus, eines Sanges, der die Herzen befreite. Das Lied der 1792 so zornigen Revolution, das „Ça ira", paßte nicht mehr zu der sanften und brüderlichen Regung, die hier die Feiernden bewegte. Einer unter ihnen gab ihr den Ausdruck: „Allons!"

Und mit diesem Wort war alles gegeben. Rouget de Lisle, er war es, stürzte aus dem Saal und schrieb alles nieder, Musik und Worte. Er kam zurück und sang die Strophe: „Allons enfants de la patrie!" Es war wie ein Blitz des Himmels. Alle Welt war hingerissen, entzückt, alle gaben diesem zum erstenmal gesungenen Liede ihre Anerkennung. Alle kannten es, alle sangen es, ganz Straßburg, ganz Frankreich. Die Welt — solange es eine Welt geben wird — wird es für immer singen[76*]).

Wäre es nur ein Kriegslied, so wäre es nicht von den anderen Völkern aufgegriffen worden. Es ist ein Sang der Verbrüderung;

[76*]) Josef Rouget wurde am 10. Mai 1760 in Lons-le-Saulnier geboren, wo sein Vater Advokat war. Er gehörte dem mäßig begüterten Juristen- und Beamtenadel an. Um Offizier werden zu können und Aufnahme in der Militärschule zu finden, fügte er seinem bürgerlichen Namen Rouget das Adelsprädikat de Lisle an, das einer seiner Verwandten geführt hatte. Schon frühzeitig hat Rouget sich als Dichter versucht. In den ersten Jahren der Revolution hatte er die Libretti einer komischen Oper „Bayard in Brescia" und eines Singspiels „Die beiden Klöster" geschrieben. Seit 1791 lag er als Hauptmann in Straßburg in Garnison, wo er durch den aus Straßburg stammenden General Kellermann, den späteren Sieger und Herzog von Valmy, bei dem Bürgermeister Baron Frédéric Dietrich eingeführt wurde. Am 25. April 1792 hatte Dietrich einen Aufruf zu den Waffen anschlagen lassen, dessen Wortlaut Rouget zum Text der Marseillaise inspirierte. Die Proklamation beginnt mit den Worten: „Aux armes, citoyens! L'étendard de la guerre est levé . . . il faut combattre, vaincre ou mourir . . . Qu'ils tremblent donc, ces despotes couronnés. Marchons, soyons libres jusqu'au dernier soupir etc. . . ." Das sind Wendungen, die fast wörtlich im Text der Marseillaise wiederkehren. Die Melodie weist starke Anklänge an eine alte süddeutsche geistliche Hymne auf, die Rouget wohl auch im Hause der musikliebenden Familie Dietrich kennengelernt hat. Rouget

es sind Bruderbataillone, die zur heiligen Verteidigung des heimischen Herdes, des Vaterlandes, gemeinsamen, gleichen Herzens hinausziehen. Es ist ein Sang, der im Kriege einen Geist des Friedens behält. Wer kennt nicht die heilige Strophe: „Epargnez ces tristes victimes!“

So also war damals die Seele Frankreichs, ergriffen vom nahe bevorstehenden Kampf, den Hindernissen wild entgegenstürmend, aber noch ganz hochherzig, von einer jungen und naiven Größe; selbst im Zorn noch über dem Zorn stehend.

Die Nationalversammlung gab dieser weihevollen Stunde Frankreichs in ihrer ganzen Wahrheit Ausdruck, als sie (am 6. Juli) anordnete, daß in jeder Gemeinde ein Altar des Vaterlandes zu errichten sei. Hierhin würde man die Kinder bringen, um die Geburten eintragen zu lassen. Hierher würden die jungen Gatten kommen, um im neuen Glauben den Bund zu schließen. Hier würde man auch jene buchen, die ihre Schuld an das Leben bezahlt haben.

Diese großen Ereignisse im Menschenleben, Geburt, Ehe und Tod, diese, wo auch immer ihnen die Weihe zuteil werden möge, ebensowohl religiösen wie gesetzmäßigen Geschehnisse, wurden dadurch aus der alten Kirche an den neuen Altar des Gesetzes verpflanzt. Die bedeutsame Frage des modernen Lebens, die bis dahin von unseren Versammlungen aus Scheu immer wieder vertagt worden war, wurde endlich einfach, mutig angeschnitten. Es sollte keine geächteten Bastarde mehr geben, keine gegensätzliche Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart.

Lafayette und die Feuillants bestanden hartnäckig darauf, in

---

de Lisle war indes weder Republikaner noch Revolutionär, sondern überzeugter Royalist. In der Straßburger Zeitung erklärte er wenige Tage nach der Veröffentlichung der Marseillaise die Jakobiner für gefährlichere Feinde Frankreichs als die Emigranten oder der Kaiser. Während sein Lied von allen Lippen erscholl, schmachtete Rouget als Royalist im Gefängnis. Erst nach dem 9. Thermidor erlangte er wieder die Freiheit. Napoleon betraute den Sänger der Marseillaise mit diplomatischen Missionen. Unter der Restauration besang er Karl X. und Alexander I. von Rußland. Völlig mittellos, führte er als Bohémien ein sehr bescheidenes Leben im Quartier Latin. Er dichtete und komponierte mit so geringem Erfolg, daß er 1826 ins Schuldgefängnis kam. Ludwig Philipp nahm sich nach der Julirevolution des verarmten Freiheitsdichters an. Er verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion und bewilligte ihm eine Rente von 3000 Franken. So konnte er wenigstens seinen Lebensabend frei von materiellen Sorgen verbringen. Am 26. Juni 1836 ist Rouget de Lisle in Choisy-le-Roi gestorben. Als der Sarg ins Grab gelassen wurde, stimmten die Arbeiter die Marseillaise an, das Lied, das seinen Sänger unsterblich und zugleich unglücklich gemacht hatte. Erst 1879 wurde die Marseillaise offiziell zur französischen Nationalhymne erhoben. Anmerkung des Herausgebers.

dieser Vermischung ihre Hoffnung zu sehen. Sie waren in Wirklichkeit der Stein des Anstoßes für die Revolution. Eine sonderbare Sache, die sehr geeignet war, Lafayette verdächtig zu machen, hätten ihn die Gefängnisse Österreichs nicht gerechtfertigt; er, der Republikaner, er, der Freund Washingtons, wollte die revolutionäre Bewegung um den König, um einen unverbesserlichen Hof gravitieren lassen. Wie soll man diese Blindheit einschätzen?

Die Girondisten hatten einen letzten Appell an ihn erlassen, in dieser großen Gefahr, in der Frankreich sich befand, einen allerletzten Aufruf, sich den Prinzipien zu verbinden, die im Grunde auch die seinigen waren. Noch war Servan Kriegsminister; er war es, — vielmehr, es war sicher Frau Roland, die den Minister ganz beherrschte — der Roederer zum General sandte, um zu erfahren, ob er sich endgültig für die Gironde oder für den Hof entscheide. Er wählte diese letztere Partei, sei es aus persönlicher Abneigung gegen die Rolands, sei es, daß er glaubte, die Gironde werde bald aufgelöst, von den Jakobinern aufgesogen sein. Der treffendste Grund, den man vielleicht dafür anführen kann, ist eben, weil Lafayette es so beurteilte. Das ereignet sich häufig: Die Prophezeiung selbst, der Glaube an die Prophezeiung, macht sie zur Wirklichkeit, zum Ereignis. Hätte Lafayette sich für die Gironde entschieden, hätte er zur Partei des Vorwärtsstürmens die Kräfte der gemäßigten Partei hinzugefügt, so ist zu bezweifeln, ob man die Schreckenspartei überhaupt gebraucht hätte.

Dem Hof entging nichts von alledem. Er wollte Lafayette weder gebrauchen, noch von ihm abhängen, er lehnte sich an seine Armee in den Ardennen, zu der das Vertrauen in ihm zunahm. Man sah gut, daß die Nationalversammlung unsicher und schwankend war, voller Unruhe, welche Wirkung der Gewaltakt vom 20. Juni auf die Gemüter haben werde. Diese Furcht zeigte sich am 21., als verfügt wurde, daß keine Ansammlung bewaffneter Bürger mehr vor ihren Schranken erscheinen durfte, noch vor irgendeiner verfassungsmäßigen Behörde. Das war eine Abweichung von ihrem bisherigen Standpunkt, eine Zurücknahme der Ermunterung, die sie am 20. Juni durch den Empfang der diese Bewegung einleitenden Petitionen gegeben hatte.

So wich die Versammlung zurück; der Hof schritt vor. Als sich am 21. morgens Pétion mit Sergent und anderen Gemeindebeamten in den Tuilerien zeigte, wurde er beschimpft; die Nationalgarden der Filles-Saint-Thomas überhäuften ihn mit Schmähungen und Drohungen; einer von ihnen verabfolgte Sergent, trotz seiner Schärpe eine so gewaltige Ohrfeige, daß er hintenüber fiel. Abgeordnete, Duhem und

andere, wurden im Tuileriengarten von den Chevaliers de Saint-Louis oder den konstitutionellen Garden kaum besser behandelt. Ein Mann wurde hier festgenommen, weil er gerufen hatte: Es lebe die Nation!

Das war nicht alles; man glaubte die Versammlung in ihrem moralischen Nachlassen überrumpeln und ihr das Kriegsgesetz abschwindeln zu können, wie man es im Juli 1791 mit der Konstituierenden gemacht hatte. Ein kleiner Menschenauflauf wurde veranstaltet und bis zum Louvre vorgetrieben, dann wurde die Versammlung plötzlich davon benachrichtigt, um mehr Eindruck zu machen. Doch Pétion war unterrichtet, erschien sogleich und erklärte, der Alarm sei unbegründet, überall herrsche Ordnung.

Aus der Versammlung begab Pétion sich zurück in die Tuilerien. Dort war man sehr schlechter Laune, da man nicht, wie man geglaubt, das Kriegsgesetz durchzudrücken vermocht hatte. Der Maire begann mit achtungsvollem und festem Ton zu reden, als der König ihm ohne rednerische Umschweife trocken sagte: „Schweigen Sie!" und ihm den Rücken wandte.

Am 22. morgens erschien ein Brief des Königs an die Nationalversammlung, eine königliche Proklamation an das Volk. Man ließ Ludwig XVI. darin einen Ton anschlagen, den er sich hätte leisten können, falls er eine Armee in Paris gehabt hätte. Er verkündete, er habe „strenge Pflichten zu erfüllen, die er keinesfalls opfern werde," usw.

Der drohende Ton zeigte, daß man sich stark glaubte. Man zählte auf die Entrüstung der Royalisten und der Konstitutionellen. Das Departementsdirektorium, sein Präsident, der Herzog de La Rochefoucauld, sagte gut für diese letzteren. Am 27. Juni abends erscheint Lafayette zum Erstaunen aller Welt in Paris und steigt bei La Rochefoucauld ab. Am 28. tritt er vor die Schranken der Nationalversammlung und hält eine lächerlich dreiste Rede. Er, Soldat unter der Fahne, durch die Disziplin gebunden, er, vom Kriegsminister abhängiger General, er kommt, um der Nationalversammlung Vorschriften zu machen, er fürchtet sich nicht, allein zu kommen, sagt er, „aus jener ehrenvollen Schutzwehr herauszutreten, die von der Zuneigung seiner Truppen um ihn aufgerichtet ist". — Er ist mit seinen Waffengefährten übereingekommen, „als einzelner einer allgemeiner Empfindung Ausdruck zu geben". — Er beschwört die Versammlung, die Anstifter des 20. Juni zu verfolgen „und eine Sekte aufzulösen, die, usw.". — Er sprach von den Jakobinern genau in den Ausdrücken, die Leopold angewendet hatte.

Guadet fragte, ob der Krieg beendet sei, da ein General so einfach

seine Armee verlasse, ob die Armee beschlossen habe, ihre Gewalt an Herrn von Lafayette zu übertragen; er fragte, ob er vom Minister einen Urlaub habe, beantragte, daß man diesen hierüber befrage und einen Bericht aufstelle über die Gefahr, den Generalen das Recht der Eingabe einzuräumen.

Der Feuillant Ramond verlangte im Gegenteil eine gerichtliche Untersuchung über die von Lafayette vorgebrachte Desorganisation. Guadets Antrag wurde mit einer Majorität von hundert Stimmen (339 gegen 234) abgelehnt.

Diese beträchtliche Mehrheit zugunsten Lafayettes war eine bedenkliche und entscheidende Sache in der Geschichte der Revolution. Sie fand sich gerade so und stärker noch am 8. August. Es bewies, daß die Versammlung niemals genug Energie haben würde, um das große Hemmnis niederzuschlagen, das im Inneren die Kräfte Frankreichs lahmlegte und es entwaffnet, uneinig, dem Feind auslieferte. Dieses Hindernis, das Königtum, Lafayette hatte es verteidigt. Diesen Vertreter des Thrones freisprechen, das hieß den Thron decken und Frankreich im Augenblick der Invasion durch ihn ohnmächtig erhalten. Da die Versammlung die Nation nicht rettete, beschloß diese, sich selbst zu retten.

Nichts war unklüger als Lafayettes Schritt. Der Hof, den er verteidigt hatte, wollte ihn nicht. Eine einzige Stimme in der königlichen Familie war für ihn, die der Madame Elisabeth, die seine Ritterlichkeit fühlte. Die Königin aber war gegen ihn, und sie erklärte, es wäre besser, unterzugehen, als von ihm gerettet zu werden. Daran hielt sie sich nicht. Es sollte eine Heerschau stattfinden, bei der Lafayette eine Rede an die Nationalgarde gehalten haben und ihre Stimmung angefeuert haben würde. Die Königin ließ des Nachts Santerre und Pétion benachrichtigen, und dieser untersagte eine Stunde vor Tagesanbruch alles. Darauf versammelte Lafayette mehrere einflußreiche Offiziere der Nationalgarde bei sich und fragte sie, ob sie mit ihm gegen die Jakobiner ziehen wollten. Er selber berichtet diese Sache nicht in seinen Memoiren, sie wird aber durch seinen Freund Toulongeon bestätigt. Man versprach, sich abends auf den Champs-Elysées zu treffen; kaum hundert Mann fanden sich ein. Man vertagte sich für den anderen Tag, um dann, wenn man dreihundert wäre, zu handeln, und man war keine dreißig. Lafayette suchte den König auf, der ihm dankte, ohne von seinen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Am anderen Tag reiste er ab.

Wie soll man die Untätigkeit der Feuillants, der Nationalgarden erklären? Aus der Furcht? Dennoch haben sich viele, die man nennen könnte, inzwischen in den Kriegen der Revolution und des Empire

glorreich hervorgetan. Nein, was am meisten dazu beitrug, sie lahmzulegen, war, daß sie fürchteten, nur zum Vorteil der Royalisten tätig zu sein.

Sie mißtrauten mehr als je dem König, und sie vertrauten weniger und weniger Lafayettes richtigem Urteil. Der Plan, für den er eintritt, rechtfertigt völlig dieses Mißtrauen. Er hätte den König nach Compiègne geführt, und dort wäre dieser, besser behütet, plötzlich zum Freund der Revolution geworden, hätte sich an ihre Spitze gestellt und wenn nötig, die Armee befehligt, gegen den Feind geführt. — Seltsame Unterstellung! Der Feind war nach Ansicht des Hofes gerade der Retter. Die Königin würde den König zur Grenze geleitet haben, aber nur, um sie zu überschreiten und ihn in die Reihen Österreichs zu stellen.

Die Unentschlossenheit der Feuillants, ihre Weigerung, Lafayette auf seinen unsinnigen Wegen zu folgen, zeigt, daß ihnen mehr Vernunft und Patriotismus blieb, als man vermutete. Wir werden alsbald sehen, wie sie in der Versammlung der gewaltigen Rede Beifall spenden, mit der Vergniaud im Namen des gefährdeten Frankreichs den Thron zerschmetterte.

Diese Gefahr war allzu sichtbar, draußen wie drinnen. Alle Könige schienen einmütig gegen die Revolution zu sein.

In Regensburg verweigerte der Rat der Gesandten einmütig die Zulassung des französischen Botschafters. England, unser Freund, bewaffnete sich in großem Stil. Die Reichsfürsten, die sich bisher neutral nannten, nahmen den Feind in ihren Stellungen auf und näherten sich unseren Grenzen. Der Herzog von Baden hatte die Österreicher nach Kehl gesetzt. Man sprach von einem Komplott, um ihnen Straßburg auszuliefern. Das Elsaß rief nach Waffen; man schickte ihm keine. Die Offiziere verließen diesen verwünschten Boden und begaben sich ans andere Ufer. Der Kommandant der Artillerie der Rheinarmee desertierte und nahm einige seiner besten Soldaten mit.

In Flandern war es noch schlimmer. Luckner, der alte, unwissende und stumpfe Haudegen, war der General der Revolution. Er hatte vierzigtausend Mann gegen zweihunderttausend, die kamen. Es ist wahr, die Freiwilligenkorps zeigten eine glühende Begeisterung. Man konnte ihr Ungestüm nur meistern, indem man drohte, sie heimzuschicken. Aber das alles war ohne militärische Gewöhnung, sehr wenig diszipliniert. Luckner drang nur vor, um zurückzuweichen. Er nahm Courtrai und zwei andere Orte; sein Erfolg genügte, um die unglücklichen Freunde Frankreichs bloßzustellen; dann mußte er sich vor überlegenen Kräften zurückziehen. Einer

seiner Offiziere ließ als Andenken an den Durchzug der Unseren eine grausame Feuersbrunst zurück, in der die Faubourgs von Courtrai zugrunde gingen.

Das waren die beklagenswerten Neuigkeiten, die Schlag auf Schlag in Paris einliefen. Und im Innern war die Gefahr vielleicht noch größer. Zwei Dinge ereigneten sich hier, die geradezu der Tod der politischen Körperschaft sind. Das Zentrum tat nichts mehr, wollte nichts mehr tun. Nicht nur, daß man der Armee weder Waffen noch Proviant schickte, sondern selbst die Erlasse der Versammlung sandte man nicht mehr an die Departements, setzte Frankreich nicht mehr von ihnen in Kenntnis. Auf der andern Seite begannen die sich selbst überlassenen Außenprovinzen allein zu wollen und vorzugehen. Die Bouches-du-Rhône beispielsweise nahmen sich heraus, Steuern zu erheben, unter dem Vorwand, sie an die Alpenarmee zu senden, die die Provence schützte.

Nichts hinderte den Royalismus, aus dieser Unordnung seinen Vorteil zu ziehen. In den unzugänglichsten Bergen des Languedoc, in diesem Felsenreich, dem Ardèche, ohne Wege noch Stege, siehe, da erscheint ein Generalleutnant der Fürsten, Gouverneur des Bas-Languedoc und der Cevennen. Er hat, sagt er, sich seine Machtbefugnis vom Adel des Landes bestätigen lassen, um während der Gefangenschaft des Königs zu regieren. Er gebietet allen früheren Behörden, ihre Stellung wieder einzunehmen, die neuen Beamten und alle Mitglieder der Klubs zu verhaften. Er bewaffnet die Bauern, belagert Jalès und andere Schlösser.

Man blickt nach Süden. Und weiter. Der Westen beginnt Feuer zu fangen. Ein Bauer, Allan Redeler, verkündet nach Schluß der Messe, daß die Freunde des Königs sich in Waffen bei einer benachbarten Kapelle versammeln sollen. Fünfhundert gehen hin, auf den ersten Schlag. Von Dorf zu Dorf ertönt die Sturmglocke. Der Brand hätte auf die Bretagne übergegriffen, wenn nicht Quimper ohne Zeitverlust die rote Fahne gehißt hätte und mit Kanonen abmarschiert wäre, um diesen ersten Versuch zum Bürgerkrieg zu ersticken. Der Bauer ging heim, aber düster, unversöhnlich, begierig nach Kampf, nächtlichen Zusammenkünften, Doppelstößen, Blut. In seinem Herzen lebte von nun an der Parteikrieg.

Im allgemeinen bestanden im Königreich die Departementsdirektorien aus Feuillants oder Fayettisten, zum Königreich Bekehrten. Die revolutionärer gesinnten Gemeindebehörden unterhielten mit Hilfe der Klubs einen Krieg ohne Ende gegen die Direktorien, der überall die Anarchie brachte. Das Direktorium der Seine-Inférieure

und das der Somme zeichneten sich durch die Wucht ihrer nach dem 20. Juni eingebrachten gegenrevolutionären Zuschriften aus. Der Minister ließ die für die Versammlung kränkende Eingabe der Somme in der königlichen Druckerei drucken und in großer Zahl verteilen.

Die Größe der Gefahr hatte eine eigenartige, unvorhergesehene Wirkung, die, wenngleich sie nicht von Dauer war, darum nicht weniger der Revolution die Kraft einer gewaltigen Einheit verlieh. Seit dem 28. begab sich Brissot, der die Jakobiner gemieden hatte, wieder dorthin, machte sich zum Ankläger Lafayettes, verlangte den Zusammenschluß, das Vergessen.

Der Mann der Presse, Brissot, und der Mann der Jakobiner, Robespierre, für kurze Zeit einander nahe, sagten sich Worte des Friedens.

Am 30. Juni machte Jean Debry im Namen der Kommission der Zwölf, der Versammlung einen Bericht: „Über die zu ergreifenden Maßnahmen, falls das Vaterland in Gefahr sei", und stellte besonders den Fall auf, bei dem diese Gefahr gerade durch die Exekutivgewalt herbeigeführt werde, deren Aufgabe es sei, sie abzuwenden.

Die Frage war also in allen Köpfen aufgeworfen, als ganz Frankreich durch den Bericht aufgeklärt wurde und in allen Städten und Dörfern das Wort erdröhnte: Das Vaterland ist in Gefahr. Da wurde zum zweiten Male die nationale Sache gegen das Königtum in Vergniauds reine und edle Hände gelegt.

Seine Rede, von stilistischer Breite, grandioser Entwicklung und viel Weitschweifigkeit, überrascht beim Lesen. Der Fortgang ist ganz anders wie bei Mirabeau; hier ist alles weniger ausgeprägt und funkelnd, der allgemeinen Vorwärtsbewegung untergeordnet, die alles mit sich reißt.

Der eigentliche Gedanke der Rede ist die Antwort auf das Wort, das der König am 20. Juni wiederholte: „Ich bin nicht von der Verfassung abgewichen, usw." Der erhabene Charakter dieser Rede, der sie aus ihrer Zeit, ja selbst aus den Umständen heraushebt, ist, daß sie ein offener Einspruch der Ehrenhaftigkeit gegen die nichtswürdige Buchstäblichkeit ist, die sich in einer falschen Gewissenhaftigkeit bestärkt, um den Geist zu töten, auszulöschen.

Das Gewissen erwachte bei jedermann, ungeachtet der Partei, als Vergniaud beredt daran appellierte, sich unglücklicherweise zu sehr an die Tatsachen hielt und folgende machtvollen Worte äußerte:

„Wenn dies das Resultat der Verwaltung ist, deren Bild ich soeben entworfen habe, daß Frankreich im Blute schwimmt, daß das Ausland es beherrscht, daß die Verfassung umgestürzt wird, daß die

Gegenrevolution da ist und daß der König Ihnen zu seiner Rechtfertigung sagt: ‚Es ist wahr, daß die Feinde, die Frankreich zerfleischen, angeblich nur darum vorgehen, um meine, wie sie glauben, vernichtete Macht wieder einzusetzen, meine, wie sie glauben, verletzte Würde zu rächen, mir meine, wie sie glauben, gefährdeten oder verlorenen königlichen Rechte wiederzugeben: ich habe aber bewiesen, daß ich nicht ihr Komplice war; ich habe die Verfassung befolgt, die mir gebietet, mich durch eine formelle Handlung ihren Unternehmungen entgegenzustellen, denn ich habe Armeen ins Feld gestellt. Es ist richtig, daß diese Armeen zu schwach waren; aber die Verfassung bezeichnet nicht den Grad der Stärke, den ich ihnen zu geben hatte; es ist wahr, daß ich sie zu spät zusammengezogen habe; aber die Verfassung bezeichnet nicht die Zeit, zu der ich sie zusammenzuziehen hatte; es ist wahr, daß Reservelager sie hätten stützen können, aber die Verfassung verpflichtet mich nicht, Reservelager zu bilden; es ist wahr, daß ich den Generalen, als sie siegreich auf dem feindlichen Gebiet vordrangen, befahl, anzuhalten, aber die Verfassung schreibt mir nicht vor, Siege davonzutragen; sie verbietet mir sogar die Eroberungen; es ist wahr, daß man die Armee durch gleichzeitige Demissionen der Offiziere oder durch Intrigen zu zerrütten versucht hat, und daß ich keine Anstrengung gemacht habe, um den Lauf dieser Demissionen oder Intrigen zu hemmen; aber die Verfassung hat nicht vorgesehen, was ich gegen ein solches Vorgehen zu tun habe; es ist wahr, daß meine Minister die Nationalversammlung fortgesetzt über die Zahl der Truppen, ihre Stellungen und ihre Verproviantierung getäuscht haben; daß ich so lange als möglich solche Minister behalten habe, die den Fortgang der konstitutionellen Regierung hinderten, so kurz als möglich, solche, die sich bemühten, ihr einen Weg zu bahnen; aber die Verfassung macht ihre Ernennung nur von meinem Willen abhängig und sie gebietet mir nirgends, daß ich mein Vertrauen den Patrioten zuwende und die Gegenrevolutionäre verjage; es ist wahr, daß die Nationalversammlung nützliche Verfügungen erlassen hat und daß ich mich geweigert habe, sie rechtskräftig zu machen; aber ich hatte das Recht dazu; es ist geheiligt, denn ich entnehme es der Verfassung; es ist schließlich wahr, daß die Gegenrevolution sich durchsetzt, daß der Despotismus sein ehernes Szepter in meine Hand zurückgeben wird, daß ich euch damit zerschmettern werde, daß ihr im Staube kriechen werdet und daß ihr von mir für die Dreistigkeit, frei sein zu wollen, bestraft werden sollt; aber ich habe alles getan, was die Verfassung mir vorschreibt; es ist keine einzige Maßnahme durch mich getroffen worden, welche die Verfassung verbietet; es ist also nicht erlaubt,

an meiner Treue zu ihr, an meinem Eifer, sie durchzusetzen, zu zweifeln.‘ (Lebhafter Beifall.)

„Wenn es möglich wäre, sage ich, daß in der Bedrängnis eines unheilvollen Krieges, in der Verwirrung eines gegenrevolutionären Umsturzes, der König der Franzosen in dieser höhnischen Weise zu ihnen spräche; wenn es möglich wäre, daß er zu Ihnen mit einer so kränkenden Ironie von seiner Liebe zur Verfassung redete, hätten Sie da nicht das Recht, ihm zu entgegnen:

„O König, der du ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt hast, daß die Wahrheit nicht mehr wert sei, als die Lüge und daß man die Menschen durch Schwüre unterhalten müsse, wie man die Kinder mit Murmeln unterhält; der du die Gesetze nur darum zu lieben vorgabst, um die Macht zu behalten, sie zu bekämpfen; die Verfassung nur darum, damit sie dich nicht vom Thron stürze, den du dir erhalten mußtest, um sie vernichten zu können; die Nation nur darum, um den Erfolg deiner Nichtswürdigkeiten dadurch sicher zu stellen, daß du ihr Vertrauen einflößtest — glaubst du, uns heute mit heuchlerischen Versicherungen täuschen zu können? Glaubst du, uns über die Ursache unseres Jammers durch die Kunst deiner Ausflüchte und die Kühnheit deiner Sophismen hinters Licht führen zu können? Den fremden Heeren Kräfte entgegenstellen, deren Unzulänglichkeit nicht einmal Zweifel an ihrer Niederlage aufkommen läßt, hieß das uns verteidigen? Die auf die innere Festigung des Reiches abzielenden Pläne vernichten oder die Abwehrmaßregeln erst für eine Zeit treffen, zu der wir bereits die Beute der Tyrannen geworden wären, hieß das uns verteidigen? Einen General, der die Verfassung verletzte, nicht absetzen, aber den Mut derer, die ihr dienten, fesseln, hieß das uns verteidigen? Die Regierung ohne Unterlaß durch die fortgesetzte Auflösung der Ministerien lahmlegen, hieß das uns verteidigen? Überließ dir die Verfassung die Wahl der Minister zu unserem Wohlergehen oder unserem Untergang? Machte sie dich zu unserem Ruhm oder zu unserer Demütigung zum Herrn der Armee? Gab sie dir schließlich das Recht der königlichen Bestätigung, eine Zivilliste und so viele große Vorteile, um verfassungsgemäß die Verfassung und das Reich zugrunde zu richten? Nein, nein! Mann, den Frankreichs Großmut nicht rühren konnte, den nur die Liebe zum Despotismus empfindsam macht, du hast den Eid auf die Verfassung nicht erfüllt! Sie kann umgestürzt werden, du aber wirst nicht die Früchte deines Meineids ernten! Du hast dich nicht durch eine feierliche Handlung den Siegen widersetzt, die in deinem Namen über die Freiheit davongetragen wurden, aber du wirst die Früchte dieser unwürdigen Triumphe nicht ernten!

Du bedeutest dieser Verfassung, die du so unedel verletzt hast, diesem Volk, das du so feige hintergangen hast, nichts mehr!" (Wiederholter Beifall.)

Die Wirkung war orkanartig. Die Bewegung, die lange und geschickt gehalten, gesteigert worden war, die an Kraft und Schnelligkeit zugenommen hatte und mehr und mehr groß und gewaltig geworden war, sie wurde nun überwältigend. Keiner entkam ihr. Die ganze Versammlung erlag dem mächtigen Wirbelwind, wurde von ihm mitgerissen. Feuillants und Fayettisten, Royalisten, Konstitutionelle aller Färbungen, sie sahen sich mit ihren Feinden vereint, und alle zusammen brachen in Begeisterungsrufe aus. Das also ist die Tyrannei der Beredsamkeit, daß man ihr nicht ausweichen kann! Oder sollen wir lieber annehmen, daß alle letzten Endes Franzosen waren, die Rede und den Mann und die Partei und ihre eigene Meinung vergaßen und in dieser feierlichen Stimme unwillkürlich die des Vaterlandes erkannten?

Als aber ein Abgeordneter, Torné, der Nationalversammlung klipp und klar das vorschlug, was die logische Schlußfolgerung war, nämlich, daß sie die Macht ergreife und Frankreich durch ihre Ausschüsse regiere; als der positive, der kühle und umfassende Geist Condorcets den Gedanken auf alle die praktischen Mittel hinwies, die von der Versammlung in ihrem neuen Königsamt anzuwenden seien — da wurde sie vom Schrecken erfaßt und zog sich in sich selbst zurück. Sie warf einen letzten, bedauernden Blick auf die Eintracht der Autoritäten, die, hätte der König etwas mehr Ehrlichkeit für sie gehabt, den Bürgerkrieg verhindert hätte.

Es war der 6. Juli. Der neue Bischof von Lyon, Lamourette, sagte, mit Beziehung auf einen schönen Ausspruch Carnots über Friede und Eintracht, man müsse sich um jeden Preis einigen, die beiden Hälften der Versammlung müßten einander über die zwei Punkte ihrer Besorgnis beruhigen; es genüge, wenn der Präsident einfach sage: „Alle, die sowohl die Republik — wie die beiden Kammern — abschwören und verwerfen, mögen sich gleichzeitig erheben."

Die Versammlung war ergriffen, und sie erhob sich einmütig.

Eine merkwürdige und fast unerklärliche Sache! Was wollte denn eigentlich diese Gironde, die bislang unter dem Einfluß der Frau Roland gegen den Thron zu Felde zog? Ohne Zweifel unterlag sie der allgemeinen Ergriffenheit. Sie stand mit ihrer inneren Auffassung nicht in Widerspruch. Seit der ungeheuren Wirkung von Vergniauds Rede, die Frankreich bis in alle Tiefen aufgewühlt hatte, fühlten sie alles wanken, sie fürchteten, um allzuviel Erfolg zu

haben, den Thron nur zu zerschmettern, um auf seinen Trümmern den Thron der Anarchie, das Königtum der Klubs zu errichten.

Was es auch gewesen sein mag — das Schauspiel war ebenso seltsam wie unvorhergesehen. In einem gleichen Anlauf vermischten, umarmten sich die Rechte und die Linke; die oberen Reihen stiegen herab, die Bergpartei warf sich hinab in die Ebene. Man sah die Feuillants und Jakobiner zusammen beraten, Merlin neben Jaucourt und Gensonné neben Vaublanc. Dieses kindliche Aufflammen darf nicht wundernehmen. Frankreich ist ein Land, bei dem das gute Herz in Affekt hervorbricht, mitten in der wildesten Uneinigkeit. Sah man nicht eine Stunde vor der mörderischen Schlacht von Azincourt unsere Ritter, unsere durch so viel Haß zersplitterten Barone einander um Verzeihung bitten und in den Armen liegen? Ebenso wurden sie hier, am Vorabend der blutigen Schlacht der Revolution, einen Augenblick weichherzig, sagten dem Frieden Lebewohl, gaben der Natur, der Menschlichkeit, den am tiefsten verletzten Seelenempfindungen diese letzte Umarmung.

Das änderte sich gar schnell und erkaltete sehr, als ein Brief Pétions der Nationalversammlung kundtat, daß er auf Beschluß des Direktoriums von Paris suspendiert sei und daß das Direktorium in der Sache vom 20. Juni die Verfolgung angeordnet habe. Man begann einzusehen, daß die von Lamourette geschickt arrangierte Szene nur eine Kriegslist war, ein Mittel, die Versammlung aufzuhalten und die allgemeine Maßnahme, die man befürchtete, hinauszuschieben: Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei.

Und die Suspension wurde bestätigt, durch eine Proklamation des Königs bekanntgegeben, die er an die Nationalversammlung sandte.

Die Bevölkerung indessen trat für ihren Bürgermeister ein, es regnete Eingaben zu seinen Gunsten; eine kam „im Namen der vierzigtausend Bauarbeiter von Paris". Pétion erschien selber vor der Schranke und nannte als prinzipielle Rechtfertigung folgenden wichtigen Punkt: um keinen Preis und was auch geschehen möge, habe er das Blutvergießen auf sich nehmen wollen. — Am 13. hob die Versammlung die Amtsentsetzung für den Bürgermeister auf, behielt sie aber, das ist bemerkenswert, für den Prokurator der Gemeinde, Manuel, bei, der allem Anschein nach unter der Leitung Dantons einen sehr direkten Anteil an der Organisation der Bewegung hatte.

Die Jahresfeier des 14. Juli war nichts anderes als der Triumph Pétions über den König. Die pikentragenden Männer hatten alle mit Kreide an ihre Hüte geschrieben: „Es lebe Pétion!" Alles ging friedlich zu, dennoch aber in reichlicher Erregung; es war eine bebende Ruhe, wie ein Halt vor der Schlacht. Unter den bei dem

feierlichen Umzug üblichen Symbolen, wie das Gesetz, die Freiheit usw., erschienen auch mit Zypressen bekränzte Männer in Schwarz, die eine geheimnisvolle und furchtbare Sache trugen; man sah sie unter dem Krepp hervorschimmern: es war das Schwert der Gerechtigkeit. Noch verschleiert, würde es seine zarte Hülle zerreißen und zum Stahl des Schreckens werden.

Der König ging dahin wie am Leitseil und schien das Opfer hier zu sein. Weniger ein Opfer der Revolution als seiner starrköpfigen Überzeugungen. Verhaßt in seinem doppelten Veto, träumerisch, schwermütig, schritt er dahin, in der Erwartung eines Mordes, über den eigenen Tod getröstet, aber in Sorge um die Seinen. Zum erstenmal trug er auf ihre Bitten hin einen verborgenen Brustpanzer. „Sein Antlitz," sagt ein royalistischer Schriftsteller, „war das eines Schuldigen, den man ins Gefängnis führt." Er ließ jedoch nicht bis zum Schluß über sich verfügen. Als man ihn aufforderte, an den Baum, der die Feudalinsignien trug, Feuer zu legen, sagte er, die Sache sei überflüssig, und trat also gewissermaßen an diesem letzten Tag des Königtums für das sterbende „ancien régime" ein.

Es war ganz offenbar: das Königtum war erledigt. Das Ministerium hatte am 9. Juli seine Demission gegeben, das Direktorium von Paris folgte am 20. Alle Autorität war dahin. Der Staat war ohne Regierung, die Hauptstadt ohne Verwaltung, die Armee ohne Generale.

Blieb die zögernde und schwankende Nationalversammlung. Blieb das gesamte, erregte, der Hindernisse müde Volk, das die Heilmittel nicht kannte, sich selbst nicht kannte, im Finstern tappte, sich stark fühlte, die Versammlung anrief und auf ein Zeichen wartete.

Dieses Zeichen war die Erklärung: das Vaterland ist in Gefahr. Was hieß das eigentlich? Robespierre sagt es klar: ein Bekenntnis der Autorität von ihrer Ohnmacht, von der erschreckenden Krise, bis zu der sie die Dinge hatte gedeihen lassen, ein Appell an das Volk, einzuspringen, selber für seine Rettung zu sorgen.

Diese am 30. Juni geforderte, am 4. Juli formulierte, am 11. durch Abstimmung beschlossene Erklärung wurde erst Sonntag, den 22. Juli, bekanntgegeben. Man hatte die alarmierendsten Nachrichten aus dem Osten bekommen. Das Direktorium von Paris, das vor der Demission stand, widersetzte sich der Rekrutierung; sie wurde dessen durch zwei ausgezeichnete Bürger, Cambon und Carnot, überführt. Vom 11. bis zum 22. konnte man von der vollziehenden Gewalt nicht die notwendige Bevollmächtigung erlangen, um die Gefahr des Vaterlandes zu verkünden.

Frankreich hatte im Augenblick ein so bewegtes Herz, eine so volle, dem Zerspringen nahe Brust, daß alle zögerten, das Banner

der Begeisterung hochzuhalten. Man befürchtete, die Trunkenheit könne in Raserei ausarten.

Man mußte aber schließlich der Ungeduld des Volkes das gewünschte Signal gewähren. Am Sonntag, 22. Juli, wurde die Proklamation auf den Pariser Plätzen bekanntgegeben. Sie wurde auf allen Plätzen Frankreichs wiederholt.

Der Beschluß der Versammlung verfügte, daß nach erfolgter Proklamation die Departements-, Distrikts- und Gemeindeverwaltungen zur permanenten Aufsicht zusammenzutreten hätten; alle Nationalgarden hatten aktiv zu sein, jeder Bürger mußte eine Erklärung darüber abgeben, was er an Waffen besaß; die Versammlung hatte die Zahl der von jedem Departement zu stellenden Mannschaften festzulegen; das Departement, der Distrikt hatten die Verteilung derselben vorzunehmen; innerhalb dreier Tage mußten die Männer eines jeden Bezirks diejenigen unter sich auswählen, die der Bezirk zu stellen hatte; alle, die dieser Ehre teilhaftig geworden waren, sollten sich innerhalb dreier Tage bei der Kreisstadt melden, woselbst man ihnen Löhnung, Pulver und Blei verabfolgen werde. Keine Verpflichtung zur Uniform; sie durften in ihren Arbeitsröcken in den Kampf ziehen.

Die Proklamation wurde in Paris mit strenger Feierlichkeit bekanntgegeben, der Lage entsprechend. Man fühlt hier, wie der Geist der Revolution in der Gemeinde regiert. Danton machte schon durch Manuel, den Prokurator der Stadt, seinen Einfluß geltend, durch die Munizipalbeamten und den Generalrat. Sein Hauch scheint belebend auf den Verfasser des Programms, Sergent, gewirkt zu haben, der, selber nur ein mittelmäßiger Künstler, gegenwärtig von Begeisterung emporgetragen wird. Er hat es uns zu sehr bei den großen und grausigen Festen bewiesen, die dem 10. August vorangingen oder ihm folgten. Man möchte sagen, daß Sergent hier der Darsteller Dantons war, wie später David es für Robespierre war. Doch Sergent, ein nur mäßiger Schauspieler, scheint uns für die Inszenierung seiner Volksschauspiele bedeutender beeinflußt worden zu sein als David. Sie hatten eine wahrhaft erschreckende Wirkung. Eines derselben, die Trauerfeier, die nach dem 10. August stattfand, machte auf die Bevölkerung einen so großen Eindruck von wütendem Schmerz, daß man es vielleicht als eine Ursache der nachfolgenden Metzeleien ansehen muß.

Am Sonntag, dem 22. Juli, um sechs Uhr morgens, begannen die am Pont-Neuf aufgestellten Kanonen zu schießen und fuhren Stunde um Stunde so fort, bis sieben Uhr abends. Eine Kanone vom Arsenal erwiderte das Feuer und machte das Echo.

Die gesamte Nationalgarde in ihren sechs Legionen trat unter die Fahnen und versammelte sich beim Hôtel-de-Ville; und man formte hier die beiden Umzüge, die in Paris die Proklamation verkünden sollten. Am Kopf eines jeden befand sich eine Abteilung Reiter, mit Trompeten, Pauken, Musikkapelle und sechs Fanfaren. Vier Pedelle zu Pferd trugen vier Embleme: Freiheit, Gleichheit, Verfassung, Vaterland. Es folgten zwölf mit der Schärpe versehene Munizipalbeamte und hinter ihnen ein berittener Nationalgardist, der ein großes dreifarbiges Banner trug, auf dem die Worte standen: „Bürger! Das Vaterland ist in Gefahr!" — Dann kamen noch einmal sechs Kanonen und eine Abteilung Nationalgarden. Der Zug wurde von der Kavallerie beschlossen.

Die Proklamation erfolgte auf den Plätzen und auf den Brücken.

Bei jedem Halt gebot man durch Schwenken mit Wimpeln und durch Trommelschläge Ruhe. Ein Munizipalbeamter trat vor, verlas mit ernster Stimme die Verordnung der gesetzgebenden Körperschaft und sagte: „Das Vaterland ist in Gefahr."

Diese Feierlichkeit war wie die Stimme des Volkes, sein Appell an sich selbst. An ihm war es jetzt, zuzusehen, was zu tun sei, was es an Ergebenheit und Opferfreudigkeit besaß, festzustellen, wer zu kämpfen und für dieses ungeheure jüngst erworbene Gut der Freiheit einzutreten bereit sei, wer bereit sei, Frankreich und die Hoffnung der Welt zu retten.

Auf allen großen Plätzen hatte man, wie auf dem Platz vor Notre-Dame, Amphitheater errichtet, um die Anwerbungen vorzunehmen. Man hatte Zelte aufgestellt und mit dreifarbigen Wimpeln und Eichengewinden geschmückt; im Vordergrund eine einfach über zwei große Trommeln gelegte Tischplatte. Hier saßen Munizipalbeamte mit sechs Notabeln, um die Eintragungen zu machen und den Angeworbenen ihre Bescheinigungen auszuhändigen; rechts und links die Fahnen, bewacht von der Mannschaft ihrer Bataillone.

Der Platz war abgegrenzt und von einem großen Kreis bewaffneter Bürger und zwei Kanonen bewacht. In der Mitte stand die Musik und ließ Kriegs- und vaterländische Lieder ertönen.

Man hatte gut getan, diese Amphitheater so einzuschließen. Die Menge strömte herbei. Der Kreis der Schildwachen genügte kaum, sie zurückzudrängen. Alle wollten gleichzeitig ankommen, alle zusammen eingeschrieben werden. Man hielt sie zurück, man trieb sie auseinander, um die Eintragungen zu regeln; einzelne nur kamen durch, die ungeduldig die Stufen erklommen, sich an die Balustraden drängten; nach und nach kamen andere, die Eingeschriebenen stiegen



Vergniaud.
Nach Raffet.



Guadet.
Nach Raffet.

wieder hinunter und setzten sich fröhlich im Kreise nieder, sangen zur Musik mit und liebkosten die Kanonen.

Ein Journalist beklagt sich, nicht genug Piken gesehen zu haben, mit anderen Worten, nicht genug Leute der unteren Stände. Hier war alles vermischt; es gab weder hoch noch niedrig, weder Große noch Kleine; es waren Männer und sonst nichts, es war ganz Frankreich, das sich in den Kampf stürzte.

Es kamen ganz junge Leute, die zu beweisen suchten, daß sie schon sechzehn Jahre alt und berechtigt seien, mitzuziehen. Die Nationalversammlung hatte entgegenkommenderweise das Recht, sich anwerben zu lassen, bis auf dieses Alter herabgesetzt.

Es kamen reife Männer, ergraute Männer, die um alles in der Welt nicht eine solche Gelegenheit versäumen wollten, und die, flinker als die jungen, zur Grenze voranmarschierten. Man sah seltsame Dinge. Tief in der niederen Bretagne verläßt der Biedermann La Tour d'Auvergne, reif an Jahren, eines Morgens die schönen keltischen Altertümer, die sein ganzes Glück ausmachten, nimmt Abschied von seinem Lehrmeister, einem alten Forscher des Keltischen, und macht sich auf den Weg — ohne jeden Zehrpfennig, nur mit seiner geliebten bretonischen Grammatik auf der Brust, die ihm ein kugelsicherer Panzer war. Auch er trat in die Reihen, ließ sich als Fünfziger anwerben und machte sich entschlossen daran, die Jugend auszubilden.

Der Antrieb war so stark, die Entschlossenheit so groß, Herz und Phantasie waren so gewaltig erschüttert, daß sie, die das Vaterland in Gefahr erklärt hatten, nicht ohne Unruhe waren; sie entsetzten sich vor ihrem Werk.

Brissot verkündete dem Volk, „der Hof wolle einen Tumult, er suche nur nach einem Vorwand für die Entfernung des Königs".

Nein, es bedurfte keines Tumultes, aber ein großer und allgemeiner Aufstand war notwendig geworden, sonst wäre Frankreich zugrunde gegangen.

Die Nationalversammlung war ohnmächtig. Sie wagte nicht den Entschluß zur Verurteilung Lafayettes zu fassen, der die Stütze des Königtums war.

Die Jakobiner waren ohnmächtig. Ihr Orakel, Robespierre, bewies wundervoll, daß die Versammlung nichts tue, daß die Gironde darauf warte, daß Ludwig XVI., zum äußersten entschlossen, ihr das Ministerium zurückgebe. Als man ihn aber fragte, welche Abhilfe er selber vorschlage, wußte er nichts anderes zu sagen, als daß man die Urwählerversammlungen einberufen müsse, die Wahlmänner zu erwählen hätten; und diese wiederum würden einen Konvent wählen,

damit man, wenn diese Versammlung gesetzlich autorisiert sei, die Verfassung reformieren könne. Diese revidierte Verfassung würde zweifellos nicht verfehlen, die Exekutivgewalt zu schwächen und zu entwaffnen.

Eine derart abwartende Heilmethode hätte als natürliche Folge den Kranken zum Sterben gebracht. Ehe auch nur die Urwählerversammlungen einberufen wären, hätten die Preußen und Österreicher Ludwig XVI. die Hand reichen und in Paris eintreffen können.

Würde diese Ohnmacht der Gironde und der Nationalversammlung, Robespierres und der Jakobiner, sich auch bei der Gemeinde von Paris finden? Das war nur zu wahrscheinlich. Ihr Haupt, Pétion, war ein Mann der Worte, der Reden, aber nicht der Taten. Aus der vornehmen Konstituierenden hervorgegangen, einer wesentlich rednerischen, akademischen Versammlung, bewahrte er ihre Eigenschaften. Auch schien die Stellung eines Bürgermeisters von Paris, dieser Posten, der unausgesetztes Repräsentieren verlangt, den, der ihn ausfüllte, stets zu lähmen. Pétion war kaum weniger als sein Vorgänger Bailly majestätisch, kalt und leer, eine wandelnde Zeremonie. Unbedeutend wie der und noch mehr nach Volkstümlichkeit gierend, erschöpfen sich alle seine Reden so ziemlich in den Worten, die er am 20. Juni äußerte, und die er immer wiederholte: „Volk, du bist erhaben gewesen . . . Volk, du hast genug getan, du hast Ruhe verdient . . . Volk, kehre an den heimischen Herd zurück."

Keine persönliche Kraft hätte diesen Götzen je in Bewegung setzen können. Um ihn aus seiner Untätigkeit zu reißen, ihn zur Anklage gegen den König — wie man gleich sehen wird — zu veranlassen, bedurfte es nicht weniger als einer gewaltigen Flutwelle in diesem Volksmeer, die es mit unwiderstehlicher Wucht aus seinen Ufern wirft und auf seiner Woge alles mitreißt, selbst die bewegungslosen, schwerfälligen Steine.

Wiederholen wir es: keiner kann sich im besonderen des 10. August rühmen, weder die Nationalversammlung, noch die Jakobiner, noch die Stadtverwaltung. Der 10. August ist wie der 14. Juli und der 6. Oktober eine große Volkstat.

Eine Tat des Willens, der Hingebung, des verzweifelten Mutes, die nicht so allgemein vollbracht wurde wie die beiden vorhergehenden; — wenn man aber den allgemeinen Zorn in Betracht zieht, der sie anfeuerte, so kann man sagen: es ist eine große Volkstat.

Millionen von Menschen wollten es; zwanzigtausend Menschen vollbrachten es.

Der einzelne war wenig oder nichts. Dennoch ist es gerecht, fest-

zustellen, daß keiner die Bewegung besser verfolgte, sich ihr geschickter anzupassen wußte als Danton.

Am 13. Juli beantragt er bei den Jakobinern, daß die aus den Departements herbeigeeilten Föderierten am kommenden Tage, der Feier des 14. Juli, einen ergänzenden Eid leisten sollen, den nämlich, solange in Paris zu bleiben, als das Vaterland in Gefahr sei: „Und wenn sie, die Föderierten, das aussprechen, was ganz Frankreich denkt, daß die Gefahr des Vaterlandes nur von der Exekutivgewalt herrührt, wer nähme ihnen denn das Recht, diese Frage zu prüfen?"

Am 17. wurde von Manuel, dem Gemeindeprokurator (zweifellos unter Dantons Einfluß), gefordert und durchgesetzt, daß die von jetzt an in Permanenz erklärten Sektionen im Hôtel-de-Ville eine Korrespondenzzentrale eröffneten, mittels deren sie sich untereinander sicher und schnell verständigten. Eine wichtige Maßnahme, welche die eingebildete Einigkeit der großen Pariser Bevölkerung zu einer wirklichen, tätigen machte.

Am 27. beschließen die Cordeliers unter Dantons Vorsitz, daß — „da die Konstituierende die Verfassung in die Hände aller Franzosen zurückgelegt habe, alle in der die Verfassung bedrohenden Gefahr, die Passivbürger sowohl als die Aktivbürger, durch die Verfassung selbst, zur Beratung und zur Bewaffnung für ihre Verteidigung zugelassen sind; daß die Sektion des Théâtre-Français sie zu sich berufe usw."

So bemühten sich in diesem geweihten Augenblick die berühmte Sektion der Cordeliers und Danton selbst, über den Aufstand einen Mantel der Gesetzmäßigkeit zu decken; sie nehmen die Verfassung zum Zeugen, gerade als das Heil Frankreichs es erforderte, sie zu zerstören.

Der Antrieb kam vom Ausland selbst, von seinen unverschämten Drohungen. Ihm danken wir diese wundervolle Gewalt eines nationalen Zornes, aus dem die Befreiung hervorging.

Am 26. Juli wurde aus Koblenz das beleidigend gebieterische Manifest des Generals der Koalition, des Herzogs von Braunschweig, abgesandt. Dieser Fürst, ein vernünftiger Mann, fand es selbst abgeschmackt; doch die Könige drangen ihm dieses unsinnige Werk der Emigration auf. Man verkündete darin einen seltsamen, neuen, den Geboten zivilisierter Völker völlig entgegengesetzten Krieg. Alle Franzosen seien schuldig; jede Stadt und jedes Dorf, das sich widersetze, müsse zerstört, niedergebrannt werden. Was Paris anbetraf, so hatte es eine furchtbare Strenge zu fürchten: „Ihre Majestäten machten für alle Ereignisse alle Mitglieder der Nationalversammlung, des Departements, des Distrikts, der Ge-

meindeverwaltung, die Friedensrichter, die Nationalgarden und alle anderen zur militärischen Aburteilung mit ihrem Kopfe haftbar . . . Die geringste Gewalttätigkeit gegen den König werde mit einer ewig unvergeßlichen Rache geahndet werden, man werde Paris brandschatzen und völlig über den Haufen werfen usw. usw."

Dieses Manifest vom 26. war (wie seltsam!) am 28. in Paris bekannt; man hätte sagen können, es komme aus den Tuilerien und nicht aus Koblenz. Es fiel wie ein Funke ins Pulverfaß. Die Sektion von Mauconseil verließ das unbestimmte Gebiet der Verfassung und erklärte erstens: daß es unmöglich sei, die Freiheit durch die Verfassung zu retten; zweitens: daß sie ihren Eid abschwöre und Ludwig nicht mehr als König anerkenne; drittens: daß sie sich Sonntag, den 3. August, zur Nationalversammlung begeben und diese fragen werde, ob sie endlich das Vaterland befreien wolle, sich vorbehaltend, je nach der Antwort, die und die anderweitige geziemende Maßnahme zu ergreifen und mit dem Schwur sich unter den Ruinen der Freiheit begraben zu lassen.

Diese Erklärung wurde von sechshundert vollkommen unbekannten Namen unterzeichnet.

Nie wurde ein Aufstand klarer, prägnanter angezeigt. Alle, die ihn nach dem Sieg für sich in Anspruch nahmen und taten, als hätten sie ihn vorbereitet, waren, um den Glauben zu erwecken, als hätten sie alles gemacht, recht genötigt, Geheimnisse auszudenken, in deren Dunkel sie sich betätigt hätten. Was sie auch gesagt haben mögen, alles beweist, daß diese kleinen Geheimnisse nichts oder nur Unbedeutendes vollbrachten. Es war eine ungeheure, allgemeine, nationale Verschwörung, mit viel Lärm auf der Stelle, am hellen Tage ausgeführt. Einer von denen, die nachher versuchten, sich die Ehre an der Sache zu geben, hatte viel richtiger vorher gesagt: „Wir sind in diesem Augenblick eine Million Aufrührer."

Von achtundvierzig Sektionen hatten siebenundvierzig für die Absetzung Ludwigs XVI. gestimmt.

Um sie ohne Gefahr eines Zusammenstoßes auszusprechen, mußte der Hof entwaffnet werden. Darüber waren die Gironde und die Jakobiner einig. Der Girondist Fauchet, der Jakobiner Choudieu beantragten und erreichten bei der Nationalversammlung, daß die Linientruppen an die Grenze gesandt wurden. Unter diesem doppelten Druck beschloß die Versammlung die Auflösung des Regimentsstabes der Nationalgarde. Das hieß in Paris den Degen Lafayettes zerbrechen, der zwar bereits stumpf geworden, aber ihm noch geblieben war.

Auf diese Art verlor der Hof seine Verteidigung und seinen Schutz-

wall. Man ging noch weiter; man sprach ihm die Schweizergarde ab; man stellte fest, daß sie sogar jetzt ihren Führer, den kommandierenden General, in Koblenz hatte; es war der Graf d'Artois, und gewisse ihrer Offiziere wurden in Koblenz vom Gelde der Nation bezahlt.

Während man sich bemühte, das Königtum zu entwaffnen, stießen jeden Tag in Paris Verstärkungen zur Armee der Revolution. Ich rede von den verschiedenen verbündeten Korps der Departements. Diese Föderierten waren nicht irgendwie beliebige Männer, zufällige Freiwillige; es waren solche, die sich bei der Wahl gestellt hatten, um als erste loszuschlagen, solche, die sich für die Waffen entschieden, solche, die man unter dem Einfluß der Volksgesellschaften als die glühendsten Patrioten und tüchtigsten Soldaten ausgewählt hatte.

Die Föderierten fielen in den Gärungsstoff von Paris als ein Zuwachs treibender Kräfte. Von Privatpersonen aufgenommen oder in Kasernen konzentriert, untätig und verzehrt vom Bedürfnis nach Betätigung, gingen sie überall hin, zeigten sich überall, schienen sich zu vervielfachen. Ganz neu und nicht ermüdet, entzückt, sich (viele zum erstenmal) auf dem Gebiet der Revolution zu sehen, im eigentlichen Krater des Vulkans, verlangten diese Ankömmlinge den Ausbruch, beschleunigten ihn. Sie faßten zwei Beschlüsse, die ihnen große Kraft verliehen: erstens den, sich zusammenzuschließen und eine Körperschaft zu bilden, sie schufen sich ein Zentralkomitee bei den Jakobinern; und zweitens den, in Paris zu bleiben. Am 17. Juli hatten sie der Nationalversammlung eine gewagte Adresse überreicht: „Sie haben das Vaterland in Gefahr erklärt; aber setzen Sie es nicht selber in Gefahr, da Sie die Straflosigkeit der Verräter verlängern? . . . Nehmen Sie die Verfolgung Lafayettes auf, setzen Sie die Exekutivgewalt ab, setzen Sie die Departementsdirektorien ab, stellen Sie die politische Gewalt wieder her."

Die Entrüstung der Versammlung war fast einmütig; sie ging zur Tagesordnung über. Die von diesem schlechten Empfang erstaunten Föderierten schrieben an die Departements: „Ihr werdet uns nicht wiedersehen oder ihr werdet uns frei sehen . . . Wir werden für die Freiheit, für das Leben kämpfen . . . Sollten wir unterliegen, so werdet ihr uns rächen, und die Freiheit wird aus unserer Asche auferstehen."

Von den Jakobinern wurden sie besser empfangen, auch von der Pariser Gemeinde stark ermutigt. Der Prokurator der Gemeinde, Manuel, stellte bei den Jakobinern diese neue Doktrin auf: die von den Departements gewählten Föderierten seien deren rechtmäßige

Vertreter. Pétion, der zugegen war, stützte diese Doktrin durch seine Anwesenheit, durch die bedeutsame Autorität des ersten Beamten von Paris. Paris selbst schien in seiner Person diese Gesandten Frankreichs als eigen anzunehmen, sie zum Kampf zu ermuntern.

Am 25. Juli wurde auf der Ruinenstätte der Bastille den Föderierten ein Bürgerfest gegeben, und in der nämlichen Nacht versammelte sich ein „Aufstandsdirektorium" in „Soleil d'or", einer kleinen benachbarten Kneipe. Es waren fünf Mitglieder des Föderiertenkomitees anwesend, ferner Santerre und Alexandre, die beiden Führer des Faubourgs, und drei tatkräftige Männer: Fournier, genannt der Amerikaner, Westermann und Lazouski, dann der Jakobiner Antoine, die Journalisten Carra und Gorsas, Handlanger der Gironde. Fournier brachte eine rote Fahne herbei, auf der die von Carra diktierte Inschrift stand: „Kriegsgesetz des souveränen Volkes gegen die Auflehnung der Exekutive." Man wollte sich des Hôtel-de-Ville und der Tuilerien bemächtigen, den König festnehmen, ohne ihm ein Leid zu tun, und ihn nach Vincennes bringen. Das allzu vielen Leuten anvertraute Geheimnis war dem Hof bekannt. Der Kommandant der Nationalgarde suchte Pétion auf und sagte ihm, er habe das Schloß in Verteidigungszustand gesetzt. Pétion machte sich noch in der Nacht auf, die verspäteten Festgäste auseinanderzutreiben. Man entschloß sich, die Föderierten von Marseille abzuwarten.

Barbaroux, ihr Landsmann, hatte nach Marseille geschrieben, man möge „fünfhundert Mann, die zu sterben wissen", nach Paris entsenden. Rebecqui, ein anderer Marseiller, der sich zur Rekrutierung hinbegeben, hatte sie selber ausgewählt. Man darf nicht vergessen, daß im Süden der Krieg schon seit zwei, drei Jahren in verschiedener Form vorhanden war. Die Tumulte von Montauban, von Toulouse, der mörderische Kampf von Nîmes im Jahre 1790, der Bürgerkrieg von Avignon 1790/91, die Affären von Arles und Aix, letztere vor allem, wo ein Schweizer Regiment von den Nationalgarden entwaffnet worden war, alles das hatte in jenen Gegenden den militärischen Ehrgeiz, die Kampfeslust, die Furie der Revolution aufgestachelt. Rebecqui und seine Marseiller waren Verbündete und Freunde der französischen Partei von Avignon; sie erachteten ihre Verbrechen als entschuldbare Repressalien. Die fünftausend Männer von Marseille, durchaus nicht ausschließlich Marseiller, waren trotz ihrer Jugend schon alte Kämpen des Bürgerkrieges, zum Blutvergießen geschaffen, sehr abgehärtet; die einen waren rauhe Gesellen aus dem Volk, wie Schiffer und Bauern der Provence, eine harte Bevölkerung, ohne Furcht und Mitleid; andere, weit gefähr-

licher, waren junge Leute höherer Klassen, damals in ihren ersten Anfällen von Wut und Fanatismus, seltsame Leute, verworren und stürmisch von Natur, dem Taumel ergeben, wie man sie nur in diesem gewaltsamen Himmelsstrich findet.

Eines, wenn man so sagen darf, war ihnen Halt in ihrem Zorn und machte sie zu allem fähig: sie fühlten einen Glauben. Der revolutionäre Glaube, von einem Mann aus dem Norden in der „Marseillaise“ zum Ausdruck gebracht, hatte das Herz des Südens gestärkt. Alle, selbst jene, die von den Gesetzen der Revolution, ihren Reformen und Wohltaten keine Ahnung hatten, wußten nur durch ein Lied, für was sie von nun an kämpften, töteten, starben. Der kleine Haufe der Marseiller, der Städte und Dörfer durchzog, erhitzte, erschreckte Frankreich durch die gewaltige Glut, mit der er dieses Lied sang. In ihrem Munde nahm er einen der ursprünglichen Eingebung sehr widersprechenden Tonfall an, einen wilden und mörderischen Ausdruck; dieses edelmütige, heroische Lied wurde zu einem Sang des Zornes; bald sollte er mit dem Geheul der Schreckenszeit verschmelzen.

Barbaroux und Rebecqui begaben sich zum Empfang der Marseiller nach Charenton. Ersterer, jung, begeistert, großzügig, einerseits durch die Freundschaft der Rolands den Girondisten verbunden, anderseits diesen gewaltsamen Männern aus dem Süden sehr nahestehend, träumte von einer grandiosen und friedlichen Erhebung, einer furchtbaren Feier, bei der vierzigtausend Pariser die Marseiller sozusagen mit offenen Armen aufnahmen, mit einem Schlage, ohne Schwertstreich das Hôtel-de-Ville, die Tuilerien eroberten, die Nationalversammlung mit fortrissen und die Republik begründeten. „Diese Erhebung für die Freiheit wäre majestätisch gewesen wie sie, heilig wie die Rechte, die sie bestätigen sollte, wert, den Völkern ein Beispiel zu geben; um ihre Ketten zu brechen, genügte es, daß sie sich dem Tyrannen zeigten.“

Santerre versprach die vierzigtausend Mann, und er brachte zweihundert. Er hatte keine Eile, den Marseillern die Ehre einer so großen Bewegung zu bereiten.

Barbaroux konnte bald sehen, wie wenig Wahrscheinlichkeit diesem romantischen Plan einer unschuldigen, edelmütigen und friedlichen Bewegung, von wütenden und schon blutbefleckten Händen ausgeführt, zukam. Am anderen Tage sahen sich die zu einem Feste geladenen Marseiller auf den Champs-Élysées den Grenadieren der „Filles Saint-Thomas“ dicht gegenüber, und sogleich kam es zu einem blutigen Zusammenstoß. Wer fing an? Niemand weiß es. Die Marseiller, die gemeinsam angriffen, errangen leicht einen Vor-

teil; ihre Gegner wurden in die Flucht geschlagen. Die Zugbrücke der Tuilerien senkte sich, um sie herüberzulassen, hob sich wieder, um die Marseiller aufzuhalten, die sich auf die Verfolgung stürzten. Einige der in den Tuilerien aufgenommenen Verwundeten wurden von den Damen des Hofes getröstet und verbunden.

Das kleine Heer der Föderierten, fünfhundert Marseiller und dreihundert Bretonen, usw., im ganzen fünftausend Mann, war vollzählig in Paris versammelt, der Aufstand war unvermeidlich. Alle Welt erwartete ihn. In aller Ohren und Herzen läutete eine lautlose Sturmglocke. Am 3. August erschallte sie sogar in der Nationalversammlung. Pétion erscheint an der Spitze der Stadtverwaltung vor den Schranken. Ein seltsames Schauspiel: der kalte, schwerfällige Pétion, hinter ihm seine Bluthunde, Danton und Sergent, die ihn von rückwärts drängen, der mit seiner erfahrenen Stimme einen freudigen Aufruf zu den Waffen erläßt.

„Die Gemeinde beschuldigt die Exekutive . . . Um Frankreichs Leiden zu heilen, muß man sie an ihrer Quelle bekämpfen und nicht einen Augenblick verlieren.“ — Es folgt eine Aufzählung der Vergehen Ludwigs XVI., seine blutigen Anschläge gegen Paris, die Wohltaten, welche die Nation ihm erwiesen, seine Undankbarkeit, die Aufzählung der Hemmnisse, die er der nationalen Verteidigung bereitet, die Unverschämtheit der Departementsbehörden, die sich zum Richter zwischen der Versammlung und dem König aufwerfen und Frankreich zu einer föderativen Republik machen möchten . . . „Wir hätten gewünscht, nur die vorläufige Suspension Ludwigs XVI. zu beantragen; die Verfassung läßt es nicht zu. Er beruft sich unablässig auf die Verfassung; wir berufen uns ebenfalls auf sie und wir beantragen die Absetzung . . . Es ist zu bezweifeln, daß die Nation sich der Dynastie anvertrauen kann; wir fordern Minister, die außerhalb der Nationalversammlung ernannt werden, durch Abstimmung unter den freien Männern, indem wir erwarten, daß der Wunsch des Volkes, unser Souverän und der Ihre, gesetzmäßig in einem nationalen Konvent zum Ausdruck komme.“

Ein langes Schweigen folgte. Die Eingabe wurde einem Ausschuß überwiesen. Die Frage der Absetzung wurde auf Donnerstag, 9. August, vertagt. Das war nicht mehr ein Wüten der Bevölkerung, eine Herausforderung der Föderierten. Es war die große Kommune, die den Anfang machte, die die Versammlung aufforderte, ihr zu folgen. Es war der König von Paris, der den andern König anzuklagen kam. In dem elenden Zwist, in dem die Bevölkerung sich befand, war zu befürchten, daß aus dem Schlußsatz einer solchen Ansprache die Belagerung der Tuilerien folgen, daß die Worte zu

Taten würden, und daß die Sache der Freiheit nicht durch die Kämpfe am Rhein, sondern durch einen zufälligen Aufstand von Paris entschieden würde.

Die Abendsitzung war kurz. Man ging nach Hause, man besprach sich mit den Seinen. Bei solchen großen Gelegenheiten geschieht es, daß die Männer, unsicher, schwankend, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, dem Rat ihrer Umgebung folgen, derer, denen ihre Neigung gehört. Wenn die Flamme des Geistes flackert, sucht man nach der des Herzens. Es wäre interessant, bei dieser Gelegenheit zu wissen, wie die Abendtafel der großen Volksvertreter war, wie an jenem Abend Robespierre am Tische der Duplay sich fühlte, Vergniaud bei Frau Roland oder Fräulein Candeille. Soweit man mutmaßen kann, waren alle — sei es aus Sorge für die Freiheit, die in einer Stunde untergehen konnte, sei es aus einer menschlichen Regung, jetzt, da das Blut fließen sollte — unsicher oder wichen vor dem Herannahen des furchtbaren Ereignisses zurück.

Robespierre sprach am Abend bei den Jakobinern nicht und versagte sich wahrscheinlich das Hingehen, um nicht über die sofort zu ergreifenden Maßnahmen eine Meinung äußern zu müssen. Er ließ den für gewöhnlich entscheidenden Tag in den Revolutionen von Paris (5. August) vorübergehen. Er schwieg am 3., er schwieg am 4. und fand das Wort erst wieder, als jener Tag vorüber war, am Montag, 6. August.

Was die Gironde und die Freunde der Rolands anlangt, die an der Handlung direkt beteiligt waren, so hielten sie sich nicht zurück, spalteten sich aber. Die Gironde, richtiger gesagt, Brissot, ihr Gedanke, Vergniaud, ihr Wort, fürchteten den Aufstand. Die Freunde der Girondisten, der junge Marseiller Barbaroux, riefen ihn herbei und bereiteten ihn vor. Nichts deutet an, nach welcher Seite Frau Roland hinneigte.

Man kann hier keinen anklagen. Es gab wirklich Grund genug, zu zögern und zu überlegen. Man konnte wetten, daß der Hof, wenn man den Kampf wagte, die Oberhand gewinnen würde. Die Gironde hatte die Organisation der Pikenträger befördert, angeordnet; aber sie begann eben erst. Nichts undisziplinierter als die Banden aus den Faubourgs. Selbst die Föderierten waren wohl tapfer, aber waren es wirklich Soldaten? Von der mit Bajonetten versehenen Armee war es unbedingt wahrscheinlich, daß ein großer Teil gar nichts tun und daß ein anderer, sehr zahlreicher, gegen den Aufstand sein würde.

Der Angriff auf die Tuilerien war keine leichte Sache. Das Schloß war, vor allem nach der Carrouselseite, eine gefährliche Festung.

Es gab da keine Gitter, wie heutzutage, keinen großen freien Raum, jedoch drei kleine, dem Schloß zugekehrte Höfe, von Mauern umschlossen, deren Fenster zur Carrousel blickten und eine Beschießung der Belagerer sehr bequem machten. Sollte es diesen gelingen, einzudringen, so waren sie offenbar verloren; die drei Höfe waren die Fallen, genau wie jener Hof im Schloß von Kairo, wo der Pascha die Mameluken so behaglich niederknallen ließ. War man einmal drin, so würde man aus allen Fenstern mit Geschossen überschüttet, von allen Seiten niedergeschossen werden.

Die Garnison war sehr zuverlässig. Sie umfaßte außer den besonders ergebenen Nationalgarden die Schweizer Bataillone, diese tapfere und treue Miliz; dazu kam der Rest der konstitutionellen Garde (wie wir gesehen haben, Leute wie Murat, wie La Rochejacquelein), kam die „noblesse française“, so nannten sich die Edelleute selbst, die sich verpflichteten, das Schloß zu verteidigen. D'Hervilly, ihr Führer, war ein bekannter Degen; er hatte ein kleines gefürchtetes Korps gebildet, rekrutiert, das wahrscheinlich aus von ihm selbst erprobten Meistern der Waffe und Raufbolden bestand.

Ja, man hatte Grund, nachzudenken. Wenn der Aufstand sich in der Marderfalle der Tuilerien einfangen, erdrücken ließ, so war die Versammlung selber tödlich getroffen und verlor die gesetzliche Gewalt, die sie bis jetzt in Händen hielt. Wenn sie mit dieser Gewalt kampflos siegen, den König nach und nach dahin bringen konnte, den patriotischen Ministern ihre Macht zurückzugeben, warum dann die große Sache dem Zufall eines kleinen Kampfes aussetzen, der Gefahr einer Überrumpelung, einer Panik vielleicht, einem nicht gutzumachenden Rückzug?

Das waren die Betrachtungen der Gironde. Gewiß, auch der Ehrgeiz spielte eine Rolle. Doch wenn man selbst den Ehrgeiz beiseite ließ, muß man zugeben, daß genug Grund zum Zögern vorhanden war. Weiter können wir auch feststellen, daß in dieser großen Zeit, diesem seltenen Augenblick voll patriotischer Begeisterung, persönlicher Egoismus und persönliche Interessen — ohne daß diese ganz verschwanden — in den Entschlüssen der Männer eine durchaus zweite Rolle spielten. Man muß den Männern aller Parteien diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Am 26. Juli hatte Brissot den sehr bedeutsamen Grund eingestanden, der die Gironde zögern ließ, jetzt, da es galt, den Thron zu stürzen; er beruhte auf dem alten, albernen aber nur zu wirklichen Aberglauben, den man nicht verkennen durfte: „Die Menschen verbinden mit dem Worte ‚König‘ eine magische Kraft, die ihre Eigenschaft behält.“

Zu dieser Betrachtung kam noch ein Gedanke, der natürlich war angesichts der im Volke grollenden Wut: die Furcht vor einem großen und schrecklichen Blutvergießen, das die Zeiten der Glacière wieder heraufbeschwören, die Freiheit verleugnen und Frankreich entehren würde. Man erfuhr, daß in Marseille ein Gegenrevolutionär von der Bevölkerung umgebracht worden war. In Toulon war es — eine von den Freiheitsfreunden beklagte, verhängnisvolle Sache — das Gesetz selbst, ich meine, seine führenden Organe, gegen die man das Messer erhoben hatte. Der Oberstaatsanwalt und Syndikus des Departements, vier Administratoren, der Staatsanwalt, ein Gemeindemitglied und noch andere Bürger waren ermordet worden. Wenn derartige Dinge in solcher Ferne und an sekundären Beamten verübt wurden, deren Verantwortlichkeit nicht sehr groß sein konnte, wie würde es da dem König ergehen? Wie würde es hier in Paris ergehen, wo seit so langem schon die Marat und die Fréron Köpfe abschlagen, Blut sehen wollten, grausige Opfer, Verstümmelungen, Scheiterhaufen? . . .

Eine Sache, die erst später aufgedeckt wurde, zeigt zur Genüge, wie selbst jene, die sich an die Spitze stellten, Pétion und andere, über den mörderischen und gewalttätigen Verlauf, den die Revolution zu nehmen schien, entsetzt waren. Duval d'Espréménil, er, der sie zuerst im Parlament eingeleitet hatte, inzwischen aber voll Wut und Raserei die entgegengesetzte Anschauung vertrat, wurde, als er im Garten der Tuilerien unvorsichtig dem Hof das Wort redete, erkannt, von der Menge verfolgt, geschlagen, übel zugerichtet; bald waren seine Kleider in ihren Händen oder hingen ihm in blutigen Fetzen am Leibe. Er durcheilte mit letzter Kraft das Palais Royal und stürzte in die gegenüberliegende Schatzkammer. Man schloß die Türen. Die Menge heulte draußen, suchte den Eingang zu erzwingen. Duvals armer kleinen Frau (er hatte sich kürzlich verheiratet) gelang es, sich durch alle hindurchzudrängen; sie wollte mit ihm sterben. Man eilte, schleunigst den Bürgermeister von Paris zu holen. Pétion kam in der Tat, trat ein, gewahrte auf einem Lager ein bleiches, blutiges Gespenst. Es war Duval, der zu ihm sagte: „Und auch ich, Pétion, bin der Götze des Volkes gewesen . . .“ Er hatte noch nicht ausgesprochen, als, sei es infolge der übermäßigen Hitze, sei es aus Entsetzen und in nur zu richtigem Vorgefühl seines künftigen Geschickes, Pétion in Ohnmacht sank.

Ja, man hatte Grund, sich zu besinnen, am Vorabend des 10. August. Es war nicht nur die Gironde, die zögernde, es waren ausgezeichnete Bürger, wie Cambon, die nur sehr indirekt zur Gironde gehörten, die keineswegs ihre Neigungen teilten und nur

das Interesse Frankreichs im Sinn hatten. Am 4. August setzte Cambon durch, daß die Nation von ihrer Kommission der Zwölf einen Bericht einforderte: „um das Volk auf die wahren Grundsätze der Verfassung zurückzuführen." Diese Kommission machte sich sogleich an die Arbeit, und Vergniaud erschien in ihrem Namen noch in derselben Sitzung mit dem Antrag, die Aufstandserklärung der Sektion von Mauconseil für ungültig zu erklären, was sogleich ohne Diskussion beschlossen wurde.

Und doch, heute wissen wir es besser, Vergniaud und Cambon hatten unrecht. Nur der Aufstand, der schleunigste Aufstand konnte Frankreich noch retten. Es war nicht ein Tag zu verlieren. Das Königtum, immer noch in den Tuilerien, die den Adligen und Priestern aus dem ganzen Reiche als Versammlungsplatz dienten, das war der furchtbare Bundesgenosse der verbündeten Heere. Die Königin erwartete diese Armeen Tag und Nacht, rief sie herbei. Sie gestand ihren Damen ihre Wünsche und Hoffnungen. „Eines Nachts," erzählt Madame Campan, „als der Mond ihr Zimmer erhellte, betrachtete sie ihn und sagte nur, im nächsten Monat werde sie den Mond nicht mehr sehen, ohne ihrer Fesseln ledig zu sein. Sie gestand mir, daß alles gleichzeitig vor sich gehe, um ihr die Freiheit zu bringen. Sie verkündete mir, daß die Belagerung von Lille bevorstehe, daß man die Befürchtung hege, trotz des militärischen Kommandanten wolle die Zivilbehörde die Stadt nicht verteidigen. Sie besaß die Marschroute der Fürsten und der Preußen; an dem und dem Tage sollten sie in Verdun sein und an dem Tage an einem anderen Ort. Was würde es in Paris geben? Der König war kein Feigling, aber er hatte wenig Energie. „Ich würde gern zu Pferd steigen," sagte sie noch, „aber dadurch würde ich den König ängstigen . . ."

Alle Welt sah, daß an den Toren Frankreichs zwei disziplinierte Armeen standen, die durch ihre Vorgeschichte gefürchtet waren: die preußische, erfüllt von der Tradition Friedrichs des Großen; die österreichische und ungarische, berühmt durch ihre Erfolge im Türkenkrieg. Diese beiden Armeen hatten überdies die Besonderheit für sich, bereits zwei Revolutionen, die von Holland und Belgien, fast ohne Schwertstreich unterdrückt zu haben. Kein Politiker, kein Militär konnte an einen ernstlichen Widerstand seitens unserer desorganisierten Armeen, der hinter ihnen stehenden undisziplinierten Massen, unserer verdächtigen Generale und eines Hofes, der den Feind herbeirief, glauben. Nur ein Wunder konnte Frankreich retten, und das erwarteten nur wenige.

Frau Roland bekennt ohne Umschweife, daß sie wenig auf die

Verteidigung des Nordens rechnete, daß sie mit Barbaroux und Servan die Aussichten prüfte, die man hatte, im Süden die Freiheit zu retten, hier eine Republik zu gründen. „Wir nahmen Landkarten zur Hand," sagte sie, „und zogen die Grenzlinie." — „Wenn unsere Marseiller nicht gewinnen," sagte Barbaroux, „so ist das unsere Zuflucht."

So dachten nicht nur die Girondisten. Marat ersuchte am Vorabend des 10. August einen von ihnen, ihm nach Marseille zu verhelfen, und hielt sich bereit, in der Verkleidung eines Kohlenträgers davonzugehen.

Vergniaud versichert, Robespierre hätte denselben Gedanken gehabt, und es sei ebenfalls Marseille gewesen, wohin er sich zurückzuziehen gedachte. Obgleich man geneigt ist, die Behauptung eines Feindes über einen Feind anzuzweifeln, gestehe ich, daß das Zeugnis eines solchen loyalen Mannes voll Herz und Ehrgefühl mir viel Gewicht zu haben scheint.

Nur zwei Männer unter den einflußreichen scheinen sich dem Gedanken, Paris zu verlassen, ungerührt entgegengestellt zu haben, die beiden genialen Menschen Vergniaud und Danton. Dieser, der nach dem 10. August, als der Feind nahte, keine Miene verzog und sich darauf versteifte, Front zu machen, der würde gewiß nicht vor dem 10. August in einer ungleich geringeren Gefahr gewankt haben.

Hinsichtlich Vergniauds ist die Sache sicher. Er bekundete seine Ansicht in Anwesenheit von etwa zweihundert Abgeordneten. Entgegen der Anschauung der meisten seiner Freunde sagte er: „Paris sei es, wo man den Triumph der Freiheit durchsetzen oder mit ihr zugrunde gehen müsse; wenn die Nationalversammlung Paris verlasse, so dürfe sie nur wie Themistokles mit allen Bürgern ausziehen und nichts als Asche hinterlassen, nur vor dem Feinde weichend, um ihm sein Grab zu graben."

Vergniaud und Danton urteilten genau wie Richelieu, als die Königin Henriette ihn fragen ließ, ob sie sich nach Frankreich zurückziehen könne. Er schrieb an den Rand des Briefes: „Muß man der Königin von England erst sagen, daß wer den Platz verläßt, ihn verliert?" — Und Ludwig XI. sagte: „Wenn ich das Königreich verliere und mich und Paris rette, so rette ich mich mit der Krone auf dem Haupt."

Wie konnte man sich auf einen Widerstand in Paris einlassen? Die erste Bedingung war, seiner Herr zu sein. Nun, Paris besaß Paris nicht, solange Preußens Freund in den Tuilerien saß. Die Tuilerien waren es, bei denen der Krieg begonnen werden mußte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Der Vorabend und die Nacht des 10. August

Wie die Sache vom 10. August in der Geschichte verändert worden ist. — Man war auf den 10. August gefaßt. — Die Initiative zum 10. August wird von mehreren für sich in Anspruch genommen. — Die Nationalversammlung erklärt, es liege kein Grund vor, Lafayette anzuklagen (8. August). — Man erhofft nicht mehr, daß die Versammlung das Vaterland erretten könne (8. August). — Vorbereitungen zum Kampf (9. August). — Die Aussichten waren für den Hof sehr günstig. — Die Sturmglocke, die Nacht vom 10. August.

Ich kenne keine einzige Begebenheit aus alter oder neuer Zeit, die mehr entstellt worden ist als der 10. August, in ihren wesentlichen Umständen mehr verändert, mehr mit legendärem oder lügenhaftem Beiwerk beladen und verdunkelt worden wäre.

Die Schlacht vom 10. August scheint einer jener ehrlichen Kämpfe, bei denen beide Parteien lange vorher Sorge tragen, einander rechtzeitig zu warnen. Die Bevölkerung von Paris einerseits und der Hof anderseits trafen ihre Vorbereitungen in der allergrößten Öffentlichkeit.

Es gab keine Überraschungen. Man irrte sich vollkommen, wenn man den König unvermutet eingeschlossen glaubte. Bei den Meinungsverschiedenheiten in der Gemeinde, einem Bürgermeister wie Pétion, bei der völligen Verwirrung unter sämtlichen Gewalten, bei der Militärmacht, die der König in Händen hatte, stand es ihm mehr als je frei, zu entfliehen. Die Massen versammelten sich, wie man sehen wird, nur schwerfällig und spät und sehr langsam. Am 10. August, um sechs Uhr morgens, hätte es dem König noch völlig frei gestanden, zu gehen, ihm und den Seinen, indem sie sich mit einem Karree von Schweizern und Edelleuten umgaben. Nach zwei Meilen hätte er ein Pferd bestiegen und wäre in die Normandie entwichen, nach Gaillon, wo man ihn erwartete. Er zögerte, und die Königin dachte nicht an Flucht, da sie diesmal sicher war, die Revolution im Hofe der Tuilerien zu zermalmen.

Seit dem 3. August hatte das Faubourg Saint-Marceau, das elendeste unter den Faubourgs, das am meisten unter dieser Hungerpause ohne Krieg und Frieden zu leiden hatte, seinen Entschluß gefaßt; es schickte zur Sektion der Quinze-Vingts und ließ seine Brüder vom Faubourg Saint-Antoine auffordern, sich ihm in Waffen

anzuschließen. Diese erwiderten, sie würden kommen. — Erste Warnung.

Nächste am 4. August. Nachdem die Nationalversammlung die Aufstandserklärung der Sektion von Mauconseil verurteilt hatte, weigerte sich die Stadtverwaltung, den Beschluß zu veröffentlichen.

Dies sind öffentliche und gewiß keine unklaren Ereignisse. Gleichzeitig wollten zahlreiche Privatpersonen handeln, waren geschäftig, Verschwörungen anzuzetteln. Viele beanspruchen hier die große Initiative für sich, behaupten, den 10. August gemacht zu haben.

„Ich bin es," sagt Danton mehrfach. Gewiß, er trug dazu bei, aber viel weniger durch sein direktes Eingreifen als durch den Antrieb, den er schon lange vorher durch seinen Einfluß auf die Gemeinde, auf Manuel, auf Sergent und andere, vielleicht sogar auf Pétion gegeben oder erhöht hatte.

„Ich bin es," sagt Thuriot (am 17. Mai 1793), „der vor dem 10. August den Zeitpunkt angegeben, vorbereitet hat, an dem die Verschwörer vernichtet werden sollten."

„Ich bin es," sagt auch Carra, „der im Verein mit dem Aufstandsdirektorium am 4. August in ‚Cadran-Bleu' den Plan zum Aufstand verfaßte. Wir begaben uns von hier zu Antoine, Rue Saint-Honoré, gegenüber der Himmelfahrt, in das Haus, in dem Robespierre wohnt. Seine Wirtin war so erschrocken, daß sie kam und Antoine fragte, ob er Robespierre umbringen lassen wolle. Worauf Antoine entgegnete: Wenn einer umgebracht werden soll, so sind wir es; was Robespierre angeht, mag er sich verbergen!"

Barbaroux, der zwar zugibt, daß der 10. August die Folge einer direktionslosen, von vielen vorbereiteten Bewegung sei, gibt sich dennoch einen guten Anteil bei der Leitung der Sache. Auch er hat einen Plan zur Erhebung entworfen. Dieses bedeutsame Schriftstück, das alles aufgedeckt hätte — er bekennt, daß er es in der Tasche eines Sommeranzugs gelassen habe, und daß der Plan mitsamt dem Anzug für einige Tage zur Waschfrau wanderte.

Wie man gesehen hat, beeilte sich Robespierre nicht, zu handeln. Er hatte keineswegs zum Aufstand geraten, aber er überwachte ihn aus der Nähe, und ohne sich irgendwie hineinzumischen, wartete er auf seinen Vorteil. Er ließ Barbaroux durch einen zerlumpten Abbé (später einer der Richter von 1793) sagen, daß Panis ihn mit Sergent und Fréron im Rathause erwarte. Die beiden letzteren standen unter Dantons Einfluß. Panis aber war ein Mann Robespierres. Sie sagten Barbaroux, er müsse die Marseiller veranlassen, ihre zu weit entfernte Kaserne zu verlassen und sich bei den Cordeliers einzurichten. Hier, dicht am Pont-Neuf, konnten sie viel besser gegen

die Tuilerien losziehen, sich an die Spitze der Bewegung stellen, ihr Schwung, Kraft und Entschlossenheit geben, die den wenig geschulten Klassen der Faubourgs fehlten. Es war klar, daß dies für den Erfolg der Sache von Vorteil war. Nur das war zu bedenken: Danton herrschte bei den Cordeliers; würde er der eigentliche Antrieb, die wirkende Kraft werden? Das war für Robespierre zweifellos beunruhigend. Er trat aus seiner Reserve heraus und ließ Barbaroux und Rebecqui bitten, bei ihm vorzusprechen.

Robespierres Zimmer, von Frau Duplay geschmückt, war die reinste Kapelle, die an den Wänden, auf den Schränken, das Bildnis eines einzigen Gottes zeigte: Robespierre, immer Robespierre. Rechts an der Wand gemalt, hing er links als Gravüre. Im Hintergrund befand sich seine Büste, ihr gegenüber sein Basrelief. Außerdem gab es auf den Tischen, als Stiche, ein halbes Dutzend kleiner Robespierres. Nach welcher Seite er sich drehte, er konnte nicht umhin, sein eigenes Bild zu sehen. Man sprach von den Marseillern und von der Revolution. Robespierre rühmte sich, ihren Lauf beschleunigt und mehr als irgendeiner die Krisis herbeigeführt zu haben, bei der man jetzt angelangt war. Würde sie aber nicht stecken bleiben, diese Revolution, sofern man nicht einen sehr beliebten Mann zur Führung der Bewegung ernannte? . . . „Nein," sagte Rebecqui schroff, „keinen Diktator, ebensowenig wie einen König." Sie gingen bald, aber Panis, der sie hergebracht hatte, ließ nicht locker: „Sie haben die Sache falsch angepackt," sagte er. „Es handelte sich lediglich um eine Tagesgröße. Wollte man diese Idee befolgen, so ist keiner würdiger als Robespierre."

Alle Welt schloß aus alter Erfahrung, die Bewegung werde an einem Sonntag, am 5. oder 12. August, stattfinden. So begaben sich am Samstag, dem 4., zwei junge Marseiller zur Bürgermeisterei. Sie treffen auf den Büros Sergent und Panis. Diese jungen Männer waren von einer wundervollen Begeisterung, voll Mut, Ungeduld und Schmerz. Sie sahen den Tag des Kampfes kommen und hatten nichts in Händen, um an ihm teilzunehmen. Einer von ihnen rief: „Pulver! Patronen! Oder ich erschieße mich! . . ." Er führte eine Pistole an die Stirn.

Sergent, ein impulsiver Mensch, mit dem Herzen eines Künstlers, eines Franzosen, fühlte, daß hier vielleicht der wahre Aufschrei des Vaterlandes zum Ausdruck kam. Als Antwort begann er zu weinen; seine Ergriffenheit rührte Panis. Sie wagten ihren Kopf bei diesem Würfelspiel, unterzeichneten den Befehl (der ihr Todesurteil geworden wäre, wenn Frankreich nicht gesiegt hätte), den Befehl, an die Marseiller Patronen zu verteilen.

Der Hof schlummerte nicht. In der Nacht vom 4. zum 5. ließ er in aller Stille die treuen und gefürchteten Bataillone der Schweizer aus Courbevoie nach den Tuilerien kommen. Man hatte einige Kompanien nach Gaillon geschickt, wo der König eine Zuflucht suchen sollte.

Das Gerücht von diesem Fluchtplan erfüllte am Montag, dem 6., ganz Paris. Die Föderisten erklärten, sie wollten das Schloß umzingeln. Es waren ihrer nur fünf- bis sechstausend. Aber die Sektion der Quinze-Vingts [77]) erklärte, auch sie werde gegen die Tuilerien marschieren. Das einzige, was ihr dazu fehlte, war ihr üblicher Führer. Santerre hatte vom Kommandanten der Nationalgarde Stubenarrest bekommen, und so groß war sein Respekt vor der Disziplin, daß er den Arrest buchstäblich hielt — an diesem Tage, den man als den eigentlichen Kampftag ansah.

Was die Nationalversammlung wollte, war unmöglich zu erkennen. Am 6. nahm sie eine niederschmetternde Petition der Föderierten entgegen, durch die sie selbst bedroht wurde; sie ehrte die Petitionäre durch ihre Zulassung zur Sitzung. Am 8. erklärte sie, zur Anklage gegen Lafayette liege kein Grund vor. Der Bericht Jean Debrys, der heftige Kommentar, den Brissot hinzufügte, halfen zu nichts. Der unbedingt gesetzwidrige, dreiste Schritt des Generals gegenüber der Versammlung, dieser Präzedenzfall, der dem 18. Brumaire Gewalt antat, wurde freigesprochen. Vierhundertundsechs Stimmen gegen zweihundertvierundzwanzig fällten dieses Urteil. Was sie ein wenig entschuldigt, ist, daß vielleicht eine gewisse natürliche Versuchung zum Widerstand in den Abgeordneten erwachte bei den Schreien, den Drohungen, die man gegen sie ausstieß. Beim Hinausgehen wurden mehrere zu Boden geschlagen; einige kamen beinahe um; sie retteten sich in ein Korps der Garde und entkamen nur durch schnelle und heimliche Flucht der Rache des Volkes.

In der Sitzung vom 9. beklagten sie sich vergeblich. Die Behörden gaben zu, daß ihnen wenig Mittel zu Gebote standen, um die Übergriffe zu unterdrücken. Roederer, Prokurator des Departements, beschuldigte den Bürgermeister, daß er sich nicht zu einer Vereinbarung über die zu ergreifenden Maßregeln einfinde. Er verkündete, die Quinze-Vingts sprächen davon, die Sturmglocke zu läuten und das Volk zu einer Massenerhebung zu bringen, wenn man nicht die Absetzung des Königs bekanntgebe. Dann kam der Bürgermeister, um seinerseits von den Garden der Reserve zu reden, die er in den

[77]) Damit ist das Blindenhospital gemeint, das Aufnahme für 300 (15×20) Blinde gewährt.

Tuilerien aufzustellen gedenke, und gab gleichzeitig zu verstehen, daß man nicht zu viel darauf zählen dürfe, daß die ganze bewaffnete Macht am Beraten sei und daß sie, wie alle Bürger, geteilter Meinung sei.

Als ein feuillantischer Abgeordneter beantragte, die Föderierten sollten Paris verlassen, und man möge den Bürgermeister fragen, ob er die öffentliche Wohlfahrt zusichern könne, — sagte der Girondist Guadet: „Nein, fragen Sie das lieber den König." — Und der Jakobiner Choudieu fügte hinzu, die Versammlung selber sei es, an die man diese Frage stellen müsse. „Die Gefahren des Vaterlandes," sagte er, „liegen in Ihrer Schwäche, von der Sie gestern in der Angelegenheit Lafayette den beschämenden Beweis geliefert haben. Es gibt hier Männer, die zu feige sind, um eine Meinung zu haben. Alle, die gestern Angst vor einem General, einer Armee hatten, alle die werden niemals wagen, an den Herd der Verschwörungen zu rühren, die auf den Stufen des Thrones nisten. Senden Sie mich in die Abbaye (Gefängnis), wenn Sie wollen, aber erklären Sie rund heraus, daß Sie unfähig sind, das Vaterland zu retten."

Das war auch der eigentliche Gedanke von Paris. Die achtundvierzig Sektionen versammelten sich am Abend. Sie ernannten Kommissare, die den Generalrat der Gemeinde ersetzen sollten und verliehen ihnen unbegrenzte, absolute Gewalt zur Rettung der allgemeinen Sache. Der alte Rat tagte im Hôtel-de-Ville; die Mitglieder des neuen, von den Sektionen entsandt, traten in der Nacht hinzu, sowie sie ernannt worden waren, und nahmen bei Tag seine Stelle ein.

Der Hof konnte das nicht übersehen. Aber er glaubte sich sehr stark. Zunächst hatte er durch den Beschluß zugunsten Lafayettes in der Nationalversammlung die Majorität, vierhundert Stimmen gegen zweihundert. Er hatte nicht zu befürchten, einen Hieb durch die Gesetze zu erhalten. Die Erwartung der fremden Armeen und die ziemliche Gewißheit, daß Frankreich vernichtet werden würde, hatte den Eifer seiner Parteigänger erstaunlich angefeuert. Ein Zeitgenosse sagt, nie sei der Hof zahlreicher, nie strahlender vielleicht gewesen als in den Tagen, die dem 10. August unmittelbar voraufgingen. Die Schweizer und die Edelleute, von denen er umgeben war, gaben ihm die Gewißheit eines sehr zuverlässigen militärischen Kernes, denen der sehr royalistische Kommandant der Nationalgarde, Mandat, nach Belieben seine diensteifrigen Bataillone angliedern konnte. Rechtmäßig durfte er nur mit der Autorisation durch den Bürgermeister vorgehen. Man hat viel darüber gestritten, ob er sie gehabt hat oder nicht. Er hat selbst versichert, und es ist

sehr glaubhaft, daß er einige Tage vorher vom Bürgermeister halb und halb eine Befugnis erlangt hatte; da die Umstände dem Aufstand keineswegs günstig waren, hatte die Befugnis damals wenig Bedeutung. Am 10. August konnte diese abgelaufene Befugnis nichts mehr nützen. Mandat ergänzte sie durch ein Gesuch beim Departement von Paris.

Im Laufe des 9. August hatte man die Galerie des Louvre abgetragen, um den Zugang zum Schloß von dieser Seite zu unterbinden. Man hatte in aller Öffentlichkeit durch die Höfe massive Eichenbretter hereinschaffen lassen, um die Fenster zu versperren, abzublenden, mit Ausnahme derjenigen, die man zur Vernichtung des Feindes zu benutzen gedachte.

Von Mitternacht an läutete die Sturmglocke bei den Cordeliers, wo Danton und die Marseiller versammelt waren, dann läutete sie in ganz Paris. Die Wirkung war aber gering; die Faubourgs setzten sich nur langsam, schwerfällig in Bewegung; der Freitag ist kein günstiger Tag. Die Führer gebrauchten selber die bezeichnenden Worte: „die Sturmglocke hat keinen Widerhall“.

Pétion war unter einem Vorwand nach den Tuilerien beordert worden, und er wagte nicht, abzulehnen. Ein dem Volke so teures Haupt als Geisel zurückbehalten, raubte dem Aufstand ziemlich viel Aussichten.

Santerre, sagt man, fand alles das von schlechter Vorbedeutung und wollte nicht marschieren. Ohne den berühmten Brauer losziehen, das taten die Faubourgs nicht leicht. Auch ließ er fast eine Stunde auf sich warten. Er ließ die Avantgarde der Feuereifrigen voranmarschieren, die, wie man sehen wird, vernichtet wurden; dann ließ er auch noch die Marseiller ziehen, die eine Zeitlang allein standen und ebenfalls zugrunde gehen mußten.

Wären selbst diese Banden besser gewesen, so schienen dennoch die Anordnungen des Kommandanten General Mandat unfehlbar zu sein, so wenig sie auch befolgt wurden. Ein Korps am Hôtel-de-Ville, ein anderes am Pont-Neuf sollten die beiden Faubourgs vorüberlassen, sie dann von hinten angreifen, während die Schweizer sie von vorn beschossen. Hätten sich die Dinge so abgespielt, so wären die Faubourgs nicht allein besiegt, sondern aufgerieben worden.

Und selbst nach dem Abfall der beiden Korps wäre, wie manche annehmen, der Aufstand noch immer niedergeworfen worden, wenn der König nur in den Tuilerien geblieben wäre. Die Schweizer und die tapferen Edelleute seiner Umgebung hätten nicht aus Verzweiflung ihr Leben hingegeben, wie sie es taten. Der Widerstand wäre

furchtbar, lang und daher siegreich gewesen. Das Volk zählte wenig wirkliche Soldaten, und es hätte den Mut verloren.

Alle Welt stellte es sich so vor. Barbaroux und die anderen, die Führer der Marseiller, welche die Bewegungen leiteten und ihnen Appell beibrachten, konnten nicht persönlich dreinschlagen, hatten nicht den Ausweg, sich durch einen Flintenschuß töten zu lassen, waren aber nicht weniger zu sterben bereit. Barbaroux steckte Gift zu sich, um immer sein eigener Herr zu bleiben und nicht dem Hof in die Hände zu geraten, dem allem Anschein nach der Sieg zufallen würde.

Die Revolution hatte, richtig besehen, trotz der großen Zahl derer, die für sie kämpften, geringe Chancen. Die Militärgewalt war auf der anderen Seite. Was sie besaß, das war die moralische Kraft, den Zorn und die Entrüstung, die Begeisterung, den Glauben.

Welcher Art die Gedanken dieser großen Bevölkerung waren, ihre Erregung, die furchtbare Besorgnis bei den Frauen und in den Familien, als man die Sturmglocke läuten hörte, das wissen wir aus einem recht rührenden Zeugnis, dem Zeugnis der jungen Frau von Camille Desmoulins, der schönen, der unglückseligen Lucile [78]). Wir geben hier, ohne ein Wort daran zu ändern, die kindlichen Betrachtungen wieder:

„Am 8. August bin ich vom Lande zurückgekehrt; alle Geister waren schon in lebhaftester Gärung; ich hatte Marseiller zu Tisch, wir waren recht vergnügt. Nach dem Essen gingen wir zu Herrn Danton; die Mutter weinte; trauriger als sie konnte man nicht sein; ihr Kleiner sah stumpfsinnig aus. Danton war entschlossen; ich selbst lachte wie unsinnig. Sie fürchteten, die Sache würde nicht stattfinden; obgleich ich dessen nicht ganz sicher war, sagte ich zu ihnen, als ob ich es genau wüßte, daß sie doch stattfinden würde.

---

[78]) Eine kostbare Miniatur der Lucile befindet sich in der Sammlung des beklagenswerten Oberst Maurin. Lucile zeigt sich auf diesem Bild als eine hübsche Frau aus ziemlich niederem Stande (Lucile Duplessis-Laridon). Hübsch? ja, aber vor allem eigensinnig, ein kleiner Desmoulins in Weibsgestalt. Ihr reizendes kleines Gesicht, bewegt, wetterwendisch, launenhaft, hat einen Hauch vom „freien Frankreich". Das Genie ist darüber hingegangen, das fühlt man, die Liebe eines genialen Mannes. Sie liebte ihn so, daß sie mit ihm sterben wollte. — Und dennoch? Besaß er dieses opferfreudige Herz ganz und ohne Vorbehalt? — Wer kann es beweisen? Sie wurde von einem recht minderwertigen Manne glühend geliebt. Sie sieht verstört aus auf diesem Bilde, als trage ihr Leben an einer Wunde; die Gesichtsfarbe ist fahl und wenig schön. Arme Lucile. Ich fürchte, du hast zuviel an diesem Kelch getrunken, die Revolution ist in dir. Ich meine, dich hier in einen unlöslichen Knoten verstrickt zu sehen . . . Doch ach! wie wird dieser Knoten durch den Tod gewaltsam zerschnitten!

,Aber wie kann man so lachen?' fragte mich Frau Danton. ,Ach!' erwiderte ich, ,das bedeutet, daß ich heute abend viele Tränen vergießen werde.' — Es war schönes Wetter; wir bummelten ein wenig durch die Straßen; es waren ziemlich viel Leute auf den Beinen. Einige Sansculotten gingen vorbei und riefen: ,Es lebe die Nation!' Dann kamen Truppen zu Pferde; schließlich ungeheure Mengen Truppen. Die Angst packte mich. Ich sagte zu Frau Danton: ,Wir wollen heimgehen.' Sie lachte über meine Furcht; aber da ich davon redete, hatte sie auch Furcht. Ich sagte zu ihrer Mutter: ,Adieu, Sie werden bald die Sturmglocke läuten hören.' Als wir bei ihr ankamen, sah ich, daß sich jeder bewaffnete. Camille, mein lieber Camille, kam mit einem Gewehr. O Gott! Ich flüchtete in den Alkoven; ich legte den Kopf in beide Hände und begann zu weinen. Da ich mich indessen nicht so schwach zeigen und ganz laut zu Camille sagen wollte, ich möchte nicht, daß er sich in all das hineinmische, so paßte ich den Augenblick ab, wo ich ohne Ohrenzeugen mit ihm sprechen konnte, und sagte ihm alle meine Befürchtungen. Er beruhigte mich und versicherte mir, daß er nicht von Dantons Seite gehen werde. Ich habe inzwischen erfahren, daß er sich in Gefahr begeben hat. Fréron hatte ein zum Sterben bereites Aussehen. ,Ich bin lebensmüde,' sagte er, ,ich suche nur den Tod.' Bei jeder kommenden Patrouille glaubte ich, sie zum letztenmal zu sehen. Ich verkroch mich in den Salon, der ohne Licht war, um alle die Zurüstungen nicht wahrzunehmen. Unsere Patrioten zogen ab; ich setzte mich neben einem Bett nieder, gedrückt, vernichtet, und schlummerte bisweilen ein; wenn ich sprechen wollte, redete ich dummes Zeug. Danton kam, um sich schlafen zu legen; er schien nicht sehr eifrig zu sein und ging fast gar nicht hinaus. Mitternacht kam heran, mehrere Male suchte man ihn; endlich ging er zur Gemeinde. Die Sturmglocke der Cordeliers läutete, sie läutete lange. Allein, in Tränen gebadet, am Fenster kniend, das Gesicht ins Taschentuch vergraben, hörte ich den Klang dieser fatalen Glocke. Danton kam zurück. Mehrfach brachte man uns gute und schlechte Nachrichten; es schien mir, als hatten sie vor, nach den Tuilerien zu ziehen; schluchzend sagte ich es ihnen. Ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. Frau Robert fragte bei aller Welt nach ihrem Gatten. ,Wenn er umkommt,' sagte sie zu mir, ,werde ich ihn nicht überleben. Aber dieser Danton, dieser Sammelpunkt für alle! Wenn mein Mann umkommt, bin ich Weib genug, Danton zu erdolchen . . .' Camille kam um ein Uhr zurück; er schlief an meiner Schulter ein. Frau Danton schien sich auf den Tod ihres Gatten gefaßt zu machen.

Morgens begann das Geschützfeuer. Sie horcht, erblaßt, wankt und sinkt in Ohnmacht . . .

‚Was soll aus uns werden, mein armer Camille? Ich kann kaum mehr atmen . . . mein Gott! Wenn es wahr ist, daß du lebst, so rette doch Menschen, die deiner würdig sind . . . Wir wollen frei sein; o Gott! Wie teuer wird das bezahlt!‘ “

Achtundzwanzigstes Kapitel

Der 10. August

Der Gedanke des 10. August. — Die Sieger des 10. August. — Die Sektionen ernennen Kommissare und senden sie zum Hôtel-de-Ville. — Militärische Vorsichtsmaßregeln des Hofes, der Pétion in den Tuilerien zurückhält. — Pétion befreit. — Die neue Stadtverwaltung bereitet dem Aufstand seinen Weg. — Die Zustände im Schloß. — Die Adligen, die Schweizer, die Nationalgarde. — Der König versucht, eine Musterung abzuhalten. — Der König wird allgemein im Stich gelassen. — Der Magistrat nimmt den Kommandanten der Nationalgarde gefangen. — Mandat wird getötet. — Der König verläßt mit der Königin das Schloß. — Die Vorhut des Aufstandes erscheint in den Tuilerien; sie wird überrumpelt, umgebracht, vernichtet. — Hoffte der Hof, der Nationalversammlung einen Schlag zu versetzen? — Der Aufstand überfällt die Tuilerien. — Als der König keine Hoffnung mehr hat, gebietet er das Feuer einzustellen. — Die Schweizer wehren sich hartnäckig; ihr schöner Rückzug. — Die gesamte Nationalgarde erklärt sich für den Aufstand. — Ermordung der Schweizer. — Milde und Mäßigung bei mehreren der Sieger vom 10. August.

Die Nacht vom 10. August war sehr schön; der Mond leuchtete milde, und bis Mitternacht, sogar ein wenig darüber, war es friedlich. Um diese Zeit war noch fast niemand auf der Straße. Im Faubourg Saint-Antoine war es besonders ruhig. Die Bevölkerung schlief in Erwartung des Kampfes.

Und doch, am Abend lief das Gerücht um, daß eine von den Tuilerien ausgesandte Kolonne gegen das Hôtel-de-Ville marschiere. Man fürchtete eine Überrumpelung. Starke Patrouillen der Nationalgarde kamen und gingen im Faubourg.

Was für ein starker und beruhigender Gedanke mochte es sein, in dem das Volk schlummerte, und der so vielen Männern als Ruhekissen diente, deren letzte Nacht es doch war? Einer der Kämpfer, der noch lebt, hat es mir klar auseinandergesetzt: „Man wollte mit den Feinden ein Ende machen, man sprach weder von der Repu-

blik, noch vom Königtum, man sprach vom Ausland, vom österreichischen Ausschuß, der es zu uns hereinlassen wollte. Ein reicher Bäcker aus dem Marais, der mein Nachbar war, sagte mir mitten im lebhaftesten Feuer, im Hof der Tuilerien: ‚Es ist doch eine große Sünde, Christenmenschen so niederzuknallen; aber schließlich, desto weniger wird man Österreich die Tür öffnen!' "

Wiederholen wir es, der 10. August war eine große Tat Frankreichs. Es wäre zweifellos zugrunde gegangen, wenn es die Tuilerien nicht genommen hätte.

Die Einnahme der Tuilerien war sehr schwierig. Sie wurde keineswegs, wie es später hieß, von einem Volkshaufen ausgeführt, sondern tatsächlich vom Volke, ich will damit sagen, von einer Menge aus Leuten jeden Standes; Militär und Zivil, Arbeiter und Bürger, Pariser und Provinzler. Mehrere Pariser Viertel schickten ausnahmslos, was sie an wehrfähigen Männern hatten; in der Sektion der Franziskaner zum Beispiel stellten sich von tausend Männern, die eingeschrieben waren, sechshundert, ein stattlicher Prozentsatz, da man sehr wohl wußte, daß es sich nicht um eine Parade, sondern um eine ernste Unternehmung handelte. Die Pikenträger bildeten so ziemlich die ersten Banden, die frühzeitig vor dem Schloß erschienen; die wirkliche Armee des Aufstands aber, die es eroberte, hatte verhältnismäßig wenig Piken: sie war überwiegend mit Gewehren ausgestattet. Die Hauptmacht, die sich zwischen sieben und acht Uhr versammelte, und sich von der Bastille bis zum Grèveplatz staffelförmig aufstellte, zählte neunzig bis hundert Kompanien, deren jede hundert regulär bewaffnete Männer zählte; das waren etwa acht- bis zehntausend Nationalgarden. Zwei- bis dreitausend Pikenträger waren den Bataillonen der zehntausend Bajonette eingereiht. Das haben uns die noch lebenden Zeugen und Teilnehmer des 10. August versichert. Was die Vorhut anlangt, die der ersten Gefahr standhielt, den Zutritt ins Schloß erzwang und schließlich das gefährliche Beginnen durchführte, so bestand sie, wie man weiß, aus fünfhundert Marseiller Föderierten, die mit Bedacht aus alten Militärs ausgewählt waren, und aus dreihundert bretonischen Föderierten, voller Tapferkeit und Ehrgefühl, von denen viele gedient hatten. Und, was man nirgends erwähnt hat, diese Braven sollten von anderen, noch viel begeisterteren Tapferen unterstützt werden, von der Masse der französischen Garden, die unter Lafayette zur besoldeten Nationalgarde geworden und kürzlich ebenso undankbar wie unklug entlassen worden waren. Wir kommen noch darauf zurück.

Alles das wurde von einer einzigen Welle der Entrüstung und

Vaterlandsliebe emporgehoben. Es gab keine Vorbereitungen, keinen Anführer, was man auch derartiges gesagt haben mag[79]).

Nicht nur, daß kein einzelner damals Einfluß genug besaß, um das Volk mitzureißen, selbst die Klubs taten sehr wenig. Sie waren im Monat August weniger besucht als während des ganzen anderen Jahres. Man war auch ihrer ewigen Redereien müde; man fühlte, daß Taten nötig waren. Ihre größten Redner sprachen ins Leere.

Was den Aufstand beschleunigte und ihn an einem so ungewöhnlichen Tag, einem Freitag, ausbrechen ließ, war, daß die Marseiller, ohne Hilfsquellen in Paris, losschlagen oder fortgehen wollten. Die Sturmglocke scheint zuerst dort geläutet worden zu sein, wo sie einquartiert waren, bei den Cordeliers. Das Faubourg Saint-Antoine antwortete und dann die ganze Stadt. Die Sektionen waren, wie man gesehen hat, einig; siebenundvierzig von achtundvierzig hatten für die Absetzung des Königs gestimmt. Am 9. August, vor Mitternacht, hatten sie die entscheidende Maßnahme getroffen, daß jede von ihnen drei Kommissare ernannte, um sich mit der Gemeindeverwaltung zu vereinigen, das Vaterland zu retten. Das war die allgemeine und unbestimmte Vollmacht, die sie erhielten. Diese Kommissare waren in der Mehrzahl unbedeutende, unbekannte Männer. Weder Marat noch Robespierre wurden ernannt, noch sonst einer der großen Wortführer. Was Danton betraf, so war er bereits ebenso wie Marat im alten Gemeinderat. Die Kommissare begaben sich einer nach dem anderen zum Hôtel-de-Ville, ohne Waffen; man ließ sie ein. Sie fanden hier den alten „Conseil de la Commune" in Permanenz, aber sehr gering an Zahl. Unterm Hôtel-de-Ville, bei der Arcade Saint-Jean, dem Hauptausgang der Rue Saint-Antoine, die auf den Grèveplatz mündet, hatte der kommandierende General der Nationalgarde, Mandat, eifriger Fayettist und konstitutioneller Royalist, eine ansehnliche Macht aufgestellt. Diese bürgte ihm für das Hôtel-de-Ville und bewachte den Zugang; ihre

---

[79]) Es muß wiederholt werden: es gab keinen Anstifter des 10. August, keinen anderen, als den allgemeinen Zorn, die Empörung, über ein allzu langes Elend, darüber, daß das Ausland heranrückte und daß Frankreich verraten war. Kein Mann, weder Danton, noch Santerre, noch sonst einer, hatte damals so viel Einfluß, um eine solche Bewegung herbeizuführen. Es gab keinen General der Erhebung. Die einzigen, die den Preußen Westermann an der Spitze der Kolonne gesehen haben wollen, das sind solche, die gar nicht dabei waren. Es war nichts vorbereitet. Abgesehen von den fünfhundert föderierten Marseillern, die sich Patronen geben ließen, hatten die Belagerer fast keine Munition; sie alle waren zuerst auf die angewiesen, die sie im Carrousel bei den Leichen der Schweizer fanden. Einige der Nationalgarden hatten glücklicherweise noch die Patronen verwahrt, die Lafayette vor einem Jahr auf dem Marsfeld verteilen ließ, am 17. Juli 1791.

Instruktion war, falls das Faubourg heranmarschierte, es durchzulassen und von hinten zu fassen. Mandat hatte überdies am Pont-Neuf Artillerie aufgestellt, so daß das Faubourg, falls es bis hierhin vordrang, niedergemacht wurde und seine Vereinigung mit den Cordeliers und dem Faubourg Saint-Marceau nicht durchführen konnte.

Alles das war nicht sehr ermutigend für die ins Hôtel-de-Ville gesandten Kommissare der Sektionen. Wie sollten sie die Stelle des alten royalistischen Magistrats einnehmen und sich zur herrschenden Autorität von Paris konstituieren? Das war die ganze Frage. Die Sturmglocke läutete von allen Seiten, ohne großen Erfolg. Die Armee des Hofes war seit langem aufgestellt, das Gewehr im Arm; die Armee des Aufstands lag im Bett; nur fünfzehnhundert Leute hatten sich um die Quinze-Vingts versammelt. Nur wenn man in die langen, tiefen Gassen spähte, die auf die Straßen des Faubourg Saint-Antoine münden, so sah man, wie die Lichter sich bewegten, wie Männer kamen und gingen. Die Eifrigsten standen in der Haustür, völlig bereit, bewaffnet und erwarteten die anderen. Viele waren träge; sie hörten wohl das Läuten, aber es war nicht üblich, den Aufstand in der Nacht zu beginnen; dafür gab es feststehende Traditionen.

Diese Verzögerung war beängstigend. Manche der im Hôtel-de-Ville versammelten Sektionskommissare bedauerten, daß man Sturm geläutet hatte. Der alte Gemeinderat war ganz oder beinahe auseinandergegangen. Um aber den neuen aufzustellen, fühlten sich die Kommissare nicht genügend gestützt. Was ihre Verwirrung erhöhte, war, daß der Hof gerade ein wichtiges Pfand in Händen hatte, den volkstümlichen Bürgermeister von Paris, Pétion. Er hatte auch Roederer, den Oberstaatsanwalt des Departements. Er konnte, wenn nötig, die beiden höchsten Autoritäten der Stadt reden lassen, das Departement und die Bürgermeisterei. Pétion, gegen elf Uhr ins Schloß beordert, hatte es nicht gewagt, sich zu weigern. Sein Benehmen war zuerst, in den voraufgegangenen Tagen, sehr seltsam gewesen. Am 4. hatte er, wie man weiß, dem Königtum den Krieg erklärt. Am 8. schien er sich noch immer für dieses Königtum zu interessieren; er hatte das Departement benachrichtigt, daß er für die Sicherheit des Schlosses nicht einstehen könne. Am 9. hatte er verlangt, am Carrousel solle ein Heer aufgestellt werden, um die Tuilerien zu schützen. Hätte dieses Heer von Nationalgarden, das den Platz einnahm, ihn auch verteidigt? Oder ganz im Gegenteil seine Verteidigung unmöglich gemacht? Das kann man nicht genau sagen. Das Schloß hätte aus den Fen-

stern nur auf seine Verteidiger schießen können. Am 9. noch — sei es, um den Hof einzulullen, sei es aus Unbedachtsamkeit, aus Überzeugung, daß die Bewegung nicht stattfinden werde — verlangte Pétion vom Departement die Summe von zwanzigtausend Franken, um die Marseiller heimzuschicken, die sich in ihrer Entmutigung von Paris fortbegeben wollten.

Pétion ging also wohl oder übel in die Löwenhöhle. Noch nie hatte das Schloß einen so düsteren Eindruck gemacht. Abgesehen von den Truppenmassen aller Waffengattungen, der ansehnlichen Artillerie, die den Hof füllte, mußte er an einem Spalier französischer oder Schweizer Offiziere vorbei, die ihn mit wenig freundschaftlichen Blicken maßen. Selbst die Haltung der Nationalgarden war nicht vertrauenerweckender; diejenigen, die sich hier befanden, waren ausschließlich die eifrigen Royalisten aus den durch ihre royalistischen Gesinnung bekannten Bataillonen der Filles-Saint-Thomas, der Petits-Pères und der Butte-des-Moulins. Man nannte den Bürgermeister von Paris recht laut einen Verräter und einen Judas. Er zeigte sein gewöhnliches Phlegma. Er gelangte unangefochten bis zu den Gemächern des Königs, die voller Menschen und dunkel waren; hier hatte Ludwig XVI. am Abend des 21. Juni so harte Worte gebraucht; hätte sich das gleiche Gespräch in der Nacht vom 10. August wiederholt, so wäre es Pétions Todesurteil gewesen. Es waren viele Edelleute hier, mit bleichen Gesichtern, die schon beim Anblick des Bürgermeisters von Paris von nervösem Zittern befallen wurden. Mandat, der Kommandant der Kommandant der Nationalgarde, unterzog Pétion folgendem Verhör, ohne weiter zu überlegen, ob er ihn dadurch nicht der Gefahr aussetzte, erdolcht zu werden: „Warum haben die Polizeibeamten der Stadt an die Marseiller Patronen verteilt? Warum hatte er, Mandat, für jeden Mann seiner Nationalgarde nur drei Patronen erhalten?" — Der Hof, der gegen die Nationalgarde voller Mißtrauen war, hatte nicht darauf bestanden, daß sie besser mit Munition versorgt wurde. Als Entschädigung konnte jeder seiner Schweizer vierzig Schuß abgeben.

Pétion verwunderte sich nicht, sondern entgegnete mit der ihm eigenen Gemütsruhe: „Sie haben Pulver gefordert; aber Sie waren vorschriftsmäßig nicht berechtigt, es zu erhalten." Die Antwort war nicht sehr glücklich; der Bürgermeister selbst, Pétion, hätte die Sache durch den Gemeinderat entscheiden lassen, dem Kommandanten Vollmacht geben müssen; wenn dieser hier nicht berechtigt war, so kam es, weil der Bürgermeister ihm die Berechtigung nicht erteilt hatte.

Die Unterredung nahm eine peinliche Wendung; alle Welt war erregt, nur vielleicht der König nicht, der soeben von seinem Beichtiger kam, sein Gewissen ins Reine gebracht hatte und sich nicht allzu sehr darüber beunruhigte, was kommen könnte. Pétion fühlte sich nicht wohl. Der Raum war klein, die Menge sehr zusammengedrängt, die Luft verbraucht. „Es ist erstickend hier," sagte er, „ich gehe hinunter, um Luft zu schöpfen." Ohne daß jemand ihn daran zu hindern wagte, ging er in den Garten hinunter.

Sein Spaziergang war lang, viel länger, als er beabsichtigt hatte. Der Garten war sehr sorgfältig geschlossen. Pétion wurde nicht festgehalten, aber man folgte ihm und blieb ihm auf den Fersen. Die royalistischen Nationalgarden, die kamen und gingen, ersparten ihm weder Kränkungen noch Drohungen. Er nahm einen Augenblick den Arm Roederers, des Oberstaatsanwalts. Für kurze Zeit ließ er sich auf der Terrasse nieder, die am Palais entlangführt. Der Mond beschien den Garten; diese Terrasse aber, die im Schatten der Gebäude lag, war von einer Reihe Lämpchen beleuchtet worden. Die Grenadiere der Filles-Saint-Thomas warfen sie um, löschten sie aus. Einige sagten: „Wir haben ihn; sein Kopf bürgt für alles." Andere, die jünger oder vom Wein und der Gefahr erhitzt waren, hatten wohl keinen rechten Begriff, was es bedeutete, ein so kostbares Haupt zu bedrohen. Alle Augenblicke kam der Justizminister und sagte zu ihm: „Begeben Sie sich hinauf, Herr; gehen Sie nicht fort, ohne mit dem König gesprochen zu haben; der König will durchaus mit Ihnen reden." Worauf er gleichgültig erwiderte: „Es ist gut;" und so gewann er Zeit.

Man konnte im Hôtel-de-Ville nichts tun, bevor man nicht Pétion zurück hatte. Man verfiel darauf, die Nationalversammlung zu ersuchen, daß sie ihn zurückfordere. Beim Sturmläuten hatten sich ein paar Abgeordnete versammelt, allerdings nur in geringer Zahl; das hielt sie nicht ab, als Nationalversammlung den Beschluß zu fassen, daß der Bürgermeister an der Barre zu erscheinen habe. Pétion, im Namen des Königs zum Bleiben, im Namen der Versammlung zum Gehen ersucht, entschied sich herzlich gern für die Versammlung, durchschritt den Saal und kehrte zu Fuß nach Hause zurück. Sein Wagen jedoch blieb, wie um ihn zu repräsentieren, im Hof der Tuilerien; bis vier Uhr hatte man im Schloß die Einfalt, zu glauben, er werde in jedem Augenblick wiederkehren und sich in die Hände seiner Feinde zurückbegeben.

Pétions Freunde begrüßten ihn erfreut, sperrten ihn aber ein, schlossen die Türen hinter ihm ab, da sie mit Recht urteilten, daß in diesem Augenblick des Handelns der Volksgötze zu nichts anderem

gut sei. Da sie ihn nun sicher wußten, hatten sie Handelsfreiheit. Die Kommissare der Sektionen setzten sich im Namen des Volkes an die Stelle der bisherigen Kommune, beließen den Gemeindeprokurator Manuel und seinen Stellvertreter auf ihren Posten und ließen von ersterem den Befehl erteilen, die Artillerie vom Pont-Neuf zu entfernen, die der Kommandant der Nationalgarde hier aufgestellt hatte. Sie brachten so die Verbindung zwischen den beiden Ufern wieder zustande und öffneten dem Faubourg Saint-Marceau, den Cordeliers, den Marseillern den Zugang.

Das war in Wirklichkeit die entscheidende Tat für den Aufstand. Danton, der bis dahin im Hôtel-de-Ville gewesen war, kehrte nach Hause zurück, beruhigte seine Frau[80]). Die Entscheidung war gefallen, der Würfel ausgespielt. Der Rest war Sache des Schicksals.

Das Innere des Schlosses bot jetzt ein tragi-komisches Schauspiel. Nichts als Unentschlossenheit, Schwäche, Unkenntnis. Die einzige Volksautorität im Schloß war Roederer, Oberstaatsanwalt des Departements. Einer der Minister sagte zu ihm: „Gestattet uns denn die Verfassung nicht, das Kriegsrecht zu proklamieren?“ Der Syndikus holte die Verfassung aus der Tasche und suchte vergeblich nach dem Artikel. Wenn man es aber proklamiert hätte, dieses Recht, wer hätte es ausgeübt?

Als man erfuhr, daß Manuel Befehl gegeben hatte, den Pont-Neuf freizugeben, das heißt, dem Aufstand den Weg zu sichern, wollten weder die Minister noch Roederer es auf sich nehmen, den Gegenbefehl zu erteilen. Roederer sagte, er könne nichts tun ehe er nicht wisse, ob Manuel etwa die Ermächtigung der Gemeindebehörde gehabt habe; um darüber zu beraten, müsse man alle Departementsmitglieder in die Tuilerien kommen lassen (eine schwierige Sache um diese Zeit). Das Departement sandte nur zwei seiner Mitglieder; Roederer wollte sie alle. Dazu bedurfte es des königlichen Befehls. Der König sagte, verfassungsgemäß könne er nur durch einen Minister Anordnungen geben. Der Minister war nicht da; man vertagte die Sache, bis er zurückgekommen sein würde.

---

[80]) Welchen Teil hatte Danton an dieser ersten Tat des Aufstands? Man weiß es nicht; er hatte an jenem Tag nicht den Vorsitz im Klub der Cordeliers. Seine Feinde haben behauptet, der große Agitator habe noch am Vorabend fünfzigtausend Franken vom Hofe bekommen, den er so in Vertrauen gewiegt hatte, daß Madame Elisabeth sagte: „Wir fürchten nichts, wir haben Danton.“ — Die Sache ist nicht unmöglich; immerhin hat man nie den geringsten Beweis dafür erbracht. Es gibt keinen der revolutionär gesinnten Männer, von dem man nicht ähnliches gesagt hat.

Es war gegen vier Uhr. Im Hof hörte man Wagengerassel; man öffnete einen Schalter; es war der Wagen des Bürgermeisters, der, weiteren Wartens überdrüssig, leer davonfuhr. Der Tag begann zu grauen. Madame Elisabeth trat ans Fenster und sagte zur Königin: „Komm, liebe Schwester, sieh das Morgenrot.“ Die Königin trat herzu; der Tag erglänzte schon, aber der Himmel war rot wie Blut.

Betrachten wir, da es Tag ist, die Dinge hier am Platz, berechnen wir die Kräfte. Sie waren noch immer beträchtlich, wenn auch — es ist wahr — geringer als um Mitternacht; ein Teil der Nationalgarden war fortgegangen.

Die Seele der Garnison waren eintausenddreihundertdreißig Schweizer, ausgezeichnete, tapfere und disziplinierte Soldaten, gehorsam bis in den Tod. Das ist die Zahl, die der Schweizer Kommandant Pfyffer in seinem Buch angibt. Man muß aber eine ansehnliche Zahl entlassener konstitutioneller Garden hinzurechnen, die den roten Rock der Schweizer angelegt hatten und in dieser Verkleidung kamen, um mitzukämpfen. Nach der Schlacht waren ihre Leichen unschwer herauszufinden durch die feine Wäsche, die vornehme Haartracht. Die richtigen Schweizer trugen das Haar ganz einfach rund geschnitten; sie hatten grobe Hemden. Diese falschen Schweizer mitten in den Reihen der echten setzten diese zweifellos in Erstaunen, und es verfehlte nicht, sie zu beunruhigen. Sie mußten nun deutlicher sehen, daß es sich um einen Bürgerkrieg handelte, um einen Streit zwischen Franzosen, in den die Fremden sich nur mit Vorsicht einmischen konnten. Der alte Schweizer Hauptmann Affry hielt sich tatsächlich zurück und wollte nicht schießen. Die anderen versprachen nur das zu tun, was die Nationalgarde tun würde, nicht mehr und nicht weniger.

Diese trug sich mit mehr Grund mit demselben Gedanken. Obgleich sie alle den drei royalistischen Bataillonen entnommen und noch dazu sorgfältig ausgewählt waren, obgleich kein Nationalgardist dem Todesruf dieser Stunde gefolgt wäre, wenn er nicht entschieden für den König war, sahen diese bürgerlichen Verteidiger des Schlosses nicht ohne Eifersucht auf die vornehmen Kavaliere, die man herbeigerufen hatte, um die Gefahr zu teilen, und denen der Hof unzweifelhaft den ganzen Ruhm der Verteidigung zukommen lassen würde. Diese Edelleute waren im allgemeinen dieselben „Ritter vom Dolch“, die von der Nationalgarde unter Lafayettes Herrschaft, im April 1790 aus dem Schloß vertrieben worden waren. Sie stellten sich darum nicht weniger der Gefahr und kamen am 10. August 1792 zur Verteidigung des Königs herbei: Eine tatsächliche Gefahr, in mehr als einem Sinne. Sie mußten, um zum Hof

zu gelangen, im schlichten schwarzen Anzug, ohne sichtbare Waffen, nur mit Dolchen oder Pistolen versehen, mitten durch eine sehr feindselige Menge. Und hier fanden sie die Böswilligkeit, die selbstverständliche Eifersucht der Nationalgarden. Man hatte Grund, zu zaudern; aber es waren ihnen persönliche Eintrittskarten ins Haus geschickt worden. Sechshundert folgten dem Ruf, zu denen noch die achtbare Dienerschaft der königlichen Schlösser kam, alte Bediente, die am Tage der Gefahr nicht fehlten. Das Ganze bildete einen sehr ernsthaften Hofstaat, ohne Etiquette, aber wahrhaft imposant und militärisch. Diese Leute in Schwarz, alles Offiziere oder Ritter des Heiligen Ludwig, waren in Zivilkleidung, und — welch seltsamer Widerspruch! — die Kaufleute, die Angestellten, die Lieferanten waren es, die als Nationalgarden im Soldatenanzug steckten. Beim Anblick dieser bürgerlichen Gestalten hielten die Herren vom Degen es nicht für unangebracht, sie ein wenig aufzumuntern. Sie klopften ihnen auf die Schulter: „Nun, ihr Herren von der Nationalgarde, jetzt ist der Augenblick da, Mut zu zeigen." — „Mut? Seien Sie beruhigt," erwiderte ein Hauptmann der Nationalgarde, „den werden wir zeigen, das können Sie uns glauben, aber nicht an Ihrer Seite."

In der Tat, man bewies der Nationalgarde kein großes Vertrauen. Die innersten Gemächer, die Vertrauensposten, waren von den Adligen besetzt. Von den Schweizern besaß jeder fünfzig Patronen, von den Nationalgarden jeder drei. Besonders der Artillerie der Nationalgarde brachte man ein übertriebenes Mißtrauen entgegen, und wie das so geht, folgte daraus, daß sie es mehr und mehr rechtfertigte. Hinter die Kanoniere eines jeden Geschützes stellte man Rotten von Schweizern oder Grenadieren der Filles-Saint-Thomas, die sie mit gezogenem Säbel überwachten und sich bereithielten, über sie herzufallen. Diese Kanoniere sahen sich überdies genau unter die Balkons gestellt, von wo das Feuer auf sie niederregnen mußte. Mehrere Male versuchten sie, die Batterie fortzurücken; ebenso oft beorderte der Stab sie auf den Platz zurück, wo er sie stets nach Wohlgefallen zerschmettern konnte.

Wer kommandierte im Schloß? Die Nationalgarden kannten keinen anderen Befehlshaber als Mandat. Der Gemeinderat ließ ihn rufen. Sein Instinkt riet ihm, nicht hinzugehen. Beim zweiten Ersuchen war er unschlüssig, befragte seine Umgebung. Die Minister warnten ihn, zu gehorchen. Der Konstitutionelle Roederer erklärte ihm, daß nach dem Gesetz der Kommandant der Nationalgarde der Munizipalbehörde unterstellt sei. Da widerstrebte er nicht mehr. Es war ihm klar, daß er tatsächlich die Affäre mit den Kanonen am Pont-Neuf aufklären und sich auch unbedingt über den Posten ver-

gewissern mußte, den er am Grèveplatz aufgestellt hatte, um das Faubourg bei seinem Durchzug niederzumachen. So überredete er sich also selbst, erstickte seine Vorahnungen, raffte sich auf und ging.

Sein Fortgang erschütterte die Verteidigung des Schlosses. Er übergab den Oberbefehl an einen sehr wenig zuverlässigen Offizier. Die Königin, die auch ihre Vorahnungen hatte, nahm Roederer beiseite und fragte ihn, was nach seiner Ansicht zu geschehen habe.

Und gerade zu der Zeit hatten die Ratgeber der Königin ohne Wissen der Minister eine höchst unkluge Tat begangen. Sie verfielen darauf, dieser Nationalgarde, die schwankend und mißvergnügt war, die sich fragte, wofür sie sich schlagen solle und ob es nicht eine Tollheit sei, mit den Edelleuten auf die Nationalgarde zu schießen, ihr das vorzuführen, was sie unbedingt überzeugen mußte, daß sie recht hatte, zu zögern. Um alle Welt in der Überzeugung zu bestärken, daß das Königtum unmöglich sei, brauchte es nur eines, brauchte man nur den König zu zeigen.

Dieser arme, schwerfällige und träge Mann hatte nicht einmal in dieser Todesnacht der Monarchie bis zum Schluß wach bleiben können; er hatte eine Stunde geschlafen und sich soeben erhoben. Man sah es an seiner auf einer Seite zerdrückten und zerzausten Perücke. Daran war so recht die Gefahr dieser nichtswürdigen Moden zur Revolutionszeit zu erkennen. Wer war denn in solchen Krisen sicher, den frisierenden Kammerdiener sofort zur Stelle zu haben? . . . So also sah er aus, und so ließen die ungeschickten Leute ihn hinuntergehen, zeigten ihn, führten ihn herum. Als Gipfel aller bösen Vorzeichen war er in violetter Kleidung; diese Farbe ist die Trauer der Könige; hier war es die Trauer des Königtums. Immerhin, auch darin lag schließlich etwas, das rühren konnte. Aber man beging auch noch die Taktlosigkeit, eine tragische Szene vollkommen lächerlich zu machen. Zu Füßen dieses zerzausten Königs wirft sich der alte Marschall von Mailly auf die Knie, zieht den Degen und schwört im Namen der Edelleute, von denen er umringt ist, für den Enkel Heinrichs IV. zu siegen oder zu sterben. Die Wirkung war grotesk. Der dicke und blasse König, dessen trüber Blick keinem ins Auge sah, erschien inmitten dieser Adligen als das, was er wirklich war: Der Schatten und die Erbärmlichkeit der Vergangenheit.

Alles, was hier an Nationalgarden und Männern vorhanden war, wandte sich von diesem Nichts unwillig ab und der lebendigen Wirklichkeit zu mit dem Ruf: „Es lebe die Nation!"

Die Nation wollte sich entschieden nicht selbst vernichten; eine solche ruchlose Schlächterei war unmöglich. Dem Ansuchen der

Gemeindebeamten hatten die Nationalgarden entgegnet: „Können wir auf unsere Brüder schießen?“ Der Anblick des Königs und der Adligen gab ihnen die Entschließung; fast alle gingen davon. Die Kanoniere wollten nicht nur selber gehen, sondern auch ihre Kanonen mitnehmen. Da sie das unter dem drohenden Feuer der Balkons nicht konnten, machten sie die Geschütze wenigstens unbrauchbar, indem sie mit Gewalt eine Kugel hineintrieben, ohne Pulverladung; um sie herauszuziehen, hätte es langer und umständlicher Maßnahmen bedurft, die im Augenblick, da der Kampf beginnen sollte, unmöglich waren.

Der König begab sich atemlos wieder nach oben; erhitzt von der anstrengenden Bewegung, betrat er das Schlafzimmer und ruhte sich aus. Die Königin weinte, ohne ein Wort zu sagen; sie erholte sich aber sehr rasch, erschien wieder mit dem Dauphin, mutig und mit ungezwungener Miene, die Augen trocken, doch bis zur Mitte der Wange gerötet.

Die Hofleute waren hauptsächlich im Billardsaal versammelt, viele standen auf den Polsterbänken, um die Vorgänge besser sehen zu können. Herr d'Hervilly sagte mit gezogenem Degen und sehr lauter Stimme: „Türhüter, man öffne die Tore für den Adel Frankreichs.“ Die Wirkung, die dieser Theatercoup erwarten ließ, war nur sehr mittelmäßig. Zweihundert Menschen betraten den Saal, andere stellten sich reihenweise in den davorliegenden Räumen auf. Ein guter Teil dieses Adels bestand aus Bürgern. Viele darunter waren nur lächerlich bewaffnet und scherzten selbst darüber. Ein Page und ein Junker des Königs zum Beispiel hatten statt der Muskete eine Feuerzange geschultert, die sie in ihre zwei Hälften zerlegt hatten. Die Mehrzahl jedoch trug weniger harmlose Waffen, Dolche und Pistolen, Jagdmesser. Einige hatten Donnerbüchsen.

Sie marschierten in den Gemächern auf. Was an Nationalgarden zur Verteidigung des Schlosses zurückgeblieben war, glaubte, daß dieses Manöver des so plötzlich aufgerufenen Adels vor allem gegen sie gerichtet sei. Der Kommandant der Nationalgarden war um den Befehl angegangen worden und hatte keinen erhalten. Man hatte den Umstand seiner Abwesenheit benutzt, um seine Truppe auseinanderzureißen, indem man zwanzig Mann auf einen anderen Posten stellte. Die Nationalgarde, die sich so offensichtlich in Verdacht sah, drängte sich nicht mehr zur Verteidigung derer, die von ihr nicht verteidigt sein wollten; es gelang ihr, sich davonzumachen, bis auf eine verschwindend geringe Zahl. Zu diesen gehörte Weber, der Milchbruder der Königin; überwältigt von Schmerz und Sorge um sie, kehrte er um, betrat die Gemächer, fand sie in Tränen: „Aber, Weber, was



Die Tuilerien beim Ausbruch der Revolution.

Nach einem gleichzeitigen Stich von Rigaud.

Der Gebäudekomplex zwischen den beiden Eckpavillons ist seit 1883 abgetragen. (Vgl. Anmerkung Seite 473.)

tun Sie?“ sagte sie; „Sie können hier nicht bleiben . . . Sie sind der einzige Nationalgardist hier.“

Die Tuilerien waren noch viel mehr im Stich gelassen, als die Königin ahnte. Das Schloß war schon vereinsamt, lag wie eine Insel in Paris. Die ganze Stadt verhielt sich entweder feindlich oder von einer nichts weniger als sympathischen Neutralität. Die Revolution vollendete sich im Hôtel-de-Ville; das erste Blut war vergossen, das Blut Mandats, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde.

Als Mandat am Grèveplatz ankam, fand er alles verwandelt. Eine gewaltige Menge füllte das Hôtel-de-Ville und den ganzen Platz. Der Posten, den er bei der Arkade Saint-Jean aufgestellt hatte, war vertrieben worden. Vorwärtsgehen war gefährlich, Umkehren unmöglich. Er folgte seinem Verhängnis, ging hinauf und sah sich dem neuen Gemeinderat gegenüber, dem Aufstand gegenüber, dessen Unterdrückung er zugesichert hatte. Er war denen in die Falle geraten, denen er seine Fallen gelegt hatte, wurde zur Rede gestellt, aus welchem Grunde er die Schloßwache verdoppelt habe; er berief sich auf einen Befehl des Maire (ein veralteter Befehl, der mit dem 10. August keinerlei Zusammenhang hatte); dann gestand er, daß er keine andere Ermächtigung vorzuweisen habe, als ein von ihm an das Departement gerichtetes Ersuchen. Schließlich, als er nichts mehr zu sagen wußte, behauptete er, ein Kommandant habe das Recht, bei einem unvorhergesehenen Ereignis plötzliche Maßnahmen zu treffen. Man hielt ihm vor, daß er im Schloß bezüglich Pétions gesagt hatte: „Sein Kopf ist uns selbst für die kleinste Empörung verantwortlich.“ Der Kopf Mandats saß nicht mehr fest. Was sein Los entschied, war, daß man den Befehl auf den Tisch warf, den er dem Posten an der Arkade Saint-Jean gegeben hatte, auf die Reihen des Volkes zu feuern und sie von hinten anzugreifen. Ein allgemeines Wutgeheul erhob sich gegen ihn, man packt ihn am Kragen, wollte ihn zum Stadtgefängnis schleppen; einer äußerte aber, dort werde er auf der Stelle umgebracht werden. Man versuchte, ihn zur Abbaye zu transportieren.

Bis jetzt hatte es anscheinend bei den Führern noch Hemmungen gegeben, Unklarheit über die wirklichen Absichten im Volk, Besorgnis und Tasten. Das Sturmläuten schien ihnen zunächst so wenig Erfolg zu haben, daß sie im Augenblick daran dachten, es einzustellen; vielleicht hätten sie es getan, wenn sie gekonnt hätten; aber der Gegenbefehl hätte viel Zeit gebraucht, um sich durch Paris zu verbreiten, und die Glocken waren in Gang. Gegen sechs Uhr, als Mandat im Hôtel-de-Ville erschien und verhaftet wurde, versuchte

der Magistrat, diese Handlung zu rechtfertigen. Er schickte zur Nationalversammlung eine Anklage gegen Mandat, ließ versichern, dieser allein habe das Sturmläuten angeordnet und aus diesem Grunde habe man ihn in Strafe genommen. Ein Unfall zerstörte diese politischen Vorsichtsmaßregeln. Die tobende Menge ließ es nicht zu, daß Mandat lebend bis zur Abbaye kam. Sogleich beim Verlassen des Hôtel-de-Ville wurde ihm der Schädel von einem Pistolenschuß zerschmettert.

Der Gemeinderat, der sein kostbarstes Unterpfand einbüßte, konnte nicht mehr zurück; er wurde endgültig und ohne Ausweg in den Aufstand hineingezogen und gab die Weisung, den Generalmarsch zu schlagen.

Es war sieben Uhr morgens, und schon gab es, wie wir bereits sagten, von der Bastille bis zur Kirche Saint-Paul, in diesem offenen und breiten Teil der Rue Saint-Antoine, achtzig bis hundert Divisionen, jede zu hundert Mann, mit Gewehren bewaffnet, etwa acht- bis zehntausend Nationalgarden. Ihre Eile war außerordentlich gewesen, was man nach der trägen Nacht kaum angenommen hatte. Der in der Rue Saint-Antoine mächtig angeschwollene Strom, dem aus jeder Querstraße neue Fluten zugeführt wurden, kam ungehindert an der verhängnisvollen Arkade Saint-Jean vorüber, wo Mandat ihn zu vernichten gehofft hatte. Die Menge blieb eine Stunde auf dem Grèveplatz, ohne ein Weisung erhalten zu können; die einen sagten, der Gemeinderat hoffe noch auf Zugeständnisse des Hofes, die anderen, daß der Faubourg Saint-Marceau sich verspäte, daß er nicht zur Zeit seinen Anschluß an Pont-Neuf erreichen könne.

Um halb neun Uhr verloren etwa tausend Pikenträger die Geduld und begannen zu handeln. Sie durchbrachen die Reihen der Nationalgarde und sagten, sie verzichteten auf sie. Sie waren sehr schlecht bewaffnet; bei allen zusammen gab es kaum ein Dutzend Flinten; viele hatten nicht einmal Piken, sondern Spieße oder ganz einfach ihr Handwerksgerät. Einige der Föderierten, Marseiller oder andere, kriegsgewohnte Soldaten, konnten es nicht mit ansehen, daß die Leute allein und so aussichtslos vorgingen; sie versuchten sie zu lenken und wagten es, sich an ihre Spitze zu stellen, sich dem ersten Feuer auszusetzen.

Die königliche Familie hatte die Tuilerien verlassen. Der Oberstaatsanwalt Roederer hatte selbst seine Stimme den Bitten der ergebenen Diener zugefügt, die um jeden Preis den König außer Gefahr wissen wollten. Von beiden Seiten verhandelte man. Ein junger, schmaler und blasser Mann, der als Abgesandter der Belagerer eingelassen war, hatte von Roederer die Ermächtigung er-

langt, zwanzig Abgeordnete ins Schloß zu bringen. In der Wartezeit setzten sich einige ungeniert rittlings auf die Mauer und plauderten vertraulich mit den wenigen Nationalgarden, die sich noch in den Höfen aufhielten.

Roederer hielt die Gefahr für sehr bedeutend. Er wußte den jungen Parlamentär mit dem Anerbieten, die Abgesandten des Aufstandes hereinzulassen, aufzuhalten, lief eilends ins Schloß, zerteilte die Menge, die die Säle füllte: „Sire," sagte er zum König, „Euere Majestät haben keine fünf Minuten mehr zu verlieren; nur in der Nationalversammlung finden Sie Sicherheit." Ein Departementsverwalter (Spitzenlieferant der Königin, eifriger Konstitutioneller) äußerte sich im gleichen Sinne: „Schweigen Sie, Herr Gerdret," sagte die Königin; „wenn man das Übel herbeigeführt hat, hat man kein Recht zum Reden . . . Es gebührt Ihnen nicht, Herr, hier das Wort zu nehmen." — Dann wandte sie sich an Roederer: „Aber schließlich, wir haben doch Verteidigungskräfte . . ." — „Madame, ganz Paris marschiert . . . Sire, es ist keine Bitte mehr, die wir tun . . . es bleibt uns keine Wahl mehr . . . wir ersuchen nur um die Erlaubnis, Sie mit uns zu nehmen." Der König hob das Haupt, sah Roederer scharf an, wandte sich dann an die Königin, sagte: „Gehen wir" und erhob sich.

Mit diesem Wort an die Königin löste der König eine schwierige Frage, die sich andernfalls ergeben hätte. Würde er sich allein zur Versammlung begeben? Oder würde er wohl von seiner so unbeliebten Gattin begleitet sein? Das war in diesem Augenblick vielleicht die entscheidende Frage für die Monarchie. Herr von Lally-Tollendal berichtet in den angeblichen Memoiren Webers, was alle anderen Geschichtsschreiber verschwiegen haben, daß nämlich nach der öffentlichen Meinung das Departement und der Gemeinderat den König auffordern mußten, sich allein in die Versammlung zu begeben. Dieser Vorschlag bot dem Königtum einige Möglichkeit zur Rettung. Es ist wahr, die Königin blieb in Gefahr; sie wagte weniger vielleicht, getötet zu werden, als gefangen und abgeurteilt zu werden (was sie viel mehr fürchtete), einen Skandalprozeß zu bekommen, der sie entehrt in ein Kloster sperrte.

Roederer, der sich genötigt sah, die Königin mitsamt dem König fortzuführen, bestand wenigstens darauf, niemanden von den Hofleuten mitzunehmen. Die Königin wollte aber von Frau von Lamballe und Frau von Tourzel, der Erzieherin der Kinder, begleitet sein. Die anderen Damen blieben entsetzt zurück, untröstlich, daß man sie im Stich ließ.

„Als wir am Fuß der Treppe angekommen waren," sagt Roederer, „wandte sich der König an mich: ‚Was wird aus all den Leuten, die

dort oben geblieben sind?' — ‚Sire, sie sind im Zivilanzug. Sie werden ihren Degen ablegen und Ihnen durch den Garten folgen.' — ‚Das ist wahr,' sagte der König . . . ‚Es sind aber gar nicht so viel Leute am Carrousel.' — ‚Ah, Sire! Zwölf Kanonen, eine ungeheure Volksmenge im Anmarsch . . .'"

Dieses letzte Bedauern, dieses kleine gefühlvolle Wort, dies Zögern, das war alles, was Ludwig XVI. für seine Verteidiger übrig hatte. Er ließ sich fortführen und überantwortete sie dem Tode.

Ein Schweizer Offizier, d'Affry, hat erklärt, die Königin habe ihm befohlen, die Schweizer schießen zu lassen. Ein anderer, der Oberst Pfyffer, sagt in seinem 1821 herausgegebenen Buch, der alte Marschall von Noailles habe mitgeteilt, der König habe ihm den Oberbefehl übertragen, und man dürfe sich nicht überwältigen lassen. — Die Königin zweifelte nicht, daß die Verteidigung siegreich sein würde. Beim Fortgehen sagte sie zu ihren zurückbleibenden Frauen: „Wir kommen wieder."

Die Zurückbleibenden nahmen den Fortgang des Königs sehr verschieden auf. Ein Schweizer Offizier sagte traurig zu Roederer: „Mein Herr, vermeinen Sie denn den König zu retten, indem Sie ihn in die Nationalversammlung führen?" Manche verzweifelten, weil sie so im Stich gelassen wurden; einige rissen ihr Kreuz vom Heiligen Ludwig herunter, zerbrachen ihren Degen.

Andere fühlten sich gerade umgekehrt gestimmt, nun, da sie auf den König keine Rücksicht zu nehmen, keine Frauen und Kinder zu beschützen brauchten; sie freuten sich wie toll auf diesen Kampf auf Leben und Tod, den sie zu liefern gedachten. Sie gossen den Schweizern volle Gläser Branntwein ein, und ohne sich auf eine Verteidigung der langen Mauerstrecke einzulassen, die sich zwischen dem Hof und dem Carrousel hinzog, befahlen sie dem Torhüter, die Riegel am Schloßtor zu öffnen. Er öffnete sie wirklich und entfloh so schnell er konnte. Die Menge, die an diese Tür anstürmte, drängte mit blinder Zuversicht voran, warf sich in den engen Hof, ohne die gegenüberliegenden, von Flinten starrenden Fenster zu beachten, ebensowenig wie die Quergebäude, die den Hof rechts und links abschlossen und mit schielenden Augen zu ihnen hersahen.

Die, welche eintraten, waren jene Ungeduldigen, von denen wir schon gesprochen haben, die Pikenträger, die vorzeitig aufgebrochen und inzwischen auf zwei- bis dreitausend Mann angewachsen waren. Sie langten ohne anzuhalten, eilig laufend in der Vorhalle an. Hier endlich blickten sie auf. Diese Schloßhalle, bei weitem größer als heute, war wahrhaft prächtig. Die große Freitreppe, die majestätisch zur Kapelle emporführte, war auf jeder Stufe von einer Reihe

Schweizer besetzt. Unbeweglich, stumm, hatten sie die Treppe von unten bis oben besetzt und empfingen die stürmende Menge mit angelegtem Gewehr. Was für Absichten hatten diese Schweizer? Das war sehr verschieden und schwer zu sagen. Zweifellos gab es viele, die nicht schießen wollten. Eine große Zahl dieser Soldaten war aus dem Kanton Freiburg, einige gewiß auch Waadtländer, das heißt Franzosen, Franzosen der Sprache, dem Wesen nach. Kein Zweifel, daß es ihnen als ruchlos und sündig erschien, auf ihre wahre Heimat, auf Frankreich zu schießen.

Kurz vor dem Ansturm waren Kanoniere der Nationalgarde zu diesen armen Schweizern gestoßen, die sich mit vielen Tränen in ihre Arme geworfen hatten. Zwei von den Schweizern scheuten sich sogar nicht, das Schloß zu verlassen und unseren Kanonieren zu folgen. Sie befanden sich unter dem Balkon, von wo sie von ihren Offizieren gesehen wurden. Sie wurden erschossen und mit einer solchen Genauigkeit, daß die beiden Schweizer fielen, ohne daß die Franzosen überhaupt gestreift wurden.

Eine kräftige Lehre für die anderen. Gewiß war es auch die Disziplin, die Fahnenehre, der Eid, was sie unbeweglich festhielt. Als die Menge der Stürmenden diese steinernen Männer sah, hatte sie keine Angst, sondern begann zu lachen. Man rief ihnen Spottreden zu, aber die Schweizer lachten nicht. Man konnte sogar Zweifel hegen, ob sie wirklich am Leben waren. Der Gassenpöbel wird schnell dreist, und in der Hinsicht ist alles Pariser Volk eine Art Gassenpöbel. Die hier, mit ihrem Dutzend schlechter Flinten, den Piken und Spießen, waren wenig geeignet, den Kampf mit den bis an die Zähne bewaffneten Schweizern aufzunehmen. Sie wußten, daß ein paar Schweizer versucht hatten, auf die Seite der Nationalgarde überzutreten; sie beschlossen, ihrem guten Willen nachzuhelfen. Einige, die Stöcke trugen, an deren Enden Haken befestigt waren, warfen den Soldaten diese Art Angel zu und hakten sie erst einem, dann zweien in die Uniform; mit hellem Lachen wurden sie herübergezogen. Das Fischen der Schweizer hatte Erfolg. Fünf von ihnen ließen sich widerstandslos einfangen [81]). Die Offiziere fürchteten ein beginnendes Einvernehmen zwischen den Angriffenen und den Angreifern, und sie gaben den Befehl zum Feuern.

Nun sah man die ganze Kraft der Disziplin. Die Schweizer schossen unverzüglich. Die Wirkung dieser von allen Stufen der Treppe gleichzeitig abgegebenen Schüsse, die mit einem Schlage

[81]) Wen könnte man wohl davon überzeugen, daß die Belagerer, die so eifrig die Abtrünnigkeit der anderen zu betreiben suchten, auf der Stelle die eingefangenen Schweizer getötet hätten, wie Pelletrier vorgibt?

mitten in die lebendige Masse hinuntersausten, war furchtbar. Nie gab es auf so kleinem Raum eine so entsetzliche Schlächterei. Jeder Schuß war tödlich. Die ganze Masse wankte und brach in sich zusammen. Keiner von denen, welche die Halle betreten hatten, kam wieder heraus. Die einzigen Berichte, die wir haben, sind von den Royalisten, die sich auf der Treppe befanden. Einer der Belagerer, der zwei Stunden später die Vorhalle durchschritt, sagte, der Blutgeruch sei erstickend gewesen, man hätte kaum atmen können.

Man braucht nicht erst zu fragen, ob die, welche sich im Hof befanden, davonliefen, so schnell sie konnten. So schnell ging es aber nicht, daß sie nicht unterwegs von dem Feuer überschüttet wurden, das aus den den Hof flankierenden Quergebäuden herniederprasselte; diese steckten voller Soldaten. Es war eine Jagd, wie auf dem Anstand. Die Jäger hatten das Wild dicht vor der Flinte, zum Aussuchen. Drei- bis vierhundert Männer kamen um, ohne einen einzigen Schuß zurückzugeben.

Zwei Ausgänge besaß das mörderische Schloß, einen der Schweizer, unter dem Pavillon de l'Horloge, einen anderen der Edelleute, die sich aus dem Pavillon de Flore herausstürzten und die ganze wilde Flucht vom Quai fort in die kleinen Nebenstraßen des Louvre und der Rue Saint-Honoré abdrängten. Die Schweizer stellten sich am Carrousel in Schlachtordnung auf, gaben nach allen Seiten Feuer und übersäten den Rest der Flüchtenden mit Geschossen; auch dieser ganze Platz wurde mit Leichen bedeckt.

Das Schloß hielt sich für siegreich, vermeinte, das Heer der Aufständischen zermalmt zu haben; es war aber nur die Vorhut. Mitten im Feuer, während noch die Schweizer auf die in den engen Gassen zusammengedrängte Menge schossen, wirft sich ihnen Herr d'Hervilly entgegen, ohne Hut, ohne Waffen: „Das ist nicht das richtige," sagt er, „ihr müßt euch zur Versammlung begeben, um den König scharen." Der alte Vioménil rief: „Geht, tapfere Schweizer, geht; rettet den König; eure Vorfahren haben ihn mehr als einmal gerettet."

Roederer glaubte damals (einige der Mitkämpfer vom 10. August glauben es noch heute), daß die Sache vorbereitet war, und daß der Hof in dieser Hoffnung den Kampf wollte. Wenn der Aufstand niedergeworfen oder zum mindesten durch den heftigen ersten Gegenschlag entmutigt wäre, sollte die Garnison sich auf die Nationalversammlung zurückziehen; ihre Auflösung würde bekanntgegeben werden, der König verließe, von Truppen begleitet, Paris, flüchtete nach Rouen, wo man ihn erwartete und er sich wieder als König sähe. Ich glaube, die Königin hätte niemals so viel er-

gebene Leute in den Tuilerien zurückgelassen, wenn sie sich ihres Schicksals nicht sicher gefühlt hätte. Bleich und bebend erwartete sie in der Versammlung den Erfolg dieses Streiches gegen die Revolution. Selbst die Versammlung glaubte einen Moment lang ihre letzte Stunde gekommen, sah sich vor der Niedermetzelung, zum mindesten als Gefangene des Königs, den sie in ihren Schoß gerettet hatte.

Indessen war die Gegenrevolution weit vom Sieg, und die Revolution marschierte. Die Vereinigung von Saint-Antoine und Saint-Marceau hatte sich am Pont-Neuf vollzogen. Man konnte vom Pavillon de Flore aus im Osten, bereits am Quai du Louvre, das Racheheer des Volkes nahen sehen, den Wald seiner im Morgenstrahl flammenden Bajonette.

Große Verzögerungen waren eingetreten. Die ungeordnete Armee hatte viel Zeit verloren, besonders um sich auf den damals sehr engen Quais in Kolonnen zu formieren. Die fünfhundert Marseiller, die dreihundert Bretonen und die anderen Föderierten, eine sehr militärische Truppe, hatten den Ehrenposten: sie gingen als erste ins Feuer; sie sollten das Carrousel durch die dem Pont Royal benachbarten Seiteneingänge betreten. Das Marais und andere Sektionen vom rechten Ufer sollten durch den Louvre vordringen; Saint-Marceau und das linke Ufer übernahmen den Pont Royal, den Quai des Tuileries, den Quai und den Platz de la Concorde, so daß das Schloß zwischen zwei Feuern war. Saint-Antoine hatte zwei kleine Kanonen, Saint-Marceau ebenfalls; das war die ganze Artillerie.

Wäre die Masse der Flüchtenden auf den Quai zurückgeworfen worden, so hätte sie in die heranziehenden Kolonnen Verwirrung und Mutlosigkeit tragen können. Sie wurde aber, wie wir gesehen haben, nach der Rue Saint-Honoré und den kleinen Gassen des Louvre abgedrängt. Die Marseiller und der Faubourg Saint-Antoine sahen nichts von diesem betrüblichen Schauspiel; frisch, vertrauensvoll, erhobenen Hauptes langten sie an. Sie wußten so allgemein, daß man ihre Kameraden angelockt, getötet hatte; wütend verdoppelten sie ihre Schritte. Die Sektionen vom Marais, die durch die kleinen Straßen am Louvre zum Carrousel gelangten, sahen zahlreiche Verwundete, aber diese von Haß und Wut erregten Verwundeten forderten Rache für die Gemeinheit der Schweizer: „Wir hatten ihnen eben den Bruderkuß gegeben, als sie unser Blut vergossen."

Die Marseiller kamen durch die Seitentore am Quai, sahen die Schweizer in Schlachtordnung auf dem Carrousel, schwärmten plötzlich aus, brachten ihre kleinen Kanonen zum Vorschein und

feuerten aus nächster Nähe zwei Kartätschenschüsse. Die Soldaten warteten keinen weiteren Schuß ab, ließen ihre Verwundeten liegen und eilten ins Haus, offenbar ein wenig erstaunt, den Aufruhr, den sie vernichtet zu haben glaubten, bis zu diesem Grade lebendig zu sehen. Die Föderierten und die von Saint-Antoine rückten im Sturmschritt vor und füllten zwei von den drei Höfen: die Cour royale oder den mittleren Hof und die Cour des princes, dem Pavillon de Flore und dem Quai benachbart. Die vom Louvre heranmarschierten Sektionen hatten das Carrousel, das damals viel kleiner war, besetzt; sie drängten die zuerst Gekommenen voran und füllten, so weit es anging, die Höfe. An der ungeheuren und düsteren Fassade blitzte es aus hundert Fenstern. Abgesehen von all dem direkten Frontfeuer gaben die an den Fenstern des Pavillon de Flore und der großen Galerie du Louvre auf dem Anstand stehenden Edelleute auch noch Flankenfeuer. Hinter dem Pavillon de l'Horloge, unter dem Kreuzfeuer, das die Stürmenden empfing, hielten sich standhaft die Schweizer Grenadiere, die das Feuer der ungeübten aufständischen Schützen mit ganzen Salven erwiderten. Es war windstill; der Rauch lag in dichten Schwaden; kein Lufthauch kam, ihn zu zerteilen: man schoß wie im Finstern: eine für die Angreifer ungünstige Sache; sie konnten die Fenster kaum erkennen; ihre Schüsse trafen die Mauern. Ihre Feinde hingegen, die lebendige Wälle vor sich sahen, ich meine, ganze Menschenmassen, brauchten nur draufloszuschießen; jeder Schuß tötete oder verwundete. Die Föderierten, die es müde waren, nicht heimzahlen zu können, stellten am großen Tor mitten in einem Kugelregen eine Batterie von vier Geschützen auf, von denen zwei Schüsse die Schweizer dahin brachten, den Hof zu räumen. Sie zogen sich in guter Ordnung in die Vorhalle zurück, von wo sie von Zeit zu Zeit in Gruppen heraustraten, um wieder zu schießen.

Als die Föderierten vom Carrousel aus den Hof betraten, feuerten die dem Schloß parallel laufenden Baracken ihnen in den Rücken, überzeugt, denselben Erfolg zu erzielen, den sie schon vor einer Stunde gehabt hatten. Nach der ersten Salve aber warfen sich die Marseiller wie rasend auf die Türen zu den Baracken, und da sie diese nicht aufbrechen konnten, gaben sie Geschützfeuer darauf ab, dessen Explosion die Dächer in die Luft sprengte, die Mauern stürzte und alles in Brand setzte. Das Feuer lief im Augenblick von einem Ende zum anderen, flammte in einer langen Reihe auf, und alles verschwand in Feuer- und Rauchsäulen — eine grauenhafte Szene, von der selbst die Angreifer entsetzt die Blicke abwandten.

War es jetzt oder schon viel früher, daß ein Schweizer Hauptmann,

Turler, beim König anfragte, ob man die Waffen strecken solle? Eine historisch bedeutsame Frage, deren Lösung in einem oder anderen Sinne unsere Anschauung über den Charakter Ludwigs XVI. beeinflussen muß.

Nach einer royalistischen Überlieferung sollen die für kurze Zeit siegreich gewesenen Schweizer sich auf dem Weg zur Nationalversammlung gemacht haben; ein Abgeordneter hielt sie zurück, forderte sie auf, die Waffen niederzulegen, und der Hauptmann erhielt, als er sich an den König wandte, keine Antwort, es sei denn die, daß er sie der Nationalgarde übergeben solle.

Nach einer glaubwürdigeren Version, da sie dem Protokoll der Nationalversammlung entstammt, war es, nachdem der König den Rapport des Oberstaatsanwalts Roederer vernommen hatte, welcher der Versammlung mitteilte, daß das Schloß erobert sei, — war es nun und erst nach einem panischen Schrecken, der die ganze Versammlung erfaßte, daß der König den Präsidenten benachrichtigte, er habe soeben den Schweizern Befehl gegeben, nicht zu schießen.

Das erhellt die Lage, die zu verdunkeln man sich bemüht hat. Der König wollte weiteres Blutvergießen vermeiden, als er wußte, daß das Schloß erobert war, als er keine Hoffnung mehr hatte. Dieser Befehl konnte den doppelten Vorteil bringen, die Erbitterung der Sieger zu vermindern und die Ehre der Besiegten zu retten, indem diese sagen konnten, nur der Befehl des Königs habe ihnen den Sieg entreißen können (was sie auch taten).

Zu dieser Stunde war das Schloß erstürmt; die Schweizer, die Schritt für Schritt die Treppe, die Kapelle, die Galerien verteidigt hatten, waren überall zurückgetrieben, verfolgt, getötet. Am glücklichsten waren die Edelleute daran, die als Herren der großen Galerie des Louvre stets einen Ausgang bereit hatten, durch den sie entschlüpfen konnten. Sie drängten ihm zu und fanden an seinem Ende die Treppe der Katharina von Medicis, die sie zu einer einsamen Stelle brachte. Alle oder fast alle entwichen; man fand unter den Toten keine von den Ihren. Die Leichen, die feine Wäsche trugen, trugen auch den roten Anzug; es waren die falschen Schweizer, die früheren konstitutionellen Garden und nicht die Edelleute.

Die roten Röcke waren sehr zahlreich, weit mehr als eintausenddreihundertdreißig, wie ihr Hauptmann angibt. Schweizer oder nicht, alle schlugen sich bewundernswert. Sie zogen sich langsam durch den Garten zurück, immer abwartend und die Kameraden wieder in ihre Reihen aufnehmend, mit der Kaltblütigkeit und der Sicherheit alter Truppen, die wie bei der Parade manövrieren, ihre Reihen ruhig wieder schließen, je nachdem das Feuer sie gelichtet hat. Zehn-

mal vielleicht machten sie bei der Durchquerung des Gartens halt (erzählt ein Augenzeuge) [82]), um die Angreifer zurückzutreiben, jedesmal mit vorzüglich durchgeführtem Reihenfeuer. Eins mußte sie sehr überraschen: die ungeheure Menge Nationalgarden, die den Garten erfüllte, und noch immer zunahm. Um acht Uhr, vor dem Kampf, gab es auf dem Grèveplatz acht- bis zehntausend mit Gewehren bewaffnete Nationalgarden; zwischen zwölf und ein Uhr, kurz nach dem Kampf, sah derselbe Zeuge in den Tuilerien dreißigbis vierzigtausend. Bringt man die meist zahlreichen Leute in Anrechnung, die sich der siegreichen Partei anschließen, so zeigt es sich trotzdem deutlich, daß der 10. August im Einverständnis der gesamten Bevölkerung, nicht nur eines Teiles davon und keineswegs nur, wie man so viel gesagt hat, der niederen Schichten, zustande kam. Es gab unter denen, die das Schloß nahmen, viele Männer in Uniform. Diese Uniformen führten zu verhängnisvollen Irrtümern. Die bretonischen Föderierten, die rote Röcke trugen, wurden von den Schloßoffizieren für zum Feind übergetretene Schweizer gehalten und wurden besonders heftig unter Feuer genommen, so daß acht auf einen Schlag fielen.

Die furchtbare Einmütigkeit der Nationalgarde, die sich von Minute zu Minute den Schweizern deutlicher zeigte, vernichtete diese schließlich. Als sie am großen Becken bei der Place Louis XV. angekommen waren, wankten ihre Reihen, sie begannen sich aufzulösen; der gefährliche Gedanke an die eigene Rettung, die fast stets die Menschen ins Verderben stürzt, nahm sichtlich von ihnen Besitz. Sie sahen, — oder glaubten zu sehen — daß ihr Mut, ihre wundervolle Disziplin ihnen den Untergang brachten, weil sie ihren Rückzug verlangsamten. Einige hundert stürzten wie rasende Hirsche in den Schutz der großen Bäume, warfen die feindlichen Schützen über den Haufen und erreichten das Tor, das der Rue Saint-Florentin gegenüberliegt: dreihundert etwa entkamen; eine allzu bedrängte Gruppe flüchtete ins Marineministerium; sie wurden hervorgesucht und umgebracht. Die anderen, die mehr zusammenblieben, versuchten, von den Tuilerien in die Champs-Elysées zu gelangen. Kaum aber hatten sie den Fuß auf den Platz gesetzt, als ein Bataillon von Saint-Marceau, das am Ausgang der Brücke eine Batterie von zwei Geschützen stehen hatte, ihnen einen Kartätschenschuß zu-

[82]) Dieser Zeuge, der mit so viel kaltem Blut beobachtete, ist Herr M. Moreau de Jonnès. Ich verdanke seinem noch ungedruckten Bericht vom 10. August mehrere sehr wichtige Einzelheiten, die er mir gern mitgeteilt hat. Ich erinnere unter anderem an die seltsame weiter oben erzählte Anekdote.

schickte, einen einzigen Schuß, der vierunddreißig aufs Pflaster warf. Die anderen, von dieser furchtbaren Hinrichtung auseinandergetrieben, warfen ihre Gewehre fort und ergriffen die Säbel — eine gegen die Piken ihrer Widersacher sehr unnütze Waffe. Etwa dreißig hielten sich eine Zeitlang neben dem Standbild Ludwigs XV. (wo jetzt der Obelisk steht), zu Füßen dieses traurigen Denkmals der Monarchie, die ihrer Ergebenheit und Treue so unwert war.

Mehrere, die das Glück hatten, die Champs-Elysées zu erreichen, wurden von braven Leuten verborgen gehalten, die ihnen in anderer Kleidung am Abend zur Flucht verhalfen. Im allgemeinen gab es an diesem blutigen Tag kein Mittelmaß: die Besiegten fanden entweder den Tod oder die hingebendste Gastfreundschaft, die großmütig bis zum Heroismus war und die im Notfall zu ihrer Rettung sich selbst dem Tod entgegenstellte. Und das unabhängig von aller politischen Anschauung; eifrige Revolutionäre verhielten sich hierin ganz so wie die Royalisten [83]).

Selbst im Schloß zeigte sich die von ihren ungeheuren Verlusten und der vermeintlichen Nichtswürdigkeit der Schweizer aufgestachelte Menge nicht so blind grausam, wie man hätte denken sollen. Den Damen der Königin, die man unendlich viel mehr haßte, als irgendeinen Mann, weil man in ihnen die Ratgeberinnen, die Vertrauten der Österreicherin erblickte, erfuhren nichts Unwürdiges. Die Fürstin von Tarent hatte die Pforten öffnen lassen und empfahl dem Wohlwollen der ersten Eintretenden ein sehr junges Fräulein, Pauline von Tourzel. Ein paar Frauen, unter anderen Frau

---

[83]) Augenzeuge der Vorgänge am 10. August war auch Napoleon Bonaparte. Seit Mitte Mai befand er sich ohne dienstliche Beschäftigung als Artilleriehauptmann in Paris, wo er bereits den Aufstand am 20. Juni miterlebt hatte. Am 10. August begab sich Napoleon in die Wohnung Fauvelets de Bourrienne, des Bruders seines Freundes und späteren Sekretärs, der an der Place du Carrousel wohnte. Vom Fenster aus sah Napoleon der Niedermetzelung der tapferen Schweizer durch den Pariser Pöbel zu. Die furchtbaren Szenen machten auf den damals dreiundzwanzigjährigen Offizier so tiefen Eindruck, daß der Kaiser sie noch lebhaft vor sich sah, als er auf St. Helena dem Grafen Las Cases seine Eindrücke schilderte: „Bevor ich zur Place du Carrousel gelangte, war ich in der Rue des Petits Champs einem Haufen zerlumpter Kerle begegnet, die einen auf die Spitze einer Pike gespießten Kopf vor sich hertrugen. Da ich einigermaßen anständig gekleidet war und sie wohl einen ‚Herrn' in mir vermuteten, kamen sie auf mich zu, um mich ‚Vive la nation!' rufen zu lassen. Wie man sich denken kann, fiel mir das nicht schwer. Das Schloß war vom gemeinsten Pöbel umlagert. Der König hatte zu seiner Verteidigung mindestens ebensoviel Truppen zur Verfügung als später der Konvent am 13. Vendémiaire, und die Feinde des Konvents waren weit disziplinierter und viel mehr zu fürchten. Der größte Teil der Nationalgarde war für den König: diese Gerechtigkeit muß man ihm lassen.

Campan, wurden ergriffen und mit dem Tode bedroht. Sie hatten nur die Angst auszustehen; man gab sie wieder frei, mit den Worten: „Ihr Schurkinnen, die Nation läßt euch Gnade widerfahren.“ Die Sieger gaben ihnen selber das Geleit, um sie entfliehen zu lassen, und halfen ihnen, sich verkleiden, damit sie den Händen der Fischweiber entgingen, die hinter ihnen herschrien, man hätte sie töten müssen.

Einer der Angreifer, Herr Singier (inzwischen als Theaterdirektor bekannt und geachtet), hat erzählt, als er das Zimmer der Königin betrat, war die Menge dabei, die Möbel zu zertrümmern und aus den Fenstern zu werfen; einem prachtvollen, mit kostbaren Malereien geschmückten Klavier sollte es ebenso ergehen. Singier verliert keine Zeit; er beginnt darauf zu spielen und singt dazu die Marseillaise. Siehe da, alle diese rasenden, blutigen Kerle vergessen sogleich ihren Zorn; sie singen im Chor, umringen das Klavier, beginnen im Kreise zu tanzen und wiederholen die Nationalhymne.

Nein, die so zusammengewürfelte Menge der Sieger vom 10. August war nicht, wie man es so viel gesagt hat, ein Haufe von Räubern und Barbaren. Es war das ganze Volk; kein Zweifel: alle Berufe, alle Naturen und alle Charaktere begegneten sich hier. Die rasendsten Leidenschaften waren darunter; nichts aber spricht dafür, daß sich in diesem Augenblick heldenhafter Erhebung bei irgendeinem niedrige, unedle Züge gezeigt hätten. Es gab manche hochherzige Tat. Und das rührende Wort des Bäckermeisters, das wir am Anfang des Kapitels wiedergegeben haben, zeigt zur Genüge,

---

Als das Schloß genommen war und der König in der Nationalversammlung Zuflucht gesucht hatte, wagte ich mich in den Tuileriengarten. Niemals hat später eines meiner Schlachtfelder auch nur annähernd den Eindruck so vieler Leichen auf mich gemacht, als es mir hier bei der Menge der toten Schweizer der Fall zu sein schien. War es die kleine Fläche, die die Zahl mehr hervorhob, oder war es das Ergebnis des ersten Eindrucks, den dieses Ereignis auf mich machte? Ich sah gutgekleidete Frauen die Leichname der Schweizer beschimpfen. In allen Cafés, die ich in der Nähe der Nationalversammlung besuchte, herrschte eine ungeheure Erregung. Die Wut schäumte in aller Herzen, stand auf allen Gesichtern deutlich geschrieben, obwohl es nicht nur Leute aus dem Volk waren. Wie es schien, wurden diese Lokale immer von dem gleichen Publikum besucht, denn obwohl ich keineswegs auffällig gekleidet war, oder vielmehr weil mein Gesicht ruhiger war als das der andern, zog ich wie ein Unbekannter oder Verdächtiger viele feindliche und mißtrauische Blicke auf mich.“ Napoleon hätte gewiß anders und energischer gehandelt als der träge, unentschlossene Ludwig XVI. „Wenn der König sich zu Pferde gezeigt hätte, wäre der Sieg sein gewesen,“ schrieb er noch am Abend des 10. August an seinen Bruder Josef.

Anmerkung des Herausgebers.

daß die Gefahr, die so oft aus den Menschen, die ihr zum erstenmal begegnen, wilde Tiere macht, im Herzen der Angreifer keineswegs die Gefühle der Menschlichkeit erstickt hatte.

Eine eigenartige, im höchsten Grade rührende Szene begab sich in der Nationalversammlung.

Eine Gruppe der Sieger stürmte gleichzeitig mit einer Anzahl Schweizer in die Nationalversammlung. Einer von ihnen ergriff das Wort: „Blut- und staubbedeckt, das Herz von Schmerz gepeinigt, kommen wir, um Ihnen unsere Entrüstung nahezubringen. Seit langem hat ein nichtswürdiger Hof die Katastrophe vorbereitet. Wir haben in das Palais nur eindringen können, indem wir über die Leichen unserer hingemordeten Brüder schritten. Wir haben hier diese unglückseligen Werkzeuge des Verrats zu Gefangenen gemacht; einige haben die Waffen niedergelegt: wir ergreifen gegen sie nur solche der Großmut. Wir wollen sie als Brüder behandeln (damit wirft er sich einem Schweizer in die Arme und verliert im Übermaß der Ergriffenheit die Besinnung; die Abgeordneten eilen ihm zu Hilfe. Er nimmt wieder das Wort): Ich brauche eine Rache. Ich bitte die Versammlung, mir zu gestatten, daß ich diesen Unglücklichen mit mir nehme; ich will ihn beherbergen und beköstigen."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Der 10. August in der Nationalversammlung
Kampf der Nationalversammlung mit der Kommune
(Ende August)

Die Sieger vom 10. August, Föderierte, französische Garden usw. — Théroigne de Méricourt. — Ermordung Suleaus. — Ohnmacht der Nationalversammlung. — Unentschlossenheit der Girondisten in der Nacht des 10. August. — Die Lage der Versammlung am Morgen des 10. August. — Der König flüchtet sich in den Schutz der Versammlung. — Zweimaliger panischer Schrecken in der Versammlung. — Der König, der keine Hoffnung mehr hat, gebietet, das Feuer einzustellen. — Die Versammlung bewahrt dem Königtum eine Möglichkeit zur Auferstehung. — Die Versammlung annulliert sich selbst. — Verzweiflung bei den Familien der Opfer des 10. August. — Argwohn und Wut im Volke. — Die Kommune, das Organ dieser Wut. — Widersprechende, gefühlvolle und zornige Empfindungen beim Volk. — Gefährliche Lage. — Der König wird als Gefangener im Temple eingesperrt. — Die Kommune fordert die Schaffung eines außerordentlichen Tribunals. — Einfluß Marats auf die Kommune. — Einsetzung des außerordentlichen Tribunals (17. August 1792). — Frankreich in Gefahr, Longwy belagert, am 20. August. — Lafayettes Drohungen, seine Flucht. — Großmütige Entschlossenheit Dantons. — Erste Erhebung der Vendée. — Der neue Gerichtshof wird der Langsamkeit beschuldigt. — Nachricht von der Einnahme Longwys. — Feier für die Toten vom 10. August.

Es ist nicht leicht, dem ungeheuren Vulkan von Wut, aus dem der 10. August emporschwoll, auf den Grund zu gehen, zu sagen, wie all der Zorn sich angehäuft, sich in einer so feinfühligen Gärung gegenseitig entzündet hatte. Können wir ihn in seiner Gewalt und Heftigkeit nicht aufdecken, so wollen wir wenigstens die verschiedenen Elemente aufzählen, analysieren, die, zusammengemischt, die glühende Lava ergaben.

Die Leiden des Volkes, seine jammervolle Lage, waren das schwächere Element. Und dennoch war dieses Elend außerordentlich. Alle Quellen waren längst erschöpft; obgleich das Brot billig war, fehlte es so an jeder Arbeit, daß man die Mittel nicht hatte, zum Bäcker zu gehen. Der Tod auf elendem Lager, in einer unbeachteten Bodenkammer oder auf der Straße, am Eckstein — das war die letzte Aussicht. Diese armen, fast unbewaffneten und ganz unkriegerischen Leute haben am 10. August nicht viel geleistet; nur daß sie als erste zu den Tuilerien zogen: auf sie fielen die ersten,

die mörderischen Gewehrsalven. Wären nur diese Leute gewesen, so hätte man das Schloß nicht eingenommen.

Da war ein anderes Element, an das der Hof nicht dachte, ein höchst kriegerisches Element, das unbedingt in ganz anders wirksamer Weise vorging.

Man hat alle Sieger unter der Bezeichnung „Marseiller“ zusammengefaßt; man hat geglaubt, fast alle seien Föderierte aus den Departement. Marseiller, Bretonen und andere. Mit diesen aber marschierten Männer nicht weniger kriegerischer Art, ganz gewiß ebenso kampfeswütig, überdies durch eine ihnen kürzlich widerfahrene Kränkung schwer beleidigt. Es waren die ältesten Söhne der Freiheit, die alten französischen Garden. Es gab unter ihnen junge Leute von außergewöhnlichem Mut und Ehrgeiz, Leute, von denen einige berühmt geworden sind. Die französischen Garden hatten sich für kurze Zeit von Lafayette lahmlegen lassen; sie hatten den Kern, die Seele der besoldeten Nationalgarde gebildet. Das sehr verschiedenartige Benehmen dieses Korps bei der Metzelei auf dem Marsfeld (ein Teil schoß, ein Teil weigerte sich), gab viel zu denken. Im Januar setzte der Kriegsminister Narbonne es durch, daß sie den Linientruppen beigegeben wurden, keine hohe Löhnung mehr bekamen und keine bevorzugte Truppe mehr waren. Die meisten unterwarfen sich nicht diesem Wechsel, blieben hier, warteten die Ereignisse ab, mischten sich unter die Gruppen, stimmten für Krieg und Kampf, stärkten das Volk durch ihre Sicherheit, vermittelten ihm den militärischen Geist. Ein Brief, der ein Jahr darauf von einem dieser französischen Garden (dem späteren General Hoche) an einen Journalisten gerichtet wurde, ein stolzer, herber, zornmütiger Brief, gibt ein wundervolles Bild von dieser Jugend, von dem köstlichen Geist, der sie beseelte, ihrer kraftvollen Entrüstung über jeden Widerstand. Man könnte meinen, dieselbe Feder habe im Januar 1792 das beredte „adieu des gardes-françaises aux sections de Paris“ geschrieben. Diese militärischen Philippiken sind voll desselben Zorngeistes, der den Schlag vom 10. August geführt hat.

Am Morgen befand sich einer der französischen Garden mit der bekannten Amazone aus Lüttich, Théroigne de Méricourt, auf der Terrasse der Feuillants. Sie war in Waffen und wollte in den Kampf; sie hat sich wirklich beteiligt und tat sich so hervor, daß ihr von den Siegern ein Kranz zuerkannt wurde. Es war kaum sieben oder acht Uhr; eine Stunde vor dem Kampf. Man führte auf der Terrasse eine falsche Patrouille daher, die man soeben ergriffen hatte. Es waren elf mit Musketen bewaffnete Royalisten, die auf den Champs-Elysées und in der ganzen Umgebung der Tuilerien

herumspioniert hatten. Unter ihnen befanden sich mehrere sehr bekannte, sehr verhaßte Herren, eifernde royalistische Schriftsteller, die den Volkshaß schon lange auf sich gezogen hatten, unter anderen ein Abbé Boujon, Dramatiker, und der Journalist Suleau, ein wagemutiger junger Mann, einer der wütendsten Agenten der Aristokratie. Suleau und Théroigne standen einander gegenüber: die Leidenschaft der Leidenschaft.

Suleau wurde von Théroigne persönlich gehaßt, nicht nur wegen der Spöttereien, mit denen er sie in den „Actes des Apôtres" überschüttet hatte, sondern weil er in Brüssel eins der Blätter herausgegeben hatte, welche die Revolution der Niederlande und Lüttichs erstickten: „Les Tocsin des rois". Die unglückselige, durchaus französisch fühlende Stadt Lüttich, die einmütig bis auf den letzten Mann für ihre Wiedervereinigung mit Frankreich stimmte, war zwei Jahre lang frei gewesen und nun wieder durch die Gewaltsamkeit Österreichs der unwürdigen Tyrannei eines Priesters verfallen. Théroigne hatte in diesem entscheidenden Moment ihr Vaterland nicht in Stich gelassen. Aber sie wurde von Paris bis Lüttich verfolgt und hier bei der Ankunft von den Österreichern festgenommen, mit der besonderen Begründung, daß sie des am 6. Oktober gegen die Königin von Frankreich, Schwester des Kaisers Leopold von Österreich, verübten Attentats schuldig sei. Sie wurde nach Wien gebracht, aus Mangel an Beweisen nach längerer Zeit wieder freigelassen und kam höchst erbittert zurück, besonders gegen die Agenten der Königin, die sie verfolgt und ausgeliefert hatten. Sie schrieb ihr Abenteuer nieder und wollte es drucken lassen; schon hatte sie den Jakobinern einige Seiten vorgelesen. Der wilde Geist des 10. August lebte in Théroigne. Es war eine kühne, galante Frau, aber nicht „eine Dirne", wie die Royalisten gesagt haben: sie hatte sich nicht erniedrigt. Ihre bekanntesten Leidenschaften galten Männern, denen die Liebe sehr fremd war; die erste einem italienischen Kastraten, der sie ausplünderte; später dem sonderlichen, trockenen, kalten Sieyès, dem Mathematiker Romme, einem strengen Jakobiner, Erzieher des jungen Prinzen Strogonoff; Romme trug keine Bedenken, seinen Zögling der schönen und redegewandten Lütticherin zuzuführen. Der sehr ehrenwerte Pétion war ein Freund Théroignes. Wie ungehörig ihre persönliche Lebensführung auch etwa gewesen sein mag, für ihre Freundschaft suchte sie nur hohe, strenge, reine Menschen; sie wollte bei den Männern, was sie selbst besaß: Mut und Aufrichtigkeit. Ein ihr sehr feindlich gesinnter Biograph gibt zu, daß sie vor Mirabeaus Unmoral, vor seiner Janusmaske den tiefsten Abscheu hegte. Und sie zeigte nicht we-



Claude Santerre (1752—1809).



Théroigne de Méricourt.
Nach Raffet.

niger Antipathie vor Robespierres Maske, sie verabscheute sein Pharisäertum. Diese unvorsichtige Freimütigkeit, die ihr bald das fürchterlichste Erlebnis eintrug, hatte sich im April 1792 geäußert. Zu der Zeit, da Robespierre sich in Verleumdungen, in Anklagen ohne Beweise erging, sagte sie in einem Café voll Stolz, sie entziehe ihm ihre Achtung. Die Sache wurde abends von Collot d'Herbois bei den Jakobinern spöttisch berichtet und brachte der Amazone einen belächelten Wutanfall. Sie befand sich auf einer Tribüne, inmitten der Jünger Robespierres. Trotzdem man sie mit Anstrengung zurückzuhalten suchte, sprang sie über die Schranke, die Saal und Tribünen trennte, drängte sich durch die feindselige Menge und ersuchte vergeblich ums Wort; man stopfte sich die Ohren zu, aus Besorgnis, eine Lästerung gegen den Gott dieses Tempels zu vernehmen; die arme Théroigne wurde grausam davongejagt, ohne gehört worden zu sein.

Diese Kränkung ging einer anderen vorauf, von der sie zu Tode getroffen wurde. Nach dem 10. August und dem 2. September stellte sich Théroigne (die man ohne jeden Beweis und jede Wahrscheinlichkeit mit letzterem Ereignis in Verbindung gebracht hat) in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit auf die Seite der Partei, welche die Mörder vom 2. September brandmarkte. Sie war noch sehr beliebt, von der Menge wegen ihres Mutes und ihrer Schönheit bewundert. Die Montagnards verfielen auf ein Mittel, ihr dieses Ansehen zu nehmen, sie durch eine gemeine Gewaltsamkeit, durch den übelsten Streich, den ein Mann einer Frau zufügen kann, zu demütigen. Sie ging fast allein auf der Terrasse der Tuilerien spazieren; da bildete man eine Gruppe um sie und schloß diese plötzlich, ergriff sie, hob ihr die Röcke auf und prügelte sie auf den entblößten Körper wie ein Kind, unter dem Hohngelächter der Menge. Ihre Bitten, ihre Schreie, ihr verzweifeltes Heulen vermehrten nur das Gewieher der grausamen Menge. Als man die Unglückliche schließlich frei ließ, setzte sie ihr Heulen fort; durch diesen barbarischen Schimpf in ihrer Würde und ihrem Mute tödlich getroffen, hatte sie den Verstand verloren. Von 1793 bis 1817, vierundzwanzig lange Jahre (die Hälfte ihres Lebens!) blieb sie tobsüchtig und heulte wie am ersten Tag. Es war ein herzbrechender Anblick, wie diese einst heldenmütige und bezaubernde Frau, noch unter das Tier gesunken, gegen die Eisengitter rannte, sich selbst zerkrallte und ihre Exkremente aß. Den Royalisten gefiel es, darin eine Rache Gottes an derjenigen zu erblicken, deren verhängnisvolle Schönheit die Revolution in

ihren ersten Tagen berauschte; sie wußten der Roheit der Montagnards unendlichen Dank, sie so gebrochen zu haben [84]).

Ich habe dieses tragische Schicksal zusammenhängend schildern wollen. Betrachten wir nun den Gewaltakt, die Schuld, durch die Théroigne vielleicht am 10. August dieses Schicksal auf sich herabrief. Vor sich sah sie jenen so verhaßten Suleau, ihn, in dem sie den tödlichsten Feind der Revolution sowohl in Frankreich als auch der Niederlande sah. Er war ein gefährlicher Mann, nicht nur durch seine Feder, sondern auch durch seinen Mut und seine unendlich ausgedehnten Verbindungen, in seiner Provinz und anderswo. Montlosier erzählt, daß Suleau bei einer Gefahr ihm sagte: „Im Bedarfsfalle werde ich Ihnen meine ganze Pikardie zu Hilfe schicken." Suleau war außergewöhnlich tätig; er konnte sich vervielfachen; man begegnete ihm oft verkleidet. Lafayette behauptete im Jahre 1790, daß man ihn so fände, wenn er abends das Haus des Erzbischofs von Bordeaux verließ. Auch diesmal, am Morgen

[84]) Die sexualpathologische Veranlagung der Théroigne de Méricourt — sie war Masochistin — geht aus der ganzen Lebensweise dieser „Amazone der Revolution" hervor. „Die Revolution hatte sie — wie der Wirbelwind die beweglichen Dinge — nach Paris gelockt. Sie war die unreine Jeanne d'Arc des öffentlichen Platzes. Beschimpfte Liebe hatte sie in Ausschweifungen gestürzt; die Beschämung des Lasters gab ihr den Durst nach Rache. Wenn sie die Aristokraten vernichtete, glaubte sie ihre Ehre zu rehabilitieren: sie wusch ihre Schande in Blut ab. Sie war in Méricourt bei Lüttich geboren, gehörte einer wohlhabenden Landwirtsfamilie an und hatte eine gute Erziehung genossen. Mit 17 Jahren hatte ihre außerordentliche Schönheit die Aufmerksamkeit eines jungen rheinischen Edelmanns erregt, dessen Schloß in der Nähe ihres Wohnortes lag. Geliebt, verführt, im Stich gelassen, war sie aus dem väterlichen Hause nach England entflohen. Sie blieb einige Monate in London und kam dann nach Frankreich . . . Jugend, Liebe, Rachsucht, die Berührung mit dem Revolutionsherd erhitzten ihren Kopf. Sie lebte in dem Rausch der Ideen, der Leidenschaften und Lüste. Zuerst hing sie den großen Neuerern von 89 an, dann glitt sie in die Arme reicher Wüstlinge, die ihre Reize teuer bezahlten. Aus der Kurtisane des Reichtums wurde die freiwillige Prostituierte des Volkes. Gleich den großen Huren Roms und Ägyptens verschwendete sie an die Freiheit das Gold, das sie aus dem Laster schöpfte. Schon bei den ersten Aufständen zeigte sie sich auf der Straße. Sie weihte ihre Schönheit, der Menge als Fahne zu dienen. In einem blutfarbigen Amazonenkleid, den wallenden Federbusch auf dem Hut, den Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel flog sie zu den Aufständen . . . Ihr Wort hatte trotz des ausländischen Akzents die Beredsamkeit der Rebellion. ‚Ihre Bilder,' sagt Camille Desmoulins, ‚waren aus Pindar und der Bibel entlehnt; es war der Patriotismus einer Judith.' . . . Ihr Einfluß war so groß, daß eine Gebärde von ihr die Opfer verurteilte oder befreite. Je blutrünstiger die Revolution wurde, desto tiefer stürzte sich diese Frau in sie. Sie konnte nur noch im Fieber der öffentlichen Aufregung leben." A. de Lamartine, Geschichte der Girondisten. Anmerkung des Herausgebers.

des 10. August, war er verkleidet und bewaffnet, in dem Augenblick, als die Wut des Volkes ihren Gipfel erreicht hatte, als die Menge, schon vorher von dem Kampf, den sie zu liefern gedachte, berauscht, nur nach einem Opfer suchte; wurde Suleau erwischt, so mußte er des Todes sein.

Desmoulins, ein Pikarde wie er und sein Kamerad im „Collège de Louis-le-Grand", hatte das Ereignis wie in einer Vision vorhergesehen; er hatte Suleau angeboten, ihn bei sich zu verbergen. Dieser aber glaubte zu siegen. Er ging noch vor dem Kampf in die Falle.

Sollte er umkommen, so durfte es wenigstens nicht Théroigne sein, die ihn in den Tod beförderte. Die Witze selbst, die er auf sie gemacht hatte, hätten ihn schützen müssen. Vom Standpunkt der Ritterlichkeit aus mußte sie ihn verteidigen; vom damals herrschenden Standpunkt aber, dem wilden Eifer, die Republikaner des Altertums nachzuahmen, mußte sie den allgemeinen Feind vernichten, trotzdem er auch ihr persönlicher Feind war. Ein Kommissar stieg auf ein Gerüst und versuchte die Menge zu beruhigen; Théroigne stieß ihn herab, stieg an seine Stelle und sprach gegen Suleau. Zweihundert Mann von der Nationalgarde verteidigten die Gefangenen; man erlangte vom Bezirksvorstand einen Befehl, jeden Widerstand aufzugeben. Einer nach dem andern wurden sie aufgerufen und von der Menge umgebracht. Suleau bewieß großen Mut, erzählt man; er entriß den Würgern einen Säbel und versuchte, sich Bahn zu machen. Um die Erzählung auszuschmücken, fügt man als wahr hinzu, daß das Mannweib (klein und sehr zart, trotz der glühenden Energie) mit eigener Hand den großen, starken Mann, dessen Kraft die Verzweiflung verzehnfacht hatte, niedergemacht habe. Andere sagen, daß es der Nationalgardist war, der Théroigne seinen Arm lieh und den ersten Hieb führte.

Diese Metzelei, die auf dem Vendômeplatz, vor den Toren der Feuillants und fast unter den Augen der Nationalversammlung stattfand, erbrachte den furchtbaren Beweis für deren Ohnmacht. Zweimal stellte sie die Gefangenen unter den Schutz des Gesetzes, und man kehrte sich nicht daran.

Die Nationalversammlung stand nicht weniger auf dem Spiel als das Königtum. Die Majorität, die Lafayette freigesprochen hatte, hatte eben dadurch im Volksgeist die Versammlung gestürzt. Es ist wahr, die Girondisten hatten durch Brissots Vermittlung den General angegriffen und waren an der seltsamen Schuldloserklärung unbeteiligt. Es war aber nur zu offenbar, daß sie noch glaubten, sich des Königtums bedienen zu können; Feinde Lafayettes oder nicht,

in einem glichen sie ihm: Republikaner im Prinzip, Royalisten der Politik, der Lage nach, nahmen sie fast nur in der Länge der Frist, die sie der Institution des Königtums gewähren würden, eine abweichende Stellung ein. Nichts weist darauf hin, daß sie die geringsten direkten Beziehungen zum Hof gehabt hätten. Die berühmte Beratung, die Vergniaud, wie es heißt, mit dem König gehabt haben soll, und die bereitwillig von allen Geschichtsschreibern angeführt wird, ist nichts als eine ungeschickte Fiktion. Wie unbesonnen die Girondisten auch gewesen sein mögen, nie hätten sie einen solchen Akt gegen sich selbst schriftlich gegeben, wo doch der Hof bei den Wahlen und überall ihnen ohne weiteres die streitbareren Jakobiner vorzog. Es ist eine feststehende und von uns nachgewiesene Tatsache, die wir hier wiederholen: bis zum 10. August sah der Hof in allen Dingen keinen gefährlicheren Feind als die Girondisten. Er hätte sich Danton viel eher anvertraut als Vergniaud. Vergniaud, Brissot, Roland, Guadet waren für ihn Gegenstand eines viel tieferen Hasses. Sie schienen ihm nahe daran, die Macht an sich zu reißen, und fähig, sie sich zu bewahren. Er hätte hundertmal lieber den vorübergehenden Triumph der Gewaltpartei als den Sieg der Gemäßigten gesehen, die binnen kurzer Zeit die Republik fest begründen konnten.

Die Girondisten erschienen in der Nacht vom 10. August nicht in der Versammlung. Sie war gegen halb ein Uhr nachts zusammengetreten, beim Sturmläuten. Die paar Abgeordneten, die sich einfanden, waren Feuillants, und die kamen, um das Königtum zu retten; man erkennt es an der Wahl ihres Präsidenten; es war der Feuillant Pastoret. Besagter Pastoret drückte sich; da ernannten sie einen unbekannten Abgeordneten zu ihrem Präsidenten. Wo waren denn Brissot, Vergniaud, der Gedanke der Gironde, ihre große, ihre mächtige Stimme? Wo waren sie? Was dachten sie?

Sie warteten und hielten sich zurück. — Eine Sache, die übrigens nicht verwundern kann, wenn man sieht, wie die bekannten Männer aller Parteien zögern. Robespierre hielt sich in dieser Nacht genau so gut zurück wie Vergniaud.

Ganz offenbar wollten die Girondisten sich die Vermittlerrolle wahren; sie warteten, bis der von der Schießerei bestürzte Hof sich ihnen in die Arme werfen würde.

Die so wenig zahlreiche Versammlung, die in dieser Nacht in Abwesenheit der großen Parteivertreter tagte, bewies viel Klugheit. Sie vermied vor allem die Falle, die man ihr dadurch stellte, daß man sie ins Schloß rief. Einige Mitglieder beantragten, der König solle sich lieber in die Versammlung herbegeben. Die oft unter-

brochene Diskussion zog sich bis zum Morgen hin; die Girondisten, die sich schließlich doch ihrer langen Abwesenheit in einem solchen Augenblicke schämten, erschienen endlich; um sieben Uhr nahm Vergniaud den Vorsitz ein.

Und zwar um die gewaltige Macht, die sich in dieser Nacht gebildet hatte, — eine unbekannte, geheimnisvolle des Morgens von dem Vulkan herausgeschleuderte Macht, die vielleicht die Nationalversammlung zermalmen sollte — anzuerkennen: die Kommune vom 10. August.

Ein Stellvertreter des Prokurators der Kommune (sollte es nicht Danton gewesen sein? er hatte damals diesen Titel) trat mit zwei Munizipalbeamten ein und verkündete ohne Umschweife der Nationalversammlung, daß das souveräne Volk, zu Sektionen vereinigt, Kommissare ernannt habe, denen die gesamte Gewalt übertragen sei, und daß sie als Probestück einen Beschluß gefaßt hätten, die allgemeine Beratung der Nationalversammlung zu suspendieren.

Ein Mitglied der Versammlung beantragte, alles zu annullieren, die Kommissare sowohl als den Beschluß. Sogleich aber sagte ein anderes Mitglied vorsichtig, Liebenswürdigkeit sei besser als Heftigkeit, und in dieser Gefahr sei es unklug, nützliche Leute zu vertreiben; auf alle Fälle müsse man fernere Aufklärungen abwarten. — Die Versammlung beschloß, zu warten, was auch das leichtere war. Zwischen dem Sieg des Royalismus und dem der Anarchie, zwischen dem Schloß und der Gemeinde, von beiden Seiten gleicherweise mit Vernichtung bedroht, behandelte sie dies Neue rücksichtsvoll und bewahrte vor der Sphinx ein entsetztes Schweigen.

Und gerade in diesem Augenblick, da sie weder zu handeln noch Partei zu ergreifen wagte, wollte es ein merkwürdiger Widerspruch des Zufalls, daß die Umstände von ihr die Kraft beanspruchten, die sie nicht mehr besaß.

In diesem Moment war es, daß man ihren Schutz für Suleau und die anderen Gefangenen verlangte; sie versuchte, ihn zu geben, und sah ihre Autorität mißachtet (acht Uhr). Zu eben der Zeit verkündete man ihr auch, daß der König sich in ihre Hut begeben wolle. Sie erwiderte kühl: „Die Verfassung gebe ihm dazu die Befugnis.“ Man forderte, daß die Garde des Königs eingelassen werde; man fürchtete, sie würde niedergemacht, wenn sie vor den Türen blieb. Die Nationalversammlung mußte aber befürchten, daß ihr eigener Saal, wenn sie sie aufnahm, zum Schlachtfeld werde; sie hielt sich an den Buchstaben des Gesetzes, der ihr verbot, inmitten der Bajonette zu verhandeln; sie gab sich den Anschein, als dächte sie, diese Garde

käme, um die Versammlung zu beschützen, und erklärte: „Sie wolle keinen anderen Schutz als die Liebe des Volkes."

Wir haben im vorhergehenden Kapitel, das die Schlacht schildert, nicht gezeigt, wie der Weg des Königs zur Versammlung verlief. Diese Reise war nicht lang; man konnte sie aber für ungemein gefährlich halten bei dem erregten Zustand der Menge; mit Unrecht: sie bewies nichts anderes, als daß das Leben des Königs keineswegs — und nicht einmal das der Königin — gefährdet war.

Beim Fortgehen war der König wahrscheinlich nicht ohne Besorgnis. Er nahm seinen Hut ab, auf dem sich ein weißer Federbusch befand, und befestigte einen anderen darauf, den er einem Nationalgardisten abnahm. Die Tuilerien waren still und vereinsamt, schon lagen welke Blätter auf dem Boden, lange vor der üblichen Zeit; der König bemerkte dazu: „Sie fallen dieses Jahr beizeiten." Manuel hatte veröffentlicht, das Königtum werde nur bis zum Blätterfall währen.

Je mehr man sich der Terrasse der Feuillants näherte, gewahrte man eine aufgeregte Menge von Männern und Frauen. Etwa fünfundzwanzig Schritt vor der Terrasse kam eine Abordnung der Nationalversammlung dem König entgegen; die Abgeordneten schlossen einen Kreis um ihn. Dieses Geleit genügte aber nicht, um ein paar wilde Gesellen fernzuhalten. Ein Mann fuchtelte von der Terrasse herab mit einer Stange von acht bis zehn Fuß Länge: „Nein! nein!" rief er, „sie sollen nicht dort hinein, sie sind an all unserem Unglück schuld . . . Das muß ein Ende haben! . . . Nieder! Nieder!" Roederer sprach auf die Menge ein; und dem Mann mit der Stange, der nicht schweigen wollte, entriß er diese und warf sie ohne Umstände in den Garten; der Mann war so verblüfft, daß er nichts mehr sagte.

Nach einem durch dieses Zusammentreffen verursachten Augenblick der Verwirrung gelangte die königliche Familie bis an die Passage, die zur Nationalversammlung führte; hier sagte ein provenzalischer Nationalgardist mit dem eigenartigen südlichen Akzent zum König: „Sire, haben Sie keine Angst; wir sind gute Leute; aber wir wollen nicht, daß man uns weiterhin betrügt. Seien Sie ein guter Bürger, Sire . . . Und vor allem, vergessen Sie nicht, Ihre Pfaffen aus dem Schloß zu jagen . . ."

Ein anderer Nationalgardist (einige sagen, es sei derselbe Mann mit der Stange gewesen, der sich so wütend gebärdet hatte) wurde gerührt, als er sah, wie der Dauphin in dem engen Durchgang von der Menge umdrängt wurde; er nahm ihn auf den Arm und setzte ihn auf das Pult der Sekretäre. Alle Welt zollte Beifall.

Der König und die königliche Familie hatten auf den nur wenig erhöhten Sitzen Platz genommen, die gewöhnlich von den Ministern benutzt wurden. Er sagte zur Versammlung: „Ich bin hierher gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhüten . . .“ Ein ungerechtes und hartes Wort, das durch nichts gerechtfertigt wurde. Die Menge hatte am 20. Juni die Tuilerien gestürmt, ohne das Ludwig XVI. gefährdet gewesen wäre, und auch am 10. August beweist nichts, daß irgendwer ihm nach dem Leben trachtete, nicht einmal nach dem der Königin.

Als der Präsident Vergniaud erwidert hatte, daß die Versammlung „geschworen habe, bis in den Tod für die Rechte des Volkes und die verfassungsmäßigen Behörden einzutreten“, erhob sich der König und setzte sich an seine Seite. Ein Mitglied aber machte darauf aufmerksam, daß die Verfassung es untersage, in Gegenwart des Königs zu beraten. Die Versammlung wies ihm nun die Loge des Protokollführers an, die von dem Saal nur durch ein Eisengitter getrennt war und auf gleicher Höhe mit den oberen Reihen der Versammlung lag. Der König begab sich mit seiner Familie dorthin; er setzte sich vorn hin, gleichgültig, kaltblütig; die Königin mehr zur Seite; hier konnte sie besser die furchtbare Besorgnis verbergen, in die der Kampf sie versetzte. Man hörte jetzt das mörderische Feuer, das zu Anfang so viele Leute aus dem Volk zu Boden warf und die Edelleute glauben ließ, daß es sich nur noch darum handle, zur Nationalversammlung zu marschieren, sie auseinander zu treiben und den König mit fortzuführen. Die Königin sagte nicht ein Wort; sie hatte die Lippen zusammengepreßt, berichtet ein Augenzeuge (Herr David, späterer Konsul und Abgeordneter); ihre Augen waren heiß und trocken, ihre Wangen gerötet, ihre Hände auf den Knien gefaltet. Sie kämpfte mit ganzem Herzen, und gewiß brachte keiner von denen, die sich im Schloß dem Tode stellten, eine zügellosere Leidenschaft mit in den Kampf.

In dieser Loge, in diesem äußerst leicht gebauten Saal der Reitbahn vernahm man den ganzen Lärm. Auf das erste Gewehrfeuer folgte eine große Stille; dann, um neun, halb zehn, kamen die paar von den Marseillern abgegebenen Kanonenschüsse; alle Scheiben klirrten. Manche glaubten, daß Kugeln über den Saal hinwegflogen. Die Versammlung benahm sich sehr würdig, hatte eine ruhige, feste Haltung. Sie bewahrte sie, trotzdem es zweimal eine Panik gab. Einen Augenblick, als die Schießerei ganz nahe gekommen war, glaubten die Tribünen, die Schweizer seien Sieger, sie kämen, um den Saal zu stürmen und die Versammlung aufzulösen. Alle Anwesenden riefen den Abgeordneten zu: „Da kommen

die Schweizer, wir verlassen euch nicht; wir wollen mit euch zugrunde gehen.“ Ein Offizier der Nationalgarde stand an der Barre und sagte: „Wir sind bezwungen.“ Abgeordnete, Tribünen, Nationalgarden, alle, sogar die jungen Sekretäre zur Seite des Königs, erhoben sich in heroischer Bewegung und schwuren, für die Freiheit zu sterben ... Gegen wen richtete sich ein solcher Schwur, wenn nicht gegen den König selbst, den man für den Sieger hielt? Nie zeigte sich seine Vereinsamung deutlicher. Dieser Augenblick enthüllte die ganze Lage: auf der einen Seite die Versammlung, das Volk, auf der anderen der König ... Frankreich und der Feind einander gegenüberstehend.

Eine zweite Panik gab es, aber im entgegengesetzten Sinne. Das war der Sieg des Volkes, die Sorge der Nationalversammlung um die Sicherheit des Königs. Man hatte kurze Zeit die Vorstellung, die Sieger könnten in ihrer Wut kommen, um in ihm das Haupt dieser Schweizer, dieser Adligen zu treffen, die eine so große Metzelei unter dem Volk veranstaltet hatten. Man riß das Gitter heraus, das die Loge des Protokollführers vom Saale trennte, damit die königliche Familie sich, wenn nötig, in das nationale Heiligtum flüchten könne. Mehrere Abgeordnete waren dabei tätig: der König selber half dabei mit seiner ungewöhnlichen Kraft und seinem Arm eines Schlossers.

Bald erschien der Oberstaatsanwalt des Departements, Roederer, und verkündete, das Schloß sei erobert. — Kurz darauf vernahm man eine Geschützsalve; es war das Faubourg Saint-Marceau, das von der Brücke der Concorde aus auf die flüchtenden Schweizer schoß. — Und jetzt erst, spät, allzu spät in Wahrheit, tat der König, der alle Hoffnung aufgegeben hatte, dem Präsidenten kund, daß er den Schweizern den Befehl gegeben habe, nicht mehr zu schießen und sich in ihre Kasernen zu begeben.

Obgleich die Versammlung so lebhaft die Besorgnis vor einem Siege des Königs bekundet hatte, so schien der ohne sie errungene Sieg der Aufständischen sie niederzuschlagen und auszulöschen. In Wirklichkeit übertrug sie nur die tatsächliche Gewalt einer neuen Macht, der Kommune, der man die Ehre an dem Siege gab. Als man die Versammlung ersuchte, einen Kommandanten der Nationalgarde zu ernennen, übergab sie diese Wahl der allmächtigen Kommune. Als dann die Kämpfer Schmuckstücke herbeibrachten, die sie aus den Tuilerien fortgenommen hatten, lehnte die Versammlung die Verantwortung hierfür ab, unter dem Vorwande, sie habe keinen Ort, die Dinge aufzubewahren. Auch diese sandte sie an die Kommune.

Die Versammlung hatte offenbar das Gefühl, das Volk mißtraue ihr. Zweimal — der draußen herrschenden Begeisterung entsprechend und um die Menge zu beruhigen — erhoben sich die Abgeordneten und wiederholten den Schwur: Als freie Männer leben oder sterben. Sie fügten eine allerdings sehr allgemeine und unbestimmte Adresse hinzu, in der man den Volk anriet, die Menschenrechte zu wahren.

Guadet führte den Vorsitz und erwiderte so gut er konnte den verschiedenen Abordnungen, die nacheinander an der Barre erschienen. Da war eine Sektion, die das Ersuchen an die Nationalversammlung stellte, zu schwören, sie werde das Reich retten; die Versammlung schwor. Da war die Kommune, die mitteilte, sie habe das Amt des Kommandanten an Santerre gegeben, und die ihren Wunsch nach Absetzung des Königs aussprach. Dann kam eine Gruppe Unbekannter und erklärte, der große Verrat müsse geahndet werden: „Die Tuilerien stehen in Brand," sagten sie, „und wir löschen das Feuer nicht eher, als bis die Rache des Volkes befriedigt ist . . . Wir brauchen die Absetzung." Sie taten, wie sie gesagt hatten, jagten die Feuerwehrleute mit Flintenschüssen davon. Neunhundert Klafter Bauwerk standen in Flammen [85]).

Die Versammlung fühlte, wie sie den Abhang hinunterglitt. Sie wollte bremsen. Um ihren Sturz aufzuhalten, griff sie gerade zu der verhängnisvollen Last, die ihn beschleunigen mußte.

Vergniaud kehrte mit niedergeschlagener Miene zurück, um der Versammlung die Auffassung der außerordentlichen Kommission mitzuteilen, die sie ausdrücklich ernannt hatte. Der große Redner litt darunter, das Vertrauen des Königs, der seine Zuflucht zur

[85]) 1792, 1830 und 1848 vom Pöbel mehr oder minder vandalisch geplündert und verwüstet, blieb es den Communards von 1871 vorbehalten, den prachtvollen Palast der französischen Könige vollends zu vernichten. Am 23. Mai 1871 steckten die Kommunisten, die vorher schon Louvre, Vendômesäule, Luxembourg, Elysée, Hôtel-de-Ville und andere öffentliche Gebäude verheert hatten, die Tuilerien in Brand. Es war die Todesfackel der Kommune, aber die in Paris eindringenden Regierungstruppen Mac Mahons kamen zu spät, um das herrliche Bauwerk vor der Vernichtung zu retten. Die unersetzlichen Sammlungen im anstoßenden Louvre wären nahezu auch ein Raub der Flammen geworden. Die Tuilerien brannten bis auf die massiven Mauern vollständig aus. Da die Republik die Kosten für die Wiederherstellung (10 Millionen Franken) nicht bewilligen wollte, wurden die Ruinen 1883 für 30 000 Franken auf Abbruch verkauft und eingelegt. Nur die beiden Eckpavillone de Flore und de Marsan, an die sich die Seitenflügel des Louvre anschließen, blieben erhalten. Der Herostratenruhm, den Palast der französischen Herrscher niedergebrannt zu haben, gebührt dem Metzgergesellen Bénot, der unter der Kommune „Oberst" war und im Auftrag Bergerets das Werk der Zerstörung vollzog. Anmerkung des Herausgebers.

Nationalversammlung genommen hatte, nur durch eine strenge Maßnahme erwidern zu können. Das schien hart, ungastlich. „Ich berufe mich," sagte er, „auf den Schmerz, von dem Sie durchdrungen sind, als maßgebend, ob es für das Heil des Vaterlandes von Bedeutung ist, daß Sie auf der Stelle diese Anordnungen treffen. Ich beantrage die Absetzung der Exekutivgewalt und einen Erlaß zur Ernennung eines Gouverneurs für den königlichen Prinzen. Über die ferneren Maßnahmen wird ein Erlaß verfügen . . . Dem König wird im Luxembourg Wohnung angewiesen. Die Minister werden von der Nationalversammlung ernannt."

Gerade jetzt kehrte das Volk eigensinnig zurück, schlug gegen das Tor. „Die Absetzung! Die Absetzung!" Wieder waren es neue Fordernde, die da riefen.

Darauf erwiderte Vergniaud, die Versammlung habe alles getan, was ihre Machtbefugnis ihr gestatte, und daß es Sache des Konvents sei, die Absetzung auszusprechen.

Sie gingen in Ruhe auseinander, aber nicht zufriedengestellt. Griff die Versammlung, die erklärte, sie werde nichts entscheiden, nicht keck der Zukunft vor, dadurch, daß sie für den Thronerben einen Gouverneur ernannte, während es doch unsicher blieb, ob es noch einen Thron geben würde?

Dem König im Luxembourg Wohnung anweisen! An einem Ort, wie es in ganz Paris keinen geeigneteren gab, um aufs Land zu entkommen! Wer wüßte nicht, daß das Luxembourg auf den Katakomben aufgebaut ist und daß es auf zwanzig unterirdischen Wegen dem Königtum auf den Weg nach Varennes verhelfen konnte? Das war es, was eine Sektion sehr richtig der Versammlung darzulegen kam.

Diese konnte, was sie auch anstellte, nicht mehr anders als im Gefolge der Kommune vorgehen. Den girondistischen Ministern, die sie wieder einsetzte, fügte sie als Justizminister den Mann der Kommune, Danton, hinzu. Sie beschloß, die Gemeinden sollten das Recht haben, überall Haussuchungen vorzunehmen, um festzustellen, ob die Verdächtigen keine verborgenen Waffen besaßen. Das hieß, die neue Gewalt, der man gegenwärtig so sehr mißtraute, mit unbeschränktem Untersuchungsrecht ausstatten.

Es war drei Uhr nachts. In dieser Sitzung von siebenundzwanzig Stunden hatte die besiegte Nationalversammlung neben dem besiegten Königtum in Wirklichkeit abgedankt.

Dies Verschwinden der ersten Macht im Staate, der einzigen schließlich, die von Frankreich anerkannt wurde, war in der gegenwärtigen Lage erschreckend. Der Kampf war nicht beendet; er ging

in den Herzen weiter, die nach Rache dürsteten. Am Abend des 10. August hatte man auf dem Friedhof der Madeleine die siebenhundert getöteten Schweizer begraben. Die Zahl der Toten war aber auf seiten der Aufständischen bei weitem größer. Die Schweizer hatten meist hinter guten Mauern hervorgeschossen; die anderen konnten nur mit ihrer Brust die Kugeln auffangen; elfhundert Aufständische waren umgekommen, darunter viele verheiratete Leute, arme Familienväter, die durch das allzu große Elend in den Kampf getrieben worden waren und dem Jammer einer verzweifelten Gattin und hungernder Kinder den Tod vorgezogen hatten. Sie wurden auf Karren geladen, in ihre Stadtviertel zurückgebracht und hier öffentlich ausgebreitet, um ihre Identität festzustellen. Jedesmal wenn einer dieser Trauerwagen, verdeckt, aber an dem langen Blutstreifen erkennbar, den er hinter sich herzog, im Faubourg einfuhr, wurde er von der stummen, atemlosen Menge umringt, von den Frauen, die in furchtbarer Besorgnis warteten. Und dann, allmählich, verbunden mit den verschiedensten und seltsamsten rührenden Zwischenfällen, kamen die Tränen der Verzweiflung.

Keine solche Szene fand statt, ohne daß sie in den Seelen der Zuschauer ein neues Rachegelüste weckte; junge Männer griffen wieder zur Pike, kehrten nach Paris zurück, um zu töten. — Wen töten, wo und wie? Das war die ganze Frage. Sie gingen zur Abbaye, wo die schweizerischen Offiziere interniert waren. Sie gingen zur Nationalversammlung, wo hundertundfünfzig Schweizer Soldaten eine Zuflucht gefunden hatten. Es nützte nichts, daß man ihnen auseinandersetzte, diese Soldaten hätten wohl oder übel schießen müssen, andere hätten in die Luft geschossen, wieder andere, zum Beispiel alle, die man von Versailles hergeführt hatte, wären zur Zeit des Kampfes gar nicht dagewesen. Sie kamen blind und taub, das Schluchzen der Witwen im Ohr, vor Augen die rote Vision der blutgetränkten Karren. Sie wollten nichts als Blut und rannten sich die Köpfe an den Türen ein.

Die aus der Wut des 10. August hervorgegangene Kommune war nicht dafür, sich dieser Rachebewegung zu widersetzen. Sie ergriff am Morgen des 11. eine wahrhaft unheilvolle Maßnahme. Das Gefängnis der Abbaye, das die Schweizer Offiziere beherbergte, war stark bedroht, von Menschenmassen umringt; trotzdem die Nationalversammlung die Soldaten, um sie zu retten, zum Palais Bourbon schicken wollte, entschied die Kommune, sie sollten zur Abbaye kommen. Und so geschah es.

Es gab in dieser Kommune sehr verschiedene Elemente. Ein Teil, der beste, bestand aus einfachen, naiv jähzornigen Menschen, die

einer edelmütigen Regung nicht unfähig waren; unglücklicherweise verfolgen sie den rohen und dummen Gedanken: „dem Feind ein Ende machen," bis aufs äußerste. Der Mord aber macht kein Ende. Die anderen waren Fanatiker, Fanatiker der abstrakten Begriffe, politische Mathematiker, bereit, das mit dem Degen zurechtzustutzen, was den genauen Umriß des Kreises überschritt, den sie mit dem Zirkel gezogen hatten. Endlich, und das war das schlimmste Element, gab es Schwätzer, unbesonnen blutdürstige Redner (Tallien gehörte zu diesen), bösartige kleine Schreiber, niedrige, unverbesserlich schlechte Naturen, für die es keine Änderung und keine Umkehr gab, weil sie seicht, dürr, leer und gehaltlos waren. Diese Marder mit der Schnüffelnase, um sie in Blut zu tunken, kennzeichnen sich in zwei Namen: der eine, Chaumette, Student der Medizin und Journalist; der andere, Hébert, Billettverkäufer an den Theaterkassen, der Gassenhauer dichtete, bevor er unter dem Namen des Vater Duchêne schauerlich berühmt wurde.

Diese Schriftsteller waren die eigentliche Triebfeder der Kommune.

Vom 11. August bis zum 2. September hatte sie die ärgste Schreiberseele und den tollsten Narren in ihrer Mitte aufgenommen: Marat und Robespierre. Alle beide krochen aus ihren Höhlen und nahmen an den Sitzungen teil.

Am Morgen des 11. sandte die Kommune an die Nationalversammlung zwei ihrer gelehrten Mitglieder, Hébert und Léonard Bourdon, ein Lehrer und rasender Pedant, der eine Erziehungsanstalt nach den Institutionen des Lykurg begründete. Unterwegs konnten sie es sich nicht versagen, zum Bürgermeister Pétion hinaufzugehen, der noch im Bett lag. Sie trafen hier Brissot, der sehr bewegt auf sie zutrat: „Was ist das nur für eine Wut?" sagte er. „Wie, soll denn das Blutvergießen kein Ende nehmen?" Pétion sprach in gleichem Sinne. Hébert und Bourdon zuckten die Achseln und gingen, ohne etwas zu sagen. Seitdem beschuldigten sie Pétion und Brissot der Schwäche, der verwerflichen Empfindsamkeit, um sie dem Tode zuzuführen.

Zweifellos ihrem Rat zufolge gab die Kommune, die fühlte, wie störend Pétion ihren großen Maßnahmen in der hohen Politik im Wege stehen könnte, der Nationalversammlung kund, daß sie in zärtlicher Besorgnis um das so kostbare Leben ihres guten Bürgermeisters von Paris, dieses Vaters für sein Volk, usw., aus Sorge, er könne einem royalistischen Dolch zum Opfer fallen, ihm zwei Agenten beigegeben habe, die ihm überall hin folgen und ihn nicht aus den Augen lassen sollten, ihn Tag und Nacht bewachen sollten.

Diese heuchlerische Gewalttat kontrastierte mit der naiv auf-

geregten Gefühlssteigerung, die sich überall im Volk zeigte. Unglücklicherweise äußerte sich seine Reizbarkeit in zwei ganz entgegengesetzten Wirkungen.

Die einen, von Mitleid für die trauernden Familien, für das große private und allgemeine Unglück erfaßt, wollten Gerechtigkeit und Rache, eine exemplarische Strafe; wenn das Gesetz sie nicht gab, so wollten sie sie selbst ausüben.

Die anderen, voller Mitgefühl für entwaffnete Männer, die, seien sie auch schuldig, schließlich nur durch das Gesetz gerichtet werden durften, wollten um jeden Preis ihre Feinde, die Menschlichkeit, die Ehre Frankreichs retten.

Es ist eigenartig, wie diese widersprechenden Regungen der Empfindsamkeit, hier menschenfreundlich, dort zornig, sich mehr als einmal bei denselben Personen fanden. Die Tribünen der Nationalversammlung waren voll von Männern, die ganz außer sich und nur darum gekommen waren, blutige Gesetze zu erlangen. Hier waren die Schweizer und zitterten in den Gebäuden der Feuillants, und hier war die Menge auf den Tribünen, den Höfen, den benachbarten Straßen, ihre Beute erwartend. Ein Abgeordneter machte darauf aufmerksam, daß die Schweizer seit dreißig Stunden nichts gegessen hätten; die Tribünen waren gerührt. Ein braver Mann erschien an der Barre und bat die Tribünen, ihm bei Rettung der Schweizer beizustehen, mit ihm zu gehen, um die Menge draußen zur Vernunft zu bringen. Alle folgten ihm; sie entrissen dem Volk mehrere Schweizer, die man schon gepackt hatte, und kehrten mit den Armen zurück; es gab eine ganz ungewöhnliche und sehr ergreifende Szene; die Opfer warfen sich in die offenen Arme derer, die zuvor ihren Tod gefordert und sie dann befreit hatten; die Schweizer erhoben die Hände zum Himmel, taten einen Schwur für die Sache des Volkes und ergaben sich Frankreich.

Der Justizminister, Danton, zeigte sich seiner neuen Stellung sehr würdig, indem er sich zum Verteidiger der Menschlichkeit aufwarf. Er äußerte vor der Nationalversammlung eine Ansicht großmütiger Strenge, wie sie in den Herzen der wahren Sieger vom 10. August lebte: „Wo die Tätigkeit der Justiz beginnt, hat die Volksrache aufzuhören. Ich übernehme vor der Nationalversammlung die Verantwortung, die Männer zu beschützen, die in ihrer Hut sind; ich werde an ihre Spitze treten, und ich stehe für sie ein.“

Die gerechte Justiz, das war in der Tat das einzige Mittel gegen die Rache. Hier war eine ganze Bevölkerung in Verzweiflung über ihre Verluste. Wenn Cäsars Kleid, den Römern gezeigt, ein Signal war zum Morden, wie mußte da das Kleid des Volkes, das blutige

Hemd der Opfer des 10. August wirken, das überall vervielfacht vor den entrüsteten Blicken ausgebreitet lag, verbunden mit der schrecklichen Geschichte vom Verrat der Schweizer, und dem Ausspruch der ehrenwerten bretonischen Föderierten, der überall umlief: „Wir hatten ihnen eben den Bruderkuß gegeben . . . sie haben uns ermordet . . .“

Wurden sie, die man so anklagte, vom Volk als gewöhnliche Gefangene oder als Verbrecher angesehen? Nach dem Sieg, nach der Schlacht, wenn die Gefahr vorüber ist, wird der Sieger für die Gefangenen von Mitleid erfaßt; aber der Kampf ging weiter. Die große royalistische Partei blieb völlig bestehen, welchen Aderlaß sie auch erhalten haben mochte. Zu den reinen Royalisten kam noch die Masse der konstitutionellen Royalisten hinzu, die zwanzigtausend Bürger, die den Protest gegen den 20. Juni unterschrieben und sich damit unabänderlich für den König bloßgestellt hatten. Keiner, selbst nicht nach dem 10. August, sah klar, wem letzten Endes der Vorteil zufallen würde. Am 10. hatten viele Angst, weil sie nicht unter den Siegern zu sehen gewesen waren. Am 11. hatten viele Angst, zur Bewachung des Königs genötigt zu werden. Santerre, der neue Kommandant der Nationalgarde, fand nirgends Gehorsam; zwei Adjutanten weigerten sich auf das bestimmteste, den König bei den Feuillants bewachen zu gehen. Santerre war genötigt, der Kommune einzugestehen: „Aus den Meinungsverschiedenheiten ergab sich die Tatsache, daß er wenig Gewalt habe.“ Und zu gleicher Zeit erklärte ein Abgeordneter, Thuriot, daß er von einem Plan zur Entführung der königlichen Familie Kenntnis erlangt habe.

Die Kommune ließ der Nationalversammlung durch ihren Prokurator, Manuel, erklären, wenn man den König ins Luxembourg setze, oder — wie man auch beabsichtigte — ins Justizministerium, so stehe sie nicht für ihn ein. Die Versammlung übertrug ihr die Sorge, den Ort zu wählen, und sie wählte den Temple, einen einzeln stehenden alten Turm, dessen Graben man neu anlegte. Dieser niedrige, massive, düstere Turm war die ehemalige Schatzkammer des Templerordens. Es war schon lange ein vereinsamter, dem Verfall überlassener Ort. Ein Ort, über dem ein eigenartiges geschichtliches Verhängnis waltete. Hier zerbrach das Königtum das Mittelalter durch die Hand Philipps des Schönen. Und es selber sollte nun in Ludwig XVI. hier gestürzt werden. Dieser häßliche Turm, dessen Sinn und ehemalige Bestimmung man fast nicht kannte, stand wie ein Fremdling da, wie ein Uhu in der hellen Sonne, in einem sehr belebten Viertel. Es war, wie übrigens heute noch, das Viertel der Kleinindustrie, eines ärmlichen Handels, der Wiederverkäufer und

Althändler, kleiner Gewerbe, denen der Fabrikant selber vorstand. Die Umgebung des Temple hatte sich um so leichter mit diesen Kleinhändlern bevölkert, als sie die Arbeiter ohne Urkunden, ohne Erlaubnisschein duldete, die, im Schutze der althergebrachten Privilegien des Ortes unbehelligt an die Armen allerlei minderwertige, alte, leidlich zugestutzte Sachen verkauften. Diese Gegend hatte, auch infolge ihres traurigen Privilegs, den dreisten Geldmaklern als Zufluchtsort gedient, die nach dem strengen Gesetz des Mittelalters ihre Schulden ohne Geld bezahlten, „en prenant le bonnet vert, et frappant du cul sur la pierre." Welch schneller und grausamer Sturz! Ludwig XVI., am 10. noch König, falls er im Luxembourg, der üblichen Fürstenresidenz verblieb, — am 11. als Gefangener gebrandmarkt, falls er im Justizministerium hinter Schloß und Riegel kam, — schien im Temple der Gefangene des königlichen Bankrotts und der Bankrotteur der Monarchie.

Ludwig XVI. war ein Pfand. Sein Leben war für Frankreich wichtig. Er schien in Sicherheit. Alle, selbst die Gewalttätigsten, hätten ein so kostbares Haupt verteidigt. Die Rache des Volkes, der nach dieser Richtung ein Ziel gesetzt war, wandte sich um so wütender gegen die anderen Gefangenen. Das einzige Mittel, das vielleicht blieb, um sie vor einem ungewissen Abschlachten zu retten, war das, sie als Kriegsgefangene hinzustellen, sie einem Kriegsgericht zu unterwerfen, das alle, die befohlen hatten, gleicherweise traf und die Menge derer rettete, die nur gehorcht hatten. Ein ehemaliger Militär, Lacroix, schlug der Versammlung vor, durch den Kommandanten der Nationalgarde einen Kriegsgerichtshof ernennen zu lassen, der unverzüglich die Schweizer, Offiziere und Mannschaften, aburteile. Der hervorragende Anteil, den die Föderierten, Marseiller und Bretonen, fast alles ehemalige Soldaten, an dem Sieg gehabt hatten, hätte zweifellos die Verpflichtung auferlegt, die Richter vor allem aus ihrer Mitte zu wählen. Diese Soldaten würden ein militärisches Delikt nachsichtiger beurteilt haben, als Richter aus dem Volk, einem rachedurstigen Haufen entnommen. Das ist keine Vermutung, sondern eine berechtigte Schlußfolgerung. Die Mehrzahl der Marseiller Föderierten war weit davon, die allgemeine Wut zu teilen, sondern erklärte, sie betrachte die Besiegten nicht mehr als Feinde, und heischte von der Versammlung die Erlaubnis, den Schweizern das Geleit zu geben, sie mit ihrem Leib zu decken. Als Soldaten begriffen sie viel besser die wahre Stellung der Soldaten, das unerbittliche Gebot der Disziplin, das auf diesen Schweizern gelastet und sie unbeabsichtigt schuldig gemacht hatte.

Lacroix, der den scheinbar strengen, in Wirklichkeit menschlichen

Rat gab, die Besiegten sogleich vor ein Kriegsgericht zu stellen, war ein zu unbedeutender Mensch, daß wir nicht weiter oben den zu suchen hätten, dem die wahre Initiative zu dieser großartigen Maßnahme gehört. Lacroix stand damals in den Reihen der Gironde, war aber bereits mehr und mehr mit Danton eines Sinnes. Was sie Gemeinsames hatten, das war die Leichtigkeit des Wesens, die Liebe zum Leben, zur Lebensfreude; alle beide waren willensstarke Männer und unter einer herben, heftigen Außenseite keineswegs unmenschlich. Ich glaube nicht, daß der Vorschlag von den Girondisten herzuleiten war, die für militärische Formen nichts übrig hatten, die Montagnards im allgemeinen ebensowenig, Robespierre ebensowenig wie Brissot. Ich fühle mich zu der Annahme geneigt, daß Lacroix den Gedanken Dantons zum Ausdruck brachte.

Was vermuten läßt, daß diese Maßnahme dem Blutvergießen Einhalt getan hätte, ist, daß die Kommune sie zurückwies. Sie, die ihren Sitz mitten in der Volksgärung hatte, schürte noch immer die Rachegelüste, statt sie zu dämpfen. Sie wagte nicht, es rund heraus zu sagen, daß sie fürchte, die militärischen Föderierten könnten mit den Besiegten zu großmütig verfahren; am 13. forderte sie nur, daß man an Stelle eines Kriegsgerichtes ein Tribunal errichte, das „zum Teil aus Föderierten, zum Teil aus Mitgliedern der Pariser Sektionen bestehe." — Am 15. wurde sie dreister, sprach nicht mehr von Föderierten und verlangte, das Urteil solle von Kommissaren der verschiedenen Sektionen gefällt werden. Die in solchem Augenblick Gewählten konnten kaum andere, als die heftigsten Elemente der Sektionen sein und wahrscheinlich also gerade sie, die Mitglieder der Kommune. Mit anderen Worten: die Kommune ersuchte die Nationalversammlung, die Kommune selbst damit zu beauftragen, alle, die man festgenommen hatte, und alle, die man festnehmen würde, zu richten. Welche Grenze gab es auf diesem Weg? Das war nicht vorauszusehen. Seit dem 12. war ein Haufe von Petitionären sogar auf den Bänken der Nationalversammlung erschienen, um einen Abgeordneten als Verräter zu bezeichnen und zu verlangen, daß er unter Anklage versetzt werde.

Nichts, was die Kommune tat, kann in Erstaunen setzen, wenn man weiß, welches seltsame Orakel sie um Rat befragte. Am 10. abends hatte ein abscheulicher Trupp Betrunkener und Gassenburschen mit vielem Lärm den Mann der Finsternis, den lebendigen Leichnam, den Auferstandenen, den Märtyrer und Propheten, den göttlichen Marat, ins Hôtel-de-Ville getragen. Das sei der Sieger des 10. August, sagten sie. Sie hatten ihn im Triumph durch Paris getragen, ohne daß seine Bescheidenheit sich widersetzt hätte. Sie

brachten ihn auf den Armen herbei, mit Lorbeer gekrönt, und warfen ihn da mitten in die große Beratung der Kommune hinein. Einige lachten; viele schauderten; alle wurden mitgerissen. Er allein kannte weder Zweifel, noch Zögern, noch Skrupel. Die grausige Sicherheit eines Narren, der nichts von den Widerständen der Welt noch denen des Gewissens weiß, ging von seiner Persönlichkeit aus. Seine gelbe Stirn, sein ungeheures Krötenmaul grinsten ekelhaft unter seinem Lorbeerkranz hervor. Seit diesem Tage erschien er beständig in der Kommune, obgleich er kein Mitglied war, und sprach immer lauter. Die Politiker hatten zu bedenken, ob sie einem Geisteskranken bis ans Ende folgen wollten. Wie aber sollte man vor der rasenden Menge einen Widerspruch gegen Marat wagen? Danton hätte es nicht gewagt; nur kam er wenig zur Kommune. Robespierre, der hier tagte, wagte es noch weniger. Die Sache sollte ihm teuer zu stehen kommen. Die Kommune faßte mehrere ganz wundersame Entschlüsse, diesen unter anderen, den offenbar Marat diktiert hatte: „Von nun an seien die Druckerpressen der royalistischen Giftmischer zu konfiszieren, den patriotischen Druckereien zuzusprechen." Noch ehe diese schöne Beschlagnahme bekanntgegeben war, hatte Marat sie ausgeführt. Er war unverzüglich zur königlichen Druckerei gegangen, hatte hier erklärt, die Presse und die Schriftzeichen gehörten dem ersten, dem größten Journalisten, und nahm mehrere Pressen und Schriftzeichen mit sich fort.

Die Nationalversammlung hatte also zu entscheiden, ob sie der so geleiteten Kommune das Schwert der nationalen Gerechtigkeit übergeben solle. Wie würde diese Gerechtigkeit beschaffen sein? Die einen wollten ein rächendes, eiliges, schnell schlüssiges Gericht. Marat bevorzugte ein Blutbad. Diese Idee hatte er nicht etwa auf Kosten seiner Menschenfreundlichkeit, sondern sie war, wie er sagte, ein Zeichen dafür. „Man bestreitet mir den Titel eines Philantropen," sagte er. „Ah! Welche Ungerechtigkeit! Wer sähe nicht, daß ich ein paar wenige Köpfe abhauen will, um eine große Zahl anderer zu retten? . . ." Diese kleine Zahl schwankte; in seiner letzten Lebenszeit hatte er, ich weiß nicht warum, bei der wirklich kleinen Zahl von zweihundertdreiundsiebzigtausend halt gemacht.

Das Rachegericht konnte Blutvergießen vermeiden. Die Kommune verlangte durch Robespierres Stimme von der Versammlung seine sofortige Ernennung. Der in gemilderter Form, mit verdächtiger Vorsicht, von Drohungen durchsetzte Antrag wurde mit tiefem Schweigen aufgenommen. Ein einziger Abgeordneter (Chabot) erhob sich, um ihn zu stützen. Und dennoch ging er durch. Man hoffte, den

Antrag in seiner Anwendung umgehen zu können; er wurde im Prinzip angenommen.

Von diesem Moment an erschienen Stunde um Stunde drohende Eingaben, die das Inkrafttreten des beschlossenen Erlasses forderten. An einem Abend folgten einander drei Abordnungen der Kommune an der Barre. Die dritte ging so weit, zu sagen: „Wenn Sie nichts beschließen, so werden wir sehen.“ Am 17. erschien eine neue Abordnung mit der Äußerung: „Das Volk ist es müde, nicht gerächt zu werden; man hüte sich, daß es sich nicht selbst Gerechtigkeit verschafft. Heute um Mitternacht wird die Sturmglocke läuten. Es wird ein Kriminalgericht für die Tuilerien gefordert, ein Richter aus jeder Sektion. Ludwig XVI. und Antoinette wollten Blut; mögen sie das ihrer Trabanten fließen sehen.“

Auf diese rohe Gewaltrede entgegneten die Jakobiner Choudieu und Thuriot, Dantons Freund, in den edelsten Worten. Ersterer sagte: „Die hier als Schreier herkommen, sind nicht die Freunde des Volkes; es sind seine Schmeichler . . . Man will eine Inquisition, ich widersetze mich dem bis in den Tod . . .“

Auch Thuriot sprach ein erhabenes Wort: „Die Revolution gehört nicht nur Frankreich; wir müssen sie vor der ganzen Menschheit rechtfertigen.“

Da treten die Sektionsabgesandten ein, die von der Kommune zur Bildung des Geschworenengerichts beauftragt waren. Einer von ihnen: „Sie sind völlig im Dunkel über das, was vorgeht. Wenn innerhalb zwei bis drei Stunden der Vorsitzende des Geschworenengerichts nicht ernannt ist, wenn die Geschworenen nicht in der Lage sind, zu handeln, wird sich in Paris großes Unglück ereignen.“

Die Versammlung gehorchte zur Stunde. Sie beschloß die Bildung eines außerordentlichen Gerichtshofes. Immerhin mit einer Vorsichtsmaßregel, der Wahl in zwei Abstufungen, wie für die Abgeordneten; das Volk ernannte für jede Sektion einen Wahlmann, und diese Wahlmänner ernannten die Richter.

Es muß gesagt werden, daß die dunklen Wolken von draußen, der Sturm von der Grenze her, das Innere wie mit einem schwarzen Tuch bedeckten; weniger und weniger ließ sich das Bild der Gerechtigkeit noch erkennen. Briefe kamen aus den Grenzstädten, wie ebensoviel Hilfeschreie, wie die Schüsse der Alarmkanone, von Augenblick zu Augenblick vom Staatsschiff abgegeben, das unter Nebelschleiern zu versinken schien. Thionville war es und Saarlouis, die nach der Nationalversammlung riefen. Erstere sagte, von Frankreich im Stich gelassen, werde sie sich lieber in die Luft sprengen, als ihre Tore öffnen. Die Preußen waren von Koblenz am

30. Juli mit einem prächtigen Kavalleriekorps aus Emigranten, neunzig Eskadronen stark, aufgebrochen. Am 18. August vereinigten sich die Preußen mit dem österreichischen General Clairfayt. Die vereinte, hunderttausend Mann starke Armee schloß Longwy am 20. August ein.

Und welche Verteidigung im Innern? Merlin aus Thionville sagte in der Versammlung, im Überwachungskomitee befänden sich vierhundert Briefe mit den Beweisen, daß der Plan und der Zeitpunkt für den feindlichen Einbruch seit langem in Paris bekannt waren. Tatsächlich hatten die Königin und viele Royalisten die Marschroute des Feindes, und verfolgten seinen Marsch auf der Landkarte Tag für Tag.

Lafayette schien keine anderen Feinde zu sehen, als die Jakobiner. In einer Adresse rief er seine Armee auf, die Verfassung wieder herzustellen, den 10. August zu vernichten, den König wieder einzusetzen. Das war gleichbedeutend mit der Einsetzung des Auslandes in Paris. Es gibt kein zweites Beispiel einer solchen Vernarrtheit. Glücklicherweise fand er bei seiner Armee keine Unterstützung. Er ließ die Truppen Revue passieren und vernahm keinen anderen Ruf, als: „Es lebe die Nation!“ Er sah sich allein und es blieb ihm nichts übrig, als über die Grenze zu gehen. Die Österreicher erwiesen ihm den wichtigen Dienst, ihn festzunehmen, und dadurch rehabilitierten sie ihn. Ohne diese Gefangennahme war er verloren; sein Andenken wäre von einem bösen Schatten getrübt worden.

Am 18. hatte die Nationalversammlung ihn unter Anklage versetzt. Der Oberbefehl im Osten wurde Dumouriez übertragen; und im Norden wurde Luckner durch Kellermann ersetzt.

Am gleichen Tage, dem 18., war der außerordentliche Gerichtshof schon organisiert. Danton ergriff die Gelegenheit und hoffte, den Rachegelüsten ein Ende zu machen. In einer wundervollen Eingabe, in der man neben Dantons großem Herzen die Begabung seiner Sekretäre, Camille Desmoulins und Fabre d'Églantine zu spüren meint, setzte er das revolutionäre Recht auseinander, das Recht des 10. August, tat das Königtum endgültig ab, indem er feststellte, daß es selbst seine besten Freunde verraten habe. Gleichzeitig aber legte er mitten im gegenwärtigen Zustand des Schreckens für die neue Ordnung die Grundlagen der Gerechtigkeit fest.

Diese gleichzeitig inspirierte und berechnete Rede wurde den beiden Gewalten gerecht, der einen, der Kommune von Paris, als „von der Nationalversammlung bestätigt“; die andere, die Versammlung selbst, wurde von Danton edelmütig erhoben: „Beglückwünschen wir sie,“ sagte er, „zu ihren freiheitlichen Beschlüssen.“

In bemerkenswerter Voraussicht verkündete er das bei weitem

tiefere soziale Übel, das die revolutionäre Bewegung deckte; beim ersten unterirdischen Grollen, das noch keiner recht vernahm, erriet, verkündete dieser tiefgründige Geist den Vulkan. Erstaunlich! In seiner prophetischen Abhandlung beschäftigt Danton sich mit Babeuf, sieht ihn im Geiste; ihn, der sich erst zeigen sollte, als alle großen Männer der Revolution in der Erde lagen, ihn sieht er und verurteilt ihn, indem er der Gesellschaft zu ihrer dereinstigen Verteidigung die Autorität seines Namens hinterläßt: „Alle meine Gedanken," sagte er, „haben nur die politische und individuelle Freiheit zum Gegenstand gehabt, die Aufrechterhaltung der Gesetze, die öffentliche Ruhe, die Einigkeit der dreiundachtzig Departements, die Herrlichkeit des Staates, das Gedeihen des französischen Volkes und nicht die unmögliche Gleichheit des Besitzes — sondern eine Gleichheit an Rechten und an Glück."

Im ganzen verkündete Danton in dieser geschickt schwungvollen Eingabe mitten im Donner und Blitz des 10. August alles, was die Lage an Vernunft und Gerechtigkeit erzielen konnte. Er stellte die Einigkeit der öffentlichen Gewalten fest, sogar die seinige mit der Gironde; er sagte, er werde den Gerichtshöfen keine anderen Vorwürfe machen, als die, welche der Minister des Inneren, Roland, den Verwaltungskörperschaften mache. Er schloß sich der Volksleidenschaft derart an, daß er sie beruhigte, von den Gerichten Strenge verlangte, die allein in solchem Augenblick wieder Milde in die Herzen pflanzen könne. Die Adresse schloß mit dem ernsten Wort: „Möge die Gerechtigkeit der Gerichte den Anfang machen, die Gerechtigkeit des Volkes wird es enden."

Die Nationalversammlung schien zunächst von diesem Geist belebt. Alles war gerettet, wenn sie, wie Danton es verlangte, mit sicherer Hand die Standarte der Revolution ergriff und sie vor dem Volke hertrug. Sie führte zwei große revolutionäre Schläge: gegen die Adligen die Beschlagnahme des Besitztums der Emigranten, die Frankreich bewaffnet betraten; gegen die unvereidigten Priester die Vertreibung innerhalb vierzehn Tagen. Letztere Maßregel war nicht zu streng, wenn man bedachte, daß die Vendée und die Deux-Sèvres, von ihren Predigten in Flammen gesetzt, zu den Waffen gegriffen hatten. Die Entzückung stieg bis zu dem Grade, daß Vergniaud, der menschlichste unter allen, vorschlug, die Widersetzlichen nach Guayana zu deportieren.

Dieses strenge Vorgehen genügte der Kommune nicht. Selbst die Hinrichtungen, die nun ihren Anfang nahmen, beruhigten sie nicht. Der außerordentliche Gerichtshof, bei dem es weder Aufschub noch Berufung gab, wurde am 18. gebildet und tagte am 19. und 20.; am

21., abends, wurde ein Royalist auf der Place du Carrousel guillotiniert. Die Hinrichtung beim Fackelschein, vor der schwarzen Fassade des Palastes, die noch die Spuren der Metzelei aufwies, machte einen unendlich düsteren Eindruck. Der Henker selbst, der solche Schaustellungen doch gewohnt war, hielt hier nicht stand. Als er den Kopf des Hingerichteten aufnahm und ihn von der Höhe des Schafotts der Menge zeigte, stürzte er selber jählings zu Boden. Man eilte zu ihm; er war tot.

Diese fürchterliche Szene, die Tötung Laportes, des treuen Vertrauten Ludwigs XVI., machte viel Aufsehen. Laporte war der Hauptanstifter der Korruption des Hofes gewesen, er hatte nur eine Entschuldigung: daß er gehorsam gewesen war. Im übrigen war er als Privatmann geachtet und geliebt. Sein weißes Haupt fiel nicht, ohne ein gewisses Mitleid zu wecken; „La Chronique de Paris", das Blatt Condorcets, vermochte bei der Gelegenheit die Herzen zu besänftigen.

Die Kommune hätte mit dem neuen Gerichtshof, den sie gefordert, gebildet, gewählt hatte, ganz zufrieden sein können. Es gab kaum weniger als einen Kopf, der täglich fallen mußte. Dennoch beklagte man seine Langsamkeit, und er vermeinte, sich rechtfertigen zu müssen. In einer umständlichen Broschüre setzen die Mitglieder des Gerichtshofes auseinander, welche ungeheure Arbeit sie sich auferlegt haben, um so befriedigende Resultate zu erzielen. Mit Gewissenhaftigkeit könne man nicht schneller vorgehen, sagen sie. Die Broschüre ist von Namen unterzeichnet, die allein laut genug reden, unter anderen von Fouquier-Tinville.

Aber selbst der schärfste Richter war nicht das, was man wollte; man wünschte ein Massaker. Am 23. erschien gegen Mitternacht eine Abordnung der Kommune, gefolgt von einem Schwarm von Leuten, in der Nationalversammlung und äußerte wütend: „Man solle die Gefangenen von Orleans herbeiführen, um sie hinzurichten." Sie sagten nicht: „Um sie abzuurteilen", schienen diese Formalität für vollkommen überflüssig zu halten. Sie fügten die Drohung hinzu: „Sie haben uns verstanden, und Sie wissen, daß der Aufstand eine heilige Pflicht ist."

Der Präsident der Versammlung, Lacroix, benahm sich prachtvoll in dieser Sache. Vor der rasenden oder trunkenen Menge, die den Saal überschwemmte, in dieser düsteren Stunde der Nacht sprach er mit der Gewalt eines Dantonfreundes. Lacroix war ein früherer Militär, von athletischer Gestalt und riesigem Wuchs; er sagte mit ruhiger Würde: „Wir haben unsere Pflicht getan . . . sollte unser Tod ein letzter Beweis sein, um das Volk davon zu überzeugen, so

kann es über unser Leben verfügen . . . Sagen Sie das unseren Auftraggebern.“ Selbst die hitzigsten Jakobiner, Choudieu und Bazire, schienen über diese Drohungen entrüstet; sie beantragten die Tagesordnung, und man folgte ihnen.

Am 25. abends guillotinierte man am Carrusell einen Verfasser royalistischer Schmähschriften; in den Tuilerien traf man die Vorbereitungen für eine Nationalfeier, die Feier für die Toten des 10. August. In der Nationalversammlung und in Paris verbreitet sich das Gerücht, daß die Festung Longwy sich den Preußen ergeben habe. Die Freiwilligen von den Ardennen und von der Côte-d'Or hatten sich wundervoll bewährt. Aber der böse Wille hatte alle Verteidigungsmittel zunichte gemacht, versteckt. Der Kommandant war, als der Sturm erfolgte, unauffindbar. Die Versammlung erhielt und las den Brief, mit dem die Emigranten seine Abtrünnigkeit beschlossen hatten. Die Stadt wurde von den Ausländern „im Namen Seiner Majestät des Königs von Frankreich“ besetzt. Der Verrat war offenkundig. Man verfügte sogleich, daß jeder Bürger, der in einem belagerten Ort von Übergabe rede, mit dem Tode zu bestrafen sei. Dreißigtausend Mann sollten unverzüglich in Paris und den benachbarten Departements ausgehoben werden. Das Fest fand ungeachtet dessen am Sonntag, dem 27., statt; aber dieses Totenfest eines Volkes, das sich verraten und verkauft sah, war in Wirklichkeit ein Fest der Rache.

Der Festordner war Sergent, einer der Administratoren bei der Kommune, ein sehr gefühlvoller, feuriger, empfänglicher Mensch, aber reizbar bis zur Raserei. Als Kupferstecher und mittelmäßiger Zeichner fand er in seinem Fanatismus hier eine wahre Inspiration. Nie war eine Zeit geeigneter, die Seelen mit Trauer und Rache zu erfüllen, mit mörderischem Gram. Auf dem großen Bassin der Tuilerien war eine mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Pyramide errichtet worden, mit Inschriften, die an alle Metzeleien erinnerten, die man den Royalisten vorwarf: Blutbad von Nancy, von Nîmes, von Montauban, vom Marsfeld, usw. Diese im Garten errichtete Totenpyramide fand ihr wahres Gegenstück am Carrousel, im Werkzeug des Todes, der Guillotine, und alle beide hatten die gleiche Wirkung: die eine tötete, die andere forderte zum Töten auf.

Mitten in Wolken von Räucherwerk schritten die Opfer des 10. August, die Witwen und Waisen in weißen schwarzgegürteten Kleidern einher und trugen in einer Truhe die Eingabe vom 17. Juli 1791, die damals vergeblich die Republik gefordert hatte. Es folgten ungeheure schwarze Sarkophage, die aussahen, als enthielten sie Berge von Leichnamen. Dann Banner der Rache, die Tod für den

Tod forderten. Dann kam das Gesetz, eine Kolossalfigur mit dem Schwert bewaffnet, und dahinter die Richter, alle Gerichtshöfe, als erster das Tribunal vom 17. August. Hinter diesem schritt sie, die es ins Leben gerufen hatte, die furchtbare Kommune, mit dem Standbild der Freiheit. Zum Schluß die Nationalversammlung, die Bürgerkronen trug, zu Ehren und zum Trost der Toten. Die bitteren Gesänge Chéniers, die herbe und gewaltige Musik Gossecs, die sinkende, sich in Trauer hüllende Nacht, der wallende Weihrauch, der aufstieg, als wolle er die Stimme der Rache zum Himmel tragen, alles erfüllte die Herzen mit einem Todesrausch oder mit düsteren Vorahnungen.

Am anderen Tage war es noch ärger. Die beiden Statuen der Freiheit und des Gesetzes, diese vom Volk verehrten Gestalten, die am Sonntag Gottheiten gewesen waren, wurden, ihrer Gewänder beraubt, trostlos in ihren am wenigsten anständigen Körperteilen, die von Schleiern verhüllt gewesen waren, zur Schau gestellt, nicht ohne manch unvorsichtiges Gelächter seitens der zuschauenden Royalisten. Die Menge wurde wütend; sie eilte zur Versammlung, schrie nach Rache und behauptete, diese Entweihung rühre von einer Verschwörung her; nichtswürdige Arbeiter hätten schmählicherweise diese Gottheiten entkleidet, um sie der Verachtung der Aristokraten preiszugeben. Sie bemächtigte sich der Statuen, kleidete sie an, führte sie zu ihrer Genugtuung auf den Platz Ludwigs XV. und trieb hier einen wahnsinnigen Kultus mit ihnen.

Inhaltsverzeichnis

Band 3.

Die Flucht des Königs nach Varennes und ihre Folgen.

Band 4.

Der Sturz des Königtums.

Verzeichnis der Bildbeigaben

Farbtafeln.

Textillustrationen.

Seite

